
36. c. 25
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Der Zauberer von Rom.

Siebenter Band.

Der

Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

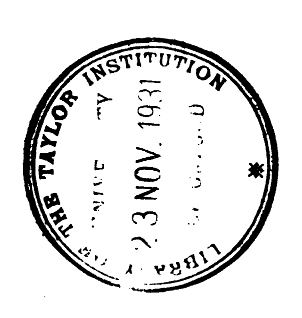
Siebenter Band.
(Dreizehntes und vierzehntes Bändchen.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1869.

Sechstes Buch.


THE TAYLOR INSTITUTION
23 NOV. 1931
LIBRA

1.

Wer konnte sonst die Namen Oesterreich und Wien nennen hören und vernahm nicht sofort Musik! Auch jetzt noch, wenn dich mit Windesflügeln von der Elbe bis an die Donau das Dampfroß in einem einzigen Tage geführt hat, grüßen den haltenden Zug mitten auf der Heide, selbst bei Nacht, zwei Stationen vor der Ankunft in Wien, Clarinette und Geige. Der Sturmwind fegt den Herbstregen an die Fenster der Waggons. Du blickst durch die beschlagenen Scheiben — nichts, als öde gespenstische Nacht vor dem Auge — und doch empfängt dich Jubel und Lust —! Dazu denn vielleicht ein seltsames Bild: Auf einen Stab gestützt, am Rand des Erdwalls, starrt ein Schäfer im zottigen Lammfell auf den haltenden Zug — ein Wanderhirt, der aus Ungarn kommt und mit seiner nächtlich rastenden Heerde weiter zieht —! Es ist ein Bild der österreichischen Geschichte. Einsame Nachtträume der Völker, sich still am Wege nach Erfüllung sehnend — unter lachender Lust und Freude!

Auch am Donaustrand — wispert es gleichfalls leise, leise um die alten Ritterburgen. Klagelaute um versunkene Banner und Kronen —! Was liegt nicht im feuchten Schoße der Donau begraben! Was könnte sich auch da nicht melden zur Wiederaufstehung unter dem nächtlichen Sternenhimmel! Ist es doch hier oft, als

wenn auf den düstern Bergwänden ringsum die Geisterjungfrauen geheimnißvoll begännen ihre Harfen zu schlagen!

Von Tirol und Salzburg, aus den sagenhaften Schluchten des Untersbergs und von den echoreichen grünen Bergseen Steiermarks her ist es die Zither, die überall erschallt. Dies liebliche Instrument könnte Sancta-Cäcilia statt der Orgel erfunden haben! Kennst du es nur aus dem lampendunstigen und cigarrendurchqualmten Keller der leipziger Messe, kennst du es nur aus dem Concert aufgeputzter Jodeltiroler? Aber auch da wird die Zither dich gerührt haben — so, daß du den Genius Oesterreichs hättest fragen mögen:

Was lachst du so traurig, was weinst du so froh?

Wenn die bebende Zithersaite unter kraftvollem Finger ihre Schwingungen beginnt, der Ton, immer gebrochen, immer in der Geburt des Halls halberstorben schon und doch neugefaßt vom kunstgeübten Finger, neubelebt, aus lauter kleinen zitternden Tremolos Riesenfermaten hält, sich festklammert, gleich einem Knaben, der nicht ruht, den höchsten Ast eines Blütenbaums zu erklimmen — auf der höchsten Höhe, in die uns die Töne der Alpenzither schwingen können, angelangt, welch ein Blick dann auf die Thäler der Erde! Du siehst deine Jugend, den grünen Plan deiner Kindheit, athmest auch im Herzen die reinste Alpenluft! Selbst unter dem „Soll und Haben" Leipzigs, unter dem Strumpf- und langen und kurzen Waarenhandel seiner Messe, konntest du in „Auerbach's Keller" die Thränen nicht zurückhalten, wenn das „berühmte" Tirolerquartett — nicht etwa singt — das schenke ihm die Muse! — nur die Zither schlägt. Die Spielerin sammelt mit dem Notenblatt. Im koketten Brustlatz, mit dem spitzen Hut — ein unschönes Mannweib. Aber — sie spielte dir auf der Zither — Oesterreich! Sie spielte ein Ahnen, Suchen, Sehnen nach unbestimmten, dem Land und Volk selbst nicht deut-

lich gegenwärtigen Zielen. Sie spielte das Wittern einer Geisterluft, das Morgengrauen schönerer Hoffnungen! Sie spielte die Freude, die sich selbst nicht vertraut, und ein Leid, das dem Schöpfer zürnen möchte, weil er die Erde bei alledem und alledem — so schön erschuf —! Musik ist der erste Gruß in Oesterreich.

Auch in Wien!

Die große Hauptstadt ist endlich erreicht, die bremer „echte" Havañacigarre glücklich eingeschmuggelt. Der Venusberg ist geöffnet. Tannhäuser zieht den schwarzen Frack an und die gefirnißten Tanzstiefel und vertanzt sich — das gebrochene Herz! Strauß und Lanner! Sie geben schon lange Trost für die „Zerrissenheit" — selbst im Alpengemüth, für den „Weltschmerz" — selbst im Pusztensohne. Denn hört nur diese Tänze! In ihnen liegt ein Dämon. Wie mit Kirchenglocken fangen sie an, sanft und feierlich, im Adagio eines Meßganges. Sittsamer, concordatsmäßiger Niederschlag der Augen! Geradeswegs, denkt man, führt das nach Mariazell oder Loretto —! Plötzlich aber wirft der kaum geordnete Nonnenzug die Kapuzen ab. Nun hüpft die Freude — erst wie ein Füllen lustig über den Klee. Erst nur noch — ein fußtrillerndes Ausschlagen des Uebermuths. Erst nur noch ein Kopfüber der Fröhlichkeit, ein Humor, der uns neckt, wie Harlekin Colombinen, nur spaßelt, thaddädelt — alles so, wie es sich nach dem genommenen Ablaßzettel im einleitenden Adagio bald wieder vergeben läßt. Dann aber wird der Humor zur Selbstironie. Der Walzer cancant, die Grazie tanzt, wie in Paris, mit Formen der Epilepsie, die Melodie geht rückwärts, läßt sich die Augen verbinden, tanzt unter Eiern, schiebt auf dem Seil einen Karren zum Thurm hinauf, geht auf beiden Händen, dreht den Kopf überm Rumpf herum und sagt dem Rücken „guten Tag" — Halt! springt die Sittenpolizei dazwischen — Metternich's Censur und

Moral regieren noch in den von uns geschilderten Tagen — und der Dämon duckt unter, wird sogleich wieder ein Kind, das unter Blumen spielt, das nur nach Schmetterlingen hascht oder vor einer Hummel entflieht — Und vor welcher Hummel! Brummelt die spaßig, taumlig, torklich! Baßgeige, wohin rennst du? Baßgeige, bist du betrunken? Entflieht! Entflieht! Aber Staberl spannt seinen Regenschirm auf — Haltet! Das gibt Sturm! — Wo führt's dich hin? Zum „Stuwer?" — Sind das Pot-à-Feu's? Döbler'sche Sträußchen? Sternschnuppen? — Wohinaus denn? — Grad' ins Firmament! In die Milchstraße! Die ist aber von Würsteln und Kringeln behangen! In einen Kometenschweif geht's von feurigen Nasen! Ein einziger Strohhalm ist die schwindelnde Brücke über einen unermeßlichen Abgrund, worüber alle Walzenden zugleich hinweg müssen. Heiliger Nepomuck, hilf! Alle fassen einander an, klammern sich einer an des andern Rockschoß. Strauß nimmt den Fidibus, steckt noch dazu diesen Strohhalm über das Weltgebäude hinweg in Brand und nun müssen die Paare hinüber. Die Glöckchen, die klingen, die Geigen, die quinkeln über den äußersten Steg hinweg, die Pickelflöte, die lacht. Das gibt ein Unglück! Aber — der Maestro bringt sie alle wieder wohlbehalten in seine Schlußcoda zurück. Baß, Trommel, Posaune finden sich in harmonischer Vereinigung bei den letzten Takten wieder zusammen. Alles bricht in pyramidalen Jubel, „Fanatismo" aus. Der taktirende Maestro verbeugt sich gelassen, „der Tanz ein Leben" oder „das Leben ein Tanz", ein Fiebertraum, ist vorüber und nebenan — sind die Tische gedeckt für die harmlosesten Bedingungen des irdischen Daseins — „Backhänerln", „Roßbrateln", „Beslamoths", „lämmerne Hasen", „Engländer" und alle nur erdenklichen Nationalgerichte der classischen Küche Oesterreichs.

So war das Gewirr, in das auch Benno eintrat. So übertäubt — im Spätherbst, beim Blätterfall und bei häufigen, noch

warmen Regenschauern schon an die bevorstehenden Freuden des Winters erinnert — irrt er durch die Straßen Wiens — verfolgt von bunten Anschlagzetteln, Aufforderungen zu Lust und Freude. Eben sehen wir ihn in die stolze Herrengasse eintreten.

Fußgänger umdrängen ihn, Wagen rollen, Rosse sprengen dahin. Nur immer Achtung! Ausweichen! Ausweichen! Auch den von den Regenschirmen niedergießenden Fluten.

Einige Minuten verlieren wir den trotz seiner Aufregung bleichen jungen Mann, mit seinem regenfeuchten, schwarzen Bärtchen, im triefenden, damals neuerfundenen Macintosh, doch vor Wirrwarr um sich her und in sich selbst — ohne Regenschirm, aus den Augen.

Bald aber tritt er aus einem hohen, mit Karyatiden geschmückten vornehmen Palast wieder hervor. Er sinnt: Wohin? Zur Linken auf die Schottenbastei hinaus? Auf die Freyung hinüber zu einem guten Chorherrn, bei dem er wohnt? Zu den Zickeles, an die er empfohlen und von denen er für jeden Abend eingeladen ist? Oder noch in irgendein Theater? Das Burgtheater soll — in der Nähe sein. Da ruft ihn der Portier zurück. Verzeihen's! Den Dreimaster lüftend, fragt er: Waren's Herr Baron von Asselyn?

Mein Name!

Benno von Asselyn war schon zweimal unter dem hohen Portal des gräflich Salem-Camphausen'schen Palais, hatte schon zweimal mit dem Hüter des Eingangs über die bedauerliche Nichtanwesenheit des Grafen gesprochen. Diese Leute haben nur ein Gedächtniß für empfangene Trinkgelder.

Ein Brief für Euer Gnaden vom Herrn Grafen Erlaucht sollte eben zum Herrn Baron hinübergetragen werden —!

Der Brief lag auf dem Sims des kleinen Guckfensterchens der Portierstube. Benno nahm ihn an sich. In der Auffahrt des Palais brannte hochoben eine düstere Lampe. Der Portier deutete

auf sein Stübchen und ein dort befindliches Licht, das zwar auch keine Millykerze war, doch reichte es hin für die kurze Lectüre. Eine Secunde und Benno hatte gelesen, daß ihn Graf Hugo morgen zum Frühstück auf seinem Schlosse Salem erwarte.

Jetzt sah der Portier dem schlanken jungen Manne voll Spannung nach. Die Bedienung eines großen Hauses hat ein scharfes Ohr und Auge für die innern Angelegenheiten ihrer Herrschaft. Hängt Der mit unser Aller Schicksal zusammen —? mochte er denken und sah lange hinter ihm her, sah, wie der junge Mann dahinschoß und so in Gedanken, daß er noch nichts vom Regen zu merken schien.

Benno hatte sich rechts gewandt, ging, auf die morgende kleine Reise gespannt, und fühlte nun endlich wol an seinem Hut und seinen Stiefeln, daß es Zeit war irgendwo unterzutreten. Er stand am Burgthor und las an einer vom Thor geschützten Wand: „K. K. Hofburgtheater. Hamlet, Prinz von Dänemark.“ Er trat in das nahe kaiserliche Theater.

Ein labyrinthisches, von kleinen Winkelgängen durchkreuztes Gebäude nahm ihn auf. Schwer fand er sich zurecht bis zur „Kassa“. Noch war diese offen, aber kein Billet mehr zu haben. In Oesterreich gewöhnt man sich — mit Unrecht — nur an diejenigen Unmöglichkeiten zu glauben, die sich auch dem Klang des Silbers gegenüber nicht wegräumen lassen. Benno's Zweifel fanden kein Gehör. Er verließ ohne Billet die „Kassa“ und verwirrte sich in den Gängen.

Ein gefälliger Herr, der sich verspätet zu haben schien und hinter ihm herging, wies ihn zurecht. Der Ausgänge schien es mehr zu geben. Der freundliche Herr ließ es sogar geschehen, daß Benno in eine Wachtstube gerieth. Grenadiere spielten hier Karten und dennoch huschten Damen in eleganten Kleidern hindurch, ja Benno stand sogar plötzlich zweien Gestalten gegenüber,

die jedenfalls zum Gefolge des Königs Claudius von Dänemark auf der Bühne gehörten.

Der fremde Herr sah Benno's Erstaunen und sagte zu ihm lächelnd: Ei, Sie sind fremd, mein Herr —? Schon zog er die Dose gegen den bekannten Kasernen- und Wachtstubengeruch. Nicht wahr, das erinnert Sie an eine Dorfkomödie? fuhr er fort. Aber es thut mir halt leid, daß Sie vielleicht mit diesem Eindruck weiter reisen! Sie haben kein Billet gefunden. Wenn ich Ihnen einen Platz in meiner Loge — Bitte! In allem Ernst! Meine Loge liegt zwar nur im dritten Stock. Despectirlich ist das jedoch keineswegs, lieber Herr! Ohne Spaß! Ich mache mir sehr ein Vergnügen daraus! Kommen Sie nur —! Das gemüthliche Air des feinen Herrn war so einnehmend, daß Benno in der That, nach einigem Zögern, aber auch fernerem Zureden, folgte. Ich gehe halt voran! sagte sein Führer und plauderte im Gehen: Gelt, Sie denken hier an eine mögliche Feuersbrunst —? Er deutete auf die Enge der Logentreppen. Man ging in die Stockwerke hinauf, wie auf einer Wendeltreppe zu einem Thurm. In seltsamem Contrast zu dieser Aermlichkeit standen die reichgallonirten Diener mit ihren Servirbretern, auf denen sie „G'frornes" trugen.

Benno entschuldigte sich unausgesetzt über seine Dreistigkeit und schüttelte seinen Hut und seinen Macintosh.

Im Gegentheil! erwiderte sein freundlicher Protector und ordnete inzwischen gleichfalls seine Toilette, mit einem Kämmchen sein weißes, krauses Haar. Die Dreistigkeit ist halt auf meiner Seite! Schauen's nur, jetzt muß ich Sie auf meine beiden Plätze sogar durchs Paradies führen. Aber zur Linken haben's dennoch einen kaiserlichen Hofrath und zur Rechten einen Millionär von der haute finance! Die Logen sind bis in den Kronleuchter hinauf schon auf Jahre voraus gesucht. Und wie ist

das heute wieder überfüllt! Immer so bei denen classischen Stücken jetzt und besonders wann im Kärthnerthor eine durchgefallene deutsche Oper wiederholt wird —!

Durch die dichtgedrängte Galerie machte der Logenschließer dem gesprächigen, bald gemüthlichen, bald satirischen Herrn Platz und nahm den nassen Macintosh, unter welchem sich Benno im Frack befand. Fast in der Nähe des Kronleuchters lag die Loge des freundlichen Führers.

Die Ränge waren eben nicht zu stark besetzt. Desto voller war es unten. Kopf an Kopf gedrängt in einem langen düstern Saale, dessen Bauart mehr zum Hören, als zum Sehen des auf einer schmalen Scene Dargestellten bestimmt schien. Eben sprach der Darsteller des Hamlet eine der längern wirksamen Reden in melodischem Tonfall, mit ebenso viel Kraft wie Anmuth. Befangen suchte sich Benno in seine so schnell und überraschend ihm gekommene Situation zu finden. Sehen konnte er allerdings vom Spiel so gut wie nichts. Er mußte sich an die Worte halten und an seines Begleiters Erläuterungen, die von einem: Guten Abend! hier, von einem: Küß' die Hand! dorthin unterbrochen wurden.

Die Beschwörungsscene war im Gange. „Schwört auf mein Schwert!“ sprach Hamlet, der mit hinreißendem, vielleicht mit zu vielem Feuer gespielt wurde.

Im Saal war alles todtenstill. Man hörte das dumpf aus der Erde kommende: „Schwört!“ des Geistes. Aber alles das hinderte ebenso wenig den Protector Benno's wie die Umgebungen, dazwischen immerfort leise zu kritisiren oder nur gemüthlich zu „plauschen“.

Schau, schau! sagte ersterer. Das schreibt sich gewiß unser Herr Professor da auf. „Schwört auf mein Schwert!“ Gelt, mein lieber Professor, das ist für ein italienisches Ohr rein

kalmiickisch —? „Schwört auf mein Schwert!" Ich muß aber auch sagen, was da wieder der Deinhardstein für eine Uebersetzung genommen hat! Oder soll's ausdrücklich ein Wortwitz à la Saphir — Ei guten Abend, Resi! Ei, küß' die Hand! Wie kommt denn heute der Professor in Ihre Begleitung — Protegirt er auch den Herrn — Wie heißt gleich der neue „Debutant", den die Kaiserin protegirt? Kein Zettel da? Die Unordnung aber in denen Logen greift immer mehr um sich —! Warum ist halt kein Zettel da?

Für Benno mußten diese Absprünge des Tons vom zartesten Gemüth bis zur schärfsten Ironie, jetzt an den Logenschließer zur entschiedensten Grobheit, höchst charakteristisch sein. In einem und demselben „Geplausch" wurde der Logenschließer herabgeputzt, ein junges, heiteres Mädchen, das vor ihm saß, galant angeredet, eine höchst steife, lange Figur, die in einer weißen Halsbinde neben diesem saß, ironisirt, der fremde junge Mann über Spiel und Lokalität unterrichtet, die Darstellung beurtheilt, alles mit derselben Lebhaftigkeit und den leichtesten Uebergängen eines Seelenzustandes in den andern — bald Gefrierpunkt der Kritik, bald Siedepunkt des Enthusiasmus — ja obenein noch die Dose gezogen und geschnupft und Benno nach dem wievielten Tag seines Aufenthalts gefragt, auch auf die Theuerung in Wien hingewiesen und bei alledem noch in dieser Loge und in jener eine bedeutende Persönlichkeit lorgnettirt.

Die Ringsumsitzenden hatten im Grunde alle dieselbe Manier. Wenigstens fanden sie diese quecksilberne Beweglichkeit, dies Abspringen von der Hitze im Saal auf das heute „ein Biffel" mangelnde Feuer im Spiel „der Uebrigen", von der brillanten „Toilett'" dieser und jener Fürstin auf die „schauerlich" schlechte und abgenutzte Decoration in der Scene ganz in der Ordnung. Und trotzdem, wenn auch noch soviel kritisirt und „mechant" ge-

funden wurde, bei einem: Bravo! stürmte sich, urplötzlich entbrennend, ein förmliches Liebesfeuer von Enthusiasmus aus. Und dennoch wieder, unmittelbar darauf erfolgend, über dies und das ein leises: „Unter aller Würde —!"

Benno sah, daß diese Art sich zu geben aus dem Gemeingefühl einer Stadt entspringt, deren Bewohner sich gleichsam zu einer einzigen großen Familie bekennen. Die Worte „Herz", „G'fühl", „G'müth" wurden sowol hier, wie auf den Bretern, gehandhabt wie eine Prise Schnupftaback. Die schwungvolle Darstellung des Hamlet ausgenommen, war die Vorstellung weit mehr im Geiste Iffland's, als Shakspeare's. „Vater", „Mutter", diese Worte wurden mit einer besonders biedern Treuherzigkeit betont. An seinem Protector fiel Benno auf, wie er ihn, trotz seiner kindlichen Harmlosigkeit, doch ab und zu scharf beobachtete. Sogar eine klug lauernde Kälte lag im Blick der kleinen glänzenden, mit höchst scharfen grauen Brauen überwölbten Augen.

Ein Zwischenact trat ein, den eine würdige Musik belebte. Benno konnte sich jetzt in seinen nähern und entferntern Umgebungen zurecht finden. Er selbst fiel auf. Nach seiner schlanken edeln Gestalt, nach seinem feinen Lächeln und anziehenden Gesichtszügen sogar einigen Entfernteren. Nach seiner fremdartigen Aussprache allen Näherſitzenden. Die an ihn gerichteten Plaudereien seines Protectors veranlaßten die vor ihm Befindlichen, sich öfters nach ihm umzusehen. Nur dem Italiener wurde das Umsehen schwer. Entweder war sein Nacken zu steif oder nur seine weiße Halsbinde. Flüchtig nur erhaschte Benno ein gelbes, von Blatternarben entstelltes Antlitz. Um so lieblicher hob sich der schelmische Mädchenkopf, die Resi, wie sie sein Protector nannte, von dem Italiener ab. Es war eine muntere Brünette, nicht mehr „zu jung", die sich unausgesetzt mit ihrem Nachbar halb italienisch, halb deutsch neckte. Auch zu diesen

Spöttereien blieb der Italiener kalt. Seine Gesichtsformen schienen von einer Pergamenthaut überzogen zu sein, die sich auch in dem Fall nicht veränderte, daß er etwas sprach, was die Andern lachen machte. Resi stritt mit ihm über den Charakter der Deutschen und nannte Hamlet einen „Dänen", auf den die Malicen ihres Nachbars nicht im mindesten paßten. Ma questo strofinaccio ha frequentato una universitâ tedescha! sagte der Italiener.

Benno verstand und sprach Italienisch wie seine Muttersprache. Er durfte annehmen, daß der Professor, der den Hamlet seiner Thatlosigkeit wegen einen „Waschlappen" genannt hatte, ein Musiker war. Immer lenkte Resi ihre nun zorniger werdenden Erwiderungen auf das musikalische Gebiet.

Sein Führer, der endlich den Theaterzettel bekommen hatte, las diesen laut vor, lachte dabei über den Streit zwischen Resi und dem Italiener, blinzelte Benno zu und sagte: Der Laërtes — der soll halt engagirt werden! Eine Empfehlung aus München! Der ganze Hof ist deshalb zugegen — Resi, wie kommt's nur, daß heut' der Dalschefski seinen Platz abgetreten hat? — Eine seltene Ehre für die deutsche Kunst, Herr Professor! „Müller" heißt der „Debutant"! Die allerhöchsten Herrschaften sind halt so außerordentlich gnädig! Der Mensch kann aber seine Bein' nit halten —!

Benno würde an dem kleinen Kriege auf den Bänken vor ihm, wo sich auch noch eine ältere Dame und ein anderer Herr befanden, seine harmlose Freude gehabt und sein schmerzlich zerrissenes, hochgespanntes, so zu sagen überbürdetes Gemüth erleichtert haben, wenn nicht im Lauf der Neckereien plötzlich sein Begleiter mit einem Namen wäre angeredet worden, der ihm das Blut erstarren machte. Und mehr noch. Kaum hatte er die Anrede: „Herr von Pötzl" zum zweiten mal vernommen, als auch schon sein Schrecken bis zur Besinnungslosigkeit stieg, denn im weitern

Verfolg der wieder neubegonnenen Handlung auf der Bühne reichte ihm sein Führer das von ihm gebrauchte Perspectiv mit den geheimnißvoll geflüsterten Worten: Jetzt aber! Jetzt schauen's —! O ich bitt' —! Da — Das ist merkwürdig! Unser Schicksal — ist auch im Hamlet —! Dieser Herr Müller ist gut empfohlen! Nein, schauen's doch, Resi —! Der Herr Staatskanzler ist da! Um ihn — alle die römischen Herrschaften —! Der Principe Rucca! Und die Dame da? Das ist ja wol die Herzogin von Amarillas —?

Benno lehnte das ihm dargereichte Perspectiv ab. Seine Hand zitterte. Sein Athem versagte ihm. Bald richtete er sein Auge starr auf den Träger eines Namens, der — hatte er alles, was sein Dasein betraf, recht erfahren — seiner Schwester Angiolina gehörte, bald auf die ihm noch im fernen Lampen- und Lichtdunst verschwimmende Erscheinung — er wußte es, seiner Mutter!

Indessen ging das Spiel weiter. Aber es wogte ein Rauschen und Flüstern durch den Saal. Die eben eingetretenen fremden Herrschaften, die mit dem aus Rom gekommenen Cardinal Ceccone in Verbindung gebracht wurden, erregten das allgemeinste Aufsehen. Es kamen deren immer mehr. Principe Rucca war ein junger Mann im rothen, gestickten Kleide. Auch der Name Malbachini wurde genannt. Alle Gläser richteten sich nach jener Logenreihe und Resi's Frage sogar: Ja, mein Gott, trägt denn der kleine Rothrock nicht gar ein schwarzes Pflaster überm Auge? mehrte Benno's Aufregung. Denn nach einem erst heute früh erlebten Vorfall sah er, daß er mit jenen Personen, die er mit heißester Sehnsucht suchte und — mit Entsetzen und Grauen floh, bereits zusammengetroffen war, ja mit ihnen schon in einer gewissen Verbindung stand.

Zweimal erwiderte er, auf alles Erläutern und Zeigen seiner Umgebungen: Wessen — Loge — ist das?

Des Herrn Staatskanzlers! hieß es.

Doch auch die Logen neben dieser hatten sich inzwischen gefüllt. Benno kämpfte mit sich, ob er bis zu Ende bleiben sollte. Hamlet's Lage wurde seine eigene. Auch mit ihm sprachen ja Geister, die außer ihm hier niemand sah! Auch ihm sträubten ihre Enthüllungen das Haar zu Berge; auch ihn hätten sie wach rufen sollen zu Thaten der Sühne und Gerechtigkeit! Aber ebenfalls auch ihm lähmten hundert Erwägungen den Arm. Den kann Wahnwitz ergreifen, das fühlte er jetzt, der ein Ungeheueres machtlos im Busen bergen soll! Auflodern, allen zurufen hätte er mögen: Das dort ist meine Mutter —! Er hätte seinen Nachbar anrufen mögen: Wie trägst du den Namen meiner Schwester —? Auch Ophelia, angeredet von Hamlet mit dem vom Darsteller unendlich schön gesprochenen Abschiedswort: „Geh' in ein Kloster!" verwandelte sich ihm in die Trägerin seiner eigenen Leiden. Daß man dann sagte, die Gräfin Olympia Maldachini sähe so keck um sich wie in einem Ballsaal, ließ ihn vollends erbeben. Denn auch sie kannte er schon! Sie schon ihn! Die Loge war zu entfernt für sein Auge ohne Bewaffnung durch ein geschärftes Glas. Dennoch bog er sich schwindelnd über, um zu sehen, um nur — starren zu können.

Wieder war inzwischen der Vorhang gefallen. Wieder begann eine Zwischenmusik. Der Professor, der inzwischen ebenfalls in große Aufregung gerathen war, erklärte, eben dieser „Römer" wegen hätte er den Platz des Professors Dalschefski übernommen. Er zankte mit Theresen. Er war aufgestanden und sprach jetzt mit höchster Lebendigkeit seiner bisher so starr gewesenen Gesichtszüge die italienischen Worte: Ja! Das sind sie —! Die Herzogin kenn' ich nicht — Aber sehen Sie nur den Grasaffen, den Rucca!... Und das, das ist die kleine Gräfin Olympia —! Corpo di Bacco! Als zehnjähriges Kind schon hatte sich der Fratz in einen Apollino im Braccio nuovo verliebt, verlangte

vom Cardinal Ceccone, von ihrem — Onkel, ihm einen Kuß geben zu dürfen, springt an dem jungen marmornen Gott hinauf, umschlingt ihn und beide stürzen vom Postament herunter — Thorwaldsen hat ihn restauriren müssen. Und ein ander mal — ha, da hat — diese Olympia — —

Ich muß aber bitten! Schweigen Sie jetzt! unterbrach ihn Resi entrüstet. Die Dame hat bis an ihren Platz Ihre Verleumdungen gehört! Eben richtet sie das Lorgnon auf Sie! Wahrhaftig! Herr von Pötzl, schauen's doch nur! Das ist ja prächtig! Sie ruft Den mit dem schwarzen Pflaster, auch die Herzogin und die sämmtlichen Cavalieri und zeigt hieher — geben Sie Acht, Professor, Sie müssen ihr Revanche geben, Sie unverbesserlicher Carbonaro!

Herr von Pötzl bestätigte alles, staunte und lachte übermäßig.

Benno aber stand, als schwebte er, ein Fieberkranker, in den Lüften.

Nein, ist die ungenirt! sprach alles ringsum durcheinander. Wie in Neapel!

Sie grüßt halt wirklich hier herauf! lachte Herr von Pötzl. In der That bestätigten alle, durch ihre Lorgnons blickend, daß die Kleine mit dem Diamantendiadem zu ihrer Loge herauflache. Sie ergriffe eben das Taschentuch und winke herüber, ergänzte Resi.

Wem gilt denn das —? sagte Herr von Pötzl hocherstaunt und schaute sich überall um und fixirte endlich den „Fremden" neben sich, seinen Protégé.

Benno stand, keiner Besinnung fähig, todtenbleich. Eben streckte er noch die Hand vor, um das ihm dargereichte Perspectiv zu ergreifen, da blieben ihm die Finger wie gelähmt hängen. Er sank bewußtlos auf seinen Sessel zurück.

Sie sind unwohl! rief Herr von Pötzl erschrocken. Ein Glas Wasser! Bitte! Oder kommen Sie halt an die frische Luft —!

Benno erhob sich allmählich, lehnte aber alle Hülfe ab. Das Spiel auf der Bühne begann wieder. Er wandte sich zum Gehen.

Ja, gehen Sie halt lieber, mein bester Herr! sagte Herr von Pötzl ängstlich besorgt. Der Dunst der Lampen hier oben ist auch heut fürchterlich.

Benno wollte ablehnen. Während alles rings voll Theilnahme aufstand, führte ihn Herr von Pötzl selbst durch die Sitzreihen der Galerie und auf den Corridor hinaus.

Es war der zweite Tag, den Benno in Wien verbracht.

2.

Als im ersten Beginn des diesjährigen Frühlings Benno mit seinem Freunde Thiebold de Jonge von Witoborn nach der Residenz des Kirchenfürsten zurückreiste, that letzterer „von seinem Standpunkt aus“ alles Mögliche, die schmerzlichen Nachklänge des so gänzlich den „gehegten Erwartungen nicht entsprochenen“ witoborner Aufenthalts zu mildern. Was nur aus dem unerschöpflichen Born seiner guten Laune zu entnehmen war, gab Thiebold bereitwilligst zur Zerstreuung her, sogar seine eigene Person.

Aber für alle Anschläge seines erfinderischen Genius blieb Benno unempfänglich. Ja er verdarb sogar dem guten Thiebold den „Spaß“, Extrapost zu nehmen, um desto ungestörter in der „Einsamkeit der Landstraße“ den „gegenseitigen Gefühlen“ Luft zu machen. Benno kannte diese Thiebold'schen Extrapostfahrten mit ihren „gemüthlichen kleinen Aufenthalten“ von vier bis fünf Stunden, ihren Nachtlagern, ihren Wirthshausbekanntschaften, ihren Abstechern auf „gerade an diesem Abend“ stattfindende Casinobälle in kleinen Städten, zu denen sich Thiebold ganz gemüthlich wie ein alter Stammgast einzuladen verstand. Sie fuhren mit der Schnellpost und kamen auf diese Art in ihre „laufenden Verhältnisse“ rascher zurück als mit Thiebold'scher Extrapost.

Das durch vier Mitpassagiere auferlegte Schweigen über die Resultate der witoborner Erfahrungen hatte etwas Feierliches. Thiebold verbrauchte seinen letzten Cigarrenvorrath mit Blicken der Resignation. Er gefiel sich in dem von ihm sonst so oft an Piter unerträglich gefundenen System des Au contraire gegen sämmtliche Mitpassagiere, deren Behauptungen ihm in der Regel unbegründet und haltlos erschienen, ob sie nun den Segen der diesjährig zu erwartenden Ernte oder die projectirten Eisenbahnlinien oder die Zukunft der damals erst neuerfundenen Stahlfedern oder den Kirchenstreit betrafen. Wenn auch Thiebold wußte, daß er durch seine unausgesetzten „Erlauben Sie!“, mit denen er seine thatsächlichen Berichtigungen“ einführte, Benno zum stillen Märtyrer machte, es blieb ihm unmöglich, die Aufregung seines Gemüths, den „stellenweisen“ Schmerz seiner Erinnerungen anders zu beschwichtigen, als durch eine fortwährend auf Berichte von „Augenzeugen“ gegründete Polemik. Nur bei Nacht traten Pausen der Ergebung ein, die Thiebold theils durch Schnarchen, theils durch Seufzer ausfüllte. Hätte er nicht von Seiten Benno's das schnöde Wort: „Machen Sie sich nicht lächerlich!“ gefürchtet, sogar von den Sternen würde er gesprochen und die von Joseph Moppes so zart gesungene Arie mit nachgeahmter Waldhornbegleitung intonirt haben: „Ob sie meiner noch gedenkt“ —!

Als Thiebold dann seinem Vater hinter „Maria auf den Holzhöfen“ über die „glücklicherweise“ „verfehlte Speculation“ des Ankaufs der Camphausen'schen Waldungen, infolge des bedeutungsvollen Fundes der Urkunde und des hieraus sich von selbst ergebenden Abbruchs aller Verhandlungen mit Terschka berichtet und dafür ein: „Gesegn's Gott!“ geerntet hatte, fand sich leider „noch immer die stille Stunde nicht“, wonach sein Herz sich sehnte, die Stunde, um mit Benno „alles

durchsprechen" und das Thema variiren zu können: „Ist denn alles das wol ein Traum gewesen —?" Benno hatte sofort mit den Berichten zu thun, die er Nück zu erstatten hatte. Thiebold war theils überhäuft mit Commissionen, die ihm die Stiftsdamen aufgetragen, theils war seine Ankunft die erfüllte Sehnsucht aller seiner übrigen Freunde, besonders Piter's, dem Treudchen's Flucht ins Kloster und die bevorstehende mögliche Einkleidung des geliebten Wesens rein in einen „Schatten" verwandelt hatte.

Die überraschende Mittheilung erst, daß sich auf einer Reise nach England Wenzel von Terschka einige Stunden in der Stadt aufgehalten hatte, ohne jemanden zu besuchen, brachte den „Austausch der Gefühle zu Wege", wonach Thiebold so dringend verlangte. Es war eines Abends sechs Uhr und mitten auf der Straße, als die Sonnenstrahlen im Verschwinden waren und die Entdeckung gemacht wurde, daß die letzten Austern, „auf die man sich allenfalls noch verlassen konnte", aus Ostende angekommen. Ein stiller Winkel auf dem Hahnenkamp lockte mächtig. Benno wurde von Thiebold gezwungen zu folgen. Benno tadelte keinen einzigen Vorschlag, den Thiebold über die Sorte Wein machte, die sie wählen wollten zu den noch „unbedenklichen" Austern.

„Terschka geht denn also nach England, um die Gräfin über die Urkunde und die gänzliche Veränderung der Dinge auf Schloß Westerhof in Kenntniß zu setzen —"!

Dies war das wehmuthsvolle Thema, das zuerst besprochen wurde.

Die zweite Schlußfolgerung war die Ahnung von einer Heirath Paula's mit dem Grafen Hugo.

Die dritte die „Ueberzeugung", Armgart würde für Paula unentbehrlich sein und demzufolge — die Heirath mit dem Freunde des Grafen, mit Wenzel von Terschka, eingehen.

Nie hatte Thiebold seinen männlichen Freund so kleinmüthig gesehen, nie so nachgiebig gegen jede seiner Vermuthungen. Benno lehnte sogar die Hypothese nicht ab, daß Armgart „keinem von ihnen beiden hätte wehe thun wollen". Beide Freunde redeten sich in das Unergründliche so hinein, daß sich Benno zuletzt die schwarzen Locken aus der heißen Stirn strich, wild den Arm aufstemmte und jene Anklagen des Schicksals ausstieß, die Thiebold sonst „unmännlichen Weltschmerz" zu nennen pflegte. Heute „unterschrieb" er alles, was Benno in sein grünes Römerglas hineinwetterte, wie z. B.: De Jonge! Ich fand Ihre Entsagung natürlich! Ich würde Ihnen Armgart nimmermehr gelassen haben! Vergeben Sie mir diese offenherzige Sprache! Selbst auf Gefahr, Sie zu beleidigen!

Unter Männern volle Wahrheit! entgegnete Thiebold ebenso kräftig und stieß die leeren Austerschalen zurück, um für neue Platz zu machen, die er wie mit einem Mordmesser behandelte.

In der That, sie konnte — mich nur lieben! Ich habe Vorzüge vor Ihnen! Nicht daß ich lateinisch, griechisch und italienisch verstehe, de Jonge — Sie sprechen englisch und spanisch, das schätzen Manche höher. Aber mein Vorzug vor Ihnen liegt im Herzen! Ja, mein Herz kann lieben, das Ihrige nicht, de Jonge —! Morden Sie mich dafür mit — Ihrer Austerngabel!

Nein, im Gegentheil! rief nun Thiebold und seine Augen leuchteten — lediglich vor Begeisterung über seinen so doch einmal aus sich herausgehenden Freund. Nein! Sie haben recht! Ich schaudere über mich selbst! Ich versichere Sie heilig: Ich kann lieben — aber darin haben Sie recht, nie auf die Länge —! Er schenkte mit wilder Geberde die Gläser voll. Sein ganzes Sein war aufgelöst in Behagen — nur allein über Benno's „edle Vertraulichkeit". Ja, zum Beweise, daß er Ur-

sache zum Zorn hätte, sich aber „zu mäßigen wünsche“, warf er sein Glas hinterwärts in tausend Scherben. Was kostet das? setzte er zum erschrocken herbeieilenden Kellner hinzu. Diese Stunde ist mir in dem Grade feierlich, Louis, daß nie wieder aus diesem Glase ein Mensch trinken soll! Geben Sie mir aber ein neues!

In dieser Art „sprachen“ beide Freunde von Sieben bis gegen Mitternacht in einer „stillen Stunde“ ihre witoborner und westerhofer Erinnerungen, ihre Anschauungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft „durch“. Beide Jünglingsseelen nenne man darum nicht in ihrem Schmerz oberflächlich! Männer bedürfen eines solchen heftigen Ausbruchs ihrer Gefühle. Benno tobte und fand es unerträglich, daß der Kellner sich unterstand, mit dem Besen die Splitter zusammenfegen zu wollen. Hinaus! rief er ihm zu. Beide Freunde waren nicht im mindesten etwa trunken. Nur die Jugendkraft sprach aus ihnen. Zorn, Eifersucht, Schmerz müssen in jungen Seelen solche Formen haben, um ihnen möglich zu machen, daß sie dann zu den einmal nicht zu ändernden Gesetzen des Lebens wieder zurückkehren.

Acht Tage nach diesem Abend, der nichtsdestoweniger in Benno's Seele nur neue Wunden schnitt, nicht heilte, erhielten beide die Nachricht, daß Terschka entflohen, ein Priester und sogar ein Jesuit war. Das Staunen darüber mußte allerdings das mächtigste sein. Sie erfuhren die unglaubliche Kunde zugleich mit dem Zusatz, daß Terschka in England zu bleiben gedächte, sich unter den Schutz Englands stellte, seinen Glauben entweder schon geändert hätte oder zu ändern vorhätte und ohne Zweifel von Gräfin Erdmuthe, die hier einen Triumph über Rom, eine Genugthuung für die „entsetzenerregende“ Urkunde sah, Verzeihung erhalten würde. Ueber Terschka's Verhältniß zu Armgart mußte

jetzt eine ganz neue Beleuchtung fallen und wieder begannen — die Hoffnungen.

Dann war es Bonaventura, der, unterwegs da und dort in Amtsgeschäften aufgehalten und erst vierzehn Tage nach ihnen eintreffend, diese Thatsachen bestätigte. Beide Freunde kannten Armgart's katholischen Sinn — Sie hofften eine Weile. Dann aber sagten sie sich: Steht jetzt nicht Armgart unter der Leitung ihrer Aeltern, deren freisinnige Richtung allbekannt ist? Weiß nicht jeder, daß sich Armgart's Aeltern um ihrer Principien willen ausgesöhnt haben? Graf Hugo ist Lutheraner, hieß es auf Rück's Schreibstube, „dieser elende Terschka“ wird zum Grafen Hugo zurückkehren!

Bonaventura kam trauernd, ernst und schweigsam. Allerdings bestätigte es sich: Er war Domcapitular geworden. In noch so jungen Jahren! Sein schnelles Emporsteigen auf der Staffel der geistlichen Würden war die Folge der immer heftiger gewordenen Kämpfe mit der Regierung. Die alten Bewohner des Domstifts erlagen diesen Aufregungen. In auffallender Schnelligkeit raffte der Tod die schwachen Greise hinweg, die nicht mehr wußten, wie sie sich in der Mitte halten sollten zwischen ihren geistlichen und weltlichen Oberhäuptern. Der Kirchenfürst und sein Kaplan Michahelles blieben gefangen.

Bonaventura's Stellung zum täglichen Gottesdienst veränderte sich infolge seines Aufsteigens. Doch bei feierlichen Gelegenheiten trat sie in desto höherer Bedeutung hervor. Gleich die Osterzeit theilte auch ihm den ganzen Nimbus mit, den gerade in diesen Tagen die katholische Kirche um sich zu verbreiten weiß. Auf die goldnen Gewänder, die Fahnen und Baldachine fällt dann zugleich der Strahl der ersten Frühlingssonne. In den noch kalten Kirchen grünen Jerusalems Palmen —! Ueber den Garten von Gethsemane breitet sich das abendliche Dunkel der

Vigilien. Selbst den Hahn der Verleugnung glaubt man bei diesen Nachbildungen der heiligen Leidens- und Ostervorgänge in den katholischen Kirchen rufen zu hören — wenigstens weiß man mit täuschenden Anklängen das Alte wach zu halten. Dieser schönen Phantasmagorieen bedurfte Bonaventura, um — sein Leiden zu mildern — sein Denken und Zweifeln eine Weile zu unterbrechen.

Die Beichten kamen wieder, die Prüfungen in dem kleinen Flüsterwinkelchen, das Bonaventura nicht aufgeben durfte. Renate bat ihn um Schonung seiner selbst. Ihr Pflegling kam von Witoborn um Jahre ältergeworden zurück. Mittheilsam sprach er ihr wol von der Mutter und breitete alles aus, was diese ihm für die alte Dienerin sowol, wie für ihn selbst mitgegeben hatte. Aber es drückte ihn Schmerz und Unmuth. Von wie viel geisterhaften Fäden war er nicht umsponnen! Vision und Wirklichkeit hielten ihn in einem steten Zauberbann. Seine alten Zimmer behielt er in dem großen Gebäude des Domstifts. Gerade weil er so viel Neues in seinem Herzen trug, fühlte er das Bedürfniß, alles Äußerliche beim Alten zu lassen.

Bonaventura sah Benno wieder, sah Nück, auch Lucinden. Wie gewaltige Veränderungen waren seither wieder vorgegangen! Sowol äußerlich, wie innerlich! Benno konnte er nicht sehen ohne die tiefste Rührung. Immer und immer empfand er den Reiz, die Binde von den Augen des Freundes zu reißen und ihn rückhaltslos über seinen Ursprung aufzuklären. Noch fehlten die vollen Verständigungen mit dem Dechanten und mit seinem Stiefvater. Von Stunde zu Stunde mußten sie kommen.

Nück war und blieb für Bonaventura ein Gegenstand des Grauens. Der Unheimliche umschlich seinen Beichtstuhl und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er frei zu werden wünschte von mancher Bürde. Bonaventura lenkte die Geständnisse, die dann

bald auch aus Rück's Munde an sein Ohr drangen, auf den Brand von Westerhof, auf die Urkunde. Ueber diese Vorfälle stellte sich jedoch Rück völlig unwissend. Er verweilte nur bei den Verirrungen seiner Phantasie und fragte eines Nachmittags geradezu, was die Kirche riethe, wenn man sich von allen seinen Sünden und Schwächen aufraffen wolle und es auch könne, jedoch von dem einzig dazu verhelfenden Mittel eingestehen müsse, daß dasselbe der göttlichen Verzeihung nicht minder bedürfe. Bald kam die fast geflissentliche Hindeutung auf Lucinden; Lucinde war die alleinige Absicht dieses Beichtstuhlbesuchs. Einem Rück konnte an Wahrheit und Aufrichtigkeit nicht gelegen sein. So sprach er denn von einem Wesen, das er nicht nannte, das ihn frevlerisch bestricke, von einer verzehrenden Glut ihres Athems, von seinem Bedürfniß, sich von einem so starken weiblichen Willen beherrschen zu lassen, ja daß er schon jetzt nichts mehr ohne sie thäte. Er sprach von einer Aenderung seines ganzen Lebens, von einer Aufgabe seiner Geschäfte, einem Zurückziehen ins Privatleben, vom Ankauf eines Gutes, Reisen in südliche Gegenden. An allem ist sie betheiligt! sagte er seufzend und seine Geständnisse deshalb so auffallend betonend — als wollte er lediglich den Priester selbst damit durchbohren!

Bonaventura beeilte sich, von dem häßlichen Bild dieser Seele hinwegzukommen. Abschüttelnd, was vom sogenannten Molinismus oder der Jesuitenmoral in solchen Fällen des Verhältnisses der größern zur kleinern Sünde gerathen wird: Sei wie die entwöhnende Amme! Verwandle, was du dem Sünder bietest, erst in einen dem Kind die gewohnte Milch vergegenwärtigenden Brei —! sprach Bonaventura: Was sind das für geringere Sünden, mit denen man größere austreibt! Lesen Sie die Schrift und Sie werden David's Leidenschaften und seine Reue finden! Ich will Sie an den Knaben David erinnern, wie er den Riesen Goliath erschlug. David hielt sich zu seinem Schleuderwurf fünf

Steine bereit, obgleich ihm wol kaum der Riese wenn der erste fehlte, für die Abschleuderung des zweiten Zeit gelassen haben würde. Ein Uebel rottet sich am besten dadurch aus, daß man ihm die Nahrung nimmt. Also: Ergreifen Sie noch vier andere Leidenschaften! Sie werden dann an die unedle fünfte nicht mehr denken. Beten Sie ein Ave auf dem Hügel der letztbegrabenen Angehörigen Ihrer Familie! Friedhöfe zu besuchen, wäre z. B. eine der Leidenschaften, die ich meine. Legen Sie sich vier solcher steten Reservebeschäftigungen Ihres Thuns an und Ihre Phantasie hat eine Milderung.

Hendrika Delring war mit der letztbegrabenen Angehörigen gemeint. Was gibt es Heilenderes, als die Erinnerung an unsere Vergänglichkeit! Bonaventura wußte nicht, wie Nück's verirrter Seelenzustand gerade am Tode kein besonderes Grauen empfand —!

Lucinden sah Bonaventura oft genug, nur nicht mehr in seinem Beichtstuhl, den er ihr verboten. Er sah sie besonders zur Zeit, als die Kattendyk'sche Familie sich nach Witoborn zu den Exercitien der Frau von Sicking begeben hatte. Lucinde war wohlweislich zurückgeblieben. Statt ihrer hatte sich anfangs Johannens Verlobter, der „Außerordentliche“ außer Diensten, Guido Goldfinger, an diese Uebungen anschließen wollen. Da jedoch der praktische Mann angefangen hatte, vorerst sich „nur der Zerstreuung wegen“ auf Delring's verlassenen Comptoirsessel zu setzen und Piter'n im Familieninteresse der Jahresdividenden zu überwachen, so ging mit der Mutter und Schwester die Frau Oberprocurator. Während dieser Zeit war Lucinde tagelang in den Kirchen, flüchtete auch oft in die Rumpelgasse zu Veilchen Igelsheimer, auch auf den Römerweg zu Treudchen Ley. Nück, in übermäßiger Freude über die gänzliche Verschollenheit des Brandstifters Jean Picard, nicht einmal von dessen Drohbriefen um

Geld belästigt, beruhigt sogar über Hubertus, der in der That mit Pater Sebastus aus dem Eichstamm entwichen und auf der Flucht nach Rom war, lebte nur seinen jetzt doppelt entfesselten Begierden. Er suchte Lucinden mit allen nur erdenklichen Kundgebungen seiner Gefühle zu umstricken. Er vernachlässigte seinen Beruf und gab sich Blößen vor allen seinen Arbeitern. Benno bestätigte, was Bonaventura schon aus dem Beichtstuhl wußte. Sie wollen mich jetzt verlassen, jetzt?! jetzt?! schnaubte Nück Benno an und seine Augen traten in ihre Höhlen zurück und ließen nur einen einzigen weißen Schimmer erblicken. Sie dürfen jetzt nicht! Sie müssen bleiben —! Und ich habe es gut mit Ihnen vor! lenkte er ein. Sie müssen eine glänzende Carrière machen. Dieser Staat hier bietet Ihnen nichts. Herr von Asselyn, Sie bleiben? Nicht wahr? Wenigstens bis zum Herbst? Ich wickle dann mein Geschäft ganz ab und gebe meine Praxis auf. Werden Sie mein Nachfolger oder — ich erfinde noch etwas ganz Anderes für Sie! On ne marche qu'avec les hommes! sagte Mirabeau, fuhr er fort. An Menschen hänge dich an! Die nur tragen dich, wie der heilige Christophorus das Kind übers Meer trug! Meinungen, Ueberzeugungen, Pflichterfüllung — pah — das ist alles eitler Tand. Ich setze Sie auf die Schultern von Menschen — des ersten Mannes in der weltlichen Christenheit und Ihren Cousin, den Domcapitular, auf die Schultern des ersten Mannes in der geistlichen —! Nur durch Menschen kommen wir vorwärts!

Benno, in dieser Art oft von Nück auf Kaiser und Papst verwiesen, lachte zwar, mußte aber die tiefste Abneigung behalten. Da er in der Camphausen'schen Proceßfrage arbeitete, hinderte ihn die eigene Theilnahme, von Nück so schnell und offen zurückzutreten, wie er am Tage nach dem Auffinden der verdächtigen Urkunde gewollt hatte. Den Regierungsrath von Enckefuß sah er oft.

Er mochte von seinen Ahnungen nicht selbst beginnen und dieser wollte entweder durch Schweigen seine Maßregeln verschleiern oder war zu sehr vom Antreten seiner traurigen Erbschaft in Anspruch genommen. Den verdächtigen Dionysius Schneid durch Steckbriefe zu verfolgen, wie Herr von Enckefuß schon auf Schloß Westerhof vorgeschlagen, hatte Levinus von Hülleshoven nicht unterstützen wollen, obgleich die Spur des Verwundeten aufzufinden unmöglich war. Hubertus, der ihn geborgen, wurde vernommen, aber seine Aussage lautete auf ein freiwilliges Weiterwandern des herrschaftlichen Dieners, der für Pater Ivo und Löb Seligmann in den Gewölben einer Klosterkirche verschwunden war. Löb Seligmann hatte sich noch nicht veranlaßt gefühlt, in einer so frommen Gegend mit Zeugenaussagen hervorzutreten gegen Klöster und hohe Adelssitze.

Eines Tages — es war gegen Pfingsten — erhielt Bonaventura folgende Zeilen: „Hochwürdiger Herr! Eine Novize bei den Karmeliterinnen, Gertrud Ley aus Kocher am Fall, wünscht schon seit lange Ihnen Beicht zu sprechen. Herr Cajetanus Rother verhinderte es. Jetzt ist Herr Rother lebensgefährlich erkrankt und bedarf eines Substituten. Es wird Ihnen ein Leichtes sein, diese Stellung von der Curie zu erhalten. Sollten Sie von dem Gerücht, daß Sie Comtesse Paula magnetisirten, Unannehmlichkeiten haben, so wollt' ich Ihnen nur bemerken, daß, wenn auch jeden, der sich auszeichnet, Neid verfolgt, doch in diesem Fall die Veranlassung etwaiger Verdrießlichkeiten nur die Intrigue der Frau von Sicking bei Witoborn ist."

Der überraschende Brief war ohne Namen, konnte aber nur, die Handschrift bewies es, von Lucinden kommen. Bonaventura war aufs Aeußerste betroffen. Von der „Seherin von Westerhof" hatte er überall unbefangen gesprochen. Die „Intrigue der Frau von Sicking"? Diese Dame war allerdings von ihm ver-

nachlässigt worden, von ihren Bußunternehmungen hatte er gleichgültig gesprochen. Dafür konnte sie an ihm Rache nehmen? . . . Paula hatte er „magnetisirt“? Die Geistlichen der Michahelles'schen Richtung beklagten allerdings, daß Paula's Ekstase keine rechtgläubig religiöse war. Die Indifferenten lächelten öfters zweideutig, wenn sie mit Bonaventura von seiner Reise nach Witoborn sprachen. Der Weihbischof, ein Greis, hatte ihm manches mitgetheilt, was hinter seinem Rücken gesprochen wurde. Sogar der Onkel Dechant hatte ihn in einem seiner jetzt öfter als sonst geschriebenen Briefe gewarnt vor bösen Gerüchten, auch Hunnius und Rother als seine Gegner bezeichnet. „Gib Acht“, schrieb er ihm, Sie flicken Dir etwas ans Zeug! Greift die Intrigue um sich, so verbieten sie Dir, trotz Deiner hohen Stellung, noch den Beichtstuhl! Halte Dich nur mit dem Generalvicar, der ein aufgeklärter Mann ist!“

Bonaventura hatte sich gelobt, Lucinden zu betrachten, als wäre sie nicht mehr auf der Welt. Er hatte zu Renaten, als ihm diese mittheilte, jeden Abend ginge eine verschleierte Dame an einem auf eine kleine Gasse hinausgehenden Fenster seiner Zimmer vorüber und sähe minutenlang hinauf — bittend gesprochen: Reden Sie doch davon nicht mehr! Er wollte Lucinden vergessen. Er wollte den Muth zeigen, sich nicht zu fürchten vor ihren Drohungen. Bei jeder Leiche, die er segnete, sah er im Geist den Sarg von St.-Wolfgang offen und Lucinde mit dem „Geheimniß über sein Leben“ ihn anstarren wie die Sphinx. Er wollte auch jetzt von diesen Zeilen sich nicht erschüttern lassen, nicht durch zu langes Verweilen bei ihrem Inhalt Lucindens wahrscheinliche Absicht unterstützen, mit Gewalt wieder Posten in seinem Innern zu fassen. Der Abschied von Paula lag zu schmerzhaft noch auf seinem Gemüth. Immer näher sah er kommen, was ihm und Paula der Tod war, die

von den Standesrücksichten gebotene Ehe derselben mit dem Grafen Hugo — mit dem Geliebten der leichtsinnigen und verlorenen Schwester — Benno's! Das waren Fernsichten, gegen deren Düster das nächste Leid verschwand.

Da kam in der That ein Brief von der Curie, worin ihm die Inspection der Klöster anzeigte, daß die Damen auf dem Römerwege wünschten, ihn für die andauernde Krankheit ihres Beichtvaters in Stellvertretung zu sehen. An der kurzen Frist, bis sich die Curie für die Genehmigung dieser Bitte entschied, sah er bis jetzt nur noch einen geringen Widerstand, der sich gegen ihn zu regen wagte. Freilich bürdete man ihm nur zu schnell jede neue Last auf.

So ging denn Bonaventura eines Tages in erster Morgenfrühe auf den Römerweg. Er gedachte der ihm so werthen Gertrud Ley und wie Paula wol von diesem Kloster zu sprechen pflegte, wenn die Rede ging, daß sie möglicherweise den Schleier nähme. Schwester Therese, die ehemalige Verlobte des Pater Ivo, betete hier für das Heil der umnachteten Seele ihres Freundes, dem sogar noch ein Gelübde seiner entferntesten Ahnen zu einer Gewissensfrage hatte werden können. Immer lehnte er die Wahl gerade dieses Klosters ab; denn sich Frauen denken zu müssen unter einem geistlichen Führer wie Cajetan Rother, das mußte ihm der Anblick des von Würmern zernagten heiligen Brotes sein! Er gedachte: Ist dies Haus, das so ganz versteckt und verbaut, äußerlich kaum neben einem kleinen Kirchthurm erkennbar, zwischen dem Waisen- und Jesuitenprofeßhause liegt, der Himmel auf Erden oder die Hölle? Wer ergründet das?... Die Bischöfe dürfen wol zuweilen diese nur den Frauen gewidmeten Räume betreten; sie dürfen in die Zellen blicken; auch die Wahl eines fremden Beichtvaters, statt des gewöhnlichen, steht den Nonnen frei; aber wie viel Dinge sind erlaubt und man

versagt sie sich doch! Wie viel Klagen ersterben in Rücksichten! Wehe denen, die in einem ganz nur auf die Personen begründeten Gemeinwesen etwas wagen, das dem allgemeinen Esprit de corps widerspricht! Bei den Nonnen macht sich vor allem die weibliche Natur selbst geltend, die räthselhafte Gattungsstimmung, für welche die Männer selten ein richtiges Verständniß haben. Die weibliche Natur wird an die Gesetze des Lebens, an Hinfälligkeit und Schwäche mehr erinnert, als wir. Dann fesselt die Männer der Geist, ihre irdische Natur können sie zuweilen abstreifen; Frauen aber stehen immer im Zwang eines gleichen Naturlooses und entbehren völlig die freiere Selbstbestimmung. Daher denn in einem Nonnenkloster der doppelt und dreifach gebundene Wille. Ein einziges Gefühl bemächtigt sich aller; der Instinct leitet sie; selbst die Freisten werden hinübergezogen in ein allgemeines Sklaventhum.

Das alles wußte Bonaventura. Dennoch hoffte er auf Ausnahmen. Verließ ihn selbst doch nicht die Vorstellung: Wer weiß, ob dir nicht eines der großen Benedictinerklöster in Oesterreich die Weltentsagung in anderem Lichte zeigen würde, als das Kloster Himmelpfort mit Klingsohr und Pater Maurus —!

Die Aebtissin, die er fand, war eine Greisin. Am Stabe daherwankend empfing sie den Domcapitular, der mit der Würde seiner äußern Erscheinung und in seinem Ornate zu ihr kam. Sie geleitete ihn in die Kapelle, wo sich die Vorrichtungen des Beichthörens befinden. Das Kloster war von keiner zu strengen Regel. Einige der Schwestern widmeten sich der Erziehung im Waisenhause, wohin sie durch ein Gewirr von Gängen gelangen konnten. Die Annäherung des hochgefeierten Priesters schien Himmelsmanna für diese verhungernden Seelen. Da und dort tauchten eilende Gestalten auf hinter den Gittern der kleinen Kirche. Leben und Bewegung, wenn auch geisterhaft und leise,

regte sich ringsum. Dicht am Tabernakel befand sich ein Zimmer. Hier konnte sich Bonaventura ungestört allein angehören. Ein Zugfenster zurückschiebend, sah er in einen düstern Gang, von welchem ihn ein einfaches, nicht, wie es am allgemeinen Sprachgitter üblich, doppeltes Gitter trennte. Die Nonnen treten nicht frei in die Kirche. Sie wohnen sogar der Messe nur durch die vergitterten größeren und kleineren Mündungen ihres Klostergebäudes bei. Hier und da diente ein kleiner Ausbau aus der Kirche ins Kloster zu Beichten, wenn deren mehrere zu gleicher Zeit zu nehmen waren bei etwaiger Ueberfüllung an Bewohnern.

Bonaventura nahm in einem dieser kleinen Glaskästen Platz, während sein Akoluth Vorrichtungen traf zur Messe, die er morgen hier halten wollte. Mit dem Pfingsttage naht die österliche Zeit ihrem Ende. Schon waren die drei „Bitt-Tage" vorüber. Die morgende Vigilienfaste gehörte diesem Kloster als ein ganz besonderer Gründungs- und Seelenläuterungstag.

Es war draußen heiß, in der Kirche kühl. Hinter einem Gitter, das Bonaventura nicht ganz übersehen konnte, saßen die Harrenden in ihren braunen Kutten, mit leichten weißen Mänteln und weißen Schleiern, einen schwarzen ledernen Gurt um den Leib. Von jeder, die sich ihm nahte, hörte man auf dem steinernen Boden das Knarren der groben Lederschuhe, die im Süden die heilige Therese entfernt hat, als sie aus den Karmeliterinnen Barfüßerinnen machte, wie ihr Freund, der heilige Petrus von Alcantara, den Orden der Franciscaner verschärfte.

Wer sollte glauben, daß auch diese abgeschlossene Frauenwelt Erlebnisse zu beichten hatte! Ihre Verrichtungen waren so einfach. Gebet, Messe, Essen und Trinken, weibliche Arbeiten, Singen, Beten und Schlafen. Das war die Ordnung jedes Tages, etwa bei vier oder fünf ausgenommen, die Unterricht

geben — eine Licenz, zu deren Erlangung bis nach Rom hatte berichtet werden müssen —!

Nach den ersten fünf oder sechs Beichten, die schon die Zeit bis fast gegen elf Uhr einnahmen — Treudchen Ley mußte als Neuling bis zuletzt bleiben — übersah der immer nur still horchende und murmelnde Märtyrer schon das ganze Seelenleben eines Nonnenklosters. Die hochbetagte Oberin sprach wie ein Kind. Seit Jahren schien sie nur dieselben Fehler zu bekennen. Sie hatte am Rosenkranzgebet einzelne Kugeln übersprungen! Sie hatte um des geliebten Schlafes willen sich einigemal krank melden lassen! Sie hatte bei einem Uebermaß von Fliegen in ihrem Zimmer auf diese Jagd gemacht und solche getödtet in den Zwischenpausen ihrer — Gebete —! Alledem sprach Bonaventura milde und den Fehl eigentlich in anderm suchend, als die Beichtende. Da es seine Gewohnheit war, durch eine plötzliche Querfrage mechanische eingelernte Beichten zu durchkreuzen und lehrreiche Stockungen des Gewissens hervorzubringen, so gestand ihm auch diese gute alte Frau zuletzt ein, daß sie allerdings in Streit und Zank lebte. Zunächst galt dann das Bedürfniß der Reue über leidenschaftliche Ausbrüche ihres Temperaments einer — Henne, die regelmäßig vom benachbarten Profeßhause der Jesuiten über die Mauer flog und durchaus ihre Eier hier bei den Karmeliterinnen im Garten legen wollte. Um diese Henne und um diese Eier war das ganze Kloster in Aufruhr —! Die Aufwärterin von drüben, die Hanne Sterz, begehrte von der verflogenen Henne die Eier und im Kloster war man verschworen sie nicht herauszugeben, die Vicarin ausgenommen, Schwester Therese. Das war nun die große, wochenlang alles ergreifende Frage unter diesen Frauen und alle waren daran betheiligt —!

Wie oft saß Bonaventura sonst zu St.-Wolfgang in seiner Jasmin- und Nachtviolenlaube und las die Worte der Braut im

Hohen Liede: „Erquicket mich mit Blumen, labet mich mit Aepfeln, denn ich bin krank vor Liebe!“ oder er übersetzte Lope de Vega's Sonett von jenen beiden Frauen, von denen Eva sogleich nach reifen Aepfeln griff und alles verlor, Maria nur nach der künftigen Blüte aus der Wurzel Jesse und alles gewann — Renate konnte aber während dessen auch mit den Nachbarn um Aepfel zanken, die über den Zaun hinaus gefallen waren, um Trauben, die bei jenen reiften, während der Stamm im Pfarrgarten stand. Auf alles das ist ein katholischer Priester in der Beichte gefaßt. Daß sich aber auch ein Kloster von achtzehn Bewohnern um die Eier einer Henne in Gewissensscrupeln befand, entsetzte ihn — um Paula's willen —!

Die Schwestern dürften die Eier der Gartenverwüsterin und Klosterfriedensbrecherin dem Nachbar vorenthalten, entschied er, wenn sie dies in der Absicht, zu strafen, thäten und die nachlässige Besitzerin der Henne gewöhnen wollten, ihre Henne besser zu hüten. Sie würden es aber wahrscheinlich mit Schadenfreude gethan und sich am Besitz der Eier listig erfreut haben. Da wäre es denn freilich ein Raub. „Sammeln Sie jetzt die Eier und sind es ihrer jedesmal eine Mandel, so schicken Sie sie nebenan ins Waisenhaus —!“

Als die Aebtissin mit diesem Bescheide gegangen war, kamen die alten Nonnen zuerst — das Warten schien ihnen beschwerlich zu fallen. Rother hatte es so eingeführt, wahrscheinlich um sie rascher zu entfernen. Fanatismus für Formalitäten, wie er namentlich die Frauen im ehelosen Stand mit der Zeit alle Stadien der Qual für sich und andere durchmachen läßt, sprach sich hier umständlich genug aus. Einige hatten zugleich ein nervöses Zucken, andere eine Sprechweise, die vor Ueberhastung nicht einen einzigen geordneten Satz hervorbringen konnte. Dann hatte die Art, wie die von ihm auferlegten Bußen sofort ausgeführt wur-

den, wenn er den sich Entfernenden nachblickte, etwas gradezu Erschreckendes durch den Mechanismus und den eiligen Eifer der Formalität ohne jeden Duft der Innerlichkeit. Das Schönste am Weibe, die scheue Unsicherheit in solchen Bewegungen, die der Natur und dem sonstigen Triebe des Weibes widersprechen, fiel ganz hier weg. Das Zusammenleben in einem weiblichen Freistaat hob die Grazie auf, die eben nur aus dem Zusammenleben mit Männern entspringt. Er sah eine Nonne eine Betglocke an Stricken so hastig ziehen, wie eine Magd den Brunnenschwengel regiert, wenn ihr Salat wartet. Alles wurde mit dem reizbarsten Fanatismus hervorgebracht; die Regel der Tagesordnung, der Küche, der Bekleidung, des Backens, das Scheuern, Beten, Singen und Gewinnen von Geld durch weibliche Arbeiten, wie Blumenmachen, Stickereien, Wäschenähen und -zeichnen — alles geschah wie im Krampf. Eine beaufsichtigte die andere und ganz ersichtlich war es, daß hier nur die geringeren Seelenthätigkeiten des Menschen in beständiger Erregung blieben. Man denke sich die alte Mönchsregel, die Sebastus gelegentlich zu Bonaventura wiederholt hatte: „Wir Mönche kommen zusammen und kennen uns nicht, wir leben zusammen und lieben uns nicht, wir sterben zusammen und beweinen uns nicht!" — angewandt auf Frauen! Das weibliche Herz verknöchert, das angeborne Bedürfniß der Liebe erstarrt —!

Die Schulschwester Beate und die Vicarin Therese folgten sich unmittelbar. Wie war jene so häßlich mit ihren Zahnlücken —! Und dabei war sie die Einzige, die dennoch zu lächeln versuchte — sogar mit Wehmuth zu lächeln. Sie hatte noch Formen des Zusammenhangs mit der Außenwelt. Vorzugsweise schien der Geist der Intrigue bei ihr mächtig zu sein. Sie war die einzige, die Rother'n anklagte. Sie sagte, sie wäre durch die Reihe der Jahre gewohnt, das Sakrament der Buße übermäßig leicht zu neh-

men. Sie schlüge sich oft mit der Geißel nur um Fehler, die sie so eingestünde, um vor den andern nichts voraus zu haben.

Bonaventura ließ sich nicht irre machen, er rüttelte hier an einer nur halbgeöffneten Thür des Gewissens und erkannte bald, der hinterhaltige Sinn des starkwilligen Mädchens wollte nicht öffnen. Sie blieb bei Oberflächlichem und mußte, da sie zuletzt nur noch gestand, ihr Herz zu sehr an ein Hündchen gehängt zu haben, hören, daß dies allerdings eine Sünde wäre, wenn sie dem Hunde die Liebe schenkte, die sie den Menschen versagte. Voll Unmuth und Staunen über dies Wort erhob sie sich nach der ihr auferlegten Buße, drei Tage lang im Waisenhause, für sich allein, ohne Bericht an die Direction, einen Fehler nicht mit Züchtigungen zu bestrafen, sondern nur mit Worten. Bonaventura hatte sogleich ihre Heftigkeit erkannt. Sie verschwand eilends nach einer entgegengesetzten Seite hin, als die andern Nonnen.

Schwester Therese, die ehemalige Freiin von Seefelden, war klein und blaß und schien mehr von Ergebung, als von Seelenschmerz verzehrt. Sie gehörte scheinbar jener seltsamen Stimmung ihrer Standes- und Stammgenossen an, derzufolge die Begriffe der Etikette, Conduite, Tournüre vom Leben auch ohne alles weitere Nachdenken auf das Verhältniß zum geoffenbarten Gott und zur Kirche übertragen werden. Auch sie zeigte zunächst kein besonderes inneres Leben. Sie hatte nur Formfehler zu berichten und Nachlässigkeiten, die sie sich in ihrem Unterricht zu Schulden kommen ließ. Bonaventura rieth auf sie nur aus dem feinern Sprechton und dachte sich: Das ist also die Nonne, von welcher eine ganze Landschaft spricht und der sich Paula als Freundin zu nähern hofft! Welch ein Nimbus umgab sie aus der Ferne und nun — wie war auch sie schon abgestorben — so schattenhaft geworden —!

Am Schluß der Beichte, die ihn zweifelhaft ließ, ob er denn

wirklich mit der Verlobten des Pater Ivo, des Mariensängers, gesprochen, rührte ihn eine Selbstanklage. Sie sagte ihm, daß sie sich freute über jeden Tag, wo im Waisenhause der Schulunterricht ausgesetzt war. So auch auf morgen. Widmen Sie sich dieser Thätigkeit nicht mit voller Befriedigung? fragte er.

Nein — lautete die zögernd gegebene, aufrichtige Antwort.

Bonaventura tadelte eine solche Geringachtung der Versüßung des Klosterlebens.

Hochwürdiger Vater, sprach Schwester Therese, das Kloster und das Leben gehen nicht Hand in Hand. Wir sind Erzieherinnen, ja — aber die rechte Erziehung, die Erziehung zur Freiheit des Lebens kann auch nur von der Freiheit kommen! Die Kinder wollen dem Leben erzogen sein und wir kommen nicht aus dem Leben.

Mein Kind, entgegnete Bonaventura nichtzustimmend, jeder Christ muß in seinem Innern eine Stelle haben, um die es wie mit dem Frieden eines Klosters weht. Selbst im rauschendsten Gewühl des Lebens, selbst im höchsten Genuß der Kraft und der Freude soll die Christenheit etwas achten, was ungefähr dem Leben mit ewig bindenden Gelübden gleichkommt. Für diese heilige Stelle im Gemüth nun erzieht man überhaupt und erziehen Sie! Selbst die Mütter können so nicht erziehen, wie die Erzieherin. Die Mutter steht zu sehr unter dem Eindruck des eigenen Lebens, um Kindern immer allein den Werth des Hohen und Göttlichen und einer von allem Erdenwust befreiten Bildung zu vergegenwärtigen. Sie können mehr leisten, als eine Mutter! Sie können für das Ewige im Menschen erziehen! Wollen Sie nicht in diesem Geiste erziehen?

Schwester Therese blickte einen Moment mit leuchtenden Augen auf und ging, aufs neue für ihr langsames Sterben im Kloster, wie es schien, ermuthigt.

Bonaventura sah ihr voll Wehmuth nach. Er hatte den Schmerz, sich sagen zu müssen: War denn dein Wort auch wol mehr, als nur eine Phrase? Du fürchtetest zu hören, daß selbst das Lehren und Unterrichten der Jugend einer vom Leben getrennten Kaste nicht gebühre; du fürchtetest, es würde dir die letzte Glorie des Klosterlebens, die Krankenpflege, als Anhalt deines gläubigen Sinnes entzogen? Aber zum Nachdenken über solche Zweifel blieb ihm keine Zeit. Neue Stimmen murmelten schon. Ueber Kleinigkeiten und Kleinigkeiten —! Rother gehörte zu denen, die da lehrten: Die Kirche will alles, auch das Kleinste wissen! „Was ist kleiner“, predigte Beda Hunnius über die Beichte, „als Regentropfen! Und dennoch entstehen daraus Ströme, die Häuser niederreißen! Was ist kleiner, als ein Sandkorn! Ueberladest du aber damit ein Schiff, so wird es in den Abgrund fahren!“ Darauf hin verlangte er in der Beichte aus dem Privatleben seiner Gemeinde jeden Regentropfen und jedes Sandkorn zu wissen.

Wieder sprach Eine, mit der Geschwindigkeit einer Flattermühle, die im Korn die Spatzen verscheuchen soll. Eine Fülle von Sünden gab es doch auch noch hier — unter den Heiligen! Die ganze Stufenfolge der „sieben Todsünden“, der „sechs Sünden in den Heiligen Geist“, der vier „himmelschreienden Sünden“ und der neun „fremden Sünden“ —! Und als kannte die Schwester Küchenmeisterin vollkommen die Unterscheidung dieser neun „fremden Sünden“, in welchen der Mensch erstens zur Sünde rathen, zweitens die Sünde befehlen, drittens in die Sünde einwilligen, viertens nur passiv zu ihr reizen, fünftens die Sünde loben, sechstens zu ihr stillschweigen, siebentens dieselbe übersehen, achtens selbst daran theilnehmen und neuntens sie bei etwaigem Anlaß blos vertheidigen kann — so blitzten alle diese Facettirungen der Jesuitendialektik auf in der Klage

über die Verhältnisse des Marktes, der Speisekammer, des Backens, des dabei vorgekommenen Naschens und aller möglichen Sorglosigkeiten! Hier tauchten jetzt auch zwei halbe und drei ganze Novizen auf und im sprudelnden Mittheilungsdrang zum ersten mal, mit Namennennung, Treudchen Ley, die nach Bonaventura's Warnung, niemand zu nennen, hierauf als die „Kostgängerin" bezeichnet wurde.

Manches Wort aus dem lebensklugen Jesus Sirach, dem Montaigne oder Knigge der Bibel, war wie für die Schwester Küchenmeisterin geschrieben. In ihren Bekenntnissen liefen harmlos auch die Schüsseln mit unter, die im Kloster für Cajetan Rother zubereitet und in seine Wohnung geschickt wurden. Am Sprachgitter der Eingangspforte schienen Schachteln und Körbe immer unterwegs zu sein — denn selbst seine Wäsche ließ der Pfarrer im Kloster waschen — sodaß es Bonaventura nicht wunder nehmen konnte, von einer der folgenden Nonnen, der Schwester Wäschmeisterin, unter den heißesten Thränen ein Bekenntniß zu erhalten, wo plötzlich wiederum Namen fielen — diesmal Eva und Apollonia Schnuphase. Die Wäschmeisterin beichtete: Vor vierzehn Tagen kam ein Korb auf einer Karre vor die Thür des Klosters und so schwer stand er am Gitter, daß die Damen Schnup —

Keine Namen! sagte Bonaventura.

— die gerade im Kloster waren, selbst angreifen mußten, um ihn zum Gitter hereinzuheben. Sie sagten, es wären lauter neue Servietten für die Wirthin „Zum goldnen Lamm". Sie wollten den Korb zum Zeichnen in die Zelle der Gertrud Ley tragen.

Keine Namen! wiederholte Bonaventura aufs strengste.

Ich sehe den großen Waschkorb und sage: Die Zelle der Kostgängerin ist dafür nicht groß genug! Der Korb muß in die Nähstube! Die beiden Fräulein wollten nicht. Darüber werde

ich zornig und sage: Ich denke, die Wäschmeisterin hier bin ich —! Nun ergaben sich die Damen. Sonst so hochmüthig und vornehm, trugen sie heute mit ihren feinen Händen und Handschuhen den Korb selbst und das fiel mir auf. Durchaus wollten Sie damit zur Kostgängerin. Diese war im Chor; sie lernte singen. Wie nun die beiden Fräulein durchaus so den schweren Korb, statt in die Wäschstube, an der wir schon standen, in die Zelle bringen wollten und niemand auf dem Gange war — die Schwestern waren im Chor — sagte ich, und schon mit Furcht und Ahnung zu dem Fräulein Eva, der Aeltesten: Was ist das heute mit dem Korb —? Gleich machen Sie auf! Da wurden die Mädchen blaß wie die Wand und nun ich das sah, da riß ich selbst den Korb auf und — heiliger Joseph! — statt Wäsche stak — eine Mannsperson unter dem Deckel —!

Bonaventura mußte der Bekennerin Kraft zur Sammlung lassen.

Ich weiß nicht, hochwürdiger Vater, fuhr sie fort, wo ich es hergenommen habe, daß ich nicht sofort in Ohnmacht fiel. Ich schrie: Herr! Verlassen Sie jetzt nicht sogleich auf demselben Wege, wie Sie hereingekommen sind, so auch wieder hinaus, dies Heiligthum unsrer allerseligsten Jungfrau und des gekreuzigten Jesus, so zieh' ich hier an der Glocke und rufe das ganze Kloster zusammen — wehe dann Ihnen und Ihren Helfershelferinnen —! Und Sie, meine Fräulein, wandte ich mich zu diesen — Aber nun konnte ich nicht weiter, denn die beiden Nichtswürdigen fielen vor mir auf die Kniee und baten um alle Wunden Jesu, sie nicht zu verrathen. Ein Glück für sie, daß die Orgel so laut ging. Der junge Mann stand noch im Korb und wollte herausspringen, zog auch eine volle Börse, um sie mir in die Hand zu drücken. Nein! schrie ich. Danken Sie allen heiligen Märtyrern und Bekennern, daß die Schwestern im Chor

fingen und die Nähstunde schon geschlossen ist! Entfernen Sie sich augenblicklich! Damit drückte ich den jungen Mann, so vornehm und stark er auch war, wieder in den Korb hinunter, zwang ihm den Deckel über den Kopf und die beiden Damen mußten ihn selbst wieder an beiden Henkeln zum Sprachgitter zurückschleppen, wo sie sich bald damit verhoben hätten, um ihn nur an die Oeffnung hinaufzubringen. Da waren denn zwei Kerle, die schon auf alle Fälle bereit standen, nahmen die Last wieder an sich und trugen sie zur Straße hinaus, wieder auf die Karre.

Bonaventura konnte bei diesem auf Treudchen berechneten Besuch nur an Piter Kattendyk denken.

Und Ihre Sünde? fragte er nach einer Weile, ohne sich das bedenklich komische Bild: Piter im Waschkorb! — zu lange auszumalen. Er fühlte sogar Antheil der Freude über einen Beweis so großer Liebe, die Treudchen hatte gewinnen können.

Sünde? Daß ich den Vorfall — verschwieg —! sagte die erschöpfte Wäschmeisterin.

Verschwieg? Einer pflichtgetreuen That soll man sich gegen niemanden rühmen!

Mußte das Kloster nicht gesühnt werden?

Nein!

Die beiden ruchlosen Frauen kommen noch immer her und ich laff' es zu!

Sie werden sich bessern!

Als der Korb und die Frauen hinaus waren, rannt' ich umher wie sinnlos und —

Mußten es los werden? Erzählten es also gleich?

Die Beichtende schwieg.

Sie waren mir also jetzt eben unwahr! Das ist ein Frevel — ich will ihn aber verzeihen. Die natürlichste Mittheilung, die Sie

jedoch machen konnten, war die an das arme Kind, dessen Ruf durch diesen Vorfall so heillos bedroht wurde. Machten Sie diese?

Der Pfarrer hat —

Die Stimme stockte. Dann ergänzte sie zagend: Hat befohlen, ihr nichts davon zu sagen und — ohnehin — mit ihr kein Wort zu sprechen, das nicht — heilig ist!

Bonaventura konnte nicht die Befehle seines Vorgängers brechen. Er konnte ohne Gefahr für die geistliche Würde nicht fragen: Warum nur Geistliches mit Treudchen Ley? Er half sich wie wol öfters in diesem Theil seiner römischen Zauberkunst und hielt sich an die Gesinnung, die sich eben, im Bekennen, offenbarte, nicht an den schwierigen Fall selbst. Er hatte die Nonne auf Lügen ertappt. So sprach er denn von dem bedenklichen Vorfall selbst nicht mehr, sondern vom Trieb der Wahrheit, deren Umgehung schon Adam mit Nachtheil sich hätte zu Schulden kommen lassen, als er den Genuß der verbotenen Frucht auf Eva schob, und schon Eva, als sie die Schuld wieder der Schlange zuschrieb. Die Lüge der Lügen aber nannte er es, wenn man mit dem geheuchelten Schein, recht ausnehmend wahr sein zu wollen, dennoch lüge. Er legte der Wäschmeisterin eine Buße auf, die seiner immer mehr zunehmenden Reizbarkeit nnd dem Verdruß entsprach, den er darüber empfand, daß hier Alle etwas ausgeplaudert bekamen und nur die nicht, der dadurch ein Beweis entging, wie sehr sie geliebt wurde. Er befahl ihr, sich der nächsten Beichte der — Kinder im Waisenhause anzuschließen, und sagte: Mein Kind! Lerne als Erwachsene etwas bei dir behalten!

Die Wäschmeisterin entfernte sich mismuthig.

Das Läuten einer Glocke, die eine Nonne mit jener Hast zog, die wir schon schilderten, zeigte Bonaventura an, daß er

bereits drei Stunden im „Holz der Buße" gesessen hatte. Nur die Spannung, ob denn nicht endlich auch Treudchen Ley erscheinen würde, gab ihm Kraft noch auszuharren. Da sah er denn endlich den Gang daher kommen eine kleine Gestalt im braunen Kleide — unverschleiert. Ein Häubchen bedeckte den Kopf, der ihm aus dem Dunkel des Ganges allmählich erkennbar wurde. Einige Monate hatten die lieblichen Züge des jungen Kindes, das schon so viel des Trüben erfahren hatte, mit melancholischer Verhärmung angehaucht. Die blonden Haare, die bald unter der Schere der Klosterregel fallen sollten, waren in der unkleidsamen Haube versteckt. Um so edler traten die Formen des blassen Antlitzes selbst hervor. Von der angebornen Schönheit hatte ihnen die Melancholie nichts nehmen können.

Treudchen näherte sich mit gefalteten Händen. Sie schien von einem Gebet zu kommen und leuchtete wie eine Verklärte. Hoffnungstrahlend und doch zugleich zaghaft schritt sie näher. Als sie Bonaventura sah, legte sie mit ausbrechenden Thränen ihr Haupt auf das Holz, ähnlich einer Verbrecherin, die den Todesstreich erwartet.

Was geht nur in dieser kindlichen Seele vor? dachte sich Bonaventura. Welche Verwüstungen hat ein ruchloser, langsam, aber sicher wühlender Priester, der sie ohne Zweifel in diesem Kloster festhalten will, in ihr angerichtet? Schon hatte Bonaventura, da Treudchen noch schluchzte, angefangen aus ihrer Seele zu beten und, wie sie für die Beichte gelehrt war, den Heiligen Geist anzurufen, der dem Menschen erleichtere, sich selbst zu erkennen.

Da vernahm er hinter sich in der kleinen Kirche ein auffallendes Geräusch. So wenig ihn sonst beim Spenden des Bußsakraments Reden, Singen, Wandeln in der Kirche zu stören pflegte, jetzt mußte er sein Haupt von der zusammengeschlagenen

Stola erheben. Er hörte einen lebhaften und unziemlichen Wortwechsel zweier Männerstimmen.

Sein eigener Akoluth war es, der ihn begleitet hatte, und der Meßner vom Berge Karmel drüben, die miteinander stritten.

Kaum hatte Bonaventura einige Worte unterscheiden können, ohne noch die Ursache des Streits zu verstehen, als sich beim Umwenden seinem Auge der schreckhafte Anblick eines im Meßornat daherkommenden Priesters darbot, der, kaum sich aufrecht erhaltend, an den Chorstühlen mit den Händen entlang tastete und sich auf ihn zuschleppte. Ein langes Scapulier hing ihm, wie einem Mönch, von den Schultern herab bis an die Knie. Es war ein Abbild des bekannten Scapuliers, das die allerseligste Jungfrau im 13. Jahrhundert einem General der Karmeliter verehrte und mit dessen Nachahmung behangen jeder Sterbende den seligen Tod gewinnt. Der Pfarrer vom Berge Karmel war es selbst, Cajetan Rother. Sonst eine hohe, wohlgenährte, mit glühenden Augen ein Bild des Lebens gebende Persönlichkeit. Heute dahinschleichend, gelb, von Fieberflecken entstellt und offenbar eben aus dem Krankenbett gekommen. Gerufen vielleicht durch die beiden intriguanten Nonnen. Er taumelte unsicher und in jeder Bewegung wie zum Zusammenbrechen.

Bonaventura übersah sofort, daß auch diese üble Nachrede seines Glaubens, daß die Beichtväter der Nonnen von heftigster Eifersucht gegeneinander entbrannt sein können, keine Fabel war —! Der Zorn, die Ungeduld, vielleicht die Furcht vor dem Inhalt der Beichte Treudchen's, vielleicht eine Anzeige der Nonnen, hatten den Mann vom Lager getrieben. Ein fremder Wolf bricht in deine Hürde! Das stand auf seinem verzerrten Antlitz. Er erschien, begleitet von seinem Meßner, der schon gegen Bonaventura's Akoluthen seinen frechsten Einspruch erhoben

hatte, und redete, erst noch mit gezwungener Freundlichkeit, heiser, von dumpfhohlem Husten unterbrochen, auf drei Schritte den sich erstaunt erhebenden Bonaventura an: Mein Herr Bruder! Ei danke! Danke! ... Ich bin ja gesund und wieder wohlauf. Bitte! ... Sie sind — ja — sehr rasch und — auch hier wieder mein Nachfolger geworden — Ich erfahre das — soeben erst — Bitte — Erlauben Sie —!

Bonaventura ging ihm entgegen und ergriff seine Hand, die sich eiskalt anfühlte. Sie sind krank —! sprach er. Ich beschwöre Sie — Gehen Sie nach Hause —!

Mit künstlicher Kraftäußerung schlug der Pfarrer an seine Brust und sprach so laut, daß es weithin in die Kirche schallte: Gesund bin ich! Danke, Herr Bruder! Mit Gott! Mit Gott! Adieu! Schon drängte er zu dem Gitter, in welchem Treudchen's Haupt unbeweglich lag und nicht aufblickte.

In Bonaventura's Innern wühlten alle Schwerter des Schmerzes. Auch das, auch das ist möglich — bei unserm Priesterthum! Dein heiligster Name, Jesus von Nazareth, wird in solchem Munde zur Lästerung! ... Bei dem Gedanken, daß dieser ruchlose Priester deshalb nur verzweifelte, weil Treudchen Ley einem andern anvertrauen könnte, was ihre Seele belastete, ergriff es ihn mit solcher Wallung des äußersten Zornes, daß er, nichts mehr achtend von dem, was er sonst, selbst mit Bekämpfung seiner Ueberzeugungen, zu schonen pflegte, rief: Sie unterbrechen eine heilige Handlung, die ich bereits begonnen habe! Nach einer Stunde überlaß' ich Ihnen den Sitz in diesem Stuhle. Jetzt aber gehen Sie!

Die Hände des Pfarrers griffen krampfhaft am Scapulier hin und her und wickelten sich bald in das lange Tuch hinein, bald aus ihm heraus. Der Fiebernde konnte kein Wort gewinnen. Die beiden Diener standen wie auf der Flucht in einiger

Entfernung. Bonaventura hatte noch die Selbstbeherrschung, am Gitter das Schiebfenster zuzuziehen und Treudchen von dieser unwürdigen Scene zu trennen.

Herr Domcapitular —! sprach Rother mit hämischer Betonung einer Würde, die über ihm stand, und tastete zitternd nach dem Eingang in den kleinen Ausbau. Es war eine Scene, die Bonaventura an sein Erlebniß in der kleinen dunkeln Kapelle am Kreuzgang der Kathedrale mit dem Habicht erinnerte, dessen Fänge, als ihn Pater Sebastus ergreifen wollte, sich ebenso an die Altarsäulen festgeklammert hatten, während beinahe dämonisch mit umgewandtem Kopf der Raubvogel seinen Angreifer anstarrte. Sich sammelnd, hauchte er jetzt leise: Sie erinnern mich zur rechten Zeit an meine Würde! Ich befehle Ihnen — mir die Functionen zu lassen, die mir die Curie übertrug!

Rother lachte nun hellauf und zog unter seinem Scapulier einen Brief hervor, rief seinem Meßner, hielt den Brief in die Höhe und krächzte mit heiserer Stimme: Da, Fangohr! Tragen Sie — den Brief sogleich in — die Curie! Meine Kirche muß neu geweiht werden — das heilige Holz — exorcisirt —! . . . Diese reinen Seelen meiner Himmelsbräute — verführt mir ein — Magnetiseur —!

Dies Wort wurde von dem sich gewaltsam Kraft Gebenden wie eine Waffe geschleudert. Ein Wurfspieß konnte nicht drohender fallen. Der Brief war ein Protest des Pfarrers, den er schriftlich aufgesetzt hatte, und Fangohr, sein Meßner, ergriff ihn, um ihn zum Generalvicar zu tragen.

Bonaventura stand starr. Nichts mehr hörte er von alledem, was in fieberhafter Hast, mit frostklappernden Zähnen sein selbst in Todeskrankheit noch unbändiger Gegner an Verwünschungen und Anklagen gegen ihn schleuderte. Ein dumpfes Brausen benahm ihm die Besinnung. Um ihn her schwankte alles. Seine

edelsten Empfindungen waren entweiht, seine heiligsten Gefühle wie auf die Straße geworfen. Einen Augenblick zuckte seine Hand, dem Meßner die Schrift zu entreißen. Dann aber beherrschte er sich, ordnete seine in Verwirrung gerathenen Gewänder und verließ, ohne ein Wort der Erwiderung, vom tiefsten Entsetzen durchrieselt, eine Stätte, auf welche das Wort des Heilands gepaßt haben würde: „Ihr macht mein Haus zur Mördergrube!“

3.

Schon nach einigen Tagen zeigte sich die Wirkung einer nunmehr gegen Bonaventura offen ausgesprochenen Anklage. Die geheimen Mächte, die alles Edle und Bedeutende in dieser Welt umwühlen, hatten endlich die Achillesferse des bisher so Unverwundbaren gefunden. Wer die Anklage zuerst formulirt, sie verbreitet hatte, das war nicht zu sagen. War es vielleicht Frau von Sicking? In solchen Dingen macht sich alles namenlos und von selbst, bis Einer dann hervortritt und für alle redet.

Die Nachricht über den Vorfall im Kloster verbreitete sich blitzesschnell. Die Mehrzahl sprach über den allgeliebten Priester ihr Bedauern aus und doch — das Mitleid ist ein Zoll, der, wenn auch mit noch so voller Hand gereicht, keine Zinsen trägt! Ein Gefühl des Beistandes muß fruchtbar, die Liebe mehrend sein. Hier stockte alles. Im negativen Bedauern — verlor der junge Priester.

Bonaventura, dessen ganzes Leben unter Roms Magie litt, war selbst nun ein Magier geworden. Man theilte ihm die Anklage des Pfarrers vom Berge Karmel im Original mit. Wie im Geist des Mittelalters stellte eine zitternde Handschrift Beschwerde über die Wahl dieses Stellvertreters, der ihm „seine Beichtseelen beschädige"! Der Domcapitular von Asselyn hätte in Witoborn die Gräfin Paula von Dorste-Camphausen magnetisirt,

hätte Visionen dadurch veranlaßt und da man noch den Geist, aus dem sich diese Thätigkeit der menschlichen Hand offenbare, nicht zu erkennen vermocht hätte, da die Kirche, trotz einzelner Beispiele der Anerkennung und Heiligsprechung der Prophetengabe, über alles, was an Zauberei erinnere, den Stab breche und mit Moses Zeichendeuterei und Aberglauben verwerfe, so müsse er das Heil seiner Beichtkinder wahren und wünschen, daß die Seelen der Nonnen am Römerweg behütet blieben vor einer Berührung mit so gefährlicher Naturbeschaffenheit, wie die des Domcapitulars.

Diese Warnung vor Aberglauben kam aus dem Munde eines Mannes, der ein Scapulier trug, das den Sterbenden den Tod erleichtern soll! Aus dem Munde eines Mannes, den Bonaventura vernichten konnte, wenn Roms Gesetze die Mittheilung dessen gestatteten, was ein Priester aus der Beichte weiß! Selbst die Frevel jener Verbindung der Schnuphases mit dem Kloster durften von ihm nicht angezeigt werden —! Und hätte Treudchen Ley gestanden, was vollends sie so schwer drückte — mußte er auch da nicht schweigen? Das sah Bonaventura deutlich, was ihm diese Aermste hatte gestehen wollen. Unter dem Schein der Religiosität hatte selbst Seelenmord ein zur Schwärmerei geneigtes Kind mit geistlich-sinnlichen Vorstellungen erfüllen wollen. Beten, Fasten, Kasteien hatte ihr Rother in Formen vorgeschrieben, die auf der Grenzlinie zwischen Demuth und Schamlosigkeit unsicher hingingen. Ohne Zweifel hatte er ihr die furchtbarsten Strafen des Himmels angedroht, falls sie verrathen sollte, was er sie lehrte, um auch körperlich dem Erlöser mit seinen blutenden Wunden ähnlich zu werden. In welchen Bildern mochte er ihr die Hingebung an Christus geschildert haben! Angst um ihre Geschwister im Waisenhause, Verehrung vor Priesterhoheit, Priesterunfehlbarkeit hatte das ungebildete Kind mit widerstreben-

den Gefühlen zur Sklavin seiner Autorität gemacht. Alles das, Bonaventura wußte es, war bei einem Cajetan Rother möglich und unter nichts anderm litt Treudchen Ley. Der alte Pater Sylvester, von dem Serlo's Denkwürdigkeiten erzählten, hatte in seiner Weise im Seminar all diese alten Methoden, Heilige zu machen, mit kindisch raffinirter Naivetät erzählt.

Nück, der geistige Bundesgenosse solcher Frevel, und Lucinde umflatterten ihn wie mit schwarzen unheimlichen Schwingen. Wieder erhielt er anonym folgende Zeilen: „Sie werden von der Beichte suspendirt werden! Zur Vermeidung dessen räth man Ihnen, lieber selbst Vacanz zu begehren, um eine Reise zu machen. Nur gehen Sie nicht nach Witoborn, wodurch Sie das Uebel noch ärger machen würden! Gehen Sie nach Kocher am Fall! Uebernehmen Sie die Aufträge nach Wien, so gilt dies für einen Bruch mit der Regierung. Doch wie Sie wollen — nur folgen Sie mit Vorsicht den Rathschlägen Nück's —!"

Der Athem stockte dem Priester beim Lesen. Nück begegnete ihm auf der Straße und rieth ihm, für immer mit der Heimat zu brechen. Wir müssen uns alle an Oesterreich halten! sagte er. Fort! fort!

Was sollte Bonaventura thun! Der Rath Lucindens war klug, beachtenswerth. Aber ein Rath aus ihrem Munde —! Nück's Absicht, ihn für immer zu entfernen, war unverkennbar. Man kam ihm wieder mit dem Auftrag, nach Wien zu gehen. Er sollte dem erwarteten Cardinal Ceccone und dem Staatskanzler die Vermittelung zwischen Rom und dem Landesfürsten, die Befreiung des gefangenen Erzbischofs, welchem zum irdischen Ersatz für seine Märtyrerkrone die Kirche den Cardinalshut schicken wollte, aufs dringendste ans Herz legen. Bonaventura war allerdings, wie Benno, ein Gegner der Waffengewalt, wie sie von der Regierung angewandt worden. Dennoch gingen sie

beide so wenig mit dem Geiste, aus dem Nück alles leitete und einfädelte!

In dieser zagenden Ungewißheit theilte ihm Kanonikus Taube, der Hausfreund der Kattendyks, im Tone des Bedauerns die Nachricht mit, daß man ihn ohne Zweifel vom Beichtstuhl entbinden würde durch die Pönitentiarie in Rom. Er möchte sich, setzte der Weltkluge hinzu, rasch zur wiener Mission entschließen. So entginge er allen seinen Neidern und Feinden und bliebe geachtet und angesehen. Der Regierung wäre er ja doch unter allen Umständen anstößig, wie vorzugsweise jetzt sämmtliche Priester, die adelige Namen trügen. Bleiben Sie so lange in einem Donaukloster, bis eine Pfründe offen ist! Ja, ja, es sind die Tage des Exils —! sagte er und ging zur Whistpartie bei der Commerzienräthin.

Auf einzelne hervorragende Häupter legt sich in großen Krisen die Verantwortung. Oft sind es nur Loose, welche der Zufall ausspielt. Irgendein Misverständniß, irgendeine unbegründete Hypothese vertheilt die Rollen. Ein katholischer Priester vollends kann seine wahren Meinungen und Gesinnungen nicht kund geben. Bonaventura war gegen den damaligen so nüchternen und freiheitsfeindlichen Geist der Bureaukratie tief eingenommen, er war adelig, galt noch von früher her für gespannt mit seinem Stiefvater, dem Präsidenten, war intim mit dem hervorragenden Adel um Witoborn — Wegen alles dessen galt er für einen Römling. Wie konnte er dagegen protestiren —!

Der alte Weihbischof übersah seine ganze Lage und rieth ihm gleichfalls, eine Vacanz zu begehren vorläufig, um in Kocher am Fall den kränkelnden Dechanten zu besuchen. Benno rieth ebenso. Niemand wußte besser, als Benno, wie Bonaventura dazu gekommen war, seine Hand auf Paula zu legen. Gezwungen that er es, um Schmerzen zu stillen —! Armgart hatte ja mit Gewalt seine widerstrebende Hand geführt!

Jetzt war dafür an seine Stelle der Oberst getreten — schon beim ersten Erscheinen auf Schloß Westerhof, wo Paula während des Mittagsmahls eine Vision von ihrer Heirath hatte — auch bei seinem Abschied, wo er sie schlafend fand und sie ihn Bischof nannte. Alles das — er hätte es so gern vergessen — man rief es in seinem Gedächtniß gewaltsam wieder wach. „Nach Witoborn?" Das war allerdings unmöglich. Als Benno dann aber sagte: „Vielleicht übernehme auch ich es, dem Cardinal Ceccone und dem Staatskanzler unsere hiesige Lage zu schildern, Nück drängt in mich, daß ich seine Proceßacten befördere" — als ferner Benno dann fortfuhr und sagte, daß es ihn südwärts zöge und er sich vorkäme, jetzt mehr denn je, wie ein Zugvogel, der wider Willen auch den Winter im Norden zubringen müsse, weil ihm die Flügel gebrochen wären — es wäre ihm, als hätte er sonst die Sprache Aegyptens verstanden, nun aber kämen die Gefährten im Frühjahr von der Reise zurück und plauderten Dinge von den Pyramiden, die er doch nur noch halb verstünde — da entschloß er sich in der That, einige Wochen in der Dechanei beim Onkel zuzubringen — denn zu mächtig schlug sein Herz, Benno endlich sagen zu dürfen, wo sein wahrer Dachgiebel zum Nestbauen im Norden und im Süden wäre, auf Schloß Neuhof und in Rom — und dann mit dem Onkel und Benno das Weitere zu berathen. Vielleicht gab die Pfingstzeit, wo Benno nach Kocher nachzukommen versprochen hatte, die geeignete Stunde der Enthüllung über Benno's Ursprung.

So reiste denn Bonaventura nach Kocher am Fall ab.

Was sich auch seit den überraschenden Mittheilungen über Benno's Herkunft in des Neffen Gemüth gegen den leichtsinnigen „Abbé" aus Napoleon's Zeit festgesetzt hatte, es wich bald dem edeln und versöhnenden Eindruck, den des Onkels liebevolle persönliche Erscheinung machte.

Er fand den Milden, Gütigen in einer fast krankhaften Aufregung und von allen seinen alten Principien der Gleichgültigkeit besorgnißerregend verlassen. Um zehn Jahre war er älter geworden, muthloser, verdrießlicher, die Fliege an der Wand konnte ihn ängstigen. Leicht drohte auch eine Untersuchung für den alten leichtsinnigen Betrug —!

Frau von Gülpen war eine Mehrung dieser Unzufriedenheit des Greises mit sich selbst und keine Linderung. Seit dem grauenvollen Erlebniß mit ihrer Schwester, seit Hammaker's Hinrichtung war eine Schreckhaftigkeit über sie gekommen, die in allem Gefahren sah, selbst im Alleinwohnen auf der Dechanei. Wäre nicht Windhack's gute Laune die alte geblieben, das Leben seiner jetzigen Vereinsamung wäre dem Onkel ganz jene Qual geworden, die der römische Priester für seine alten Tage fürchtet.

Die Frage nach einer neuen „Nichte" war keineswegs unerörtert geblieben. Bonaventura erstaunte, auf wen der Onkel, angstvoll, sein Auge gerichtet hatte. Nach den ersten Begrüßungen, nach den ersten Auslassungen des Scherzes, sogar über die Ursache dieser Reise des Neffen, über den magnetischen Rapport desselben mit der schönen Seherin von Westerhof, folgte die Mittheilung, es dauere der Briefwechsel zwischen ihm und dem Präsidenten von Wittekind aufs lebhafteste fort. Der Renegat Terschka hätte zwar Schweigen gelobt, doch müsse man alles höchst vorsichtig „applaniren", auch mit der Schwester Benno's — Angiolina Pötzl in Wien. Auf diese hatte der Onkel für seine letzten Lebensstunden und zur Vorbereitung einer möglichen Anerkennung sein Auge gerichtet und darüber nach Wien geschrieben —! Freilich war schlimme Antwort gekommen. Graf Hugo lebte mit ihr wie durch die Ehe verbunden. Wäre auch, hieß es, ein Bruch, infolge der wahrscheinlichen Heirath des Grafen mit Paula, vorauszusehen, so eigne sich doch weder der Ruf noch

das Naturell jenes vom Glück verwöhnten, nur in Erfüllung aller ihrer Wünsche auferzogenen Mädchens für die Rücksichtsnahmen einer geistlichen Wohnung.

Der Präsident, Bonaventura's Stiefvater, überrascht und fast erschreckt durch Terschka's Flucht nach England und sein dortiges Auftreten unter Protestanten und Mitgliedern der italienischen Emigration, ließ jetzt in seiner Reizbarkeit gegen die Anerkennung seiner ihm bekannt gewordenen Geschwister immer mehr nach, correspondirte mit berühmten Lehrern des Kanonischen Rechts und wurde vorzugsweise vom Willen seiner Gattin bestimmt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die heimliche und trügerisch geschlossene zweite Ehe seines Vaters vor der Kirche zu Recht bestünde. Schon ergab er sich in jede Wendung, welche die Zukunft nehmen würde, und erklärte, auf weitere Nachforschungen seinerseits verzichten, auf Ausgleichungsvorschläge gern eingehen zu wollen.

Bonaventura staunte, daß sowol vom Kloster Himmelpfort, wie von Wien und Rom aus über diese Angelegenheit ein plötzliches Schweigen eingetreten war — Hatte sich Ceccone den Jesuiten unterworfen? Zuletzt war es seine Mutter, die in ihrer steten Gewissensbedrängniß und dem den Frauen eignen System der Vertuschung von selbst darauf kam, ihr Gatte sollte sich dadurch den Blick in die Zukunft erleichtern, daß er dem Schlimmen aus eignem Antrieb entgegenkäme. Ihr mit wühlerischem Verstand um sich blickender Sinn erkannte sofort, daß die ihr jetzt erst ganz offenbar gewordenen Beziehungen des Kronsyndikus zum Dechanten mit dem Dasein Benno's zusammenhingen. Der Präsident hatte in einem eben beim Onkel angekommenen Briefe seine Ueberraschung über die ihm von seiner Gattin mitgetheilte Möglichkeit ausgesprochen und den Dechanten ersucht, den vortrefflichen jungen Mann, den er schon lange schätzte als den Freund seines

Sohnes, des Domcapitulars, klug und besonnen seinem brüderlichen Herzen näher zu führen.

Diese Enthüllung erfolgte dann in den Tagen, wo Benno, nichts von dem ahnend, was ihm bevorstand, gleichfalls in Kocher erschienen war. Auch Benno wohnte in der Dechanei. Er kam heiterer und sorgloser, als man ihn seit lange gesehen. Er brachte Briefe von Thiebold, der soeben sich in Geschäftssachen in England befand und Wunderdinge berichtete über das Ansehen und die Geltung, die sich Terschka in London durch seinen wirklich erfolgten Uebertritt zum protestantischen Glauben und den Anschluß an die Sache des jungen Italien erworben hatte. Benno war besonders auch für Frau von Gülpen ein trostreiches Element. Ihr Herz hing an ihrem Zögling mit jener Innigkeit, die bei Frauen zwischen polternden Vorwürfen, wie schlecht man seine Wäsche behandeln lasse, und der Angst, man könnte sich bei geringster Erkältung, z. B. auf Windhack's Sternwarte, den Schnupfen holen, rührend die Mitte hält.

Es war dann an einem jener Abende, wo die Cassiopeja ihren funkelnden Schein zur Vorleuchte am Baldachin des Himmels macht, wo aus Nordost der „Schwan" sein mildes, wie ein flockenreines Gefieder strahlendes Licht erzittern läßt, unter dem Schmettern der Nachtigallen, die im Park der Dechanei nisteten, beim Duft der Hollunderblüten — als Benno im stillen Wandeln unter den einsamen Alleen aus Bonaventura's Mund das Geheimniß seines Lebens erfuhr.

Er erfuhr es allmählich. Beim feierlichen Nachzittern des Stundenschlags der Kathedrale von St.-Zeno, nach einem feierlichen Gelübde, das ihm Bonaventura abnahm, nichts zu unternehmen, was nicht im Einklang stand mit den Interessen seiner nächsten Freunde und jetzigen Verwandten.

Zuerst erfuhr er den Namen und die Lebensstellung seiner

Mutter! So steigt die Sonne mit purpurrothen Gluten aus der Erde. So kommt eine Friedensbotschaft an die Menschheit, verkündet von dem Klang unzähliger in den Lüften schwebender Harfen. Eine Römerin —! Eine Herzogin —! Aber noch fehlte der schrille Accord: Der Name des Vaters! Die Schwere des Erlebnisses war zu niederdrückend.

Noch wurden nur die Namen Kassel, Altenkirchen, Rom, auch Wien, letzteres um der Schwester willen, genannt, noch erst die Auffassungen der Kirche und des Dogmas erörtert. Fast sprachlos starrte Benno, der wie ein Träumender stand, allem, was Bonaventura sagte. Die Freunde mußten sich unter den Hollunderblüten auf eine Bank niederlassen. Die Schilderung der Scene in der Waldkapelle, wo seine Mutter so ruchlos von einem verbündeten Complott betrogen wurde, raubte Benno die Sprache. Stumm blickte er auf die Lippen seines Freundes, der in seiner milden, innig zum Herzen sprechenden Weise immer entschuldigend erzählte und alles näher und näher bezeichnete bis auf den Namen — des Vaters.

Nenn' ihn nicht —! rief Benno, als müßte er die Mutter rächen, wie Orest den Vater rächte.

Bonaventura sagte: Er ist todt! Endlich nannte er auch diesen Namen.

Da brach Benno zusammen an des Freundes Brust. Ein Gefühl der Scham überflog ihn und wie mit einem Gifthauch südlicher Luft nahm es ihm den Athem. Auf der so plötzlich aufgesprungenen Blüte seines wunderbaren Daseins wälzte sich ein giftiger Skorpion —!

Tiefgeheimnißvoll ist das Blut, das durch die Geschlechter rollt. Der gespaltene Funke wird wieder zur Flamme; die gespaltene Flamme mehrt sich wol auch an Kraft. Ein Geschlecht kann auf Jahrhunderte die Signatur des Körpers und Geistes bewahren,

wenn die Mischungen darauf bedacht sind, immer wieder liebend auch das Fremdartige sich anzueignen. Benno aber mußte mit erstickter Stimme sprechen: Ich ein Wittekind —! Ist das nicht, wie wenn Wettersturm aus den Schluchten des Teutoburger Waldes braust! Meine Ahnenreihe geht bis in die Sagenzeit —! Doch — Friedrich und Jérôme von Wittekind meine Brüder! Der Geist abgewelkt im Vater schon! Oder war sein Loos nur das der Ichsucht? Ja, so gehen Despoten hinüber, die keinen Gegner finden, der sich mit ihnen mißt —!

Alle die Beziehungen des Vaters, die Benno so gut kannte, wurden dem von Entsetzen Ergriffenen wie der Eingang in eine dunkle Höhle voll unheimlicher Gestalten, die er in Waffen betreten sollte. Klingsohr, der Sohn des ermordeten Deichgrafen, „der geistige Sohn" des Kronsyndikus, stand plötzlich mit wirren Locken vor ihm und reichte ihm mit dem Brudernamen die blutige Rechte. Doch stieß er sie zurück. Klingsohr war ja nur der Phantasie-Bastard des Schlosses Neuhof —!

Ein Fieber ergriff Benno. Wie das Hemd des Nessus brannten alle diese Namen und Beziehungen — Seine Schwester eine — Angiolina — „Pötzl" — dieser Name schon ein höhnischer Satyrkopf hinter Rosenbüschen! Wie kam der alte Schauspieler Pötzl bei den Kattendyks zu — dieser Verlornen?

Und nun diese Mutter! Einst — Schauspielerin, jetzt zwar Herzogin von Amarillas —! Zugleich aber die „Freundin" eines Cardinals Ceccone —! Ach, es schmerzte, verwundete, tödtete ihn alles!

Leiden unter etwas Angebornem ist nicht zu schwer. Der Krüppel, der Blinde, der Taube nimmt das Leben, wie die Geburt ihm es beschert. Aber die Schönheit erst verlieren, das Häßliche erst gewinnen, plötzlich ein Blinder, plötzlich ein Tauber werden, das ist ein bejammernswerthes Menschenloos! Benno

riß sich an jenem Abend aus Bonaventura's Armen und rief: Ich könnte in die Wälder rennen wie ein Wolfsmensch!

Ruhe! Ruhe! sprach Bonaventura und beschwichtigte ihn durch seine Umarmung.

Am Morgen nach diesem verhängnißvollen Abend war die Begegnung Benno's mit dem Onkel und mit Frau von Sülpen erschütternd genug. Der Onkel begrüßte ihn, mit Wehmuth und die Augen tief niederschlagend, als „Julius Cäsar von Wittekind-Montalto" — auf den Namen der Mutter war er getauft worden. Er hätte die ewig dunkle Binde über Benno's Augen vorgezogen. Das sagte er auch und lobte, als ihm Benno krampfhaft um den Hals stürzte, die Blindgebornen, weil die alle so heiter blieben. Benno preßte nur stumm seine Hand. Es lag die Verzeihung der Liebe und der Dank für ein ganzes, nur vom Dechanten ihm gerettetes Leben darin. Reden konnte er nicht. Sein Blut rollte wie ein ihm fremd gewordenes und ungebändigtes durch die Adern. Als er zu scherzen versuchte, sagte der Onkel: Das hat er ganz von seinem tollen Alten! Der konnte auch, wenn er wollte, verteufelt liebenswürdig sein —!

Dies Wort kam noch zur Unzeit und doch — als Benno jetzt düster die Augenbrauen zusammenzog, mußte der Dechant wieder sagen: Wie sein Vater, der grimme Jäger!

Der Onkel hatte das Bedürfniß, das Ueberseltsame wieder in das Altgewohnte zurückzulenken. So sprach denn auch Benno, als seine Pflegemutter Frau von Sülpen sich ausgeweint hatte: Nun bitt' ich nur um eines! Gebt mir meine drei Julius Cäsar-Jahre heraus, die ich schon länger auf der Erde weile, als ich Erinnerungen habe — und die Taufscheine es wußten. Um wie viel früher hätt' ich jetzt Hoffnung, meinen Militärmantel abzulegen!

Alle nähern Umstände dieser Verheimlichungen wurden erzählt. Mit dem ihm eignen scharfen, aller Lebensverhältnisse

kundigen Ueberblick durchschaute Benno alle neuen und nicht offen kund zu gebenden Bedingungen seines Lebens. Er beruhigte den Präsidenten in einem Schreiben, worin er ihn noch nicht als Bruder begrüßte. Mit edler Selbstbeherrschung bot er jede Bürgschaft dafür, daß ihn seine langgeprüfte Geduld, die Ergebung in sein räthselhaftes Dasein an Entbehrung äußerer Anerkennungen gewöhnt hatte. Ja, der Adoptivname, den er einstweilen trage, „von Asselyn", wäre ihm durch seine theuersten Freunde geheiligt, auch schon von der Krone genehmigt. Er mache nur dann Ansprüche auf die Wiederherstellung seiner Stellung zum Leben, wenn niemanden damit eine Kränkung widerführe, am wenigsten seiner noch lebenden Mutter. Diese freilich in ihrer Ansicht über das Vergangene zu erforschen, ihr, wenn es irgend ohne Verletzung äußerer Rücksichten möglich wäre, sich zu nähern — dafür ergriffe ihn, das gestand er, ein unwiderstehliches Verlangen. Es wäre der Ausgleichungs-, der Gerechtigkeitstrieb, der ihn hierin bestimme. Ebenso zöge es ihn zur Annäherung an Angiolinen. Eine Reise nach dem Süden läge nun fest beschlossen in seiner Seele.

Der Präsident antwortete voll Güte und dankte. Er bot ihm reichere Mittel, als Benno annehmen durfte, da eine zu schnelle Veränderung seiner Lage Vermuthungen hätte wecken können, die von allen Betheiligten nicht gewünscht wurden. Auch Thiebold durfte noch nichts erfahren. Dieser tolle Mensch, sagte Benno zu Bonaventura, thut in der Regel alles, was ich zu thun mich schäme und was ich im Stillen doch manchmal gern thun möchte. Er verhindert mich an Thorheiten, weil er sie statt meiner übernimmt. Ich glaube, er übernähme auch ein Drohen mit meinem Geheimniß, ein Zupfen an Schleiern, die man allenfalls lüften könnte. Besser, wir schweigen auch gegen ihn!

Je lichter somit von der Dechanei aus der Blick auf das sonnige, waldumkränzte, so lange geheimnißvoll verschleierte Schloß

Neuhof wurde, desto düsterer blieb der auf Witoborn und Westerhof gerichtete. Bonaventura hatte seit einem Vierteljahr sich nur im Entsagen geübt, auch nichts mehr von dorther vernommen, was ihn besonders wieder hätte aufregen können. Der Oberst, das erfuhr er erst hier, leitete die Vorbereitungen zu seinem Papierbetrieb. Der muthige Mann fand die größten Schwierigkeiten. Sie gingen sogar bis zu muthwilligen nächtlichen Zerstörungen seiner Bauten, wobei sich Armgart und Monika in ihrer ganzen Kraft zu zeigen hatten. Sie hatten sich ein kleines Haus in Witoborn geschmackvoll, wenn auch einfach eingerichtet.

Hedemann schrieb an den Dechanten von einer mit Porzia Bianchi, der Tochter des Gipsfigurenhändlers, beabsichtigten Heirath. Seine Aeltern waren schnell hintereinander gestorben.

Man ersah aus diesen Mittheilungen, daß sich in und um Witoborn ein schönes Familienverhältniß hätte begründen können, wenn nicht die Beunruhigung durch die lichtscheue Bevölkerung der Gegend zu groß gewesen wäre. Armgart verlöre, hieß es, allen Halt in ihren Anschauungen. Wo sie hinginge, müßte sie — „sie“! betonte man — Reden halten zur Vertheidigung — des Papiers und der Aufklärung! Ueber Ulrich von Hülleshoven, ihren Vater, erfuhr man, daß er auf Schloß Westerhof bald die Autorität seines Bruders Levinus überflügelte. Mußte ihm das gelingen schon durch seinen männlich festen Sinn, seine Lebenserfahrung, so kam noch ein eigenthümlich wohlthuender Eindruck hinzu, welchen hier ein sonst nur schroffer Mann auf die Frauen machte. Monika's Entschiedenheit, die indessen den Dechanten immer noch in ihrer Correspondenz entzückte, mußte ihr Gatte mildern. Während Monika bald das Stift Heiligenkreuz zum Feinde hatte, während sie Frau von Sicking durch ihren unverhohlenen Spott, z. B. über die Exercitien, zur Aenderung ihres Aufenthalts bewog und in diesen Kämpfen von Arm-

gart's wie aus einem Traumleben erwachendem gesunden und frischen Sinn unterstützt wurde, schlösse man sich, erzählte der Onkel aus Monika's Briefen, dem Obersten an, der stets zu begütigen und auszugleichen wisse. Vollends Paula gewann, das wußte Bonaventura, den Obersten lieb und erlag seiner magnetischen Einwirkung. Der Oberst durfte sie nur einige male berühren und sie versank in jenen Schlummer, der ihr das einzige Labsal blieb im Schmerz ihres Nerven- und Seelenlebens. Bonaventura beobachtete dies an jenem Mittag unmittelbar nach Terschka's Flucht, wo Paula bei Tisch mit der abwesenden Armgart zu sprechen angefangen hatte. Der Oberst führte sie damals in ihr Zimmer und sie antwortete auf jede seiner Fragen.

Bonaventura erzählte davon dem Onkel. Paula, berichtete er, ohne Zweifel übermannt von einer seit dem Fund der Urkunde sie folternden Angst um den Grafen Hugo, hatte die bei Tisch fehlende Armgart gefragt, was sie am Schranke suche?... „Am Schranke?" fragten die ringsum Sitzenden ... Ein Kleid! Nimm ein weißes, sprach sie, es steht dir besser! Auch die Myrte nimm! setzte sie hinzu ... Die Myrte? fragte der Oberst. Macht denn Armgart Hochzeit?... Darauf stockte Paula und erwiderte: Armgart sucht ein Kleid für sie aus! Sie meinte: für sich selbst ... Niemand hatte den Muth, zu fragen: Heirathest du denn?... Ihr Kleid ist aber noch nicht fertig! sagte sie dann wie aus sich selbst und zeigte hinauf in die Luft mit den Worten: Sieh, sieh, die vielen Körbe —!... Fast so heiter sprach sie diese Anschauung, daß die Umstehenden — alles war jetzt aufgestanden — erst an die Zahl der zunehmenden Bewerber denken mochten ... Aber Paula setzte hinzu: Korb an Korb! Am Altar der „besten Maria" stehen sie!... Jetzt hätte leise die Tante erklärt, wie Terschka vom Schloß Castellungo erzählte, daß die demselben zunächstliegende Kapelle der „besten Maria" gewidmet wäre und oft

in Hunderten von Körben die Seidencocons unter Blumen malerisch schön dort niedergestellt würden zur Segnung durch Priesterhand ... Paula entschlummerte dann ... Jeder sagte: Sie hat in den Körben die Anfänge ihres Brautgewandes gesehen!

Der Onkel schüttelte dazu zwar lächelnd den Kopf, versank aber doch über die Nennung des Namens Castellungo in ein Nachdenken.

Sich selbst führte Bonaventura oft noch seine letzten westerhofer Tage vor. An jenem Mittag damals hatte er sich voll Verzweiflung losgerissen. Glaubte er überhaupt keinen Abschied von Paula nehmen zu können, so griff er nun vollends zur Feder, um seine Empfindungen auszudrücken. Zwei Briefe entwarf er. Einen mit stürmischer Liebesbetheuerung und dem Bekenntniß aller Gefühle, die auf seines Herzens geheimstem Grunde lebten. Es war ein trunkener Rausch der Herausforderung an sein Geschick und doch — diesen Brief warf er in die Flammen! Einen zweiten schrieb er dann milder und, wie ersichtlich war — zum ewigen Abschied.

Aber auch diesen hatte er vernichtet. So stand er rathlos. Da vernahm er neben seinem Zimmer das Aechzen seines Wirthes Norbert Müllenhoff, der im ersten Stockwerk schlief. Ohne Zweifel gehörte das an dessen Hausthür ausgesetzte Kind nur diesem wunderlichen Zeloten selbst. Die Zukunft des Unglücklichen war zerstört, wenn die Rache der Hebamme, im Bund mit dem buckligen Geiger, die finkenhofer Lene zum Geständniß vor Gericht brachte. Einmal hörte er den Pfarrer in seiner Kammer laut ausrufen: Allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden —! Es war ein Hülferuf wie aus der tiefsten Seele. Die Hände wurden dabei von Müllenhoff zusammengeschlagen wie von einem Verzweifelnden — Dann war wieder alles still.

Bonaventura erbebte. Es durchschüttelte sein Gebein, diesen

Ausruf gehört zu haben, der aus der Tiefe des Jammers kam. Müllenhoff sah voraus, daß ihm eine längere Verweisung in das Strafkloster Altenbüren gewiß war. Ein ewiger Makel haftete damit an seinem Leben, ein Hinderniß jeder Beförderung! Und hätte nicht auch Bonaventura einstimmen mögen in diese Anrufung des Schöpfers der Natur und alle Elemente entbieten, ihm beizustehen, die Zwingburg unnatürlicher Gesetze zu brechen? Er klopfte an die Kammerthür und trat bei Müllenhoff, der stöhnend und jetzt mit zusammengefaltenen Händen wie bewußtlos dalag, mit der Frage ein, ob er ihm in irgendetwas vor seiner noch am selben Abend bevorstehenden Abreise behülflich sein könnte.

Anfangs fuhr Müllenhoff in gewohnter Grobheit auf. Dann besann er sich, bat für sein ungeberdiges Wesen um Verzeihung und wagte es, überwältigt schon vom so unendlich milden Klange in Bonaventura's Rede, ihn unter dem Siegel der Beichte und als seinen Vorgesetzten zu bitten, zur Frau Schmeling und zu jener Lene zu gehen — um den Versuch zu machen, die ihm drohende Gefahr abzuwenden.

Bonaventura fand sich bereit dazu. Er betrat das Häuschen der Hebamme, redete ihr, ihrer Magd und der noch anwesenden Lene, jeder erst unter vier Augen, dann allen zugleich zu, die Verfolgung des Pfarrers von St.-Libori zu unterlassen. Die nicht kleinen Summen, die es dabei zu bieten gab, um ein Schweigen nach allen Seiten hin zu erwirken, legte er selbst aus. Er hatte gerade sein Reisegeld und einiges Capital bei sich, das ihm noch aus alten Differenzen seines Vaters mit den witoborner Gerichten zukam.

Wie unrein erschienen ihm seine Hände, als er sich aus diesem Hause entfernte! Man hatte sie geküßt. Diese Huldigung mehrte nur das brennende Gefühl, sich in unwürdiger Berührung befunden zu haben.

Durch diese Verrichtung des Mitleids kam Bonaventura um die Gelegenheit, den Düsternbrook und die beiden Eremiten zu besuchen. Er hörte nur, daß sie vom Zustrom der Umgegend heimgesucht und Gegenstand der lebhaftesten Verhandlungen zwischen ihrem Kloster, seinem Stiefvater und den Behörden waren.

Auf Westerhof erschien er aber dann doch noch persönlich zur ernsten Abschiedsfeier. Als Priester — als schwankes Rohr, als „Begriff, den zwei Jahrtausende mit bunten Kleidern behängt hatten".

Und vor allem, was er dann doch vielleicht blindlings wie aus einer Todesurne hätte ziehen können, bewahrte ihn Paula selbst. Sie war, erzählte er in der Dechanei dem Onkel wieder, sie war gerade entschlummert. Der Oberst ließ seine Hand auf ihr ruhen und sprach mit ihr wie mit dem willenlosen Werkzeug seiner Kraft. Verwandtschaftlicher Rechte sich bedienend, fragte sie der Oberst mit Vertraulichkeit: „Siehst du den, der eben ins Zimmer tritt?" ... „Sie k[illegible]t ihn!" lautete die Antwort ... „Willst du mit ihm sprechen?" ... „Sie stört ihn!" ... „Warum stört sie ihn?" ... „Er opfert." ... „Siehst du einen Priester?" ... „Einen Bischof!" ... „Ist er allein?" ... „Kinder stehen um ihn!" ... „Sie tragen leinene Streifen am Arm?" ... „Ja! Du sagst es!" ... „So firmelt dein Freund die Knaben und die Mädchen. Redet er? Sprich ihm nach, was er redet!" ... „Ich glaube an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, an die Liebe, die Erhalterin der Welt, gelehrt durch Jesus Christus, an den Geist der Wahrheit, der uns zur ewigen Hoffnung führt!" ... Wieder traten die zahlreich Umstehenden befangen zurück — Wieder war es eine jener „incorrecten" Visionen, wie sie von Frau von Sicking zu unser aller Nachtheil sind bezeichnet worden.

Paula sprach, nach des Onkels Ansicht, einen Glauben aus,

den sie in Bonaventura's und des Obersten Innerstem zu lesen glaubte.

Eines erzählte Bonaventura nicht, daß er sich damals, noch ehe Paula erwachte, mit Thränen im Auge losriß und abreiste, begleitet von den Dank- und Segenswünschen aller derer, die ihm nahe gekommen waren, von denen seiner Mutter an, die ihn in Witoborn noch an der Post überraschte, bis auf den Händedruck Müllenhoff's, der ihm flüsternd — „in monatlichen Raten“ zurückzuzahlen versprach, was seine Güte unter dem Dach der „Verschwörer“ für den neuen Concordatsstifter und exemplarischen Bußheiligen verauslagt hatte.

Paula hatte Bonaventura als Bischof gesehen und in der That verlangte der Onkel, daß Bonaventura in seinen Wirkungskreis nicht ohne eine höhere Würde zurückkehrte. Begib dich, wenn sie dir nicht zu Willen sind, solange in ein Kloster! Ein Mensch wie du darf nur fallen, um desto größer wieder aufzustehen! Und die Gemüthsleiden seines Neffen wol überblickend, sprach er: Armer Thor, was senkst du das Haupt und kannst dich in dein priesterlich Erbtheil nicht finden! Zwei weibliche Schatten umkreisen dich! Ein dunkler und ein lichter! Jenen fliehst du und diesen wagst du nicht festzuhalten! Ich bin dir kein Muster, aber ich könnte dir bessere Naturen, als die meinige nennen, die eines Tages gleichfalls zwischen dem Gott in der Natur und dem Deus in pyxide wählten und sich für den ersteren entschieden!

Ein andermal sprach er: Sagst du denn für Franz von Sales gut —? Ich theile alle Heiligen in drei Klassen. Solche, die bereits die verbotene Frucht brachen und denen es dann, als sie satt waren, leicht wurde, in die Wüste zu gehen — in diesem Sinne haben wir noch jetzt Millionen Heilige und seit zwanzig Jahren bin ich unter ihnen der Allerheiligste —! Dann in solche,

die entweder geborne Narren waren oder es wurden, weil sie gerade auf den Naturtrieb hin, um diesen und nur diesen zu unterdrücken, das Tollste erfanden — das sind die Casanovas der Frömmigkeit! Ihre innerste Sinnenqual versetzte sich ihnen, wie bei einer jungen, eben entbundenen Mutter die Milch in den Kopf steigen kann, so in religiöse Narrheit. Die dritte Gattung endlich sind jene geschlechtslosen Constitutionen, bei denen die Tugend — ein Fehler ihrer Körperorganisation ist. Meistens unter äußerlich imponirenden Gestalten findest du diese Halblinge. Darauf hin konnte mein Leo Perl in Paris ruhigen Bluts zusehen, wenn wir andern uns im Palais-Royal vergnügten. Die Heiligen, die nicht auf die Klasse I und II paßten, gehörten zur Klasse III! Wasserpflanzen waren es, wo gleichfalls die ganze Kraft — wie drüben da auf meinem Weiher! — in den schönen, breiten, trägen Blättern liegt!

Solche Gespräche gab es häufig. Man führte sie auch noch in Gegenwart Benno's, beim Wandeln durch den Park, unter den sich eben erst ganz mit dem jungen Laube schließenden Alleedächern, beim Zwitschern der Vögel, beim Duft der Kastanienblütenpyramiden, der Maiglöckchen und Narcissen auf den Buchsbaumbeeten, beim Schimmern gelber Dotterblumen von den Wiesen herüber. Bonaventura, an einem Strauch von Weißdorn still stehend, sagte: Onkel, ich bin so weit gekommen, daß ich stundenlang an einem solchen einzigen Blatt, wie du es hier siehst, stehen und beobachten könnte! Sieh, es hat sich eben aus seiner Knospe entrollt! Wie zart sein Grün! Wie sanft aufgekräuselt die Windungen des kleinen Sprosses! Die kleinen Härchen, die auf dem jungen Keime sitzen, möchte man zählen! Es gibt nichts, was zumal uns Priester gegen alles das, was du schilderteſt, retten kann, als die Betrachtung des Kleinsten! Ich heuchle dir keine Frömmigkeit, sogar keine Begeisterung mehr für

meinen Beruf, den ich schmerzlich erkannt habe — ich finde ein Vergessen des Allgemeinen und meiner selbst nur noch in einem kleinen stillen Glück wie dieses hier — vor einem solchen Frühlingsblatt!

Das sind bei mir die Radirungen und Kupferstiche! sagte der Onkel, der für seine vorjährigen Warnungen gegen Rom hier eine frühzeitige Genugthuung erhielt.

Benno mußte zeitig nach der Residenz des Kirchenfürsten zurück. Er reiste mit dem Gefühl, als säßen jetzt an seiner Seele Adlerschwingen. Zunächst hoffte er sich von einem Staatsleben freimachen zu können, das, wie es damals in Deutschland und der engern Heimat war, für den Menschen in seiner angebornen Freiheit jeder Zusicherung entbehrte. Es war im damaligen Italien und Oesterreich nicht anders. Dennoch wollte er über Wien nach dem Süden und in jeder Hinsicht dem Zuge der Natur folgen. Der Onkel sagte ihm, im Beisein Bonaventura's, ohne daß dieser es hörte: Vielleicht kannst du die Angelegenheiten Paula's zu einem guten Ende führen! Vielleicht deiner verwilderten Schwester die Nachfolgerin geben, die dem Hause Salem-Camphausen unerlaßlich ist! Schon hör' ich, daß die Gräfin Erdmuthe nach Schloß Westerhof reisen und versuchen wird, alle Bedenklichkeiten persönlich zu beseitigen.

Bonaventura sah inzwischen zu den Bäumen auf, unter denen sie dahinwandelten, und sprach, als beide näher kamen: Wie doch seit Jahren der Fink immer nur wieder zwischen denselben Aesten sich ansiedelt, die Nachtigall sich denselben dunklen Busch sucht, die Schwalbe in demselben Gesims an deinem Portale haust! Ein solches Heimatsgefühl —!

Jeder findet sein rechtes Nest! sprach nach einigen weitern Schritten ruhigen Wanderns der Dechant. Auch — Paula wird wissen, fuhr er fort, daß die Liebe zu einem römischen Priester nicht zu den Möglichkeiten dieser Erde gehört und — wird nach Wien gehen müssen.

Ich selbst will sie trauen —! fiel Bonaventura leise und mit einem Schmerzensausdruck ein. Es war ein Wort von solcher Schwere, daß der Dechant und Benno erschüttert schweigen mußten. Letzterer gedachte dabei des immer mehr ihm und andern verklingenden Namens: Armgart!

Als dann Benno abgereist war, von mächtigen Entschließungen gehoben, kam ein neuer Brief von Monika in der Dechanei an. Es war ein Erguß der frischesten und gesundesten Lebensanschauungen. Monika berichtete dem Dechanten von einer nothwendigen Reise des Obersten nach England — von einem damit vielleicht verbundenen Abholen und Begleiten der Gräfin Erdmuthe — von Armgart's Begleitung des Vaters nach England — von Paula's bedenklich schon eingerissener Gewöhnung an die magnetische Behandlung durch ihren Gatten — von Angst und Sorge, die man nun über Paula's Zustand haben müsse, wenn ihr Mann fehle. Sie erwähnte im Lauf ihrer Auslassungen über Paula's Zustand, den sie, trotz ihrer sonstigen Vernunftgläubigkeit „wunderbar“ und erstaunenerregend fand, die gegen Bonaventura gerichteten Anklagen, deren Kunde schon bis Witoborn gedrungen war. Monika bekannte sich damals als entschiedenste Beförderin einer Verbindung Paula's mit dem Grafen Hugo. Letzterer wäre eine Natur, schrieb sie, mit Eigenschaften, die nur entwickelt zu werden brauchten, um mehr als Achtung vor ihm, sogar Neigung für ihn zu empfinden. Bequemen Temperaments, wolle er beherrscht sein und jeder müsse ihm eine würdigere Leitung wünschen, als er sie bisjetzt gefunden. Selbst über Terschka war Monika's Urtheil milde. Was an Terschka noch allenfalls Gutes wäre, schrieb sie, verdanke er dem Grafen. Der jesuitische Intriguant hätte die Macht einer guten und harmlosen Natur so auf sich einwirken fühlen, daß er an seinen Aufträgen irre geworden wäre. Wenn Paula in ein Kloster ginge, würde sie nach

wenig Jahren eine Beute des Todes sein. „Sie müsse durchaus und unter allen Umständen die Gräfin von Salem-Camphausen werden. Und der Domcapitular von Asselyn, der, wie sie wohl wisse, für Paula Neigung hätte, wie diese für ihn, müsse die Kraft über sich gewinnen, selbst die Hand zu bieten zu dieser nach allen Richtungen hin bedeutungsvollen gemischten Ehe. Monika schilderte darauf die Zukunft einer solchen, anfangs erzwungenen, Standesehe. In dem lieblichen Salem, in dem, wie sie gehört hätte, noch glückseligern Thale von Castellungo würde die junge Gräfin, als Mutter blühender Kinder, als Theilnehmerin an den vielen gemeinnützigen Unternehmungen ihrer Schwiegermutter, Lebenslust und Lebenskraft gewinnen. Alle, alle, ihre Schwester Benigna, Onkel Levinus, die Bewohner von Neuhof theilten die gleiche Meinung. Die einzige Armgart, die immer noch widerspräche, hätte man auch eben deshalb mit dem Vater nach England geschickt, wo sie überhaupt bei Lady Elliot eine Zeit lang bleiben und neue, gesunde, praktische Anschauungen gewinnen sollte. Uebrigens hätte sich Armgart bei einigen Conflicten mit der „witoborner Dummheit“ mit großem Muth benommen und wäre überhaupt, wie alle sagten, seit den drei Tagen Correctionsgefängniß im Mühlenthurm mehrfach anders geworden, als sie sonst gewesen. Die Begegnung mit Terschka fürchte sie nicht mehr — London wäre ja wie ein Ameisenhaufen; Armgart hätte Kraft und Charakter aus Instinct schon immer gehabt — jetzt fange sie auch an, klar zu wissen, was sie wolle.

Das war eine Sprache, als sähe man die kleine junge Frau ihre grauen Locken schütteln und mit ihrem blitzenden Auge, ihrer frischen Wange, ihren weißen Zähnen aller Bedenklichkeiten geringschätzig lächeln, die nach ihrem Sinne nur die krankhafte Empfindsamkeit geltend machen konnte. Freilich ging da auch manche — Gefühlsblüte verloren.

Aber der Dechant war ganz gleicher Ansicht. In dem kleinen grünen Studirzimmer, wo die Worte nicht so ungehindert gewechselt werden konnten, wie unten im Garten und im Park, den zu besuchen nicht jedem Bewohner der Stadt erlaubt war, las er mit Bonaventura diesen Brief. Von dem Rollen der Thüren und dem Horchen und steten Bangen Petronellens gestört, erhob sich letzterer, nachdem er noch einmal den Brief in mächtiger Erregung überflogen, riß sich von der Hand des Greises, der ihn halten wollte, los und eilte anfangs in den Park, den er eine halbe Stunde lang wie ein Geistesabwesender durchschritt, dann auf sein Zimmer, um an Levinus von Hülleshoven einen Brief des Inhalts zu schreiben: Er hätte mit Bedauern gehört, daß sich die Leidenszustände Paula's vermehrten, daß ihr Leben ganz schon abhängig zu werden drohte von einer Einwirkung, die beiden Theilen zuletzt die drückendsten Verpflichtungen auferlegte. Auch von den fortgesetzten Bildern, von dem seltsamen Sinn der Träume des edeln Mädchens hätte er gehört und beklage schmerzlich, daß sie so übel gedeutet würden. „Ja", schrieb er, „schließe man ganz den Vorhang, der sie stets in ein Land blicken läßt, für dessen Beurtheilung der Welt alle Bedingungen fehlen! Ja! Sie soll dem Zuge der Demuth folgen, der stets in ihrer reinen Seele der vorwaltende gewesen! Nimmermehr aber soll sie ihre Wünsche auf ein Kloster richten! Ich gestehe offen, meine Einblicke in die Klosterwelt sind die enttäuschendsten. Wie im Kloster Himmelpfort ist es überall, nur da vielleicht ausgenommen, wo man Kranke heilt. Dazu eignet sich Paula nicht! Sie ist selbst des Arztes bedürftig. So muß sie denn hinaus auf die hohe Flut des Lebens! Sie muß Gott vertrauen und wie eine treue Magd sich dem Dienste widmen, der dem Weibe schon im Paradiese angewiesen wurde, ohne daß Adam zu Eva von Liebe sprach! «Sie soll eine Gehülfin sein dem Manne!» Wenn sie den

Grafen Hugo in sanfterer Weise, als durch die Intrigue der Gesellschaft Jesu, in den Schoos einer Kirche führt, die ein Zusammensein im Schoose der Seligen auch vom gleichen Bekenntniß auf Erden abhängig macht, so löst sie, wenn sie das will oder kann, eine sie vielleicht erhebende Aufgabe. Ist doch ein Mann jedem Weibe, das von ihm zur Ehe genommen wird, ein unbeschriebenes Blatt! Selbst ein längeres Ergründen und Kennen des Verlobten schließt immer noch ein Räthselhaftes nicht aus, das sich ganz erst in der Ehe selbst lüften und bezeichnen kann. Wie aber auch der Erfolg dieser Ehe sich ergibt und ob sich die Glaubensbekenntnisse auch nicht vereinigen — Paula soll dem fremden Manne vertrauensvoll die Hand nicht weigern!"

Bonaventura schloß den mit einer Hand, die ihr Zittern umsonst zu beherrschen suchte, geschriebenen Brief mit der hochherzigen Erklärung: „Will Gräfin Paula meinen Priesterberuf, den Beruf der Entsagung auf eigenes Glück, der Fürsorge nur für fremdes, zu einer ganz besondern Weihe erheben, so möge sie mir die Ehre und die in Gott empfundene Seligkeit gönnen, daß Ich es bin, der — entweder zu St.-Libori oder in Wien, wohin zu reisen ich deshalb zu jeder Stunde bereit sein werde — ihre Hand in die des Grafen Hugo legt!"

Als Bonaventura diese letzte Stelle unterstrichen, den Brief geschlossen und zur Post gegeben hatte, umarmte er den Onkel mit den Worten: Laß mich so sein —! Jeder Mensch schafft sich seine eigene Religion! Jeder Mensch ist sich sein eigener Priester!

4.

Noch blieb Bonaventura einige Tage auf der Dechanei mit gehobener Kraft. Sein Ringen nach einer idealen Lebenshöhe hatte einen neuen Anhalt, einen neuen Rundblick gewonnen. Schmerzlich genug war er erkauft; er hielt ihn aber fest mit dem leuchtenden Aufblick der innern Verklärung und des Gefühls, sich eins zu wissen mit dem unerforschlichen Verhängniß.

An die Wirkung seines Briefes in Westerhof mochte er nicht denken . . . Er stürzte sich nun doch wieder in das Allleben der Natur, umfaßte nicht mehr zagend und bangend nur das Einzelne.

Beim Besteigen der grauen Berglehnen um Kocher, die kahler noch erschienen durch die noch wenig belaubten Weinstöcke, umzog sich vor seinem geistigen Blick alles schon mit den Früchten des Herbstes. Er wollte sich mit Gewalt helfen, grüßte freundlicher, stand denen Rede, die im Felde ihm begegneten, auch denen, die ihm nachschlichen, wie — Löb Seligmann that, der seit einigen Wochen in seine Heimat zurückgekehrt war. Dieser suchte sich hoffnungsvolle Ernten auf Reps und Taback, worauf er Vorschlüsse gab. Das war die sicherste Anlage seiner um Witoborn herum verdienten Gelder.

Bei all seiner Menschenliebe war Bonaventura in gewissem Sinne „Egoist“. Er beurtheilte zu sehr aus sich allein die Menschen und die Dinge. Hätte er ein wenig mehr neugierige

Vertiefung in das irrende Flimmern der kohlschwarzen Augen Löb's gehabt, ein wenig mehr Lesekunst geübt in gewissen, so eigenthümlich fragwürdig stehen gebliebenen Lachmienen — er hätte ja beinahe zu ihm sprechen müssen: Nicht wahr, bester Herr Seligmann, seitdem Sie zur Hälfte unser Viergespräch auf Schloß Neuhof belauscht, sagen auch Sie: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt?" Denn kein Beichtvater kann (in verbotener Weise) so lächelnd an denen vorübergehen, die ihm gestanden, daß sie keineswegs das sind, was sie der Welt erscheinen, als Löb Seligmann im wogenden Kornfeld, unter blauen Cyanen, im Widerklang der von seinem innersten Herzen gesungenen Rossini'schen Tyrolienne: „Blütenkränze, Lust und Tänze!" den hochstehenden jungen Geistlichen nicht blos grüßte, sondern so zu sagen stellte. Sein Blick wenigstens sagte: „Von Euern Geheimnissen weiß ich jetzt alles!" Er näherte sich ihm auf Fußzehenweite.

Seligmann's ganzes Herz trug übervoll an dem Frevel des Dechanten, den man, seiner Kenntniß von Schuld und Strafe gemäß, noch „leicht auf die Festung hätte bringen" können. Wie rang er mit sich, diese Ueberzeugung bei sich zu behalten! Leider hatte er die criminalistisch-strafbaren Thatsachen aus dem Leben Leo Perl's nur halb erfahren. Das hatte sich natürlich sofort verstanden, daß er seiner Schwester und David Lippschütz leise Andeutungen über seine Geheimnisse gegeben hatte, vollständigere seiner Freundin Veilchen Igelsheimer. Seitdem diese die Last mittrug und die Schwester nur immer sagte: Behalte, was du weißt, bei dir! Ich will nichts wissen! war ihm das Tragen seiner Bürden jetzt leichter geworden.

Als Bonaventura stehen blieb und fragte: Wünschen Sie etwas, Herr Seligmann? brachte Löb in äußerster Verlegenheit wirklich einen Versuch der Annäherung hervor. Er sagte na-

türlich nichts von dem geheimen Betrug einer italienischen Primadonna, nichts von der Herzogin von Amarillas, nichts von Leo Perl's erster geistlicher Handlung auf Veranlassung des „Alcibiades" drüben in der Dechanei, aber im Sinne hatte er alle diese Thatsachen, als er fragte: Ich wollte — um Vergebung — Herr Domcapitular — ich wollte nur fragen — erlauben Sie — ist wol noch Bröder's lateinische Grammatik gut genug — zu gebrauchen zum Unterricht für einen hoffnungsvollen Knaben?

Zu Gunsten des immer kräftiger auf die Beine gekommenen David Lippschütz, des kleinen Voltaire von Kocher, ließ Bonaventura sich auf alle Vorzüge eines wahrscheinlich durch Löb vom Antiquar erstandenen alten „Bröder" ein und nannte berühmte Gelehrte, die auch ohne „Zumpt" ein classisches Latein hätte schreiben lernen.

Nach diesen lehrreichen Auseinandersetzungen, denen Löb nur zerstreut zuhörte, war ein Rückblick auf Witoborn und Umgegend nicht zu vermeiden. Löb erzählte, was er „nach dem Herrn Domcapitular" noch erlebt hätte. Zart und discret deutete er das Meiste davon doch nur in leisen Contouren an. Selbst die Gerüchte über Terschka, dessen plötzliche Abreise ihm manches schöne, bereits angeknüpfte Geschäft zerriß, tauchten in seinem Mund wie Sagen aus der Vorzeit auf, die keineswegs vor einem aufgeklärten Geschlecht Bestand haben können. Auch dunkle Vermuthungen deutete er an über einen „gewissen sogenannten Jesuitenorden" und einen haarsträubenden Uebertritt zur protestantischen Religion, die aber auch aus Löb's discretem Munde wie Verhältnisse aus der Zeit der Makkabäer klangen. Löb hatte ja bereits vollauf den erhebendsten Genuß, den er nur suchen konnte. Er schwelgte schon in dem stillen Wandeln mit dem vornehmen Priester, in dem Grüßen der Vorübergehenden, die gleichsam nun auch ihn jetzt ehrerbietiger grüßen mußten. Er hätte der Hasen-Jette herab-

lassend gedankt, wenn sie ihnen beiden jetzt begegnet wäre. Es war die Begebenheit an sich, die ihn erfüllte, ganz wie jenes schmeichelhafte Begossenwerden damals mit der westerhofer Spritze nach dem Schloßbrande.

Als die Rede auf die beiden Flüchtlinge nach Rom, die Eremiten vom Düsternbrook, den Pater Sebastus und den Frater Hubertus kam, deutete Löb verschämt lächelnd seine Mitverdienste um die Rettung des verunglückten westerhofer Dieners an. Erstaunend horchte Bonaventura und wünschte mehr zu wissen. Gerade dieser Diener war so auffallend verschwunden! Er fragte, ob es wahr wäre, daß Bruder Hubertus, der ihn davongetragen und im Kloster Himmelpfort eine Zeit lang verborgen gehalten, eine Beziehung zum Fräulein Schwarz gehabt hätte, die bei Frau von Sicking gewohnt — Bonaventura glaubte über den Brand und die unheimliche Urkunde etwas hören zu können. Aber Löb, der sich vor Zeugenaussagen vor Gericht und etwaigem Schwörenmüssen wie vor dem Tode fürchtete, ging gerade nur bis an die äußerste Grenze seines Wissens, erzählte die Fahrt des Kranken bis an das Kloster und würde vielleicht allmählich ein ganz klein wenig den Schrei in der Kirche, das entsetzliche Krachen und das Licht im Todtengewölbe in Aphorismen angedeutet haben, wäre die fortgesetzte Wanderung nicht endlich dadurch unterbrochen worden, daß man eben die Stadt erreicht hatte. Zur Seite eines Priesters durch die Straßen von Kocher zu gehen, würde sich, glaubte Löb, für die beiderseitige Stellung nicht geziemt haben. So wurde denn das gemüthliche Selbander vom rauschenden „Fall“, von den Gerberwäschen und den Metzgerklötzen unterbrochen.

Auch mit Beda Hunnius, mit Major Schulzendorf und Grützmacher knüpfte Bonaventura bei flüchtiger Begegnung wieder an. Jenem hatten die Zeitläufte bittere Erfahrungen gebracht. Ein seraphischer Briefwechsel zwischen ihm, Lucinden und

Joseph Niggl war zu den Acten der über ihn verhängten Untersuchung gekommen. Der „Kirchenbote" erschien nicht mehr; um so größer war seine Ermuthigung durch die mächtige, mit brausendem Wogenschlag zurückgekehrte Flut der hierarchischen Bewegung nach kurzer Ebbe. Er rühmte das kirchliche Leben jener östlichen Gegenden, wo Bonaventura im Winter gewesen und wo ihm besonders die reformatorischen Bestrebungen eines Norbert Müllenhoff — Bonaventura lächelte — wie „Bonifaciusthaten" erschienen. Beda erwähnte nicht ohne Bosheit den auffallenden Urlaub des so schnell Gestiegenen. Er mußte die Veranlassung desselben kennen. Um seine Schadenfreude zu verbergen, sagte er: Procul a Jove, procul a fulmine! und lobte seine bescheidene Stadtpfarre. Paula's Visionen mußte ihm Bonaventura bis an die Pforte der Dechanei erzählen.

Major Schulzendorf zeigte sich gekniffen und süßsäuerlich. Die Zeitverhältnisse verhinderten eine zu häufige Theilnahme an den Diners und Soupers der Dechanei. Seine ohnehin sehr spitze Nase hatte jetzt einen Charakter von Pfiffigkeit bekommen, die weniger zu verrathen schien, wo Trüffeln, als wo Verschwörungen lagen.

Grützmacher gratulirte zu einem Avancement, das schneller gekommen, „wie's bei's Militär" sonst möglich gewesen wäre. Er klagte über den Dechanten, der alt würde. Von seiner leider ohne „Prämie" gebliebenen großen Satisfaction „von wegen des ausgebuddelte olle Männeken", sagte Grützmacher: Darüber sind wir „in's Klare" —! Es war ein ehemaliger Galeerensträfling, erzählte er, der ein paar Jahre in Paris gelebt hat, hierher kam, Pferdehandel treiben wollte, gleich die Leute anschmierte, auf ein paar Wochen Knecht im Weißen Roß war, den Coup auf Ihrem Kirchhof machte, der ihm nichts einbrachte, nachher bei alten Kunden und Hehlern von Gaunern sich ver-

krochen hatte, vielleicht gar mit dem Hammaker, den Sie ja absolvirt haben, Herr Capitular, bekannt war, und zuletzt soll er denn auch noch unter falschem Namen nach Witoborn gegangen „sind". Da das Feuer, sagen sie, hätte blos Er angelegt auf Schloß Westerhof. Darüber hört man — hm! — freilich denn allerlei. Aber jetzt, wie gesagt, ist er „chappirt" und wird wol in Amerika „sind".

Wenn hierauf Gritzmacher, als er von dieser Begegnung zu seiner Frau sprach, zu äußern beliebte: „Ne, diese kathol'schen Pfaffen! S'ist doch nichts Aufrichtiges an ihnen! Jetzt der nun auch schon — Und ein ehemaliger Porteépéefähnrich noch dazu —!" so hatte er keineswegs Recht. Allerdings reden seit drei Jahrhunderten Jüterbogk und Rom verschiedene Sprachen, aber Bonaventura hörte ihm über die angeregten Punkte nur deshalb so seltsam scheu und unstet zu, weil er durch Beichtgeheimnisse und die äußerste Spannung gefesselt war. Immer deutlicher und gewisser trat ihm die Urkunde als das Erzeugniß eines weitverzweigten Verbrechens entgegen und dennoch sagte er: Kann ich denn gegen die Ehre Paula's und ihrer Angehörigen zeugen? Und mehr noch, wenn er sich Lucinden „an dem Frevel" betheiligt dachte — hatte die Urkunde vielleicht in dem Sarge des alten Mevissen gelegen? Gehörte sie dem Nachlaß seines Vaters an? Seine Gedanken und Schlußfolgerungen verwirrten sich.

Dem Oheim aber gegenüber legte Bonaventura noch vor seiner Abreise die übertriebene Scheu vor seinen Beichtgeheimnissen ab und theilte ihm nach kurzem Kampfe mit, was er inzwischen über den Sarg des alten Mevissen und über den Kirchhofschänder alles erfahren hatte. Gab dann auch der Onkel nicht zu, daß sein Bruder Friedrich noch lebte, so mußte doch unzweifelhaft der alte Diener desselben ein Geheimniß bewahrt und in seinen Sarg Dinge gelegt haben, die mit einem Verlangen in

Verbindung standen, sie sollten einst vom Tode erstehen — zu irgendwelchen noch verschleierten Zwecken. . . Bonaventura erzählte dem Onkel, daß der Fund in Lucindens Händen wäre. Und als dieser darüber hoch erstaunte, nannte ihm Bonaventura auch die Drohung, die Lucinde ausgestoßen, und hielt nur in weiterer Ausmalung derselben zurück, als er die dadurch hervorgerufene außerordentliche Aufregung des Onkels sah. Das ist ja erschreckend! sagte dieser. Und du hast ihr immer noch nicht diese Papiere abverlangt? Mit Gewalt abverlangt? So fliehst und verachtest du sie? Bona! Bona! So alt ich bin, durch meine Adern rollt Feuerstrom, so oft ich an die wenigen Tage denke, die dies Wesen bei uns zubrachte. Ich nehme sie, wenn sie will, morgen wieder! Meine Macht im Hause hat zugenommen. . . . Hm! Hm! Was kann jene Schrift enthalten? Und von wem ist sie ausgestellt?

Auf die von Bonaventura zusammengefaßten nähern Angaben, auf die Mittheilung, jene Schrift, deren Urheber er nicht kannte, sollte ebensowol mit seiner persönlichen Ehre, wie mit dem ganzen Bau der Kirche zusammenhängen und Lucinde könnte alle seine Handlungen, selbst wenn er die dreifache Krone trüge, damit entwerthen, ja ungeschehen machen — lachte endlich der Onkel und hielt die Meinung fest: Bester, wenn ich mir es recht überlege, so hör' ich darin doch nichts, als die verschmähte Liebe! Das sind jene Erfindungen, welche die Frauen regelmäßig zu machen pflegen, wenn man mit ihnen „bricht". Immer gibt es dann Papiere, von denen es heißt, ihre Veröffentlichung würde uns „vernichten". Oder der Briefwechsel würde zwar ausgeliefert werden, aber „Abschriften würden auf alle Fälle davon zurückbehalten" werden. Ich habe das alles erlebt!

Dennoch rieth der Onkel ernstlich, mit Lucinden Frieden zu

schließen und fügte hinzu: Das Leben ist so arm an Liebe, daß man eine dargereichte Hand nicht ablehnen soll!

Als Bonaventura eine Liebe bezweifelte, die fortwährend in Haß und Rache überzuschlagen drohte, entgegnete der Onkel: Aber so sind sie ja alle! Die Besten, die sogenannten Edelsten! Meine eigene Petronella würde mich, wenn ich „mit ihr bräche", mit kaltem Blut an einer Pastete sterben sehen, die mir eine andere Hand, als die ihrige, zubereitet hätte. Selbst die Buschbeck, deren grausamem Charakter ich den Besitz ihrer Schwester verdanke — letztere war jünger; Benno's Vater trat sie mir ab — aus Geiz trat er mir sie ab, um nicht „zwei von dieser Bande" ernähren zu müssen! — selbst Brigitte von Gülpen, sag' ich, die älteste Tochter einer Bischofsköchin und unzweifelhaft fürstabtlichen Blutes, wäre besser geworden durch gewährte Liebe. „Liebe" nennen diese Naturen einen Gegenstand haben, den sie quälen können! Die Idee, für einen treulosen Geliebten, der ins Kloster ging, die ganze Menschheit zu tyrannisiren, Kindern und Mägden das Leben zu vergiften und sich selbst das Stück Brot abzuhungern, vergegenwärtigt dir die tiefe Bedürftigkeit des Weibes, unter allen Umständen ein Wesen sein zu nennen und vielleicht wirklich zu caressiren, wär's zuletzt auch nichts als ein alter Mops, der nur in Flanelljacken noch leben kann und der in den Armen seiner weinenden Gebieterin am Asthma stirbt! Deine Renate — wie alt ist sie? Nahe den Siebzigen! Du wirst an einen Ersatz denken müssen. Wehe dir aber auch da, wenn sie deine Absicht merkt! Schlage die Concilien nach! Sie ließen lange zweifelhaft, ob die Frauen überhaupt — Menschen sind.

Bonaventura ließ, wenn auch zögernd, diese Auffassung der Drohungen Lucindens gelten.

In fernern Gesprächen zeigte sich auch noch zuletzt, warum regelmäßig der Onkel bei Erwähnung des Schlosses von Ca-

stellungo in Nachdenken verfiel. Das zufällige Aussprechen der Worte: Fiat lux in perpetuis! brachte zwischen beiden das Geheimniß des empfangenen lateinischen Briefes zur Sprache. Kopfschüttelnd öffnete der Onkel sein Schreibbureau und reichte dem Neffen die auch ihm gewordene anonyme Aufforderung hin. Sie war gleichlautend mit der auch an Bonaventura gerichteten.

Ich werde die bedenklichen Ehren eines Huß und Savonarola nicht mehr gewinnen, sagte der Onkel, und hüte auch du dich vor ihnen —! Welche Mystificationen das!

Bonaventura versicherte, daß sein Glaube feststünde, niemand anders wäre der Eremit von Castellungo, als sein Vater. Jedenfalls wär' er in Italien Waldenser geworden und hätte, ein Opfer der römischen Scheidungsgesetze, den Gedanken einer Kirchenverbesserung gefaßt. Würde er auch an jenem 20. August der Versammlung, zu welcher er einlud, achtzig Jahre sein oder nicht mehr leben, so würde man seine Gemeinde finden. Nach allem, was ich höre, schloß Bonaventura, ist dort eine Simultankirche auf den Grund der Bibel errichtet worden, die bis dahin leicht an Macht und Ausdehnung gewonnen haben kann. Näher forschen dürfen wir nicht um meiner Mutter willen, die nicht in Bigamie leben darf!

Sohn! Sohn! unterbrach der Dechant. Welche Träume! Welche Anschauungen! Und sehen alle diese meinem Bruder Friedrich ähnlich? Nein, nein — es sind Mystificationen und vielleicht Fallstricke, vor denen wir uns hüten wollen.

Doch die Eichen von Castellungo grünen! entgegnete Bonaventura. Castellungo gehört dem Grafen Hugo — Dort lebt, unter dem Schutz der Gräfin Erdmuthe, ein Deutscher, Frà Federigo — Paula sah ihn deutlich in einer ihrer Visionen und sagte, er gliche mir —!

Weil sie dich an einer Himmelsreligion betheiligt glaubt, die

den Priestern erlaubt zu heirathen! entgegnete der Onkel nach einiger Betroffenheit. Nein, nein! alles das ist nur Spuk und hängt zusammen mit den Umtrieben, die jenen Terschka plötzlich enthüllten. Coni oder Cuneo steht in der anonymen Aufforderung? Fefelotti, Ceccone's Gegner im Conclave, ein noch viel ärgerer Jesuit jedoch als der, ist soeben aus Rom verbannt und Erzbischof in Cuneo geworden. Ihr armen Waldenser jetzt! Eure Bibeln werden bald confiscirt sein —!

Den Anklagen, die der Onkel auf Ceccone, auf Fefelotti und alle, die mit Roms Intriguen zusammenhingen, schleuderte, lieh Bonaventura um so bereitwilliger sein Ohr, als sich auch durch Benno's Lebensschicksale jetzt ein Netz um sie alle her zu spinnen schien, dessen Fäden immer enger und enger wurden und auf Rom's Macht und Ansprüche zurückführten.

Ihr beiden — Ultramontanen! Zum Glück hab' ich euch bei Zeiten angehalten, italienisch zu lernen! scherzte der Onkel, ohne sich — darum den Beängstigungen zu entziehen, welche alle diese Dunkelheiten in den betheiligten Gemüthern zurücklassen durften.

Aus der Residenz des Kirchenfürsten kamen inzwischen vom Generalvicariat Briefe, die, bis auf eine von Rom zu erwartende weitere Entscheidung über den Magnetismus, jede Beeinträchtigung des Domcapitulars in seinen Würden niederschlugen. Rother's Anklage war als ungebührlich abgewiesen worden.

Die Genugthuung war demnach vollständig. Dennoch reiste Bonaventura voll Bangen in seinen Wohnort zurück. Das Bild des Alters und des Kummers, das er vom Onkel mitnahm, beunruhigte ihn. Mehr als je fürchtete er sich vor einer Stadt, die er auch sonst schon gemieden hatte. Sein Ehrgefühl war zu sehr verletzt worden. Feinde wirkten gewiß auch noch künftig gegen ihn. Sich zu derjenigen Widerstandskraft, die Haß oder Ver-

achtung verleihen, zu erheben vermochte sein Gemüth nicht. Auch konnte ihm nie Frieden kommen, wo Lucinde weilte.

Bei seiner Ankunft fand er Briefe von Schloß Neuhof vor — auch vom Onkel Levinus. In letzterm fand sich kein Wort über die doch gewiß mächtige, nach allen Seiten hin aufregende Wirkung, die sein Brief aus Kocher am Fall hatte hervorbringen müssen. Nur die auf eine Heirath hindeutenden Anzeichen eines Besuchs, den, von England zurückkehrend, Gräfin Erdmuthe auf Westerhof machen wollte, mehrten sich.

Die Aufforderung, nach Wien zu reisen, wiederholte sich im Laufe des Sommers. Bonaventura's Herkunft, seine würdige äußere Haltung, seine vollständige Kenntniß des Italienischen, alles veranlaßte aufs neue die Bitten der Curie, er möchte ebensowol im Interesse der Befreiung des Kirchenfürsten wie zur Abwendung der Stockungen, die für die Fortsetzung ihrer geistlichen Obliegenheiten die Stellvertretung desselben fand, die Reise nach Wien übernehmen. Galt doch der Staatskanzler für einen Gegner der Jesuiten; auch Ceccone hatte seit dem Sturz Fefelotti's Frieden mit ihnen geschlossen; vielleicht war in Wien der gute Wille zu gewinnen, die römische Curie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Bonaventura sollte es sein, der den Unterhändler zum Frieden machte.

Er entzog sich diesen Vorschlägen solange als möglich. Wie konnte seine Reise gerade in Westerhof aufgenommen werden! Mistrauen erfüllte ihn auch, als er hörte, daß es vorzugsweise Nück war, der diese Rathschläge ertheilte; konnte von solcher Seite Gutes kommen? Nück kam wieder in seinen Beichtstuhl. Er gab ihm in der That vier Davidssteine an, die er gegen den Goliath der Leidenschaft in seiner Brust in Bereitschaft halte: 1) Ankauf eines Ritterguts, 2) landwirthschaftliche Studien, 3) Rückkehr zu alten Dichtversuchen, die er in seiner Jugend ge-

macht, 4) die Erlernung der türkischen Sprache. Das Besuchen von Gräbern nütze ihm nichts, setzte er hinzu; er besäße eine alte Vorliebe für den Tod — darin wäre er wie die Türken, die auf Gräbern Kaffee tränken.

Der somit offenbar von Nück verhöhnte Geistliche konnte nicht eine Ahnung überwinden. Es war ihm, als spräche alles das nur die Eifersucht. In einer Zeitschrift gab Nück mit voller Namensunterschrift als einen „Wurf mit seinem dritten Davidssteine" in Versen die Klage, daß man das Höchste, was ein Weib geistig einem Manne sein könne, doch ohne die Vertraulichkeit der Sinne nicht gewinne. Die volle Unterschrift: „Dominicus Nück" beleidigte Stadt und Land. Seine Feinde und sogar Freunde sprachen von einer plötzlichen Enthüllung des „Pferdefußes". Goldfinger junior, inzwischen mit Johanna Kattendyk vermählt, rückte ihm aufs Zimmer und stellte ihn über diese muthwillige Zerstörung des Rufs der Familie zur Rede. „Kümmern Sie sich um Ihre heilige Botanik oder, wenn Sie wollen, um unsere Conto-Currentbücher!" war Nück's kurze und grobe Antwort. Es war nur Eine Stimme, Oberprocurator Nück hatte sich so nur in Lucinde Schwarz, die Gesellschafterin im Hause seiner Schwiegermutter, verlieben können.

Zwar arbeitete noch Benno bei dem unheimlichen Mann, streifte aber inzwischen leise eine Fessel nach der andern ab, die ihn noch an seine gegenwärtige Stellung gebunden hielt. Auch seine Heimats-, seine Adoptions- und Unterthanenverpflichtungspapiere revidirte und ordnete er. Er wollte nach Italien — für immer. Seine Forschungen gingen mit Hülfe des Onkel Dechanten über Borkenhagen bis nach Kassel hinaus. Hier konnten die über die ersten Lebensjahre eines Julius Cäsar von Montalto, so war Benno getauft worden, gebreiteten Schleier, nach dem Tode des Kronsyndikus und Max von Asselyn's, seines Adoptivvaters,

nicht mehr gelüftet werden. Sie konnten es nur noch in Italien — von seiner Mutter. Benno hatte bei allen diesen Unternehmungen zu verhüten, daß Thiebold, der im August aus England zurückgekehrt war, mit seiner gewohnten „Wißbegierde" hinter sein zur Enthüllung noch nicht reifes, vor dem Tode des Dechanten völlig auch unmögliches, neues Leben kam.

Thiebold hatte die Reise nach England im Interesse seiner canadischen Holzgeschäfte machen müssen und war, wie sich erwarten ließ, mit elegischer Stimmung heimgekehrt ... London ist nicht gemacht zum Romantischen! sagte er denen, die nicht gewohnt waren, daß er nicht nach einer Reise ins Ausland in Deutschland alles „unter Null" fand. Im Gewühl der Weltstadt war er dem Obersten von Hülleshoven, seinem Lebensretter, nur ein einziges mal begegnet und noch dazu ohne Armgart. Letztere war auf dem Lande bei Lady Elliot. Da er erfuhr, daß auch gerade Terschka — „bedeutungsvolles Zusammentreffen!" — dort zum Besuch war, hielt er es für „unter seiner Würde", sich „daselbst anmelden zu lassen" ... Nur Gräfin Erdmuthe und Porzia Bianchi sah er. Er begleitete beide in ein Bibelgesellschaftsmeeting, wozu sie „vom Lande nach London hereingekommen" waren, auch noch eine Strecke am Themseufer entlang auf der Rückreise nach dem Landsitz der Lady. Er erzählte, er hätte nur aus allem, was er mit der Gräfin verhandelt, das Eine herausgehört, wie Terschka bei ihr „trotz alledem" in höchsten Gnaden stand. Er war der Löwe der Saison in London. Ein Jesuit, der ein Protestant geworden! Auch der Oberst hätte Terschka in Schutz genommen, um so mehr, da Terschka's Leben nicht sicher wäre. Lächerlich! sagte Thiebold. Rom wird den Menschen laufen lassen und seinetwegen noch nicht einen einzigen Banditen nach London schicken! Vom Obersten wußte Benno, daß seine kühle Gesinnung gegen den katholischen Glauben von den

Erfahrungen stammte, die er wollte in Canada gemacht haben. Das Leben in den Klöstern von Montreal hätte Anlaß zu gerichtlichen Untersuchungen gegeben; dann hätte Hedemann mit einer angebornen pietistischen Anlage vollends den Obersten auf ihren Reisen angesteckt.

Auch Bonaventura erfuhr diese Mittheilungen. Da seine Augen, träumerisch und irrend, immer nach dem Thal von Castellungo gerichtet waren, so mußten die reformatorischen Bestrebungen auf dem Gebiet der katholischen Kirche mehr denn je Gegenstand auch der Unterhaltungen werden, zu denen er die Freunde öfters bei einem einfachen Mahl in seinen Zimmern einlud. Benno's Gesichtspunkte waren ausschließlich dabei politische. Benno sah in der Kirchenspaltung den Untergang Deutschlands. Er haßte das Betonen kirchlicher Streitigkeiten überhaupt und lehnte deshalb die vom Protestantismus auf größere Vorzüglichkeit gemachten Ansprüche ab, ohne darum die Berechtigung des Abfalls von Rom zu bestreiten. Wenn man den katholischen Glauben, sagte er, bei alledem von dem Zwang, innerhalb kirchlicher Gemeinschaft leben zu müssen, befreien und die Verbindlichkeit der Autorität für die Freiheit des Gewissens aufheben könnte, so liegt eine freundlichere Lebensauffassung in unsern Ceremonieen, als wenigstens im protestantischen Pietismus. Haben Sie je in Gegenwart jener Gräfin eine wahre Freude über die Schönheit des Meeres und den blitzenden Spiegel der Wellen äußern dürfen oder haben Sie irgendeinen weltlichen Gegenstand unbefangen nennen können? Wenigstens hat uns Hedemann in Witoborn auf jede natürliche Aeußerung unserer Empfindungen einen Dämpfer zu legen gewußt, der scheinbar fromm sein sollte, im Grunde aber nur rechthaberisch war.

Bonaventura nannte seinerseits die Erscheinung des Protestan-

tismus nur deshalb unvollkommen, weil er hervorgerufen wäre nur durch das Bedürfniß, einen polemischen Gegensatz gegen den Katholicismus aufzustellen. Der Pietismus, sagte er, ist ein Versuch, aus dem Protestantismus wieder zu Religion überhaupt zurückzukommen; denn Protestant sein, heißt noch nicht: Christ sein, sondern nur: Nichtkatholik sein. Und allerdings, fuhr er fort, müsse man sich eine Zeit denken können, wo in seiner jetzigen Gestalt auch der Katholicismus aufhörte. Freilich würde die Verbreitung der Philosophie dann schon bis in die kleinsten Hirtenthäler Spaniens und Siciliens gedrungen sein müssen. Unter Philosophie verstehe ich hier eine Aufklärung, die ihre Resultate in die Welt hinausgehen lassen kann mit verständlichen Allgemeinbegriffen. Dann wird die Frage nur noch lauten: Was ist christlich? Protestanten und Katholiken werden sich im apostolischen Gemeindeleben begegnen müssen. Auf welchem andern Grunde soll man sich zuletzt wieder die Hände reichen, als auf dem der Bibel?

Mit Thiebold's schüchterner, fast mit latentem Fanatismus hingeworfener Bemerkung zu Benno: „Vorausgesetzt daß man überhaupt kein Heide ist, wie denn doch wol mehr oder weniger Ihr Fall, bester Freund!“ schloß die Debatte im Scherz.

Ohne zu auffallende Erlebnisse, ohne ein Lebenszeichen von Westerhof, ohne die von dort gemeldete Ankunft der Gräfin Erdmuthe nahte sich schon der Spätsommer. Benno wurde erkoren, der Ueberbringer der Pacten zu sein, die bereits die Agnaten der Familie Paula's, die Landschaft und die Curie von Witoborn dem Grafen Hugo zur Unterschrift vorzulegen hatten. Der Präsident von Wittekind und Bonaventura selbst waren an diesen Pacten persönlich betheiligt. Jener erschien dann auch plötzlich in der Residenz des Kirchenfürsten selbst. Bonaventura und Benno wurden durch seinen Besuch in jeder Beziehung überrascht — Benno

durch den Besuch — seines „Bruders“. Kein stürmischer, doch auch kein kalter Gruß war es, mit dem der Präsident Benno — „seinen Bruder“ nannte. In der darauf folgenden kurzen Umarmung lag ein ganzes Leben.

Die Sehnsucht Benno's, Mutter und Schwester kennen zu lernen, fand der sonst dem Abenteuerlichen wenig geneigte Mann natürlich. Die Mittel, eine Reise nach Wien und Italien zu unternehmen, wurden reichlich dargeboten. Das Band des Blutes zwischen beiden Männern war zu eigenthümlich bedingt, als daß sie sich nicht anfangs mit einer Anwandlung des Erröthens hätten ansehen sollen. Die in solchen Lagen vom Gemüth vorausgesetzte Gegenwart eines unsichtbaren Geistes, der vom Lande der Seligen herüber die Hände zweier in solchem Maß widerstrebenden Interessen ineinander legt mit dem Friedenswort: Seid einig! konnte hier nicht vorausgesetzt werden. Was diese Halbbrüder umrauschte, war der mitternächtige Flügelschlag der Eule.

Der Hinblick auf Wien und die ihnen beiden dort weilende gemeinsame — Schwester mehrte den unheimlichen, erschütternden Eindruck. Der Präsident kam als nächster Verwandter Paula's, als Vertreter der Agnatenansprüche. Er dachte über die Nothwendigkeit dieser Ehe ganz wie Monika. Eine Schonung Bonaventura's, falls ihm diese überhaupt hier zu üben räthlich erschien, forderte die Stellung eines Priesters nicht, besonders eines solchen, wie sein Sohn war. Eher war die Erwähnung des Grafen Hugo um Benno's willen mislich. Der Präsident erzählte von Angiolina und von der Herzogin von Amarillas, was er mit Vorbedacht erkundschaftet hatte. Sie werden verziehen, sagte er zum Bruder, den er — noch nicht Du nennen konnte, den Namen der Asselyns für immer zu behalten und fortzupflanzen, zumal da er ohne Sie aussterben würde! Wiederholt

mußte die Gültigkeit der betrügerisch geschlossenen Ehe des Kronsyndikus zur Sprache kommen. Geld würde es auf alle Fälle reichlich kosten, sagte er, bis die Sacra-Dataria in Rom, natürlich erst nach dem Tode des Dechanten, zu Ihren und Angiolinens Gunsten Ihre Deutungen des kanonischen Rechts anerkennt. In unserm Lande aber würde die Anerkennung nur ein Gnadenact der Krone sein können. Die Herzogin von Amarillas dürfte dabei kaum zu sehr in den Vordergrund treten, da sie sich sehr wohl hüten müßte, ihrerseits das Verbrechen der Bigamie auf sich zu laden. Freilich wird sie sagen, daß sie zuletzt den Betrug durchschaut hätte. Ich bin begierig auf Ihre Begegnung mit ihr! Der Präsident erläuterte dann, daß Julius Cäsar von Montalto ein von der Mutter hergenommener Name war, die sich nur als Sängerin Maldachini genannt und wirklich einer armen Adelsfamilie angehört hatte.

Bonaventura vertheidigte die Einfachheit der katholischen Ehe. Sie ist ein letzter Rest der apostolischen Zeit, sagte er. Die bürgerliche Gemeinde war damals die Kirche und die Kirche war die bürgerliche Gemeinde. Zwei Liebende sagten vor dem gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls: Wir sind Eins! und keine Macht der Erde konnte sie trennen.

Leider auch die Kirche nicht mehr! setzte der Präsident seufzend hinzu.

Die eignen Familienbeziehungen wurden für die Fortsetzung des Gespräches zu schmerzlich.

Den heftigen Anklagen des Präsidenten gegen Terschka, Rom, die Jesuiten, Nück konnten natürlich die Freunde nicht widersprechen. Sie erstaunten, wie auch hier Friedrich von Wittekind Zusammenhänge gefunden hatte, deren Kenntniß ihm nur aus amtlichen Quellen gekommen sein konnte. Dennoch rieth er Benno, Nück nicht durchaus aufzugeben und jedenfalls die Reise

nach Wien im Auftrag der Dorste'schen Agnaten zum äußern Anlaß seiner weitern südlichen „Entdeckungsfahrt" zu machen. Nur lassen Sie sich kein rothes Kreuz aufheften, um in päpstliche Dienste zu treten! fügte er hinzu. Wenn Sie aber von Nück an den Staatskanzler empfohlen werden, so nehmen Sie das immerhin als interessante Reiseerinnerung mit!

Ich würde dem Allgewaltigen, fürcht' ich, wie Posa reden! scherzte Benno.

Thun Sie das ja nicht! Dann gibt er Ihnen eine Anstellung und Ihr Freimuth ist geheilt! entgegnete der Präsident.

Man stritt über diesen Scherz. Der Präsident sagte: Glauben Sie mir, der Staatskanzler stellt jeden noch so freisinnigen Posa an, der von guter Familie und katholisch ist. Es hat damit gute Wege! Sprächen Sie ihn, würden Sie den klugen Mann so liebenswürdig finden, daß Sie auch nicht ein einziges freisinniges Wort gegen ihn aufbrächten. Er würde sogar liberaler sein, als Sie — wenigstens fürchtet er mehr, als wir, die Jesuiten. Wenn er jetzt den Schein annimmt, in unserm Streite Rom beizustehen, so ist es nur, um unsern Staat zu schwächen. Aber auch das wird er in Abrede stellen. Kurz — er wird dem jugendlichen Sinn jede Zustimmung abschmeicheln.

Der Präsident besuchte dann noch, zur Beruhigung des Dechanten, Kocher am Fall. An Muße fehlte es ihm nicht. Er hatte sich als Beamter zur Disposition stellen lassen, weil ihn zu sehr seine Erbschaft in Anspruch nahm. Einige Wochen später war Benno zur Abreise bereit und erhielt von Nück die Papiere, die dem Grafen Hugo vorzulegen waren. So sehr er sich auch dagegen sträubte, er mußte auch Depeschen an Ceccone und an den Staatskanzler mitnehmen — bei der Fülle der ihm übergebenen Aufträge konnte er diese Besorgung nicht ablehnen. Außerdem hatte ihn der Dechant an alle seine alten wiener

Freunde empfohlen und besonders an Einen, bei dem er auch wohnen sollte. Benno sah in Wien nur den gewonnenen Vorsprung nach Rom. Daß ihm die Reise nach Rom erspart werden sollte durch Ceccone's Anwesenheit in Wien, ahnte er nicht. An die Möglichkeit, daß Ceccone es wagte, in irgendeiner Form die Herzogin von Amarillas sich nachkommen zu lassen, konnte niemand von den enger Verbundenen glauben.

Thiebold blieb außerhalb aller dieser Geheimnisse. Unter der Trennung von Benno litt er wie ein Liebender unter der Trennung von seiner Geliebten. Sein „Halt", seine „Führung" war dahin! Er zerfloß in jene bekannte Sentimentalität, die sich vor dem Uebermaß der Selbstrührung durch Poltern zu bewahren sucht. Er packte Benno's Koffer, „revidirte" die Garderobe des Freundes und zerstörte ihm seine alten Brieftaschen, Haar- und Nagelbürsten, letzteres um ihm dafür ein prachtvolles englisches Reisenecessaire mitgeben zu dürfen. Nicht ebenso „unausstehlich" aufmerksam, aber theilnehmend waren auch alle andern Bekannte Benno's.

Nur Piter hatte sich seit einiger Zeit von Thiebold's Freundeskreise, in welchen auch allmählich Benno eingetreten war, zurückgezogen. Noch am Abend vor Benno's Reise kam Thiebold zu Bonaventura ins Capitel, wo er hoffen konnte, Benno zu finden, und erzählte beiden athemlos einen „schönen Skandal". Piter hatte Treudchen Ley gewaltsam aus dem Kloster entführt. Denken Sie sich, erzählte er, Piter soll schon früher „einige male" im Kloster gewesen sein und zwar auf welchem hoffentlich „nicht mehr ungewöhnlichen" Wege? In einem Waschkorb! Ich versichere Sie auf Ehre! Eingepackt als Leinzeug, um von einer im Kloster gehaltenen Nähschule gesäumt, gesteppt, gezeichnet, gewaschen und gebügelt zu werden!

Bonaventura schlug die Augen nieder.

Diese Ueberfälle, fuhr Thiebold fort, misglückten. Aber — Sie wissen ohne Zweifel, Herr Domcapitular, die kleine allerliebste Blondine, sie diente bei seiner verstorbenen Schwester — diese für ihn unbegreiflicherweise — nein, um es aufrichtig zu gestehen, diese Verirrung seines Geschmacks kann ich mir — „wenn Sie wollen“, erklären! — Nicht nur nicht, daß die Kleine wirklich ein Bild von Schönheit, Sanftmuth, Anmuth — ohne Spaß — sondern auch — daß sie —

„Mehr Inhalt, weniger Kunst!“ unterbrach Benno.

Thiebold, die Benno'schen Hindernisse seines „Dialogs“ gewohnt, hörte nicht auf diese Mahnung, sondern wandte sich an Bonaventura, der den Freunden bereitwilligst sein Studirzimmer, sogar zum Rauchen hergab, und fuhr fort: Sagen Sie selbst, Herr Domcapitular, finden Sie es nicht auch begreiflich?

„Nicht nur nicht —“ schaltete Benno ungeduldig ein . . .

Wer — sich — nur — irgend — auf Piter's — Standpunkt — zu — versetzen weiß — — betonte jetzt Thiebold jede Sylbe seiner Mittheilung.

Ich kenne das junge Mädchen und wünsche jedem Glück, der seine Liebe gewinnt —! schaltete Bonaventura lächelnd ein.

Vollkommen meine Ueberzeugung! äußerte Thiebold mit einem Mitleidsblick auf Benno. Nur eine „dergleichen Acquisition“ konnte „Piter's Naturell Befriedigung gewähren“! Manche Charaktere darf eine Liebe nicht „geniren“!

Kurz, Thiebold erzählte von einer Verkleidung, unter deren Schutz sich Piter ins Kloster geschlichen hätte. Früher wäre er im Waschkorb gekommen, diesmal als ein Mitglied der weiblichen Nähschule. Er hätte nicht einen einzigen seiner Sherrypunschfreunde zum „engern Complicen“ gehabt. Der Gedanke wäre „original aus seiner Seele allein“ entsprungen. Vielleicht höchstens mit Hinzuziehung des Fräulein Lucinde, die dem Treudchen

diese Partie gönnte — so „vermuthete“ Thiebold. Piter hätte sich in den einfachen Anzug eines Nähmädchens geworfen, hätte seine interessante Erscheinung durch einen Strohhut mit Schleier unkenntlich gemacht und wäre so ins Kloster gekommen. Das Glück hätte ihn begünstigt und vor einem zu langen Umherirren bewahrt. Treudchen Ley wäre bald von ihm aufgefunden, er hätte sie in ihrer Zelle überrascht und ihr so lange — Thiebold bediente sich des allerdings auf Piter anwendbaren Ausdrucks — „zugesetzt“, bis das schwache, gewohntermaßen willenlose Mädchen eingewilligt und mit ihm durch die Gänge, die ins Waisenhaus führten, das Kloster verlassen hätte. Dort hätte sie erst noch ihre Geschwister unter Thränen geküßt und wäre dann „spurlos verschwunden.“ Piter hätte ohne Zweifel den Weg nach einer Gegend genommen, die derjenigen völlig au contraire wäre, von woher er jetzt „mit seinem Hause“ correspondire. Sein Schwager, der Professor außer Diensten, hätte „im Sturm der Indignation“ sofort die Procura bekommen, während die Commerzienräthin die „gewöhnliche Farbe ihrer Scheitel aus Anstandsrücksichten ins Kummergraue melirt“ hätte. Ohne Zweifel würde Piter nach einigen Monaten an der Hand seines jungen Weibchens „am Platz“ zurückgekehrt sein und höchstens nur mit den Curatoren des von ihm entweihten Klosters, namentlich mit dem wiederhergestellten Pfarrer vom Berge Karmel, noch „einen schönen Tanz kriegen“.

Bonaventura hörte dem zu, wie ein Arzt seinen Kranken reden läßt und durch kein Lächeln verräth, daß ihm die mitgetheilten Symptome in nichts überraschend sind, wenn sie ihm auch auf völlig andere Ursachen hinleiten, als der Kranke ausspricht.

Die Belustigung seiner Freunde über „Piter als Nähmamsell“

konnte Thiebold, trotz des Verdachts der Blasphemie, „nicht umhin“ zu theilen. Für den stadt- und landersehnten nächsten Carneval versprach er sich davon ein „anregendes Motiv“.

Am folgenden Morgen reiste Benno ab und Thiebold gab ihm bis auf eine Tagereise, Bonaventura nur bis zur Abfahrt des Dampfboots das Geleite. In Bonaventura's letztem Blick und Handdruck lag ein tiefes Bangen vor den Erfahrungen, denen Benno entgegenreiste. Die Rührung des Abschieds konnte nicht zum vollen Ausbruch kommen — Thiebold's wegen, der theils mit den Kofferträgern zankte, theils dem Abschied der Freunde und den dabei etwa fallenden „letzten Wünschen“ ein aufmerksames Ohr lieh.

Nach einem jener abwechselungsreichen Tage, wie man sie auch nur auf einem menschenüberfüllten Dampfboot, dann aber auch nur mit Thiebold de Jonge, der Seele einer solchen Fahrt, verbringen konnte, nahm Benno auch von seinem „närrischen“ Freunde Abschied. Sie hatten noch eine Nacht in einem der schönen Hotels zugebracht, deren sich in der Nähe des Grabes der heiligen Hildegard mehrere erheben. Wieder brach ein milder, sonniger Herbsttag an, als Benno bergauf, Thiebold thalwärts weiter fahren wollten. Ihr Abschied war, wie Thiebold versicherte, nur auf kurze Zeit. Zwar trat der Landtag, der seinen Vater beschäftigte, zusammen, doch erwartete man, derselbe würde wegen der von der Ritterschaft und den Städten beabsichtigten Anträge zu Gunsten des Kirchenfürsten sogleich aufgelöst werden. Dann würde er nicht verfehlen, Benno eines Morgens in „Oesterreich und Umgegend“ zu überraschen.

Im Fremdenbuch ihres Hotels hatten sie den Namen Schnuphase gefunden. Sogar „Stadtrath“ Schnuphase. In der That war „Herr Maria“ wegen seiner kirchlich-oppositionellen Rich-

tung von der Commune durch diesen Titel ausgezeichnet worden und, wie zu lesen stand, reiste er gleichfalls nach Wien. Prächtige „Unterhöltung" das! sagte Thiebold. Ein „Ersötz" für meine „unfreiwillige Kömik"!

Dieser letzte „Stich" störte nicht die Rührung, mit der sich beide Freunde umarmten. Auch von Thiebold nahm Benno Abschied in dem seltsam ihn beschleichenden Gefühl, ihn nie wiederzusehen. Er mußte sich abwenden, um das flatternde Taschentuch nicht mehr zu bemerken, womit ihm Thiebold so lange seine Grüße zuwehte, bis der Dampfer, der jenen trug, hinter dem grünen Vorgebirge des Niederwalds verschwunden war.

Benno's Schiff ging später und legte in Rüdesheim an, um Güter und Passagiere aufzunehmen. In der That — hier wurde ihm Stadtrath Schnuphase als Mitpassagier zu Theil. Herr Maria mit der rötheſten Nase, gekleidet wie zu einer Audienz, in weißer Weste, Frack, weißer Halsbinde, erschien auf der Landungsbrücke und ließ eine Menge Koffer, eine Equipage von wenigstens zehn Centnern Uebergewicht aufladen, darunter eine Kiste, der er eine Aufmerksamkeit widmete, als wäre sie mit Monstranzen, Meßgewändern oder consecrirten Kerzen gefüllt. Anfangs bemerkte er Benno nicht. Herr Maria war in einem zärtlichen Abschied begriffen von einer hohen Gestalt, die ihm kräftig die Hand schüttelte.

Benno erkannte den Moppes'schen Küfer, den Richter von der Eiche am Düsternbrook, den Richter seines eigenen Vaters, Stephan Lengenich. Wohl war ihm diese Begegnung eine unheimliche! Er wich Schnuphase'n aus, ergriffen wie von einem Omen.

Allmählich jedoch, als das Schiff weiter fuhr und Benno, sich in einen Mantel gegen den noch kühlen Morgenwind hüllend, vom Verdeck aus den Küfer lange noch auf der Brücke verharren

und dann und wann noch mit abgezogenem Hut den „Stadtrath“ zum Scheiden grüßen sah, löste sich der Druck der Erinnerung, der mit eisigen Krallen sein Herz erfaßt hatte.

Auch der Stadtrath hatte ihn jetzt entdeckt, erkannt und mit Bewillkommnungen überhäuft.

Wo reisen Sie hin, Herr Stadtrath? Auch nach Wien? fragte Benno gelassen.

Herr Maria bejahte und hätte Benno vor Freude über eine solche Reisebegleitung fast umarmt. Er schilderte — eben fuhren sie am Johannisberg vorüber — geheimnißvoll, was er oben gestern und heute gesehen hatte auf dem in der Sonne leuchtenden Schlosse. Er schilderte die „Öpörtements“, den berühmten Schreibtisch, der ganz mit „S—piegeln“ umgeben wäre, sodaß der hohe „S—tötsmönn“, indem er die Feder führte, immer sehen könnte, ob hinter ihm etwa die „demögögischen Umtriebe“ mit einem geschliffenen „Dölche“ —

St! unterbrach Benno. Die Kellerei! Erzählen Sie von der!

Der Stadtrath war vor Begeisterung auch über diese Keller, wie er sagte, noch in einem „ungefrühs—tückten Zus—tönde befindlich“, machte eine bedeutungsvolle Miene, sah nach Rüdesheim zurück, dann auf sein Gepäck und unterbrach mit eigenthümlicher Pfiffigkeit die Antwort, zu der er schon den Ansatz gemacht hatte.

Ich glaube gar, Sie haben geheime Aufträge an — den Staatskanzler? fragte Benno.

Wieder folgte eine mysteriöse und diplomatische Abschwenkung. Die Nase funkelte in der Sonne. Das weiße lockige Haar stand dem kleinen Haupte staatsmännisch und bedeutungsvoll. Benno gab sich der Hoffnung hin, daß ihm seine Reise wenigstens von dieser Seite her Unterhaltung bieten würde. Vorläufig mußte er dem Stadtrath den Gefallen thun, ein „Frühs—tück“ einzunehmen.

5.

Schnuphase hatte den Mentor gefunden, den seine Töchter mit Verzweiflung vermißten, als sie hörten, Herr Lengenich würde den Papa nur bis zum Schloß Johannisberg begleiten können. Sie wußten, wie der „Böter" bei seiner enthusiastischen Gemüthsart in freier Luft, beim Anblick der hohen „Döme", „Döms—tifte", „Köpöllen", Kerzen, Schenken aus sich „herauszugehen" pflegte. Erst in Wien selbst war Aussicht vorhanden, daß durch seine mitgenommenen Empfehlungen die leichte Erregbarkeit des Reisenden in eine geregelte Ueberwachung kam. Schon von Frankfurt am Main aus gab Schnuphase seinen Töchtern Kunde vön den Glück, in Herrn „Börön" von Asselyn einen Begleiter gefunden zu haben.

Es war ein Glück, das Benno theuer zu bezahlen hatte, denn Schnuphase heftete sich an ihn wie eine Klette. Und auf jeden Fall hatte Schnuphase an den großen Staatsmann wirklich — einen Auftrag. Worin — errieth Benno nicht. Schnuphase, der ihn bis in das Innerste seines Busens, bis auf alle geheimen Medaillen und Amulete, die er unter dem bloßen Hemde trug, sehen ließ, vermaß sich hoch und theuer, hierüber müsse er schweigen — er hätte sich und seinem Schutzpatron drei heilige Eide abgelegt — doch würde er bei dem großen Staatsmann für Herrn von

Asselyn sprechen, falls er die Bekanntschaft desselben wünschte; er würde ihn einführen, ja, wenn er wollte, zu seinem „Mitbevöllmächtigten" machen.

Anfangs wollte Benno im Scherz zustimmen. Er erschrak jedoch bei dem Gedanken, daß möglicherweise Schnuphase wirklich in politischen Aufträgen reiste. Er konnte immer noch nicht auf den Grund kommen, ob es sich um den Weinkeller oder um die Staatskanzlei handelte. Schnuphase bat seinen jungen Freund und „Gönner", seinen „Chöröcter" nicht zu compromittiren und ihn nicht zu reizen, seine Geheimnisse zu „öffenbören". Im übrigen ließ sich der kühnste aller Emissäre, wenn er ein solcher war, in seiner ganzen Auffassung der Zeit und der schwebenden Fragen ohne alle Rücksicht gehen. Er hatte zwei Brieftaschen, die er bei jedem Stundenschlag zog. Eine schien besonders mysteriösen Inhalts. Sie hing jedoch nur, wie Benno allmählich bemerkte, mit den Tageszeiten, allerlei Rosenkranzverpflichtungen und den dadurch gewonnenen Abläßen zusammen.

Gern hätte Schnuphase von Würzburg nach dem Würtembergischen hinübergeschwenkt. Bei Ellwangen lag die uralte Kirche der vierzehn Nothhelfer. Nur durch das Verlangen, beobachten zu können, wie ihm das bairische Bier bekommen würde, vermochte ihn Benno zu einem schnelleren Betreten Altbaierns.

Das thurmreiche Augsburg konnte nicht unberührt bleiben. Mit Sehnsucht blickte Schnuphase, der nie unterließ, auch in seinem Geschäft als „Reisender" zu wirken und bei allen Sakristeien anzuklopfen, auf die fern aufragenden Voralpen, wo die hochheiligen Wallfahrtsorte Andechs und Altötting lagen.

Zwischen Augsburg und München erfuhr Benno zwar noch immer nichts von Schnuphase's diplomatischer „Mission", aber von einigen geistlichen Partieen derselben lüfteten sich allmählich die Schleier. Schnuphase hatte Commissionen aus Belgien und

5.

Schnuphase hatte den Mentor gefunden, den seine Töchter mit Verzweiflung vermißten, als sie hörten, Herr Lengenich würde den Papa nur bis zum Schloß Johannisberg begleiten können. Sie wußten, wie der „Böter" bei seiner enthusiastischen Gemüthsart in freier Luft, beim Anblick der hohen „Döme", „Döms—tifte", „Köpöllen", Kerzen, Schenken aus sich „herauszugehen" pflegte. Erst in Wien selbst war Aussicht vorhanden, daß durch seine mitgenommenen Empfehlungen die leichte Erregbarkeit des Reisenden in eine geregelte Ueberwachung kam. Schon von Frankfurt am Main aus gab Schnuphase seinen Töchtern Kunde vön den Glück, in Herrn „Börön" von Asselyn einen Begleiter gefunden zu haben.

Es war ein Glück, das Benno theuer zu bezahlen hatte, denn Schnuphase heftete sich an ihn wie eine Klette. Und auf jeden Fall hatte Schnuphase an den großen Staatsmann wirklich — einen Auftrag. Worin — errieth Benno nicht. Schnuphase, der ihn bis in das Innerste seines Busens, bis auf alle geheimen Medaillen und Amulete, die er unter dem bloßen Hemde trug, sehen ließ, vermaß sich hoch und theuer, hierüber müsse er schweigen — er hätte sich und seinem Schutzpatron drei heilige Eide abgelegt — doch würde er bei dem großen Staatsmann für Herrn von

Asselyn sprechen, falls er die Bekanntschaft desselben wünschte; er würde ihn einführen, ja, wenn er wollte, zu seinem „Mitbevöllmächtigten" machen.

Anfangs wollte Benno im Scherz zustimmen. Er erschrak jedoch bei dem Gedanken, daß möglicherweise Schnuphase wirklich in politischen Aufträgen reiste. Er konnte immer noch nicht auf den Grund kommen, ob es sich um den Weinkeller oder um die Staatskanzlei handelte. Schnuphase bat seinen jungen Freund und „Gönner", seinen „Chöröcter" nicht zu compromittiren und ihn nicht zu reizen, seine Geheimnisse zu „öffenbören". Im übrigen ließ sich der kühnste aller Emissäre, wenn er ein solcher war, in seiner ganzen Auffassung der Zeit und der schwebenden Fragen ohne alle Rücksicht gehen. Er hatte zwei Brieftaschen, die er bei jedem Stundenschlag zog. Eine schien besonders mysteriösen Inhalts. Sie hing jedoch nur, wie Benno allmählich bemerkte, mit den Tageszeiten, allerlei Rosenkranzverpflichtungen und den dadurch gewonnenen Abläßen zusammen.

Gern hätte Schnuphase von Würzburg nach dem Würtembergischen hinübergeschwenkt. Bei Ellwangen lag die uralte Kirche der vierzehn Nothhelfer. Nur durch das Verlangen, beobachten zu können, wie ihm das bairische Bier bekommen würde, vermochte ihn Benno zu einem schnelleren Betreten Altbaierns.

Das thurmreiche Augsburg konnte nicht unberührt bleiben. Mit Sehnsucht blickte Schnuphase, der nie unterließ, auch in seinem Geschäft als „Reisender" zu wirken und bei allen Sakristeien anzuklopfen, auf die fern aufragenden Voralpen, wo die hochheiligen Wallfahrtsorte Andechs und Altötting lagen.

Zwischen Augsburg und München erfuhr Benno zwar noch immer nichts von Schnuphase's diplomatischer „Mission", aber von einigen geistlichen Partieen derselben lüfteten sich allmählich die Schleier. Schnuphase hatte Commissionen aus Belgien und

Paris. Er brachte Medaillen, Wunderwässer und Rosenkränze in allen Formaten, wie sie nur die neue geistliche Thätigkeit von Rom und Paris aus segnen und mit jenseitigen Wohlthaten erkräftigen ließ. Schnuphase war Mitglied „fast zu vieler“ Vereine, wie er selbst sagte, und suchte Benno für den Eintritt wenigstens in einige zu interessiren. Mit dem Flüsterwort: Ich bin Rath eines Rosengartens! erklärte er Benno den „marianischen Bund“. Diese Erzbruderschaft will den Rosenkranz als ein Lebendiges, in den Personen Vertretenes darstellen. 15 Personen stellen eine Rose vor; 11 Rosen, also 165 Personen einen Rosenstock und 15 blühende Rosenstöcke einen Rosengarten. Schnuphase beaufsichtigte demnach einen Rosengarten von 2475 Personen oder, wie von ihm im Styl der Andacht berichtet wurde, „von reuevollen und demüthigen Seelen“. Die von den Mitgliedern gewonnenen Ablässe sind seltsamerweise solidarisch und kommen nicht aus dem Verdienst des Einzelnen, sondern aus dem der Gesammtheit! Man l o o st sie aus, sodaß die Hoffnung, eine Seele gewänne durch die Verpflichtung zu dieser Erzbruderschaft einen Ablaß von hundert Tagen oder eine Verkürzung der Pein im Fegfeuer etwa von hundert Jahren, sich nicht auf das eigene Verdienst, sondern immer nur auf das Verdienst eines — Mit-Rosenblatts begründet. Von dieser liebeseligsten aller Gemeinschaften konnte Schnuphase nicht reden, ohne daß auch die Rosen seines Antlitzes in ihren glühendsten Farben spielten.

In München lebte Benno den Eindrücken der Kunst. Plötzlich traf ihn da in einem Kaffeehause beim Lesen einer Zeitung die Nachricht, daß in Wien eine Menge Römer, auch ein Principe Rucca angekommen wäre — in Begleitung der Gräfin „Olympia Maldachini“, seiner Verlobten, und der „Herzogin von Amarillas“.

Er sprang vom Tische auf. So nahe rückte ihm schon die

Entscheidung! Aber die Mutter — folgte dem Cardinal! Da rief es in seinem Innern: Du wirst diese Menschen in glänzendsten Carrossen an dir vorüberfahren sehen und wirst vor ihnen entfliehen müssen! Wie kannst du in solcher Nähe nur einen Tag bleiben! So grübelte er verzweifelnd und doch wieder hochgehoben. Das Schicksal kommt dir entgegen! rief er. Es ließ ihn jetzt nicht mehr unter den Bildern, Statuen, Baumonumenten verweilen und kaum noch unter den — Lächerlichkeiten Schnuphase's.

Schnuphase war ganz der Vertreter der Lehre, daß die katholische Kirche die heiterste Lust am Dasein segne und heilige. Wie gute Geschäfte er machte —! Wie kunstkennerisch er vom Bier zu reden begann, obgleich nächtlich ihm der Schlagfluß drohte —! Wie viel Verbindungen er knüpfte heiterster Art —! Beim „Pschorr", beim „Hackerbräu" endete, was im St.-Peter, der ältesten Kirche der schönen Stadt, begonnen hatte. Der mächtigsten Bruderschaft „Maria-Hilf" gehörte Jean Baptist Maria bereits in ihrer belgischen Verzweigung an. Wie heimisch war ihm nun das Gefühl, den münchener St.-Peter zu betreten, diese Kirche, von deren Kanzel herab 1683 jene Bitten an die Gottgebärerin ertönten, die nächst Sobieski's Säbel allein die Türken von Wien entfernt haben sollen. Sie wurden Anlaß zu unserer deutschen „Maria vom Siege" — wie die Schlacht von Lepanto mit Don Juan d'Austria's Sieg einst zur italienischen. Kam außer dem Anblick von zahllosen Kerzen an diesem hochberühmten „privilegirten" Altar von St.-Peter (einen „privilegirten" Altar zu sehen, ist einem gläubigen Gemüth ein Genuß, wie der Anblick einer classischen Stelle Italiens euch Weltlichen!) Schnuphasen ein weltlicher Gedanke, so war es der: Der Verein „Maria-Hilf" ist recht eigentlich für eine Stadt der Maler gemacht, denn jedes Mitglied desselben muß bei seinem Eintritt geloben, im Hause ein Bild der allerseligsten Jungfrau zu besitzen.

In Regensburg, wohin Benno seinen Gefährten mühsamer und mühsamer nachgeschleppt und wohin zuletzt rascher aufzubrechen den letztern nur die Angst getrieben hatte, es könnte seine auf dem Donau-Main-Kanal dorthin nachdirigirte Bagage und vorzugsweise die geheimnißvolle Kiste verloren gegangen sein, bestiegen beide das Dampfboot. Das war dann eine herrliche Donaufahrt. Die Passagiere: Soldat, Bauer, Bürger, wiener Bürger, Baron, österreichischer Baron, Geistliche, Passauerinnen — die mit ihren Augen die „pössauer Kunst" üben! sagte Schnuphase —, Linzerinnen, hübsche, „etwas gör zu blösse" junge Mädchen mit großen goldenen Helmen auf dem Kopf — „die mit russischen «Herrschöften» scheinen gereist zu sein!" — sein Schmunzeln wurde nun unbefangener. Ein Gemisch war es, das sich an Buntheit sicher noch vermehrt hätte, wäre nicht außerdem noch nach Wien die „Ordinari" gegangen, ein großes Floß, das vielleicht Thiebold, als Holzhändler, aus Esprit de corps und „einmal zur Abwechselung" als Reise-Gelegenheit vorgezogen hätte.

Hinter Passau folgte die Revision der Päſſe, die Identificirung der Personen. Schnuphase erhob sich so eifrig von der ersten „Böslauer", einer österreichischen Weinsorte, die er vorzugsweise zu studiren begehrte, und reichte seinen Paß so kühn über die Häupter aller Handwerksbursche hinweg, daß ihm Benno sagte: Aber machen Sie sich durch übermäßige Loyalität doch nicht verdächtig! Die Gepäckrevision vermehrte nur Benno's Staunen über Schnuphase's „Mission". Die Mauthbeamten lasen gewisse, ihnen vom Stadtrath dargereichte Zettel, griffen ehrerbietigst an ihre Mützen und ließen alles ununtersucht. Die geheimnißvolle Kiste, das sah er bei dieser Procedur, war mit Wappensiegeln verschlossen.

Benno's Gemüth wandte sich jedoch wieder innenwärts und gerieth in immer tiefere Spannung — abwechselnd bald der Freude, bald der Trauer. In die hellgrünen Wellen sah er, wie

in einen Krystallspiegel mit magischen Bildern. Er verglich, was ihm wohler gethan: Sein alter Irrthum oder jetzt die Wahrheit! Auch Armgart's Bild verfolgte ihn und mehrte seinen Kummer. Die grünen Berge, die den Strom verengten, konnte er nicht sehen, ohne sich auf ihren Spitzen Armgart zu denken. Welch neue Erscheinungen standen ihm bevor —! Wie sollte er sich ihnen nähern —! Unter welchen Veranlassungen —! Er sah voraus, daß er, wie sein Bruder es sogleich gesagt hatte, vorziehen würde zu bleiben, was er bisher gewesen.

In scharfen Contouren lagen die schon von frischgefallenem Schnee glänzenden steirischen Alpen vor seinem wehmuthumflorten Auge. Die an den Ufern des buchten- und windungsreichen Stromes liegenden Städte schimmerten in heller Pracht mit ihren über und über weißgetünchten Häusern und Kirchen. Linz war erreicht. Ein kurzes Nachtlager folgte. Dann wurden die „Wirbel und Strudel" befahren, die mehr zu reden als zu befürchten gaben. „Auen" und Inseln, die mitten in der Strömung auftauchten, erinnerten an die „Weerthe" des geliebten heimatlichen Stromes — an „Lindenwerth". Mit schmerzlichem Sinnen gedachte er des vorjährigen Herbstes und der verklungenen Hoffnungen desselben. Eine verlorene Liebe ist wie eine zerstoßene Perle, die den Becher eines ganzen Lebens würzt — wie ein Tropfen zerflossenen Goldes, womit ein Maler auf der Palette seine sämmtlichen Farben mischt!

Je näher man Wien kam, desto feierlicher und geheimnißvoller erschien ihm alles. Mit einem Herzen voll Glück, hätte sich ihm manches zugänglicher und verständlicher gemacht. Ohnehin weckt das Schöne vielen Gemüthern nur Trauer. Schön war hier alles! Auch hier ragten hohe Bergkanten, wie Geiersfels und Hüneneck, schroff empor. Auch hier blinkten im wilden Gestrüpp der Büsche, im Geröll zerbröckelnder Burgmauern die

Edelsteine der Sagen aus alten Zeiten. Auch hier konnte auf Burgaltanen das Auge noch einen fern im Winde wehenden Schleier und das Winken eines Gefangenen sehen mit der bunten Schärpe aus der Hand der Geliebten. Hohe Schlösser, wie Schloß Neuhof, seines Vaters stolzer, erinnerungsdüsterer Stammsitz, ragten auf. Meist bargen sie Chorherren und Mönche. Bonaventura, wußte er, hatte Verehrung vor ihnen, weil ihre Bewohner, Benedictiner, den Wissenschaften obliegen. Oft im Frühjahr, nach dem Kampf mit Rother, äußerte er den Wunsch, sich hierher oder in die alten Klosterbibliotheken der Schweiz flüchten zu dürfen. In einzelnen Booten und auf Flößen sah man Processionen, die nach „Maria-Taferl" wallfahrteten.

Viele von den Pavillon-Passagieren kamen erst jetzt aus den Bädern zurück. Es fanden Erkennungen und Begrüßungen statt, auch Misverständnisse und in ihrem Gefolge Entschuldigungen. Eine Unterhaltung boten vier in Linz auf Verdeck genommene kleine Wägen, deren Inhalt aus Löwen und Tigern bestand, Nachzüglern einer in Wien schon befindlichen Menagerie. Ein Witzbold erklärte die Gefangenschaft des Richard Löwenherz auf dem gegenüberliegenden Dürrenstein mit den Worten: „Aber erlaubens, wann auch so ein Engländer mit einem Löwen statt 'nem Pudel reist, da hat der Herzog Leopold von Oesterreich dazumal alle Ursach' gehabt, den Mann einstecken zu lassen!"

Schnuphase war wie im Vorhof des Paradieses. In Linz schon traf er den Geschäftsfreund, an welchen er doch erst für Wien empfohlen war, den Mitbesitzer der Paramentenhandlung „Pelikan & Tuckmandl" auf der Currentgasse. Herr Calasantius Pelikan kam ihm schon bis Linz entgegen! Das war doch Gemüth und Gastfreundschaft! Der kleine, dicke, entschieden auftretende Mann mit pechschwarzen, fast zottigen Augenbraunen, Ringen an den Fingern, in grünem Frack, rothem

Halstuch, gelber Weste, dem lustigsten Farbencontrast, behandelte das Erdenleben wie einen ewigen Fasching.

Schnuphase zog Benno in die Besiegelungen der Freundschaft mit diesem Herrn Pelikan hinein. Der „für die Ewigkeit" geschlossene Bund gab den Mittelpunkt der ganzen Schiffsconversation. Im Bewußtsein seiner vertraulichen Beziehung zu dem zweitersten Manne dieses großen Staates ergab sich Schnuphase der sorglosesten Sicherheit. Er sah im Geist schon den Stephansthurm umringelt von oben bis unten mit „Praterwürsteln". Im „Sperl" hatte er durch Herrn Pelikan einen so gut wie schon „belegten" Eckplatz und in „Dommayer's Casino" in „Hietzing" wurden durch ihn und alle, die mit ihnen speisten, bereits die „Backhändln" rar. An der Schiffs-Table-d'hôte that er es nun auch unter Champagner nicht mehr und nur immer hinterrücks mußte Benno an seinem Sommerrockärmel zupfen, um ihn zu bewegen, gegen seine Tischnachbarn den großen Allmächtigen aus dem Spiele zu lassen, den er schon halb seinen besten Freund nannte.

Schnuphase's eigenthümliche „S—pröche" nannte Herr Calasantius Pelikan zum tiefsten Schmerz des Stadtraths: „Preußisch!" Nach dem Diner schmollte Schnuphase ganz kokett über diese Aeußerung. Er wollte gern etwas schlummern — darum blinzelten die Aeuglein so liebevoll und schäkernd. Nach einer halben Stunde aber schon hatte er es auf die „Donauweibln" abgesehen. Er begab sich schwankenden Fußes auf den dritten Platz und band dicht neben den reißenden Thieren ein Gespräch mit jenen blassen volksthümlichen Linzerinnen in ihren goldenen Helmen an, sie fragend, ob sie keine Furcht hätten da vor denen Löwen und „Pönthern" und „Hyönen" oder, wie sich der ebenfalls schmunzelnd hinter ihm hertrottelnde Calasantius ausdrückte: „vor oall den talketen Koatzen?" Zuletzt verfügten sich beide ernstlich zur Ruhe.

Immer fester und enger schlang sich das Band der neuen Eindrücke um Benno. Eine „Musikbanda“ kam aufs Schiff und spielte. Bei einer Frage um den Grafen Hugo von Salem-Camphausen verwickelte sich Benno in Gespräche mit einigen Offizieren. Seines fesselnden Eindrucks wegen gab man ihm mehr als gern Gehör und orientirte ihn in jeder Weise. Benno studirte dabei das eigenthümliche, zwischen Französisch und Wienerisch gehaltene „Plauschen“ der österreichischen Aristokratie. Früher schon einmal hat der Erzähler dieser Geschichten das Wesen der meisten Menschen nach dem Durchtönen der am häufigsten von ihnen gebrauchten Vocale unterscheiden wollen. Demnach sind die Menschen entweder in A gesetzt (sie sind würdevoll und gleichmäßig), oder in I (sie sind verwundert und fröhlich), oder in O (Hypochonder), oder in U (Mystiker), oder in E (Tadelnde, Nergelnde, Mäkelnde). Die österreichische Aristokratie ist in E gesetzt. Sie tadelt und kritisirt in einem fort. Benno blickte in eine seltsame Welt, die ebensoviel Selbstbewußtsein, wie plötzlich mitunter einen Mangel jeder positiven Unterlage offenbarte. Selbst die allgemeine Heiterkeit und Lust schien sich zuweilen in eine Maske zu verwandeln.

Als Schnuphase noch in der Kajüte schnarchte, erwies sich Herr Calasantius, der zeitiger zum Bewußtsein zurückgekehrt war, als ein Mann von Gefälligkeit. Herr Pelikan war ein „nach Wien geheiratheter“ Böhme. Er hatte gehört, Benno würde in einem geistlichen Hause auf der Freyung wohnen und stellte demzufolge seinen Paramentenhändler heraus. Der Onkel Dechant hatte Benno an einen alten Freund und Correspondenten, den ehemaligen Chorherrn der Prämonstratenser, Herrn Pater Gröbner, empfohlen, einen Gelehrten, der an öffentlichen Anstalten Unterricht gab. Herr Calasantius Pelikan beschrieb diesen Mann und sein Haus nach genauester Bekanntschaft. Von seiner eigenen

Niederlassung in der Currentgasse erzählte er, sie läge in der Nähe jener Behausung, wo einst die allerseligste Jungfrau dem heiligen Stanislaus von Kostka erschien und ihm das Jesuskind zum Spielen auf die Bettdecke setzte. Bei ihm würde der Herr Stadtrath wohnen. Sein Schwager, Herr Nepomuk Tuckmandl, wäre der Herbergsvater der Goldsticker, bewahre die Innungslade und ginge bei den Processionen voran. Alles das würde jetzt wieder „so schön und neu" aufgerichtet und der Herr Stadtrath würde, im Vertrauen gesagt, „unter hoher Protection", einen „christlichen Gesellenverein" einrichten, was bei dem „Geist der Zeit" allerdings einige „Schwürigkeiten" haben würde.

Auf jedes Uebermaß der Freude folgt Ernüchterung. Schnuphase hatte nach dem Erwachen besorgliche „Zus—tände" — Nachwehen, Beklemmungen. Die bald erreichte große Stadt fiel ihm schwer aufs Herz. Er beschwor Benno, ihn in dem Gewirr nicht zu verlassen. Auch seine „Mission" flößte ihm Besorgnisse ein. Er wiederholte in allem Ernst, daß er die „Audienz" lieber anträte mit „Unters—tützung" eines „gewöndteren Rödners". Könnt' ich mich Ihnen doch nur ganz „öffenbören" — hauchte er in allem Ernste.

Nach Ihrer vornehmen Kiste zu schließen, sagte Benno, vermuth' ich, daß es, um in der ehrenvollen Eigenschaft Ihres Mitbeauftragten zu erscheinen, der Protection des fürstlichen Kellermeisters bedarf!

Schnuphase seufzte auf, gleichsam wie unter einer schweren Last.

Es war schon dunkel, als endlich Nußdorf erreicht war. Die Mauth ist ein chemisches Reagens, das alle Verbindungen löst. Jeder muß an sich selbst denken. So fuhr Benno in die innere Stadt allein.

Der Chorherr der aufgehobenen Prämonstratenser, Herr Pater

Gröbner, war vollkommen unterrichtet und nahm ihn freundlich, wenn auch etwas befangen, in einem großen geistlichen Hause auf. Der Onkel Dechant hatte ihm vorausgesagt: Pater Gröbner ist ein Hypochonder, wie im Grund ganz Wien deshalb nur ausgelassen lustig ist, um seine plötzlichen Anfälle von Hypochondrie vergessen zu können. Benno erhielt einige, ihm allein angehörende Zimmer.

So spät es war, eilte er noch denselben Abend ins Freie. Das Gefühl: Hier leben dir eine Mutter und eine Schwester! Zwei Wesen, die sich selbst nicht kennen, die sich auch wol kaum finden werden, wenn ich sie nicht vereinige! drohte ihm die Brust zu zersprengen. Jede weibliche Gestalt, die er an sich vorübergehen sah, betrachtete er mit prüfendem Auge. Von Angiolinen hatte er gehört, daß sie Lucinden ähneln sollte.

So schritt er planlos dahin und athmete ebenso das allgegemeine Leben der großen Stadt ein, wie vorahnend und vorempfindend schon das Geheimleben, das gerade nur für ihn diese Steinkolosse bargen. Erst ein Regenschauer führte ihn nach Hause zurück. Da ihn der alte Chorherr in nichts stören wollte, fand er ein Nachtmahl für sich allein bereitet.

Am folgenden Morgen war das Wetter wunderschön. Es hatte die Nacht hindurch geregnet. Eine laue Luft wehte, wie im Frühling. Sein Wirth war bereits etwas freundlicher geworden. Der lange hagere Herr, der bejahrter war, als er aussah, lud ihn zu einer Spazierfahrt ein, sogar zum „Speisen" in Hietzing. Auch vom Dechanten, von Monika, von der Seherin von Westerhof wollte er hören. Auch mit der Aebtissin der Hospitaliterinnen, bei welcher Monika so lange Jahre klösterlich gelebt hatte, mit Schwester Scholastika war er bekannt. Selbst von Bonaventura hatte er schon gehört. Bald sprach er vom Cardinal Ceccone. Dieser wohnte ganz nahebei. Benno

wollte so schnell als möglich die Depeschen an den Cardinal und den Staatskanzler abgeben. Der Chorherr schlug, um alle diese Commissionen mit Bequemlichkeit auszurichten, einen Fiaker vor, den man nehmen wollte. Er gehörte, nach Aufhebung seines Klosters, schon seit Jahren einer höhern Studienanstalt an, die gerade jetzt Herbstferien hatte. Alle Erläuterungen, die er gab, begleitete er mit einem eigenthümlich seufzenden Lächeln. Er sprach nicht drei Worte, ohne sich selbst zu ironisiren.

Als der Chorherr einen Fiaker bedungen hatte, fuhren sie erst bei Ceccone in einem nahen und bescheidenen Palais an. Benno gab nur einfach die von der Stellvertretung des Kirchenfürsten ihm übergebenen Briefe ab. Ihre Adresse ist nicht nöthig! sagte der Chorherr mit trockener Ironie. Wo Sie wohnen, das weiß heute früh schon jeder — Polizeivertraute.

Auf der Herrengasse vor dem Palais des Grafen Salem-Camphausen ertheilte ein Portier in den Camphausen'schen Farben den Bescheid, daß die Frau Gräfin verreist und der Herr Graf auf Schloß Salem wäre. Benno übergab ein an den Grafen gerichtetes Billet, das er für diesen Fall bereit gehalten hatte. Sie bringen dieser Familie die Erlösung, sagte der Chorherr, und müssen noch erst selbst anklopfen! Gerade wie in der Pastoraltheologie —!

Noch ehe Benno aus seinem Nachsinnen erwacht war, hielt schon der Wagen vor der Staatskanzlei. Auch hier stiegen beide aus und übergaben dem Portier die Briefschaften. Pressant! sagte der Chorherr zum Portier. Se. Durchlaucht lesen die Briefe lieber des Morgens, als des Abends —! Der Portier hatte ihm die Briefe mit zu viel Gleichmuth in seine Loge gelegt.

Daß doch die Briefposten selbst für die Staatsmänner nicht sicher sind! sagte der Chorherr beim Einsteigen. Ich glaube, es kommt daher, weil die Staatsmänner ein schlecht Gewissen haben und

die Behandlung der Brieffelleisen kennen. Wenn Sie Geheimnisse haben, Bester, so nehmen Sie nur ja erst Oblaten und dann Siegelwachs! In solchem Fall muß wenigstens das Convert abgerissen und aufrichtig darauf geschrieben werden: „Mangelhaft verschlossen!"

Seine Empfehlungen an ein Haus Zickeles abzugeben wollte Benno noch aufschieben.

Haben Sie noch sonst eine Commission in der Stadt? fragte der Chorherr.

Benno kämpfte mit sich, die Namen Angiolina Pötzl und Herzogin von Amarillas zu nennen.

Er unterdrückte den Reiz und gab gern seine Zustimmung, als der Chorherr vorschlug, den Wagen nun zum Burgthor hinausfahren zu lassen.

Die Unterhaltung konnte nur Erläuterung zu den bunten, mannichfach wechselnden Eindrücken der Fahrt sein. Maria-Treu das! sagte der Chorherr, auf eine Kirche deutend. Wir haben Maria-Stiegen — gehört nunmehro den Jesuiten! Maria-Treu — gehört den Piaristen — la même chose —! Maria-Schnee — gehört den Italienern. In Rom zählt' ich fünfundzwanzig Marienkirchen — ich war in Rom — Ei, da sehen Sie! Auf dem Gebirg ist die Nacht schon Schnee gefallen! Da hinunter zu, wo Schloß Salem liegt! ... Kennen Sie die Sage von Maria zum Schnee? Einige hundert Jahre nach dem Tod unsers Herrn und Erlösers wußte ein reicher Römer keinen Platz, wo er eine Kirche bauen sollte. Die Gottesmutter erschien ihm und zeigte ihm den esquilinischen Hügel, wo die Nacht Schnee gefallen war. Es ist ein ganz sinniger Zug, daß man den Italienern auch hier die Kirche „Maria-Schnee" gegeben hat! Maria-Schnee ist das Symbol von Rom in seinem Verhältniß zu Deutschland —!

Benno konnte sich allmählich denken, daß die Freundschaft des Onkel Dechanten für diesen Chorherrn wohlbegründet war. Doch mochte er sich nicht von selbst in die Innenwelt des aufgeklärten Mannes drängen.

Bei dem zu Hietzing in einem besondern Cabinet eingenommenen Mahle ergab es sich, daß der Chorherr jene sich auf sich selbst stützende Kraft des reichen Klosterlebens alten Styls repräsentirte. Ein lebhaftes Unabhängigkeitsgefühl trat immer mehr zu Tage. Und beim Wein löste sich vollends die Zurückhaltung des unterrichteten und höchst scharf urtheilenden Mannes. Der Chorherr war ein Bürgerssohn aus dem Salzburgischen, hatte Reisen gemacht, gelehrte Werke herausgegeben und stand seit der Aufhebung seines Prämonstratenserstifts nur noch im losen Zusammenhang mit dem Klerus. Immer heiterer und heiterer wurde er. Das ganze gleichsam zurückgetretene Liebesgefühl und Liebesbedürfniß des katholischen Priesters, das sich bei würdigen Naturen in einem nicht zu misdeutenden Bedürfniß auch nach männlicher Freundschaft und namentlich zu Jünglingen ausspricht — wodurch gutgeartete und geistbegabte katholische Priesternaturen eine seltene Befähigung zur Erziehung gewinnen — kam auch bei dem bisher so trockenen alten Herrn ganz zum Vorschein. Er konnte die Hand des jungen Mannes wie ein Verliebter drücken.

Beim Dessert sprach er schon wie ein Vater mit seinem Sohn. Es war ihm nichts fremd von dem, was die Welt bewegte. Nun kam alles heraus. Er las, was nur dem Gebildeten zu kennen geziemt. Und seine Belesenheit und sein Wissen war, auch das blitzte nun auf, wie eine geheime Waffe gegen seinen eigenen Beruf, eine geheime Rüstung für die künftige Zeit. Als Benno die Donaureise beschrieb und mit unverhohlenem Freimuth auf die Zeiten zu sprechen kam, wo, wie einst der Jesuiten-

general zu Terschka geklagt hatte, sieben Achtel der österreichischen Lande protestantisch waren — als er vollends den Bauernaufstand des Stephan Fadinger erwähnte und, bei Gelegenheit der Wohnung Schnuphase's, die Weigerung des frühern luther'schen Hauswirths des heiligen Stanislaus, das Allerheiligste in sein Haus kommen zu lassen — da sagte der Chorherr unerschrocken: Wir werden noch einmal wieder zurückkommen müssen auf das sechzehnte Jahrhundert, mein Lieber! Wir werden noch einmal da anfangen, wo der gute Luther stehen geblieben ist, ehe die Habsucht der sächsischen und hessischen Fürsten den seltenen Mann in Beschlag nahm und ihn selbst die Ausartungen seiner Reform erschreckten! Freilich ist ein Volk, das in einer Wallfahrt ein Gemüthsbedürfniß befriedigt, ein Volk, das sich zu einer Bruderschaft zum „Todesschweiß des Erlösers" wirklich zahlreich einschreiben lassen kann, nicht sofort durch Kant und Hegel für die Aufklärung zu gewinnen. Das Kreuz des Erlösers wird die Reform doch wol immer mittragen müssen!

Benno hörte hier die Ansichten Bonaventura's.

Nach Tisch wandelten beide, jetzt schon innigst vertraut geworden, in dem bereits entlaubten Park von Schönbrunn. Der Chorherr legte seinen Arm in den Arm seines jungen Freundes. Mit dem Blick auf die Außenwelt, mit dem herbstlichen Laub, das der Wind vor ihnen her fegte, kehrte auch die Hypochondrie des Greises zurück. Das herrliche sonnige Wetter hatte die Käfige der kaiserlichen Menagerie geöffnet. Benno folgte dem Zuge der andern Spaziergänger, folgte dem Lachen über die Kunststücke der Affen, dem Brüllen der Löwen, dem Gekrächz der Vögel. Der Chorherr gab nach, obgleich er sagte: Diese Gefangenen machen mir Melancholie! Bestien gehören in die Wüste und der Mensch steht gar zu feige vor so einem Gitter und freut sich, daß er im Sichern ist!

Als sie dann im Strom der andern den Behältern näher gekommen waren und vor einem mächtigen Königstiger eine elegante Gesellschaft von Herren und Damen fanden, die mit italienischen Anrufen das unruhig hin- und hergehende, bedenklich schon den Schweif schlagende Thier reizten, sagte der Chorherr: Und das fehlte nun noch! Die feigste Nation von der Welt bekommt hier Courage —! Die Neckenden schienen sämmtlich Italiener zu sein.

Es waren einige Offiziere darunter, die der italienischen Nobelgarde angehörten. Einige andere gehörten zum Civil. Den Mittelpunkt bildete eine einzige, kleine junge Dame, die sich im Necken des Tigers bis zur Ausgelassenheit gefiel. Die schlanke und gestreckte Gestalt des aufgescheuchten Thieres wand sich in gleichmäßigen Schritten bald rechts, bald links. Das grünlichgraue Auge funkelte phosphorartig. Es war auf die leuchtenden Farben des Kleides und vorzugsweise auf die des kleinen Sonnenschirms der jungen Dame gerichtet, die nicht aufhörte, mit einer rauhen, befehlshaberischen Stimme den Tiger anzureden und in steigende Gereiztheit zu versetzen.

Plötzlich fiel der kleine Sonnenschirm in den Behälter des in kurzen Sätzen stöhnenden Thieres, aus dessen Augen helle Funken zu sprühen schienen — Vorboten der ausbrechenden Wuth.

Die italienischen Herren lachten laut auf.

Benno, der dicht dabeistand, hörte vom Chorherrn die verächtlich geflüsterten Schiller'schen Worte:

„Herr Ritter, ist Eure Liebe so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Die sämmtlichen Umstehenden schienen entweder kein Deutsch zu verstehen oder nichts von Schiller's Ballade zu wissen.

Die Italienerin war jedoch von dem eigensinnigen Tempera-

ment des Fräuleins Kunigunde im Gedicht. Wie ein verwöhntes Kind beklagte sie ihren „Ombrello" und verlangte ihn zurück.

Die Herren sprachen vom Wärter, den sie rufen wollten.

Um den etwa einen Fuß vom Gitter entfernt liegenden Gegenstand kümmerte sich der Tiger nicht, wie wenn er ihm ja doch gehörte, sondern ging nur nach wie vor schnaubend auf und nieder oder stellte sich zuweilen zum Sprunge. So bot er den Zuschauern alle Veranlassung, ohne Dazwischenkunft des Wärters den Sonnenschirm ruhig liegen zu lassen.

Jetzt erst sah Benno das Antlitz der Kleinen. Sie war äußerlich ein halbes Kind, und doch zeigte sich eine Entschiedenheit der Mienen, die fast erschrecken konnte. Die Haut, an sich zart und pfirsichweich, spielte ins Grüngelbe. Die Augen waren schwarz, die Lippen rubinroth, die Zähne blendendweiß. Das in Flechten unter dem Hute sichtbare Haar hatte ein echt italienisches Blauschwarz. Die Augenbrauen riß die junge Dame hoch auf wie aus Zorn, Verlegenheit und Beschämung. Alle Zähne sah man dann. Ihr Wesen hatte selbst etwas Thierisches.

Am ungeduldigsten und eifrigsten, dem fortwährend um ihren Ombrello klagenden Kinde von kaum zwanzig Jahren eine Beruhigung zu gewähren, zeigte sich ein junger eleganter Mann von derselben Unreife der äußern Erscheinung, doch mit ebenso sichern und lebhaften Manieren. Die Kleine warf dem Dandy in gelben Glacéhandschuhen vor, daß er aus Furcht vor den möglicherweise durchgesteckten Tatzen des Tigers nicht einmal zwei Schritte bis ans Gitter zu gehen wagte.

Die andern Italiener lachten und machten Späße über die Anwendung, die ein bengalischer Tiger von einem mailänder Sonnenschirm machen könnte. Sie wollten, „wie gesagt", den Wärter rufen.

Die zornige junge Dame war, um den Sonnenschirm herauszuholen, nahe daran, einem der Offiziere den Degen

aus der Scheide zu ziehen. Perchè ella ha quello spiedo! sagte sie.

Inzwischen hatte Benno statt des „Bratspießes", wie die Dame den Offiziersdegen genannt hatte, verkehrt sein leichtes Spazierstöckchen ins Gitter gehalten und mit dem Griff desselben, während die linke Hand den erschrocken nach ihm greifenden Chorherrn zurückhielt, den Sonnenschirm aufgegabelt und herausgezogen. Der Tiger blieb ruhig stehen und hinderte die Procedur nicht.

Mit dem geläufigsten Italienisch übergab Benno der ihm überrascht ins Antlitz sehenden Dame den Schirm: Anche le fiere del deserto cognoscono la civiltà, que si deve alle signore —!

Grazie, Signore! sagte die junge Dame mit plötzlich veränderter, nun hold süßer Stimme.

In diesem Dank, in dieser leichten Verbeugung lag eine Anmuth, die selbst den Chorherrn bestimmte zu sagen: Der Blick war freilich werth, die „Artigkeit der Wüstenthiere auch gegen Damen" zu riskiren! Aber ein merkwürdiges Gesicht das! Ich möchte sagen die Schönheit der Häßlichkeit — Eine Stumpfnase, eine gewölbte Stirn, ein mürrisch hängender Mund, alles in Brillantfeuer verwandelt durch ein einziges Lächeln!

Benno fiel Lucinde ein. Lucinde war schöner, edler gewachsen; bei ihrer gemeinschaftlichen Fahrt von St.-Wolfgang nach Kocher am Fall im vorigen Jahre hatte sie so im Wagen neben ihm gesessen, so von phantastischen Schlössern geträumt, ganz eine Weile mit diesen verklärt bestrickenden, koketten Augen.

Die Italiener waren inzwischen verschwunden und hatten sich wahrscheinlich zu „Dommayer's" begeben. Benno und der Chorherr fanden ihren Wagen am Eingangsportal des Schlosses. Ersterer sagte: Diese italienischen Nobili, die hier die Politik zu einer Garde vereinigt, kommen mir, im umgekehrten Verhältniß, vor wie die Heerführer der alten Deutschen, die bei den Römern als Geiseln

lebten. Sie sollen die deutsche Weise annehmen und in Mailand keine Verschwörungen machen. Es wird damit werden, wie mit dem Arminius. Der lernte auch in Rom die Handgriffe der römischen Kriegskunst und schlug damit die Römer! Vom Schwert dieser Italiener droht uns allerdings wenig Gefahr; aber den Dolch haben sie — das Gift und — Rom! Doch — was thu' ich — hüten Sie sich ja, hier von Politik zu sprechen! Das Spionirsystem erstreckt sich bis ins Innerste der Familien. Was die Polizei nicht thut, thut die Loyalität von selbst. Die Sucht nach Auszeichnungen und Anerkennungen ist so groß, daß Menschen hier auf die gemüthlichste Weise mit Ihnen scherzen können und Sie dennoch denunciren — aus „Patriotismus"! Wer weiß, ob Sie vor mir selbst sicher sind!

Benno ergriff lächelnd den Arm des lieben Greises und drückte ihn an seine Brust. Auf seine Aeußerung, daß Rom denn doch wol ein treuer Verbündeter des Kaiserstaats wäre, erwiderte der Chorherr: Man glaubte eine Zeit lang, Cardinal Ceccone würde seine Macht verlieren. Seine Gegner im Vatican, besonders Fefelotti, triumphirten schon. Jetzt scheint es, hat er mit den Jesuiten ein Compromiß geschlossen und hält jetzt wieder alle Bannstrahlen in der Hand. Sein Auftreten bei uns ist bedeutungsvoll. Nunmehr scheint alles, was man für die innere Reform unserer Kirche gehofft hatte, verloren zu sein. Die unglückselige Manie der Fürsten und Staatsmänner, Eine Gefahr nur, die der Revolution, zu sehen. Sie macht sie wider Willen zu Beförderern des Aberglaubens und der Hierarchie. Der Staatskanzler selbst haßt die Jesuiten; aber sie nehmen seine Devise an und sagen: Nous sommes conservateurs comme vous! Was will er machen! Dafür, daß wir den Jesuiten Deutschland geben, erbieten sich die Jesuiten, an Oesterreich Italien zu lassen. Doch in diesen italienischen Köpfen ist es selbst unter dem Purpurhut

nicht geheuer, und sie betrügen uns alle, wenn ihre Eitelkeit einen Schein von Selbständigkeit erringen kann.

Benno, Ceccone's Stellung und die Zähmungsmittel der Jesuiten aus seinem eigenen Dasein kennend, fragte schüchtern nach dem Cardinal und ob sein Gönner ihn gesehen hätte. Er wagte noch nicht, tiefer zu dringen.

Hier sah ich ihn noch nicht! erwiderte der Chorherr. Aber vor Jahren in Rom. Ich machte eine Reise dorthin zu einer Zeit, wo unser Deutschland noch wenig erst von der römischen Curie beachtet wurde. Wie unschuldig nimmt sich unser deutsches Kirchlein Maria dell' Anima in Rom aus —! Die Franzosen und die Spanier haben sich dagegen seit Jahrhunderten wahrhaft königlich in Rom zu vertreten gewußt. Unser Kirchlein hat noch etwas vom welschtirolerischen Geschmack. Es macht den Eindruck des ehrlichsten und aufrichtigsten aller Gotteshäuser in Rom. Auf die Phantasie wirkt's nit, das ist wahr; nur ein reines Herz und einen rechten Drang zum Beten muß man mitbringen, um sich in dem Raume zu gefallen. Ja wovon — Vom Ceccone sprach ich! Den sah ich öfters. Ihn und die meisten Cardinäle. Man muß sagen, diese Monsignori sind Menschen, für die Gott ein eigenes Paradies und eine eigene Hölle muß erschaffen haben. Sie scheinen noch alle wie aus dem Stamm des Cäsar Augustus zu sein. Quos ego! und das tyrannische Wort doch nur so mit einem smorzando ausgesprochen — ganz nur so hingelächelt! Neptun's Dreizack geschwungen mit weißen Ballhandschuhen — womit Sie auch immer Se. Heiligkeit werden bekleidet sehen! Sie wollen doch wol nach Rom? Immer hat der Heilige Vater, auch wenn er die Völker segnet, weiße Handschuhe an —! Ja diese Cardinäle —! Wie gesagt, bei denen wird das Unmögliche möglich mit — kopfabschneiderischer Grazie! Nur allein die Art, wie diese Ceremonienmeister des Himmels über

die Marmorböden hinwegschreiten oder wie sie die Messe lesen, falls sie die vollständigen Weihen haben — 's „laßt" sich nicht beschreiben.

Benno war in stetem Bangen um die endliche Erwähnung seiner Mutter. Doch blieb die Erörterung weiblicher Beziehungen des römischen Klerus aus.

Der Chorherr ließ in der Stadt vor dem Bankierhause Marcus Zickeles halten. Es war die Mittags- und Börsenzeit. Niemand zugegen als ein Buchhalter, dem er seine Creditive überreichte. Am Abend besuchte er das Kärntnerthortheater, wohin ihn der Chorherr nicht begleitete.

Von der Herzogin von Amarillas erfuhr Benno durch Erkundigungen, daß sie im „Palatinus" wohnte. Mit klopfendem Herzen näherte er sich diesem Gasthof, sah das Eingangsthor mit Dienern in prächtigen Livreen besetzt, hörte italienisch sprechen. Von einem Mohren hieß es, er gehöre dem Principe Rucca. Mit der sogenannten „Gemüthlichkeit" der Wiener stand die kurze Art, wie er auf seine Fragen da und dort Auskunft ertheilt bekam, nicht eben im Einklang.

Am folgenden Morgen sprach der Chorherr seine Verwunderung aus, daß noch kein Lebenszeichen von der Nuntiatur und von der Staatskanzlei gekommen war.

Benno erwiderte: Wie wäre das auch möglich! Ich brachte keine Empfehlungsbriefe. Man erwartet mich hier nur in der Herrengasse. Wie weit liegt Schloß Salem?

Mindestens vier Stunden! sagte der Chorherr und lud Benno zur Besichtigung der Gemäldegalerie im Belvedere und dann zu einem Spaziergang im Prater ein. Die Urtheile des Chorherrn über die Schätze der kaiserlichen Bildergalerie waren treffend und zeigten ein Bindeglied mehr zwischen ihm und dem Onkel Dechanten. Wie warm und lebendig wurde er, im Gegensatz zu

„Maria vom Schnee", über Rafael's „Maria im Grünen"! Wie still und ruhig das alles ist! sagte er im Anschauen. Noch spielen die Kinder mit dem Kreuz, das sie künftig tragen sollen —! Und fast hastig führte er Benno zu Carlo Dolce's Bild: „Die Wahrheit" — analysirte es und sah sich scherzend dann mit den Worten um: Warum nur auch ein solches Bild — noch nicht verboten ist!

Beim Verlassen der nur flüchtig durchwanderten Säle zeigte der Chorherr eine italienische Villa mit noch grünem Rasen. Der Sommeraufenthalt des Staatskanzlers! erklärte er. Zum Prater wurde dann ein Fiaker genommen.

Als sie den schon ziemlich laublosen großen Park erreicht hatten, stiegen sie aus. Da rief der Chorherr plötzlich: Schauen Sie dort! Ist das nicht Ihre gestrige Dame?

Eine Cavalcade von Reitern sprengte durch die Allee. In ihrer Mitte eine Reiterin, eine winzig kleine Gestalt, auf deren Identität mit der gestrigen Tigerbekanntschaft der Chorherr nur der Offiziere wegen schloß, die wieder zur italienischen Garde gehörten. Sie ritten zu schnell vorüber, um alle, selbst die Dame, erkennen zu können.

Inzwischen gingen sie weiter. Der Chorherr nannte den Prater öde und langweilig geworden. Nur die Abendsonne, sagte er, macht ihn noch manchmal schön, wenn man so hinschlendert und sein Tagewerk vollbracht hat. Dann freilich kommt die Schönheit — wie so oft — auch mit aus unserm Gemüth —!

Nach einer halben Stunde kamen sie zu dem im Prater befindlichen „Hamburger Berg", seinen Schaustellungen und Sehenswürdigkeiten. Eine Menagerie kündigte sich durch ihre ausgehängten Bilder, Papagaien und Affen an.

Zieht Sie schon wieder so ein Spectaculum? sagte der Chorherr, als Benno einer dicken, vor rothen Vorhängen sitzenden Dame

zunickte, die auf dem Donaudampfboot ihre verspäteten Käfige begleitet hatte.

Benno berichtete nun von seiner Dampfbootfahrt.

Da unterbrach ihn der Chorherr und zeigte auf die in der Nähe stehenden dampfenden Rosse der vorhin gesehenen Cavalcade. Die Italienerin wird schon wieder vor den Käfigen der wilden Thiere stehen! sagte der Chorherr und rief aufhorchend: Jetzt!... Hören Sie!

In der That hörte man drinnen eine laute Stimme italienisch rufen. Mitten durch das kurz ausgestoßene, hustende Brüllen eines gereizten Thieres vernahmen sie die Worte: Eh! Tu! Muove ti! Dormi? Non essere si pigra —!

Diese anstachelnden Worte, so unweiblich dabei die Situation sein mochte, übten auf Benno sowol wie auf den Chorherrn so viel Reiz, daß sie die Bude betraten. In der That waren es die Italiener von gestern. „Der weibliche Zwerg“, wie der Chorherr übertreibend die Italienerin nannte, stand diesmal mit der Reitgerte vor dem Käfig einer jungen Löwin und reizte sie zu einer solchen Wuth, daß schon der Aufwärter herbeilief und dringend um Mäßigung bat.

Benno sah voll Staunen dem wilden Spiel der Italienerin zu. Die junge Löwin sprang bald an die Gitterstangen, bald rannte sie im Kreise und stieß Töne aus, die wie aus dem Widerhall einer mächtigen Felsenhöhle kamen. Im schwarzen Tuchrock, mit der linken Hand die lange Schleppe haltend, stand das kleine Wesen von gestern, dessen Kopf wenig über die Stellage, worauf der Käfig ruhte, hinausragte, und schlug mit der Reitgerte bald nach links, bald nach rechts in die Stäbe hinein. Wieder lachten die Herren und bedeuteten den Wärter, er möge der Signora „nicht ihr Vergnügen rauben“.

Von fernher lauschte die geputzte „Marchand' mod'“, wie sie

auf dem Dampfschiff geheißen hatte, eine Holländerin, an dem rothen Vorhang. Schon wurde von ihr ein junger Mann, ihr Begleiter, angerufen, er solle sich ins Mittel legen, als die Italienerin von ihrem Uebermuth plötzlich abließ. Sie hatte Benno erblickt. Mit kalter Ruhe stand sie noch eben vor dem Käfig und trieb ihr Spiel — jetzt war sie wie entwaffnet. Ein rosiger Hauch der Freude überflog sie. Mit dem Schein der mädchenhaftesten Schüchternheit senkten sich die langen blau-schwarzen Augenwimpern. Mit schneller Fassung und sofort ihre Stimme mildernd sagte sie zu Benno: Ecco il domatore delle bestie feroci —!

Benno erwiderte — halb nur für sich —: Ecco la Romana —! . . .

Perchè Romana? fragte sie, scharf aufhorchend.

Benno hatte „Romana“ betont.

Una lupa e stata la nutrice di Romolo! sagte er, sprach jedoch wiederum wie nur zu ihr allein.

Ohne sich von der Voraussetzung, daß auch sie von einer Wölfin könnte genährt worden sein, getroffen zu fühlen, schloß sie sich Benno an zum Weiterwandeln. Sie gingen die Käfige entlang. All ihre Aufmerksamkeit für die wilden Thiere war dahin. Sie wollte nur Benno festhalten, nur mit diesem Fremden sprechen. Ehrerbietig grüßte sie seinen Begleiter, den sie am langen Oberrock als Priester erkannte. Kennen Sie Rom? begann sie, noch über und über erglüht.

Ich bin im Begriff, es kennen zu lernen —! sagte Benno.

Sie reisen nach Rom —?! . . . Ein Ausdruck der lebhaftesten Freude kämpfte in ihren Mienen mit der Verlegenheit, die Wirkung zu verrathen, die ihr schon seit gestern der junge anziehende Fremdling gemacht hatte.

Noch würde das Gespräch in kurzen Fragen des höchsten In-

teresses und in ausweichenden Erwiderungen so fortgegangen sein, wenn nicht ein tragikomisches Ereigniß dazwischengetreten wäre. Der elegante junge Mann mit den gelben Glacéhandschuhen von gestern war gleichfalls zugegen und etwas vorausgegangen. Schon befand er sich am Ende der Breterbude, wo ein Elefant auf einer Art kleiner Bühne unter gemalten Draperien eingepfercht stand, an einem seiner mächtigen Füße festgebunden. Das gewaltige Thier stand sonst vor den Zuschauern völlig frei. Ehe sich der junge Mann seines Schicksals versah, hatte der sich schlängelnde Rüssel des Elefanten eine Schwenkung um ihn her gemacht und ihm in dem Augenblick, wo die Offiziere warnend Altezza! riefen, den Hut abgenommen. Die „Altezza“, demnach ein Fürst, stieß einen Schrei: Gesù Maria! aus, taumelte zurück und sank in Ohnmacht.

Die Italienerin stand noch wie von Liebeswonne durchschauert. Sie schien so abwesend, daß sie die Ursache des Rufs nicht verstand und nur den zusammenbrechenden jungen Mann sah, der noch obenein beim Fallen mit den Sporen in seinen Beinkleidern festhakte, an die Breterwand stürzte, die den ersten vom zweiten Platz trennte, und sich die Stirn blutig schlug.

Kaum sah Benno diese unerwartete Wendung eines übertriebenen Schreckens, als er schon hinzusprang und die Altezza auffing. Der Wächter hatte den Hut schon wieder zurückgegeben. Die Begleiter hatten sich geflüchtet. Sie schienen über den Elefanten ebenso erschrocken, wie die Altezza.

Voll Aerger über die störende Scene und im Nu ihren ganzen Gesichtsausdruck verändernd, sagte die Italienerin zu Benno's Begleiter: Sehen Sie da, warum man lieber die Thiere liebt, als die Menschen —! Aqua! Aqua! E una carrozza! rief sie gellend hinterher.

Der Fürst fing an sich zu erholen, versuchte zu lachen und entsetzte sich aufs neue — jetzt über seine blutigen Handschuhe.

Benno übergab ihn aus seinen Armen in die seiner Begleiter. Er wagte nicht weiter mitzugehen, als bis an die Vorhänge ... „Altezza“ —! Das Wort hatte ihn erbeben gemacht. Waren nicht seine Mutter und Olympia Maldachini in Begleitung eines italienischen „Principe“ Rucca angekommen, eines Verlobten Olympia's —? War dies junge italienische Paar wol gar Rucca und Olympia?

Die Italienerin rief ergrimmt aufs neue: Non viene la carrozza? Fatte subito! Al monte Palatino —!

Palatino! Es war gewiß. „Monte Palatino“! Dann zu Benno rasch sich wendend, warf wie mit Zaubermetamorphose der süßeste und zärtlichste Mund von der Welt ihm ins Ohr die Worte: Besuchen Sie uns — den Principe Rucca —! Vielleicht morgen? Doch — um elf Uhr —!

Als sie dies gesagt, verschwand sie — voraussetzend, daß Benno nicht folgen würde. In ihrem Abschiedsblick lag ein Ausdruck aller Seligkeiten der Erde und des Himmels, ja als wäre Psyche zum ersten mal von Amor überwunden worden ...

Das ist eine Eroberung! brach der Chorherr aus, als jetzt Benno wie betäubt stehen blieb. Und „Al monte Palatino!“ setzte er lachend hinzu. Sie glaubt, der Gasthof zum „Palatinus von Ungarn“ hätte seinen Namen von einem der sieben Hügel Roms! So sehen diese Menschen überall nur sich und ihre Anmaßung wieder! Deutschland ist ihnen nichts als eine römische Vorstadt, wo — zuweilen Schnee fällt! Ich zweifle gar nicht, es ist die — Nichte des Cardinals Ceccone, eine Conteffe —

Maldachini! fiel Benno, aus seiner Erstarrung kaum aufathmend, ein.

Eine Verlobte des Prinzen Rucca, den Sie — aus dem Felde geschlagen haben, Bester! Haha! Sie flüsterte Ihnen ja ein förmliches Rendezvous zu! Um elf Uhr! Auf dem Mons Pala-

tinus —! O, der „Palatinus von Ungarn“ wird schöner als der Palatinische Berg sein!

Meine Mutter — die Dritte in diesem Bunde! — riefen in Benno's Innern tausend Stimmen. Mit bebendem Herzen und tiefbeklommenen Athems verweilte er noch einige Augenblicke. Dann traten beide gleichfalls hinter den Vorhängen ins Freie hinaus und sahen, wie eben die Herren zu Pferde stiegen und ein herbeifliegender Miethwagen den Principe Rucca und die Italienerin aufnahm.

Benno ließ nur den Chorherrn reden. Er hörte kaum, was dieser von der Weichlichkeit der italienischen Aristokratie sprach, wie er Andeutungen über den Cardinal gab, der nicht einen einzigen Winter ohne seine gewohnten Umgebungen sein könnte, vom Prinzen Rucca erzählte, dessen Urgroßvater ein Bäcker gewesen sein sollte — in Rom wäre alles käuflich, Grafen- und Fürstenhüte — nur die Cardinalshüte stünden noch im Preise.

Im Geplauder Gröbner's wurde der Name der Herzogin von Amarillas nicht erwähnt und nur der nähere Zusammenhang Olympia's mit Ceccone „möglicherweise“ als der des Kindes zum Vater leise und ironisch angedeutet, aber ohne genauere Kenntniß des wahren Ursprungs, den Benno vollkommener wußte — Benno wußte ihn bis zu dem Namen der Gebrüder Bianchi, deren Schwester Olympia's Mutter war. Luigi Bianchi, einer der Brüder des Napoleone und Marco Bianchi, sollte hier in Wien Musiklehrer sein. Alles das war ihm durch seinen Bruder, den Präsidenten, längst bekannt geworden.

Auch der Chorherr nahm jetzt einen Wagen. In dem Lärm der Stadt verhallte der empfangene Eindruck und die Benno durchzitternde Empfindung: Das Schicksal ruft dich selbst zu deiner Mutter —! Daß er morgen um elf Uhr im Palatinus nach — dem Befinden des Fürsten fragen würde, stand natürlich fest bei ihm.

Daheim fand er Karten von Schnuphase; auch von einem Harry Zickeles, der die Einladung zurückgelassen hatte, das Großhandlungshaus Zickeles zu jeder Abendstunde als ein offenes zu betrachten.

Es strömte dann ein anhaltender Regen. Benno verbrachte Stunden der höchsten Aufregung auf seinem Zimmer. Die Aufgabe, die ihm für morgen gestellt war, erforderte geistige Riesenkraft.

Erst gegen Abend ging er aus und gerieth in die Herrengasse. Das dort vom Grafen Hugo empfangene Billet durchkreuzte nun die morgenden Palatinus-Absichten. Er sollte wählen zwischen Mutter und Schwester, wen er zuerst sehen sollte —!

Mit irrendem, hin- und hersinnendem Grübeln kam er in die Vorstellung des „Hamlet", erlebte, daß Olympia es war, die in der Loge des großen Kanzlers neben seiner Mutter auf ihn ihr Lorgnon gerichtet hielt, ihm auf italienische Art durch das ganze Theater hindurch mit ihrem Taschentuch ein Zeichen des Grußes gab — erlebte, daß auf ihn auch die Mutter das Opernglas richtete — —

Das Versagen seiner Kraft trieb ihn aus dem Theater — in Begleitung eines Mannes, der, um die Wunder, die auf ihn einstürmten, noch zu mehren, den Namen seiner Schwester trug!

6.

Benno konnte sich, um den Weg in seine Wohnung zu finden, keiner zuverlässigeren Hülfe bedienen, als des Herrn von Pötzl, der gleichfalls Hut und Regenschirm genommen hatte und ihm gefolgt war.

Ueber den Namen dieses Mannes hätte sich Benno beruhigen sollen. Schon daheim, beim öftern Begegnen des Kattendyk'schen Hausfreundes, des alten Pflegers der Bologneserhunde, des als Gesellschaftsheloten benutzten Spaßmachers Ignaz Pötzl, hatte er diesen nicht weiter nach seiner wiener Verwandtschaft fragen mögen, seitdem dieser ihm einmal die Antwort gegeben, der Pötzl's gäb' es wie Sand am Meer und „mit einem alten Junggesellen, der einen Nothpfennig hinterließe, wäre alle Welt verwandt, auch ohne Pötzl zu heißen —".

Fühlen Sie sich jetzt besser? hörte Benno hinter sich her rufen. Die frische Luft wird Ihnen halt gutthun! Ja, es ist ein überlebtes Gebäude! Wär's eine Kasern', längst wär' sie umgebaut.

Benno mäßigte seinen Schritt.

Wo aber, lieber Herr, wo wohnen Sie denn —?... Vielleicht an der Mölkerbastei? Das wäre gerad' mein Weg!

Benno wohnte an der Freyung.

Auch das war „gerad'" Herrn von Pötzl's Weg.

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen. Als sich beide vor dem Gewühl der Wagen durch ein schnelles Laufmanöver über die Fahrstraße hinweg sichern wollten, rief Herr von Pötzl einen an ihnen rasch vorüberschießenden Herrn an: Gehorsamer Diener, Herr von Zickeles —!

Der Angerufene war ein noch junger, schon mit starkem Embonpoint versehener Mann, der soeben aus einem, seines „G'frornen" wegen, berühmten Laden trat und rasch noch hinüber in die Hamletsvorstellung wollte. Eine Mittheilung über ein misrathenes neues Stück in der Vorstadt mischte sich in seinen Gegengruß und zugleich die Frage, ob doch Herr Müller noch nicht seine große Scene gehabt hätte, und ebenso erfolgte zugleich ein forschender Blick auf Benno —

Benno, Herrn von Pötzl's Verlangen bemerkend, seinen Namen zu erfahren, ein Verlangen, das er hinter einer künstlichen Verlegenheit verbarg, ihn nicht „vorstellen" zu können, fragte, ob Herr von Zickeles dem Großhandlungshause gleiches Namens angehörte. Er hätte eine Karte von „Harry Zickeles" vorgefunden.

Mein Gott! brach Herr von Zickeles aus, bekannte sich als Abgeber der Karte und rief: Doch nicht etwa Herr Baron von Asselyn —?

Mit der Bejahung überraschte Benno ebenso Herrn Harry Zickeles, wie Herrn von Pötzl. Das ist halt einzig! rief Letzterer und hätte alle Vorübergehende über diese Spiele des Zufalls zu Zeugen anrufen mögen. Gerade „Herr Baron von Asselyn" war die Persönlichkeit, die „beide" „gesucht" hatten! Herr von Pötzl demaskirte sich als Bruder des alten Komikers Ignaz Pötzl, der ihm ausdrücklich „geschrieben hätt'" von der Reise des Herrn „von" Schnuphase und vom Herrn von Asselyn. Aber nein! Und Sie geben mir nicht einmal die Ehre! Die Freud' und die Ueberraschung!

Benno hatte keine Anweisung auf die Bekanntschaft dieses so außerordentlich gefälligen Mannes erhalten. Aber er ließ es an dem Schein einer engern Verbindung mit dem Bruder nun nicht fehlen. Machte er doch eine offenbare Freude damit und bahnte vielleicht eine Erleichterung seiner Forschungen an.

Die Erinnerung an den alten Thaddädlspieler zeigte das ganze „G'müth" des Herrn von Pötzl. Jede Nuance der Charakteristik seines Bruders unterbrach er mit einem glückseligen: „Ja! Ja!" Und als Herr von Zickeles den Witz machte: Sagens doch nicht, Herr Baron, daß er wohlauf ist! Herr von Pötzl hört viel lieber das Gegentheil! Er will ihn halt beerben! erfolgte von Herrn von Pötzl nur ein einziges: „O Sie —!" Alle Schäkereien der Welt lagen in dem Ton.

Herr von Zickeles gab, wenn auch mit einigem Zögern, den „Hamlet" und den Applaus des jungen Schauspielers auf, der ebenfalls an ihn „empfohlen" war. Laërtes, den Herr Müller „spüllte", hatte seine Hauptscene erst im letzten Act. Herr von Zickeles ruhte nicht, bis Herr von Asselyn versprach, sofort, „aber auch auf der Stell'" in den Salon seiner Aeltern zu kommen. Jeden Abend wären sie da nach dem Theater noch beisammen und der Herr von Asselyn wäre vollends von seiner gerade aus Paris anwesenden Schwester Bettina Fuld und von deren Begleiterin, dem Fräulein Angelika „von" Müller, aufs allerdringendste erwartet.

Angelika Müller hier! Ein Mollaccord, der sich sanft und wohlthuend über Benno's erschrecktes Gemüth verbreitete. Hier war nun von keiner Willensfreiheit mehr die Rede. Harry Zickeles hatte ihn schon unterm Arm. Auch Herr von Pötzl folgte in Verklärung. Harry Zickeles ließ nicht eher ab, bis sie alle drei vor dem Portal seines älterlichen Hauses standen. Es lag jenseit des Grabens, dicht in der Nähe eines großen Platzes, des „Hohen Marktes".

Herr von Pötzl war etwas schweigsamer geworden, aber gleichsam so, als wenn ihm der Ueberstrom der Gefühle die Worte raubte.

Als Herr von Zickeles am Hause seiner Aeltern geschellt hatte, zog er die Uhr und sagte: Freilich — Glauben Sie wol, Herr von Pötzl, daß der Laërtes jetzt aus Paris zurückkommen ist? Ich bitt' schön, führen Sie den Herrn Baron zu meinen Aeltern hinauf! Ich hab' — Der junge Mann ist merkwürdigerweise mir und — der Kaiserin-Mutter empfohlen worden —! Sehr ein hübsches Talent das! Ich — Oder nein! Kommen Sie, Herr von Asselyn, ich führe Sie erst selbst auf und dann spring' ich halt noch ein bissel in den letzten Act!

Nun leuchte der junge dicke Mann die Treppe voran. Das Haus war viel heller erleuchtet, als das Palais des armen Schuldners der Zickeles, des Grafen Hugo von Salem-Camphausen. Der junge Theaterenthusiast blieb auf der Mitte der Treppe stehen, zog wieder die Uhr und schien eine große Angst zu haben, die Hauptscene seines Günstlings, dem er, wie Herr von Pötzl elegisch-ironisch sagte, seine gewohnte Protection durch einen stürmischen Applaus zugesagt hatte, zu versäumen. Endlich waren alle drei im ersten Stock angelangt. Hier klingelte Herr von Zickeles und erst, als er sicher war, daß der öffnende Bediente den Gast direct aus seiner Hand empfing und die Anmeldung fest hatte: „Herr Baron von Asselyn!", bat er für eine halbe Stunde um Entschuldigung und eilte davon, um im Burgtheater sein gegebenes Mäcenatenwort zu lösen.

Sehr ein vortrefflicher Mensch und — Kunstkenner! sagte Herr von Pötzl mit einem immer entschiedener ausbrechenden Anfluge maliciöser — Gemüthlichkeit, und setzte, beim Ausziehen der Oberröcke Benno ins Ohr flüsternd, hinzu: Sie werden ja, wie ganz Wien weiß, hier in dem Hause erwartet wie der Onkel

aus Amerika oder das Manna in der Wüste! Geb' der Himmel, daß Ihre Mission an den Herrn Grafen vom glänzendsten Erfolge gekrönt wird —!

Auf Benno's bebender Lippe schwebte die Frage: Wie aber kommst denn du und meine arme, nun, wie es scheint, geopferte Schwester Angiolina zu einem und demselben Namen —? Er mußte jetzt in die Salons der reichen Bankierfamilie treten.

Herr von Pötzl „führte ihn auf" unter einer Flut gemüthvollster Reden, in denen er alles haarklein erzählte, was sich zum Erstaunen und „wie in einem Roman" seit dem Eingang zum Burgtheater bis zum gegenwärtigen Augenblick in Herrn Baron von Asselyn's Leben und dem seinigen zugetragen hätte. Die Räume waren erhellt, aber noch leer. Nur der „Herr Vater", Herr Marcus Zickeles, und die „Frau Mutter" und noch einige ältere Herren und Damen waren anwesend. Sie bildeten Whistpartieen, die im vollen Gange waren, sodaß trotz der freundlichsten Bewillkommnung die noch nicht zu Ende gespielten Partieen ausführlichere Beweise herzlicher Begrüßung unterbrachen. Vater und Mutter verwiesen ihn mit aller Freundlichkeit auf den jüngsten Sohn des Hauses, der ihm von Seiten der Mutter mit besonders hoher Genugthuung und den Worten vorgestellt wurde: Mein Sohn Percival!

Percival Zickeles war ein noch unreifer, etwas schüchterner Jüngling, dem, wie es schien, der erste Buchhalter beispringen mußte, um in üblicher Weise die Honneurs zu machen. Benno war es sehr zufrieden, daß ihm jetzt Herr von Pötzl, der seines „Aufgeführten" Bedeutung leise tuschelnd da und dorthin mittheilte, einige Ruhe ließ. Denn was lag nicht alles centnerschwer auf seiner Brust! Selbst die harmlose Erwähnung Angelika's, der „ewigen Verlobten" Pittmeyer's, weckte Erinnerungen, die ihn wie in den Lüften schweben ließen.

Angelika Müller trat auch wirklich ein. Sie, in gesellschaftlichem Putz und Staat —! Sie, die alte verblühte ultrakatholische Erzieherin —, sie, sonst in einem halben Nonnenkloster wirkend — und nun hier in einem israelitischen Hause —! Kaum erblickte sie Benno, so stieß sie einen Schreck- und Jubelruf aus, der die alte „Frau von Zickeles" im Spiele zu stören schien. Sie wandte sich um und — stumm nur reichte jetzt Angelika Benno die Hand.

Angelika's Lächeln war das alte. Die weit sich öffnenden Lippen zeigten die ganze Reihe ihrer riesigen, doch weißen, schön erhaltenen Zähne. Eine lange Rosaschleife erstreckte sich niederwärts von den mühsam zusammengelesenen blonden Haaren in den Nacken. Sie trug ihre Arme, so mager sie waren, entblößt. So befiehlt das Sklavenleben des Gouvernantenthums, den innern und äußern Menschen den Umständen gemäß zu metamorphosiren! Auch den innern Menschen! Es war Angelika Müller und sie war es nicht. Ein Jahr in Paris und auf Reisen und dienen, dienen müssen fremden Launen — da sprach sie von Armgart wie schon von einer Jugenderinnerung! Allerdings hatte es auch in Armgart's Leben die allerüberraschendsten Veränderungen gegeben. Armgart befand sich jetzt in dem ihr sonst so gründlich verhaßten England. Näheres wußte auch Angelika nicht von ihr. Nur noch durch Püttmeyer war die „treue Seele" im Zusammenhang mit ihrem alten Leben. So mußte denn wol Benno erzählen. Er that es in Liebe und Güte und mit Schonung Püttmeyer's. An diesem hielt Angelika unverbrüchlich fest. Sie hatte für sein System in Paris gewirkt; sie hoffte auch in Wien einige rechtgläubige Spätlinge der Naturphilosophie für die Philosophie der Kegelschnitte gewinnen zu können.

Frau von Zickeles wurde jetzt aufgeregter. Die Gesellschaftsdame ihrer Tochter schien ihr zu sehr im Vordergrunde zu stehen.

Sie spielte zwar noch Whist, unterließ aber nicht, der jetzt sich mehrenden Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit zu bezeigen. Nach jeder Karte, die sie ausgespielt hatte, rief sie: Joseph —! Das galt dem Bedienten. Oder: Pepi —! Das galt dem Hausmädchen. Fräulein Müller —! Angelika war Gesellschafterin ihrer noch im Theater befindlichen Tochter, der Frau Bettina Fuld. Wenn sie: Percival —! ihren Jüngsten, rief, so geschah dies im Tone einer ganz besondern Zärtlichkeit. Sie hatte dem „hoffnungsvollen" Knaben nach einem Lieblingsdrama der Zeit diesen Namen statt seines ursprünglichen „Pinkus" gestattet. Angelika Müller bekam Augenwinke, die sagen sollten, außer dem Herrn Baron wären auch noch andere Herrschaften in den Zimmern.

So näherte sich denn dem „Herrn Baron" wieder Herr von Pötzl, zog die Dose, offerirte und genoß die Zinsen von dem auf den Fremden bereits verwandten Kapital von Zuvorkommenheit. Er flüsterte über den Grafen Hugo.

Den Kampf, ob er morgen den Besuch im „Palatinus" oder die Reise nach Schloß Salem aufgeben sollte, hatte Benno schon zu Gunsten seiner geschäftlichen Pflicht entschieden. Auf seine Aeußerung, er würde morgen früh dem Grafen Hugo auf Schloß Salem seine Aufwartung machen, unterließ Herr von Pötzl nicht, die schöne Gegend, den Charakter des Grafen zu schildern, kleine satirische Seitenhiebe einzuwerfen und diesen wieder eine Fülle von Gemüth folgen zu lassen. Die Veränderung wird außerordentlich werden! sagte er. Und wahrhaftig! Die Zickeles sind sehr dabei interessirt! Wo nur der Leo bleibt! Leo ist das Geschäft nächst dem Vater. Ganz Metalliques, Abends blos Wohlthätigkeitsschwärmer! Ich vermuthe, er sitzt in diesem Augenblick Comité. Das Talent, ein gutes Herz zu zeigen, Herr Baron, ist in Wien außerordentlich cultivirt, aber — eine kostspielige Passion! Leo von Zickeles wird deshalb wahrscheinlich

auch nie heirathen. Er sieht sich seine Medaillen, Ehrenpatente, seine gedruckten Thränen der Witwen und Waisen — unter uns gesagt, den künftigen Orden! — an und behält sein von tausend Zähren des Dankes emaillirtes Herz für sich allein.

Joseph —! rief hier die Mutter. Hat Herr von Asselyn G'frornes?

Joseph präsentirte.

Herr von Pötzl fuhr fort: Den zweiten Bruder, Herrn Harry, haben Sie schon kennen gelernt. Auch er ist Vormittags aufrichtig „Metalliques". Die übrige Zeit gehört dem Enthusiasmus für Ruhm und schöne Künste. Sie sehen, daß er sich viertheilen lassen kann, wenn er einem Schauspieler an einer gewissen Stelle einen Applaus versprochen hat. Es ist halt vorgekommen, daß er einen Maschinisten „auf der Wieden" bestochen hat, an einem Abend eine Störung hervorzurufen, nur damit ein anderes Stück herausgebracht werden mußte, als dasjenige, wo er ein gegebenes Applausversprechen wegen eines anderweitigen Theater- oder Concert-Engagements nicht erfüllen konnte. Harry Zickeles führt jede in der Theaterzeitung neuangekündigte Unsterblichkeit, wenn sie nach Wien kommt, in die hiesigen Hallen des Ruhmes ein. Dabei ist sein größtes Leidwesen, daß sich sein Herz zuweilen in zwei Hälften theilen muß, wenn die bewunderten Namen zwei Gegner sind, die sich nicht ausstehen mögen.

Pepi —! rief die Mutter. Hat der Herr Baron G'frornes?

Pepi präsentirte.

Herr von Pötzl flüsterte: Der dritte Sohn, Percival, ist, wie Sie an dem träumerischen Jüngling vielleicht schon gemerkt haben werden, ein dichterisches Genie. Erst vor zwei Jahren gab er sich selbst den Vornamen Percival. Er hat Romanzen geschrieben à la Heine, blos zur Abwechslung einmal läßt er den Palmenbaum, statt von einer Fichte, von einer „Akazie" geliebt sein. Wissens, von wegen der „Grazie"! Auch hat er einen „Ahasver"

9*

unter der Feder, worin die geniale Idee vorkommen soll, daß sich Ahasver nach Wien begibt und im „Stock am Eisen" einen Nagel vom Kreuz des Erlösers einschlägt, gerad' den letzten, der noch hinein geht, wodurch ihm die selige Ruh' zu Theil wird — wenigstens in Oesterreich, wo mir der Erfolg schon jetzt ein — begrabener zu sein scheint.

Percival! — rief die Mutter. Hat Herr Baron G'frornes?

Percival fuhr wie aus „Morgenrothsträumen" auf, strich sich seine schönen langen schwarzen Haare zurück und machte eine Miene, als hätte ihm nur eine Geisterstimme gerufen. Allmählich erst besann er sich auf den irdischen Begriff des Wortes „G'frornes" und „offerirte" mit einer Miene weltschmerzlichen Duldens. Herr von Pötzl nahm ihm die Schüssel ab mit der freundlichsten Anrede: Sie, mein liebster bester Herr Percival! Ich glaub' fast, Sie sind schon wieder einen halben Zoll gewachsen! Percival schien die Anerkennung seiner Jugend gern zu hören und lächelte.

Frau Bettina von Fuld — die kennen Sie? fragte dann Herr von Pötzl, als sie wieder an einem andern Fenster allein standen.

Benno mußte diese Voraussetzung verneinen.

O sie muß sogleich erscheinen! Mit ihrem Gatten, der etwas ins diplomatische Fach spielt — ein Changeant, das ihm in Homburg und Baden-Baden viel Geld kosten soll! Dann ist noch die jüngere Schwester, Jenny, da. Die ist noch „im Kärntnerthor", wo eine Oper von Bellini gegeben wird. Sie hat eine famose Stimm'. Wenigstens glauben's die Aeltern und der Professor Bianchi — Ja — kennen Sie den Namen, daß Sie so erstaunen? Derselbe, den Sie heut im Theater sahen! Der wird freilich nicht Ursach' haben, diese Ueberzeugung von Jenny's Stimm' zu bestreiten — denn er „laßt" sich die Stund' mit einem Dukaten zahlen. Ohne Zweifel werden Sie heut noch

Gelegenheit haben, sich von dem Raffinement eines solchen Italieners mit einem förmlichen Pergamentgesicht zu überzeugen. Kommt er mit, so laßt er sie singen. Ich sage: Er laßt sie! Denn das ist merkwürdig. Diese Musikprofessoren haben über ihre Schülerinnen eine Autorität, wie ein Abrichter über seine Affen! Wann der Alte in den Salon tritt, kriegt die Junge regelmäßig einen innern Ruck, wie eine Braut vor ihrem kommenden Bräutigam. Vor keinem Menschen hat sie Courag', allein zu singen — Steht aber der alte Italiener dabei und schlagt mit seiner unerschütterlichen Pierrotmaske die Noten um, so geht's: „Perfido! Crudele —!" Man glaubt halt einen Dolch in ihrer Hand zu sehen.

Mamsell Müller —! rief jetzt wieder Frau von Zickeles. Hat der Herr Baron G'frornes?

Angelika hüpfte zum Whisttisch. Sie war so in Träume versunken, daß sie nur den Ruf, nicht den Auftrag gehört hatte.

„Bianchi" — Bianchi —! Auch über diesen Namen mußte Benno tiefbeklommen aufathmen.

Inzwischen carambolirte Angelika mit Herrn von Pötzl, der soeben, sich selbst unterbrechend, mit der süßesten Miene und wie zum Kniebeugen anbetend auf Damen zulief, die ins Zimmer traten und vielleicht die eben von ihm so schnöde Verlästerten selbst waren. Immer größer und größer wurde der Zustrom.

Frau von Zickeles zankte mit Fräulein Müller über das, „was sie nicht gewohnt wär' zweimal zu sagen" und verwies sie auf die Angekommenen. Angelika's Rosabänder flogen einer Dame entgegen, die eben mit leuchtenden Augen lachend eintrat. Frau Bettina Fuld kam vom Theater „an der Wien" und berichtete über die dort gehörten „unerhörten Plattitüden", lachte aber doch noch dermaßen darüber, daß sie dem Ersticken nahe gerieth. Benno erfreute sich des angenehmen Eindrucks, den er von dem

anmuthigen jungen Weibchen zum ersten mal empfing. Dagegen war ihm zwar Herr Bernhard Fuld äußerlich bekannt, doch mußte er sich erst allmählich in ihm zurecht finden; er war so mit Bart überwachsen, daß man aus den Haaren eine Physiognomie gar nicht heraussuchen konnte. Er trug sein Band der „ehrlichen Legion". Benno fühlte Mitleid mit dem Grafen Hugo, zu dessen Leben er hier die Reversseite sah.

Jetzt kam denn auch Harry zurück. Er hatte dem Laërtes, als dieser die Rede für Opheliens und seines Vaters Tod gehalten, noch „stürmisch" applaudiren können, war dann nebenan in die Loge zur „Resi Kuchelmeister" gegangen und brachte diese mit, wie auch den Herrn Professor Bianchi. Außerdem erschien noch eine andere ältere, auch der ausübenden Musik angehörende Persönlichkeit, der Professor Dalschefski, ein Pole. Eben gab es einen Zank, dessen Ursache Benno, den seltsamen Italiener und Bruder der alten Carbonari Marco und Napoleone fixirend, nicht sogleich ergründen konnte.

Alles das ging bunt durcheinander und noch bunter, als nun auch Leo Zickeles aus einem seiner Wohlthätigkeitscomités nach Hause kam. Die Whistpartieen waren zu Ende, die Spieler standen auf und eine Nebenthür wurde geöffnet, wo auf einem Tische, auf den die Hungernden „wie die Wölfe" zufuhren, compactere Speisen standen. Resi Kuchelmeister brauchte jenen Ausdruck. Sie freute sich Benno wiederhergestellt zu sehen und begrüßte ihn schon wie einen alten Bekannten — ihn doch zugleich auch scharf fixirend.

Der alte Herr von Zickeles trat vertraulich zu Benno. Nach einigen Ermahnungen, sich einen Teller zu füllen, nahm er ihn bei Seite und erörtete den Stand der Angelegenheit des Grafen. Seine Erlaucht, sagte er, sind auf dem Schlosse Salem. Die Frau Gräfin Mutter Erlaucht werden stündlich von Schloß

Westerhof erwartet. Hat die Comtesse Paula von Dorste-Camphausen — eingewilligt?

Benno konnte keine Auskunft geben.

Hm! fuhr der alte Herr mit den Augen zwinkernd fort. Ich glaubte doch, Sie, Herr Baron, brächten vom Herrn Oberprocurator Nück schon die Stipulationes der Agnaten —

Der Graf soll sie zuvor unterschreiben —

Die Schuldenlast ist sehr groß und meine Lage nicht danach, länger Geduld zu haben. Ich würde Salem und Castellungo subhastiren lassen müssen —

Auch Castellungo? Das gehört der Mutter —

Schon längst hat sie es für den Herrn Sohn verpfändet! Ohne den Zwischenfall mit Terschka würden wir schon näher am Ziele sein. Die Urkunde — allen Respect, Herr von Asselyn — ich kenne Ihre Ansichten nicht — aber — eine sehr verdächtige Geschichte —! Herr von Zickeles wollte sagen: Terschka ist es, der im Auftrag Roms das Schloß angesteckt und dann eine falsche Urkunde producirt hat —! Wenigstens las Benno diese Ansicht in den scharfen Mienen des Handelsherrn, der keineswegs zu scherzen geneigt schien, als er wiederholentlich auf Terschka zurückkam.

Benno antwortete: Terschka ist ja Protestant!

Protestant —? lächelte Herr von Zickeles und flüsterte: Die Jesuiten lassen ihn auch sein Protestant —!

Mit einem so auffallenden Streiflicht über Terschka's Flucht und Aufenthalt in London stand Benno eine Weile sich allein überlassen. Die Töchter umschmeichelten eben den Vater, fielen ihm um den Hals, liebkosten ihn — natürlich, um dabei den fremden Baron, dessen begeisterte Prophetin lange schon Angelika Müller gewesen, näher in Augenschein zu nehmen.

Herr von Zickeles ließ sich Kinn und Wange streicheln, sagte

der hinzugekommenen Resi Kuchelmeister viel Artiges, war ganz nur Patriarch und fuhr dann doch, als die Frauen forthüpften, streng wieder fort: Sie werden es auf Salem sehr öde und einsam finden — Sobald Sie von dort zurück sind, seien Sie doch den nächsten Mittag bei uns zu Tisch! Und überhaupt, Herr von Asselyn, an jedem Tag finden Sie bei uns Ihr Couvert! Wenn die Gräfin zuletzt mit der wirklichen Entscheidung eintreffen sollte — — Herr von Zickeles konnte nicht weiter reden. Auch Leo Zickeles nicht, der hinzugetreten war und sich in geschäftliche Dinge mischen wollte — Mein Gott, was ist —! mußten Vater und Sohn zu gleicher Zeit fragen.

Jenny weinte laut. Weil Professor Bianchi mit Resi Kuchelmeister „eine Verschwörung" gegen sie eingeleitet hätte! Eben jetzt erst hatte sie erfahren, daß Bianchi heute Dalschefski's Platz im Burgtheater benutzt und die Resi begleitet hatte. Sie hatte bisher den Grund, warum Bianchi heute nicht in Bellini's „Piraten" war, vergebens erforscht. Soviel etwa verstand Benno von der Ursache des Streits.

Der Vater ging besorgt in das vordere Zimmer. Frau von Zickeles folgte in großer Aufregung. Leo, der älteste Sohn des Hauses, der Wohlthätigkeitsschwärmer, ein ruhiger, kaltprüfender Mann, schenkte Benno Wein ein und sagte, ohne sich um den musikalischen Lärm zu kümmern: Ja, Sie werden den Grafen sehr in Verstimmung finden! Aber man kann ihm doch nur Glück wünschen, daß namentlich auch — das Verhältniß aufhört mit dieser — Angiolina!

So war das vernichtende Wort gefallen.

Angiolina? sagte der hinzutretende Harry lächelnd und löste Leo ab, der von seinem Schwager, dem Diplomaten, in Anspruch genommen wurde. Haben Sie auch schon von dem Fräulein Pötzl gehört? fragte er und sah sich schmunzelnd nach Herrn von Pötzl um.

Wie hängt Herr von Pötzl mit — fragte Benno in abgebrochener Rede, mit dieser — Dame — zusammen?

Bei Leibe! flüsterte Harry und drückte seine kleinen Augen vollends zu. Nur nicht zu laut davon! Sie ist Herrn von Pötzl's Pflegetochter. Er kennt sie aber seit Jahren nicht mehr, will auch nichts mehr von ihr wissen. Auch zu uns kam sie sonst. Herr von Terschka führte sie auf. Später ging's nicht mehr — das Verhältniß mit dem Grafen, der sie als Kind hatte erziehen lassen, wurde zu auffallend — Sie werden schon wissen — Die Einzige, die sie noch zuweilen sieht, ist da die Resi. Das ist überhaupt ein lieber Narr! Resi's Vater war unser erster Buchhalter und hinterließ ihr ein hübsches Vermögen. Seitdem wohnt sie mit einer Tante und will seit zehn Jahren schon zum Theater. Sie weiß aber nicht, daß das nun mit ihren fünfundzwanzig Jahren zu spät ist. Meine Schwestern sind mit ihr auferzogen worden. Sagen Sie ihr um Himmels willen nicht, daß Sie der Employé sind, der die Heirath des Grafen Hugo mit Gräfin Dorste, der Geisterseherin, arrangiren soll! Sie kratzt Ihnen sonst die Augen aus, so intim war sie noch vor kurzem mit Angiolina, die sonst wirklich eine Pracht von einem Mädchen ist. Aber hören Sie, wie die Resi jetzt den Bianchi zurecht stutzt —! Sie müssen wissen, die Theres' wohnt in Einem Hause mit den beiden Musikmeistern, die zusammenwohnen, obwol sie ganz verschiedene Systeme haben. Theresens Lehrer ist der Dalschefski, ein Pole, und der ist für deutsche Musik; unsere Jenny da, die hat den Bianchi zum Lehrer und der ist natürlich ein fanatischer Italiener. Der Pole und der Italiener wohnen aber, wie gesagt, in Einem Quartier, auf der Currentgasse. Und von Haus aus sind's die besten Freunde, im Vertrauen gesagt, wegen der Politik. Aber in der Musik hassen sie sich. Nun können Sie sich die Eifersucht der beiden Mädchen denken! Unsere Jenny weint

eben, weil der Bianchi heute mit der Resi ins Burgtheater „gangen" ist, während sie im Kärtnerthor allein saß!

Welche geringfügige Leiden! dachte Benno.

Mehr konnte Harry nicht mittheilen; alles wurde still, weil die beiden Freundinnen allein das Wort führten.

Jenny, nicht so anmuthig, wie ihre Schwester Bettina, mit schärferer orientalischer Zeichnung, voller, drückte ihr Taschentuch vor die Augen und behauptete, die ganze Vorstellung des „Piraten" wäre ihr heute verdorben durch das vergebliche Warten auf Bianchi! Und dieser Mann wäre inzwischen von Theresen in Beschlag genommen worden!

Der Pole Dalschefski, ein magerer, schmächtiger Alter mit grauen Haaren, immer halb lächelnden, halb melancholischen Ausdrucks, sprach in gebrochenem Deutsch: Mein Freund Bianchi — er hat sehen wollen — die Loge vom großen Kanzler — wo sind gewesen heute die italienischen Herrschaften aus Rom — hab' ich ihm gegeben meine Platz —!

Unbesonnen genug von Ihnen! entgegnete ihrerseits die Resi. Der fremde Herr Baron, der durch Zufall Zeuge unserer Leiden gewesen ist, wird es bestätigen können, daß uns der Maestro durch seine gehässigen Bemerkungen die ganze Vorstellung verdorben hat!

Wenn Therese Kuchelmeister laut sprach, schien dies für alle ein Zeichen zu sein, zu schweigen. Angelika Müller raunte Benno, der an dem Italiener immer mehr Interesse nahm, ins Ohr: Das ist unsre Armgart — ins Wienerische übersetzt! Sie ist natürlich — aber bis zur Grobheit einer Küchenmagd. Hören Sie nur —! Die gute Angelika schien vorauszusetzen, daß es zwischen Benno und Armgart immer noch wäre, wie sonst...

Unter allgemeinem Lachen sagte Resi, indem sie von ihrem Teller ein Ragout aß: Ueberhaupt diese Italiener! Die listige

Artigkeit erst, als er in die Loge kam statt des Dalschefski, bis sich dann seine wahre Natur enthüllte —! So ist's auch in unserm Hause! Wann der „Obers" zum Kaffee den beiden Herren zu schlecht ist — und es ist ein Leiden mit der Milch in Wien, nicht wahr, Frau von Zickeles? — so schicken sie zu mir herunter und meine Tante laßt sich regelmäßig bestechen, wann sie gerad' oben ein Sonat' von Beethoven spielen hört. Dann, denkt sie, hat unser guter Dalschefski die Oberhand — das arme gute Lamm das!

Alles lachte. Mit unerschütterlicher Ruhe, einer Mumie gleich, verharrte Bianchi unter dem Gelächter und that, als ob er überhaupt kein Deutsch verstünde.

Dalschefski sagte zu Benno, der im Antlitz des Professors Aehnlichkeiten mit Napoleone, Marco Bianchi und — Olympien suchte: O, sie ist schlimm!

Jenny Zickeles stand ihrem Lehrer als einem „willenlosen Opfer fremder Intriguen" bei, brachte ihm von den Speisen und schlug den Flügel auf.

Der Schwiegersohn des Hauses, Ritter Fuld, schien vor dem Moment des Singens seiner Schwägerin ein Grauen zu empfinden, retirirte sich und zog Benno auf ein Kanapee ins Nebenzimmer. Seine Gemahlin kam ab und zu. Sie lachte fast zu viel — „ihrer schönen Zähne wegen", flüsterte Herr von Pötzl schon bei ihrem Eintreten.

Jenny, ihre Schwester, sang indessen eine majestätische Arie von Caraffa. Bianchi schlug die Noten um.

Benno betrachtete in den Pausen, die ihm Ritter Fuld gewährte, den Italiener. Es mußte jedenfalls der Onkel Olympiens sein. Nur etwas Außerordentliches hatte diesen Feind der deutschen Sprache und Kunst ins Burgtheater ziehen können. Wie hatte er von dem Kinde seiner Schwester Lucrezia gesprochen! War

nicht bei ihrem Anblick über seine todten Mienen ein plötzliches wildes Erzittern gekommen?

Die Arie endete selbstverständlich mit großem Applaus. Auch Resi und Dalschefski klatschten — natürlich um alles wieder gut zu machen. Herr von Pötzl war ganz Fanatismus und zog auch Benno in die Wirbel und Strudel seiner Bewunderung, ob er gleich hinterher ihm leise ins Ohr raunte: Pitoyable!

Jenny stand am Piano und hielt die Hand ihres geliebten alten Maestro mit einer Zärtlichkeit, als wollte sie sagen: Du mein Licht, meine Sonne, Ursache meines höhern Seins, Erkenner und Bildner meiner unvergleichlichen Stimme —! Signore parla italiano —? fragte sie, um dem geliebten Professor das Gespräch zu erleichtern. Denn Benno mußte sich jetzt dem Sonderling nähern, dessen Empfindungen er vielleicht nur allein hier verstand.

Bianchi blieb aber so kalt, wie Eis.

Benno fragte ihn jetzt in seiner Sprache, ob er die italienischen Herrschaften, die ihn heute ins Burgtheater gezogen hätten, schon aus Rom kenne?

Jetzt blitzte über das gelbe Antlitz ein heller Lichtschein. Nein, mein Herr! erwiderte er trocken. Diese Leute einmal gesehen zu haben, ist schon zu viel.

Lieben Sie so wenig Ihre Landsleute? entgegnete Benno.

Diesen Principe Rucca? Haben Sie das schwarze Pflaster gesehen? Der junge Affe hat sich wahrscheinlich den Kopf an einer Fensterscheibe zerstoßen und geht nun mit einem Pflaster ins Theater, um Oesterreich glauben zu machen, die Italiener hätten Muth — Diese — Italiener! Es sind die Bastarde unsers Volks!

Benno erzählte die Ursache der Verwundung, nannte die junge Gräfin Maldachini und sah das Auge des Italieners unter

seinen schwarzen Brauen immer mehr hin- und herzucken. Ja mit Bestien muß die spielen —! sagte er und fixirte Benno mistrauisch, als müßte er Anstand nehmen, sich ganz auszusprechen.

Dalschefski horchte gleichfalls hin. Beide Männer schienen in ihrem innersten Wesen noch etwas anderes zu sein, als was sie hier vorstellten. Benno erkannte immer mehr, daß er wirklich Luigi Bianchi, den dritten der römischen Flüchtlinge, vor sich hatte, in deren Familie Hedemann sich hineinheirathen wollte.

Jenny war überglücklich, die neue Bekanntschaft des Hauses sofort mit Bianchi so eng verbunden zu sehen.

Als ihr beide der Hitze wegen in ein Nebenzimmer folgen sollten und Benno auf eine Bestätigung des Ursprungs der Gräfin Maldachini gefaßt sein konnte, unterbrach Resi, welche gefolgt war, die zur nähern Verständigung einleitende Frage Benno's: Haben Sie nicht Verwandte, die in Frankfurt am Main und London leben? mit den deutschen Worten: Der hat gar keine Verwandte! Der ist in Italien auf irgendeinem Holzapfelbaum ganz für sich allein gewachsen!

Benno hätte wünschen mögen, die neckische Plaudertasche hielte sich jetzt entfernt. Er konnte voraussetzen, daß sich Bianchi in tiefster Herzensbewegung befand, so ruhig auch sein Aeußeres erschien. Da er auf die erneute Frage nach dem „Bildhauer" Bianchi, wie Benno den Gipsfigurenhändler, und nach dem „Maler", wie er den Restaurator nannte, nur ein Kopfschütteln als Antwort bekam, ließ er Resi's Spott gelten.

Glauben Sie ihm nur ja nicht! sagte diese. Die Leute, die Sie da nennen, sind sämmtlich seine Verwandte! Oder sie mögen nicht weit von seinem Stamm gefallen sein! Aber Dalschefski muß ihnen regelmäßig schreiben, daß der Onkel im „Spital" läge und sich von milden Gaben anderer Menschen selbst sein Leben kümmerlich fristen müßte!

Ha ragione! sagte Bianchi ruhig und nahm eine Prise, die ihm sein persönlicher Freund und Stubengenosse, wenn auch musikalischer Gegner und Rival Dalschefski präsentirte.

Besuchen Sie ihn nur in der Currentgasse, Herr Baron! sagte Resi. Ein Haus mit drei Höfen, berühmt durch den heiligen Stanislaus nebenan. Jetzt gehört's der Handlung Pelikan & Tuckmandl. Da werden Sie jeden Mittag um zwölf Uhr, Hof Nr. 3, Thür Nr. 17 rechts, diesen von mildthätigen Gaben lebenden italienischen Bettler über einer Pastete von Rebhühnern und dergleichen und dem besten Weine Deutschlands finden, eines Landes, das er so gründlich verachtet! Unsere Musik schlecht zu machen hat ihm in diesem charakterlosen Wien ein Vermögen von fünfzigtausend Gulden eingebracht. Nachts fürchtet er freilich zur Strafe die deutschen Diebe — und darin hat er Recht, es wird in Wien fürchterlich gestohlen — Frau von Zickeles! In der Josephsstadt ist schon wieder eingebrochen! — Dann ruft er in seiner Angst dem Dalschefski und wenn dieser edle Pole, der die deutsche Musik trotz der drei Theilungen Polens ehrt, es vorzieht, um zwölf Uhr Nachts zu schlafen, so weckt ihn dieser grausame Tyrann, macht Licht und schmeichelt ihn aus dem Bett heraus mit dem Zugeständniß, daß Mozart manchmal ein Italiener gewesen sein könnte! Uebrigens kennen wir seine Verwandte alle. Eine Frau Giuseppina Bianchi zieht in Castellungo die besten Seidenwürmer. Graf Salem-Camphausen hat sich's eine Untersuchung kosten lassen, als er der Angiolina Stunden gab und ihn einmal Terschka um seine Verwandte zur Rede stellte. Auch da war er völlig unwissend!

Mit größter Ruhe entgegnete der Maestro auf diese Benno tief ergreifenden Einzelheiten: Es ist ja bekannt, daß dieser Herr Graf von Salem seine Finanzen durch allerlei dumme Possen ruinirt hat.

Da man lachte, so brach Resi in ein parodirendes: Perfido —!

Lrrrrrudele —! im Ton der italienischen Oper aus, sprang zum Klavier, variirte noch eine Zeit lang in diesem affectirten Ton heftige Verwünschungen gegen Bianchi, ging aber allmählich, wie von Rührung ergriffen über die Erwähnung Angiolinens und die jetzt wol in Erfahrung gebrachte Mission des fremden jungen Rechtsgelehrten, in andere Melodieen über und sang zuletzt Schubert's „Wanderer" mit erschütterndem Ausdruck.

Benno hatte indessen nicht den Muth, weiter zu forschen. Ueberall sah er, daß er Anknüpfungen seiner Interessen, voll äußerster Verlockung, sich zu enthüllen, fand und immer, immer war dazu sein Begleiter der Schmerz. Er hörte die Thurmuhren draußen feierlich in den schönen Gesang hereinschlagen. Es war wie ein Ruf aus dem Jenseits. Als Resi zu Ende war, hätte er gehen mögen. Wie disharmonisch war der ausbrechende Beifall! Herr von Pötzl raste und kein vertrauliches: Pitoyable! folgte. Resi aber würdigte gerade ihn keines Blicks. Es war, als wollte sie sagen: Wir haben eine Loge zusammen — müssen gemeinschaftlich unsere kritischen Empfindungen im Burgtheater los werden — aber ein Urtheil über ein Lied von Schubert gestatt' ich dir nicht —!

Zuletzt gab man noch Benno für seinen wiener Aufenthalt allerlei gute Rathschläge. Bernhard Fuld warnte vor den „Fiakern" — Herr von Pötzl, leise ihm ins Ohr raunend, vor den „Spitzln" — Frau Bettina Fuld, mit einer leisen Anspielung auf Terschka, über den sie mit ihm einiges gesprochen hatte (staunend und lächelnd — sie lächelte zu Glück und Unglück), vor den „Böhmen" — Harry vor den immer nur sehr schlechten Eckplätzen in den Theatern — ja selbst Percival, den der Schlaf übermannte, thaute noch einmal auf und äußerte sich ganz praktisch über das Institut der „Hausmeister", das zwar Trinkgelder bedinge, aber den Besitz eines Hausschlüssels überflüssig

mache. Resi sagte: Die Hauptsache, Herr Baron, bleibt immer, daß Sie sich nicht bestehlen lassen! Denn: in Wien stiehlt alles! Nicht blos die Raizen und die Rastelbinder — das sind noch die ehrlichsten von allen! Nur draußen in der Vorstadt, da aber auch nur in der alleräußersten, gibt's noch ein bissel Ehrlichkeit! Ganz verlassen könnens „Ihnen" blos auf die Ungarn! Sonst stiehlt in Wien alles. Die Raizen stehlen, weil sie's brauchen. Die Italiener, weil sie die Ehrlichkeit für einen Mangel an Verstand halten. Die Böhmen, weil sie wißbegierig sein wollen — die Raben entschuldigen sich ebenso. Die Polen — lieber Dalschefski, nehmen Sie mir's nicht übel! — die stehlen auch; sie haben das Bedürfniß, die Liebe ihrer Herrschaft in Prügeln bewiesen zu bekommen. Alle diese Motive zum Stehlen lassen sich noch hören. Aber die schlechteste Nation — Professor Bianchi, jetzt sind wir einig! — sind in diesem Punkt allerdings die Deutschen! Die stehlen aus einem ganz gemeinen Grund, der gar kein anderer ist, als dasjenige, was andern gehört, lieber selbst besitzen zu wollen! Ich sage das in voller Ueberzeugung und nicht blos deswegen, weil der arme Bianchi sich über das Schubert'sche Lied schon wieder ganz gelb geärgert hat und morgen am End' hier die Stund' absagen laßt.

In solche und ähnliche lustige Reden hinein wurden schon die Mäntel, die Shawls und die Hüte genommen. Phantastisch aufgeputzt wurde Bianchi von Jenny und Dalschefski von der Resi. Große Shawls hüteten die geliebten alten Maestri vor „Verkühlungen". Ein charakteristischer Zug aller gebornen Wiener war, daß sie einstimmig das Klima ihrer herrlichen Stadt verwünschten. Frau von Zickeles entwickelte sich erst jetzt in einer längern Rede. Angelika Müller pries dafür ihrer Herrin Landhaus in der „Briehl". Sie seufzte auf wie eine Märtyrerin und flüsterte Benno, als stünde sie an der Maximinuskapelle, zu: Ich

hoffe auf eine stille Stunde —! Harry Zickeles ließ es sich nicht nehmen, Benno nach Hause zu begleiten. Alles schritt hinunter. Man trennte sich.

Herr von Pötzl benutzte Harry's Holen seines vergessenen Halsshawls, um Benno zu sagen: Der Harry ist in Wien „Führer" par excellence. Wo wäre ein neu angekommener Name, den er nicht des Morgens auf den Graben spazieren geführt und des Abends nach Hause begleitet hätte! Leo hat seine Wohlthätigkeitsdiplome, Percival seinen „Ahasver", der Harry wird Ihnen noch sein „Album" anbieten. Dieses sechs Pfund schwere Buch folgt ihm nach Mailand, Paris und London. Was nur Namen hat in der wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Welt, das alles hat mehr oder weniger hineingeschrieben: „Hommage à mon ami Ziokeles!" Er ist der einzige Mensch, dem sich Meyerbeer, Thalberg, Liszt und andere Genien im Nachtkamisol und in Unterbeinkleidern zeigen: „Genirens Ihnen nicht, Meyerbeer, ziehen Sie sich ruhig an, Ihr Freund Harry Zickeles raucht derweilen eine Cigarre!" — O bitt' schön, lieber Herr von Zickeles! unterbrach sich Pötzl — Da sind Sie ja! Ja, Sie Charmantester! Nur keine Verkühlung! Mein Weg ist halt in die Josephstadt! Herr von Asselyn — hab' mich unendlich gefreut! Aber ich hab' noch die Ehre —!

Auf die schärfste Satire folgte der gemüthvollste Händedruck erst an Harry, dann an Benno, und nun wohnte Herr von Pötzl plötzlich in der Josephstadt, während ihn so lange, als er noch nicht über Benno im Reinen war, sein Weg auch über die Möllerbastei und auf die Freyung geführt hatte.

Harry ergriff Benno's Arm wie den eines alten Bekannten und gab über den schnell davonhuschenden Pötzl die Erklärung: Herr von Pötzl ist sehr ein rangirter Mann — Witwer — ohne Kinder —! Die Angiolina war seine Pflegetochter — Graf Salem

mache. Resi sagte: Die Hauptsache, Herr Baron, bleibt immer, daß Sie sich nicht bestehlen lassen! Denn: in Wien stiehlt alles! Nicht blos die Raizen und die Rastelbinder — das sind noch die ehrlichsten von allen! Nur draußen in der Vorstadt, da aber auch nur in der alleräußersten, gibt's noch ein bissel Ehrlichkeit! Ganz verlassen könnens „Ihnen" blos auf die Ungarn! Sonst stiehlt in Wien alles. Die Raizen stehlen, weil sie's brauchen. Die Italiener, weil sie die Ehrlichkeit für einen Mangel an Verstand halten. Die Böhmen, weil sie wißbegierig sein wollen — die Raben entschuldigen sich ebenso. Die Polen — lieber Dalschefski, nehmen Sie mir's nicht übel! — die stehlen auch; sie haben das Bedürfniß, die Liebe ihrer Herrschaft in Prügeln bewiesen zu bekommen. Alle diese Motive zum Stehlen lassen sich noch hören. Aber die schlechteste Nation — Professor Bianchi, jetzt sind wir einig! — sind in diesem Punkt allerdings die Deutschen! Die stehlen aus einem ganz gemeinen Grund, der gar kein anderer ist, als dasjenige, was andern gehört, lieber selbst besitzen zu wollen! Ich sage das in voller Ueberzeugung und nicht blos deswegen, weil der arme Bianchi sich über das Schubert'sche Lied schon wieder ganz gelb geärgert hat und morgen am End' hier die Stund' absagen laßt.

In solche und ähnliche lustige Reden hinein wurden schon die Mäntel, die Shawls und die Hüte genommen. Phantastisch aufgeputzt wurde Bianchi von Jenny und Dalschefski von der Resi. Große Shawls hüteten die geliebten alten Maestri vor „Verkühlungen". Ein charakteristischer Zug aller gebornen Wiener war, daß sie einstimmig das Klima ihrer herrlichen Stadt verwünschten. Frau von Zickeles entwickelte sich erst jetzt in einer längern Rede. Angelika Müller pries dafür ihrer Herrin Landhaus in der „Briehl". Sie seufzte auf wie eine Märtyrerin und flüsterte Benno, als stünde sie an der Maximinuskapelle, zu: Ich

hoffe auf eine stille Stunde —! Harry Zickeles ließ es sich nicht nehmen, Benno nach Hause zu begleiten. Alles schritt hinunter. Man trennte sich.

Herr von Pötzl benutzte Harry's Holen seines vergessenen Halsshawls, um Benno zu sagen: Der Harry ist in Wien „Führer" par excellence. Wo wäre ein neu angekommener Name, den er nicht des Morgens auf den Graben spazieren geführt und des Abends nach Hause begleitet hätte! Leo hat seine Wohlthätigkeits-diplome, Percival seinen „Ahasver", der Harry wird Ihnen noch sein „Album" anbieten. Dieses sechs Pfund schwere Buch folgt ihm nach Mailand, Paris und London. Was nur Namen hat in der wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Welt, das alles hat mehr oder weniger hineingeschrieben: „Hommage à mon ami Zickeles!" Er ist der einzige Mensch, dem sich Meyerbeer, Thalberg, Liszt und andere Genien im Nachtkamisol und in Unterbeinkleidern zeigen: „Genirens Ihnen nicht, Meyer-beer, ziehen Sie sich ruhig an, Ihr Freund Harry Zickeles raucht derweilen eine Cigarre!" — O bitt' schön, lieber Herr von Zickeles! unterbrach sich Pötzl — Da sind Sie ja! Ja, Sie Charman-tester! Nur keine Verkühlung! Mein Weg ist halt in die Joseph-stadt! Herr von Asselyn — hab' mich unendlich gefreut! Aber ich hab' noch die Ehre —!

Auf die schärfste Satire folgte der gemüthvollste Händedruck erst an Harry, dann an Benno, und nun wohnte Herr von Pötzl plötzlich in der Josephstadt, während ihn so lange, als er noch nicht über Benno im Reinen war, sein Weg auch über die Möller-bastei und auf die Freyung geführt hatte.

Harry ergriff Benno's Arm wie den eines alten Bekannten und gab über den schnell davonhuschenden Pötzl die Erklärung: Herr von Pötzl ist sehr ein rangirter Mann — Witwer — ohne Kin-der —! Die Angiolina war seine Pflegetochter — Graf Salem

ließ sie auf seine Kosten von ihm erziehen — Sonst ist er — ursprünglich, glaub' ich, ein verdorbener Architekt. Er hatte das Geschäft gepachtet, im Prater die Buden aufschlagen zu dürfen. Dann baute er selbst Häuser oder lieh Geld auf andere. Das hat ihn in die Höh' gebracht. Als seine Frau starb, verließ ihn die Angiolina und ihm war's ganz recht, denn er hat einen großen Nagel im Kopf und hieße zu gern der „Edle von Krapfingen", was eine Besitzung ist, die ihm gehört. Die Leute sagen — aber ganz unter uns! — hier an dem Gebäude (Harry zeigte auf ein düsteres, Benno schon bekanntes Haus — die Polizei) kennt der Mann alle Hinter- und Seitenthüren. Nehmens sich ein bissel vor ihm in Acht! Wir haben allerhand Spitzln! Bezahlte und unbezahlte. Wenn Sie Mittags in der kleinsten Garküche speisen, weiß man hier in dem Hause schon Abends, in was für Münze Sie bezahlt haben!

An dem stillen Priesterhause, Benno's Wohnung, mußten die lehrreichen Aufklärungen ein Ende nehmen. Noch wurde von dem gefälligen Harry ein großer eiserner Klopfer angeschlagen. Die Thür ging auf. Benno nahm Abschied und versprach, wenn er morgen zeitig genug von Schloß Salem zurückkehren sollte, noch den Abend vorzusprechen, sonst aber auch jeden freien Augenblick in dem unterhaltenden, gastfreien, zwanglosen Hause zuzubringen.

Nun schritt er durch matt erhellte Gänge und kam in seine stillen Zimmer, wo er suchen mußte, nach soviel kaum zu Ertragendem, das ihm heute das Geschick verhängte, im Schlummer die Kraft zu gewinnen für ein ferneres — „Freudvoll und Leidvoll".

7.

Von einem schönen Spätherbstmorgen wurde Benno schon so heiter und sonnig auf seinem Lager angelacht, als wollte der Himmel zu ihm sagen: Muth! Muth! Nur jetzt nicht gewichen —!

Benno frühstückte auf seinem Zimmer mit dem guten Chorherrn, der bei ihm anklopfte und sich seines Gastfreunds gestrige Erlebnisse erzählen ließ. Zur Fahrt nach dem Schlosse Salem bestellte dann der freundliche Wirth einen Einspänner. Punkt neun Uhr sollte dieser vor der Pforte des geistlichen Hauses warten. Aber wie nun um elf? Wie das Rendezvous im „Palatinus?" fragte der Chorherr neckend.

Benno berichtete vom dritten Begegnen im Theater. Er nannte den Namen der Herzogin von Amarillas, über die der Chorherr nichts Näheres wußte. Sie müssen Ihrer Eroberung ein Lebenszeichen geben, sagte er, sonst kommt sie hier noch am geistlichen Hause vorgefahren!

Benno wollte im Vorüberfahren am „Palatinus" seine Karte abgeben.

Mit einer bessern Entschuldigung! Das versteht sich! Ei, wer die Erlaubniß hat, die Romantik des Lebens zu genießen —!

Benno erzählte träumerisch lächelnd vom Abend bei den Zickeles und schilderte den eigenthümlichen Gegensatz so heiterer und rangir-

ter Zustände zu der Lage, in der er den Grafen Hugo anzutreffen erwarten durfte. Auch diesen Beziehungen, die allerdings eine Schilderung der Macht der Börse veranlaßten, stand der Chorherr zu fern.

Als Benno andeutete, daß ihm durch alles, was er hier in Wien und überhaupt in Oesterreich sähe und hörte, ein eigenthümlicher Ton der Trauer mitten durch die Freude zu gehen schiene, eine Verstimmung, ein Mangel an Selbstvertrauen und Vertrauen auch zu andern, bald eine excentrische Hingebung, bald ein geheimer Krieg aller gegen alle, kurz eine völlig atomistische Zerbröckelung des herrlichen großen Ganzen — da sagte der Chorherr, aufs äußerste erregt und vom gemeinschaftlich genossenen Frühstück aufstehend: Das bricht mir ja eben das Herz! Das erkennen Sie also doch schon, daß, wenn auch unsere Machthaber nichts lieber wünschen, als die Bestätigung des Rufes, in welchem wir als ein Volk von Phäaken stehen, lebend nur dem immerfort sich drehenden Bratspieß, daß, sag' ich, dieser Vergnügungstaumel, in den sich unsere Bevölkerung zu stürzen liebt, doch um so herbere Aschermittwochsstimmungen zurückläßt? Aus all dieser Lustigkeit hörten Sie schon heraus: Wien ist krank! Mein junger Freund, ganz Oesterreich ist es! Der Wahrheitstrieb, der tief in meinem Volk begründet ist, findet keine Befriedigung. So verwandelt er sich in Mistrauen, in kühle Prüfung, zuweilen leidenschaftlich hervorbrechende Begeisterung und wieder ebenso rasch kommende Ironisirung seiner selbst. Die einen macht ein solches Wesen schlecht, die andern melancholisch. Was soll einst daraus werden! Die Masse ist gut, gemüthvoll, gerechtigkeitsliebend, aber von einer beängstigenden Unbildung und Maßlosigkeit. Die Vorstädte werden an sich noch wie von den Anschauungen der alten Frauen regiert, die an den Straßenecken die Gemüse verkaufen. Ein Schrecken vor Kometen oder vor dem möglicherweise alle Tage

wiederkehrenden „Türken" oder vor dem Staatsbankerott ist die feststehende Stimmung des allgemeinen Volksgeistes. Nun dieser Drang nach Oeffentlichkeit, nach Auszeichnung! Alles was in den Polen, Ungarn, Böhmen, Italienern, namentlich aber in der lebendigsten aller Nationen, in — dem todten Israel lebt, impft sich unserm Volk hier auf! Herrlich, wenn alles einen würdigen Gegenstand fände! Dafür aber die strengste Censur, die Verfolgung der Meinungen, die Unterdrückung der Lehrfreiheit und die immer enger und enger sich ziehende jesuitische Verstrickung! Kirche und Schule, Wissenschaft und Kunst, alles soll vom „josephinischen" Geist gereinigt werden. Einsehend, daß es unmöglich ist, das Licht, das man fürchtet, in Säcken und dunkeln Kutten aufzufangen, arbeitet man jetzt an einem andern System der Bekämpfung des Neuen. Man erbaut dem Josephinismus Gegengebäude. Man hört die Rathschläge aus dem Al Gesù in Rom. Und dem allem stimmt die öffentlich geheuchelte Loyalität gleichsam zu und doch — im tiefsten Grunde — ist's nichts als Lüge —! Mein herrliches Oesterreich geht auch an der Lüge zu Grunde!

Die magern Hände des Greises zitterten. Sie krümmten sich sogar. Sein Auge blickte umflort. Er mußte Schritte im Zimmer auf und nieder thun, bis sich sein Blut beruhigte.

Ein Hausdiener brachte einen Brief, den gestern Abend unten in seiner Wohnung ein fremder Herr bei ihm geschrieben, versiegelt und an Herrn von Asselyn adressirt hatte. Er war von Schnuphase. Benno mochte ihn nicht lesen.

Als sie beide wieder allein waren, nahm der Chorherr die Gedankenreihen, die ihn so tief erschütterten, wieder auf. Unsere gegenwärtigen Regenten — sind gegen die Jesuiten! Warum? Regenten wollen keine Theilung ihrer Macht. Aber die dunkle römische Strömung ist zu groß. Sie kommt zu stark und von

hoch oben her. Immer größer wird die Zahl der mittelalterlichen Fanatiker, die das, was Gentz nur vom Standpunkt der bloßen Staatsraison leicht und heiter hinwarf, mit feierlicher Salbung ausführen. Damit das germanische Element in Deutschland nicht ganz an Preußen übergeht, muß, das ist die jesuitische Parole, der Protestantismus in sich selbst verwirrt, verdunkelt, zum Bundesgenossen Roms gemacht werden. Alle Richtungen, die im Denken und Empfinden der Zeit irgendeine Verbindung mit dem Mittelalter zulassen, sollen von jetzt an nur noch allein gepflegt und ausgezeichnet werden. Ich habe das Gefühl einer bangen Zukunft!

Der sich bei solchen Erörterungen natürlich aufdrängende Gedanke an den großen Staatskanzler bestimmte denn doch Benno, den Brief Schnuphase's nun zu erbrechen. Er las: „Hochwohldieselben nicht zu Hause getroffen, zu haben beklage schmerzlichst, bitte inständigst, jedoch Hochdero ergebensten Diener in dieser großen Stadt, nicht verlassen zu wollen sondern, ihm hülfeflehend die Ehre zu geben für übermorgen anberaumter Hoher Audienz bei seiner Durchlauchtigsten Staatskanzler Hochdero ergebensten Diener begleiten zu wollen, da meine Angst vor den vorhabenden Mittheilungen alles, übersteigt was in solcher Lage jemals, empfunden zu haben entsinnen kann. Hochdero gehorsamst Schnuphase, Stadtrath. Adresse: Pelikan & Tuckmandl, Currentgasse. In Eile." Benno, dem die Zumuthung, einem Schnuphase secundiren zu sollen, wenig schmeichelhaft war, zerriß den Brief, warf ihn in einen Papierkorb und schwieg von dem Inhalt auch dem Chorherrn.

Feierlich zündete Letzterer eine Kerze an und sagte: Briefe, die man nicht aufbewahren will, muß man bei uns verbrennen!

Eine lange Pause folgte, während welcher der Chorherr feierlich die Stückchen Papier verbrannte. Rauchen Sie jetzt eine Cigarre! sagte er mit weicher Stimme. Sie sind jung! Und kommen Sie nicht zu spät zurück!

Benno drückte dem Gehenden die Hand. Es war ihm bei dem trefflichen Mann so wohl geworden, als wohnte er beim Onkel in der Dechanei.

Auf eine seiner Visitenkarten schrieb er in italienischer Sprache: „— bedauert, für heute verhindert zu sein, sich persönlich nach dem Befinden Sr. Hoheit zu erkundigen". Es waren diese Worte für den Principe Rucca bestimmt — Buchstaben, die sich von seinem Herzen, von seiner Hand so langsam losrangen, wie ein Fürst die Bestätigung eines Todesurtheils schreiben mag.

Dann nahm er die ihm von Rück übergebenen Papiere, schloß sie in ein größeres Portefeuille, nahm einen warmen Oberrock, verließ sein Zimmer und bestieg den kleinen Wagen, der am Hause harrte. Am Palast des römischen Botschafters fuhr er vorüber, wie vor einem geheimnißvollen Cocon, in den eine Raupe sich gehüllt hat, die für ihn zum bunten Schmetterling werden sollte. Am „Palatinus" hielt er. Die Vorhänge an den Fenstern des ersten Stocks hingen noch hernieder. Er sah schon wieder einen Troß von Menschen im Portal stehen; auch den Mohren des Prinzen Rucca.

Benno übergab aus dem Wagen dem Portier seine Karte. Die Hand zuckte. Er erschien sich jener Apollin, an welchen Olympia als Kind hinaufsprang, um ihn — zu zertrümmern —! Eine heiße Glut durchloderte ihn, wenn er dachte: Sie erwartet dich um elf in den Zimmern ihres Verlobten, findet deine Karte — Auch die Mutter nimmt diese Karte in die Hand, liest deinen Namen — Ceccone kommt hinzu —! Morgen wird man dich auf diese Art erwarten, du wirst in Kreise gezogen, wo Verführung dich umgaukelt, wo jeder Schritt für dein Herz und dein Urtheil zur Fußangel werden kann! Wirst du in solcher Lage, mit allen daraus entspringenden Verbindlichkeiten der — Verstellung, ausharren können? Da war es ihm, als riefe es um ihn her: Fliehe! Jetzt! Jetzt! Noch ist es Zeit —!

Das Rößlein schwenkte. Munterer sprang es dahin in eine ruhigere Seitenstraße. In der Nähe eines seltsam gebauten Hauses, dessen Fenster den Schießscharten von Kasematten glichen und die, wie der Kutscher erläuterte, einem Franciscanerkloster angehörten, lag ein altes Haus, am Portal mit dem Bild eines Heiligen und einer ewigen Lampe. Er fragte nach der Currentgasse. Diese lag in einem andern Theile der Stadt. Wie werth war ihm die Erinnerung an die freimüthige, herzige Therese! Sie die Freundin seiner verlorenen Schwester —! Gräber! Gräber —! rief es in seinem Innern. Warum öffnest du sie! Fliehe! Fliehe! Noch ist es Zeit! rief es auch hier um ihn her.

Durch ein kleines Thor auf das Glacis gekommen, fuhr er am Kloster der Hospitaliterinnen vorüber, wo die Aebtissin, Schwester Scholastika, die geborene Tüngel-Heide, schon hätte einen Besuch von ihm empfangen haben sollen. Er widmete ihr einstweilen einen Sehnsuchtsgedanken an die ferne Armgart.

Immer einsamer und einsamer wurden die Straßen. Zuletzt gab es nur noch alleingelegene Häuser mit Gärten und Feldern, Fabrikgebäude mit hohen und rauchenden Schornsteinen. Endlich war die Landstraße erreicht und der ganze Vollgenuß gewährt einer ungehindert eingeathmeten kräftigenden Herbstluft. Benno saß im warmen Oberrock bei offenem Verdeck.

Bald bog der Wagen von der Hauptlandstraße ab. Kleine Ortschaften, wo gerade Markt gehalten wurde, boten den buntesten Anblick. Der Himmel blieb sonnig und dunkelblau; nur an den Rändern des Horizonts, den die sanften Bergeshöhen abgrenzten, schimmerten die bunten Irisfarben des Herbstes, rosa, gelb, violett.

Der Kutscher sah Benno's Wohlgefallen an so schöner Umgebung und rieth ihm zuweilen, zu Fuß einen kürzern Weg durch eine Waldpartie zu nehmen, während er selbst die sich windende Landstraße fuhr. Aber durch die Eichen- und Buchenhaine war

nicht gut hindurchzukommen vor all dem Laub, das schon gefallen war. Nur die grünen Tannenbestände hier und da ließen den Rath befolgen. An manchen Durchblicken sah Benno weißschimmernde Klöster und Schlösser. Fernsichten boten sich, bald zu einem schroffen Aufgang zu höhern Felsgesteinen, bald zur weiten, vom Pflug wieder neugeackerten, dunkelschwarzen Ebene. Armgart — Bonaventura — Paula — Angiolina — die Mutter — selbst Olympia schritten im Geiste immer mit ihm.

Endlich wurden die Aussichten begrenzter. Die Hügelreihen zogen sich enger zusammen. Der Kutscher deutete auf den Ausgang eines waldbewachsenen Grundes als den Anfang des zum Schloß Salem gehörenden Parks. Nach einer längern Fahrt zwischen rings sich thürmenden epheu- und moosbewachsenen, von kleinen behenden Cascaden überrieselten Felsen sah man den Weg sich öffnen und an der Abdachung der sich in eine neue große Ebene niedersenkenden Berglehnen eine hellschimmernde, in neuerm Geschmack angelegte Besitzung, welcher man von fern noch nicht anmerkte, wie sie aus einem alten Renaissanceschloß entstanden war. Alte Thürme waren im englischen Castellstil neu ergänzt. Balcone, Erker, gewölbte, mit Epheu und wildem Wein umzogene Fenster ließen sich schon aus der Ferne erkennen. Eine Altane bot ohne Zweifel einen Blick weit hinaus bis zur Donau. Offene Galerieen, sonst gewiß mit Blumen besetzt, zogen sich um die Eckthürme hin.

In nächster Nähe gewann alles jetzt ein gepflegteres Ansehen. Die Straße verlor sich fast unmerklich in einen Park voll kleiner Pavillons, Tempel, Ruhebänke neben stürzenden Wassern; da und dort zeigte sich wieder eine freie, noch smaragdgrüne Waldstelle, wo man hätte Rehe suchen mögen.

Schon fuhr der kleine Wagen in den gekieselten Gleisen der Parkwege. Die Fußwege nebenan waren sauber geharkt. Sie

schlängelten sich terrassenhaft niederwärts bis zum Schlosse, das sich bei größerer Annäherung immer stattlicher entfaltete und nun auch seine Nebengebäude, einen großen geräumigen Hof zeigte, den ein eisernes Gitter und in dessen Mitte ein hohes, mit dem Camphausen'schen Wappen geschmücktes Portal vom Park trennte, während die Fahrgeleise am Portal vorüber weiter gingen und auf einer andern Seite auf die allgemeine Landstraße wieder zurückführten.

So in der Nähe nun zu sein von all dem seither erzählten, vorgestellten, gefürchteten Leben einer fremden hochwichtigen Existenz, mit allen eigenbedingten Lagen derselben, den eigengeschaffenen und wieder für andere maßgebenden Zuständen — gewährte schon an sich eine ergreifende Stimmung. Wie viel mehr noch das Gefühl: Hier weilt dir nun eine Schwester, die du nie gesehen, ohne Zweifel nie auch anerkennen wirst! Hat Terschka wirklich Wort gehalten und geschwiegen? Unwillkürlich kam ihm die Erinnerung an den Park des unheimlichen Vaters auf Schloß Neuhof. Dann raffte er sich auf. Und doch suchte er wieder durch die laublosen Bäume hindurch nur ein abgesondertes Gebäude, das Casino genannt, wo, wie schon in Kocher vom Onkel Dechanten erzählt wurde, seine Schwester für sich allein wohnen sollte. Er sagte sich: Du bist ganz — wie Bonaventura mit den Bürden seiner Beichten! Wenn du deine Schwester sähest — würdest du kalt und fremd erscheinen müssen! Auch daß vielleicht der Graf das Opfer eines Betrugs durch eine falsche Urkunde ist, darf kein Gedanke sein, der irgendwie dich hier anwandelt —!

Im grasbewachsenen, gepflasterten Schloßhof war es, wie noch zur Mehrung seiner märchenhaft träumerischen Stimmung, menschenleer. Nur ein einziges Roß sah er, das gesattelt an einen eisernen Candelaber gebunden stand, deren vier eine Rampe

schmückten, welche die große Auffahrt bildete. Zu diesem Roß trat durch die Thür eines Seitengebäudes, die zum Stalle zu führen schien, endlich in sorgloser Haltung ein Reitknecht, den die Ankunft des Einspänners nicht störte.

Inzwischen war Benno dicht an die Rampe gefahren. Jetzt erst sah er, der Sattel des Pferdes war ein Damensattel. Ohne Zweifel war das Thier für seine Schwester bestimmt. Nun mit dem beklommensten Herzen, jeden Augenblick gewärtig, ihr als Bote ihres Sturzes oder wenigstens ihrer künftigen äußerlichen Verleugnung zu begegnen, sah er dem Reitknecht zu, der den Sattel fester schnürte und, während der Kutscher schon sein Roß ausschirrte, auf einen Diener deutete, der aus der hohen, von der Rampe zum Schloß führenden Glasthür mit eilendem Schritt heraustrat.

Auch dieser ging wie der Reitknecht in den „altfränkischen" Dorste'schen Farben, grün und gelb, doch in geschmackvollerer Vertheilung, als in Westerhof. Die Halbröcke waren von mattgelbem Tuch, kleine Verzierungen daran grün. Eine weiße Weste, kurze schwarze Beinkleider und Strümpfe stimmten zu den artigen Manieren des von der Rampe Herabkommenden, der ein Kammerdiener zu sein schien.

Offenbar war dieser Mann in großer Verlegenheit. Er wußte, daß Benno erwartet wurde, und entschuldigte den Grafen, der noch eine Abhaltung hätte. Dann nahm er mit freundlicher Geschäftigkeit das große Portefeuille Benno's entgegen und lud den Gast ein, sich's so lange in einem Zimmer, das er ihm anweisen wollte, bequem zu machen.

All diese Worte hörte Benno kaum; denn an einem der hohen Fenster des obern Stocks, hinter den blutrothen wilden Weinblättern, die noch nicht ganz von ihrer üppigen Ausbreitung welk herniedergefallen waren, lüftete sich eben eine weiße Gardine und

ein Frauenkopf sah heraus. Nur ein Moment war's. Sogleich fiel die Gardine wieder zu. Es war ein Kopf, ähnlich dem Lucindens und — seinem eigenen, nur jugendlicher, aber von einem Ausdruck der äußersten Angst entstellt — Benno konnte annehmen, der Graf befand sich noch in einem Tête-à-Tête der größten Aufregung.

Mit dem Gefühl, jedes Auge, das hier auf ihn falle, müßte ihn anstarren um seiner Aehnlichkeit willen mit Angiolina, folgte er, kaum sich aufrecht haltend in seiner Betäubung, dem Diener, dessen ganzes Benehmen die Furcht ausdrückte, es könnte der sehnsüchtig erwartete junge Rechtsgelehrte der Schallweite der obern Zimmer zu nahe kommen. Von einem runden Eingangsvestibül führte er ihn sogleich in die entgegengesetzte Richtung, schloß sogar Fenster und Thüren, die er offen fand, als könnte noch ein anderer Schall hereindringen, als derjenige, der jetzt von den Gesprächen des Kutschers mit dem Reitknecht und dem Unterbringen seines Gefährtes im gräflichen Stall kam.

Endlich kamen sie in Zimmer, die nach dem Garten hinausgingen und die Wohnzimmer des Grafen selbst schienen. Der Garten war hier nur ein im Charakter etwas veränderter Theil des Parks. Die allgemeine Fahrstraße umschlängelte das Schloß und lag, kaum hundert Schritte weiter, wiederum dem Blicke offen. Die Zimmer, die sie durchschritten, gingen bis in den alten Bau hinein, einen Thurm, von wo eine noch von welken Blumen umrankte Wendeltreppe in den Garten hinabführte.

Das Zimmer des Grafen war düster, sonst höchst traulich. Von oben her wurde es beschattet vom Dach der großen Altane des ersten Stocks, die man in der Ferne gesehen hatte, auch von einer Fülle von Epheu, der von außen theilweise in das Zimmer hereingewachsen schien. Es liegt ein eigener Reiz in dem Betreten eines zum ganzen und vollen Ausleben eines fremden Ichs bestimmten Zimmers. Offenbar hatte der Graf sein Ausbleiben

dadurch mildern wollen, daß er Benno sogleich in die Räume führen ließ, die er selbst bewohnte. Der Duft der besten Cigarren kam wie aus eben erst verronnenen blauen Wölkchen. In der Mitte des Zimmers lag auf einem großen runden, zierlich ausgelegten Nußbaumtisch eine Auswahl von bunten türkischen und ungarischen Pfeifen. Cigarrenkisten aus der Havaña waren noch nicht lange geöffnet. Gelber türkischer Taback lag in einer antiken Schale von Metall. Das sich dem mittelalterlichen Geschmack nähernde Zimmer war hochgewölbt. An den Wänden hingen türkische Waffen, Roßschweife sogar, Gemshörner, Alpenhüte, geschmückt mit Gemsbärten. Dunkelbraune Schränke, gothisch geformt, standen theilweise offen und zeigten goldenen und silbernen Militärschmuck, Säbel, Pistolen, Jagdflinten. An den Fenstern waren Glasmalereien angebracht; der Fußboden, vor dem Schreibtisch mit einer großen Tigerdecke belegt, war parquetirt in schönen symmetrischen Figuren. Neben dem modernen gußeisernen Ofen stand ein vollständiger Ritterharnisch von blankpolirtem Stahl. Auf einer hängenden Etagère blinkten Trinkkannen, Krüge mit eingebrannten Sinnsprüchen, Becher aus Horn mit silbernen Griffen. Der Schreibtisch stand frei, wohlgeordnet und bedeckt mit bunterlei Nippsachen. Federn lagen, noch glänzend von frischgetrockneter Dinte, auf grünem querübergespannten Tuche. Hinter dem Schreibtisch standen in einem dunkeln Winkel, zu Fuß eines Porträts, das einen General und ohne Zweifel den durch einen Sturz vom Pferde verunglückten Vater des Grafen darstellte, Hellebarden, Streitkolben, Morgensterne. Ein kleiner Schrank enthielt eine Bibliothek von schöngebundenen Büchern, militärischen und landwirthschaftlichen Inhalts. Eine altmodische Wanduhr mit hörbarem Pendelschlag erschien wie der Pulsschlag des stillen und doch so lebendigen Zimmers selbst. Hier hatte Terschka gewaltet! Hier Angiolina! Benno's Blick fiel auf eine Console zwischen den

beiden Fenstern, wo im Dunkeln eine Alpenzither lag und auf dieser — ein weiblicher Strohhut.

Schon eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da kam der Kammerdiener zurück und entschuldigte den Grafen aufs neue. Er wäre zwar im Schlosse, bäte aber den Herrn Baron aufs inständigste, ihm wegen seines Ausbleibens nicht zu zürnen.

Benno sah aus den Zügen des Alten, welche Probe eben sein Herr zu bestehen hatte. Er las einen Kampf der Liebe und Leidenschaft aus ihnen. Er las aus ihnen Schmerz, Verzweiflung, Drohungen. Er mußte krampfhaft seinen Hut festhalten, um nicht das Zittern seiner Hände zu verrathen.

Da Benno eine Erfrischung zu nehmen ablehnte, wollte wenigstens der Diener zu seiner Unterhaltung zurückbleiben. Er rückte einen beweglichen Lehnstuhl dem Fenster näher, um Benno die Aussicht zu deuten. Er nannte die Klöster, die Kirchen, die Dörfer, beschrieb den Lauf der Donau, die wie ein Flechtwerk silberner Bänder in dem fast überall neugepflügten dunkelschwarzen Erdreich glänzte. Leise nahm er zugleich den Strohhut von der Zither, wollte ihn verstecken, besann sich jedoch, daß gerade dies Wegnehmen erst recht darauf aufmerksam machte, und legte ihn wieder leise auf die Saiten, die nun — wie Geisteraccorde klangen.

Laß mich weinen, laß mich klagen!
Frage nicht, warum ich's muß!
Ist es nicht der Götter Schluß:
Leben steigt aus Sarkophagen
Seit des Lebens ersten Tagen!

So klang es in einem Liede Bonaventura's, das wehmuthsvoll in Benno nachtönte.

Der Diener horchte plötzlich auf. Er schien etwas zu hören, was Benno entging. Besorgt begab er sich in die offenen Vorzimmer und zog die Thüren, die vorher offen gestanden, sorgsam hinter sich zu.

Benno war keine sentimentale Natur. Die Ironie pflegte die Regungen seines Herzens bald hinwegzutändeln. Hier aber kam ihm nichts mehr vom gewohnten Humor zu Hülfe. Er fühlte die Rechte des Menschenherzens im Leid seiner Schwester. Armes Kind —! ... Aber — auch du — arme, arme Paula —! seufzte er.

Benno nahm nun selbst den Hut von der Zither. Schwarze Sammetbänder glitten über seine zitternde Hand. Auf der Spitze des Huts waren fünf Sternchen von schwarzem Sammet befestigt. Noch duftete der Hut von Angiolinens Haar.

Da hörte er Thüren schlagen. Er legte den Hut auf die Zither zurück. Es war ihm, als müßte Angiolina hereingestürmt kommen und ihren Hut selbst holen.

Ein Gefühl, sie zurückzuhalten und sie, die eben alles verlor, mit dem Schwesternamen zu begrüßen, überwältigte ihn einen Augenblick. Wer denkt sich nicht zuweilen eine That des Heroismus, die, im Urrecht des Genius begründet, alle Schranken der Rücksicht durchbricht, eine That, die denn doch wol die ordnende Weltseele ebenso gut, wie jede andere, wieder mit dem Hergebrachten würde zu vermitteln wissen —! Schon mußte er sich halten — wie jemand, der zu dicht an einen ungeahnten Abgrund gerathen und statt jählings hinunterzustürzen, lieber mit muthigem Entschluß den furchtbaren Sprung selbst wagt.

Da hörte er vom Garten her den Hufschlag eines Rosses, hörte im regen- und nebelfeuchten Kiese den gleichmäßigen Schritt eines Galoppirenden. Jetzt schwenkte das Roß. Es war jenes von vorhin im Schloßhofe. Es schwenkte vom alten Gemäuer zur Rechten her und sauste dahin über die sich abdachende Straße quer am Schlosse vorüber. Darauf saß eine Reiterin. Nur Angiolina konnte es sein. Im dunkelwallenden Kleid saß sie hoch im Sattel. Ja, als sie an der Front der Schloßfenster vorüber mußte, schien sie aus dem Sattel sich zu erheben. Sie sank wieder zurück. Ein

Hut mit blauem Schleier schlug hinten über und fiel ihr in den Nacken. Ein schöner Kopf, todtenbleich, mit dunkelschwarzem Haar und lichtverklärt vom durchsichtigen Aether sich abzeichnend! Das Roß war wie im Fluge. Die linke Hand hielt die Zügel, die rechte riß den Hut ganz vom Haupte. Nun ragte die Gestalt empor, schlank und luftig schwebend. Die Hüfte war zum Umspannen. Benno suchte das Auge. Sie schien es zuzudrücken. Es war, als wollte sie nichts mehr von dieser Welt erkennen! Immer weiter und weiter schlängelten sich die Windungen des Weges. Das Roß schwenkte wieder. Sie selbst schien wie von einer Schaukel gehoben. Nun verlor sie sich hinter den Büschen. Wieder tauchte sie dann auf ... Ein Bangen ergriff Benno bei ihrem, immer mehr sich verlierenden, zwischen den Büschen bald offenen, bald von ihnen gedeckten Anblick. Wo raste sie so hinaus —? ...

Oder — Wie ist das? Kehrt sie zurück? Ist sie nicht schon wieder in der Nähe? ... Nein! Neuer Rosseshuf erklingt Der Reiter sind aber mehrere. Auch sie biegen von der Rechten her ums Schloß ... Eine Cavalcade ist's von mehreren Herren — und unter ihnen eine Dame, Olympia! Ist's möglich! Dieselben Begleiter, wie gestern. Dieselbe kleine Gestalt, über und über heute in hellblauem Sammet, mit Verzierungen von gelber Seide — Ein schwarzer Chapeau-Mousquetaire, im grellsten Geschmack des Südens mit Goldtressen geschmückt — Phantastischer Carnevalsanblick! Auch sie jagt dahin und erhebt sich ebenso beim Blick auf das Schloß. Sie erkennt Benno —! Ihr Roß schwenkt ... Wild stieben die Reiter um sie her ... Eine neue Schwenkung ... Jetzt ist Olympia eingeschlossen von ihren Begleitern und auch sie verschwindet allmählich.

Benno stand besinnungslos. Er sah die Wirkung — seiner Karte. Ohne Zweifel hatte man seine Wohnung erforscht, seinen Ausflug erfahren, die Richtung erkundschaftet und war ihm gefolgt.

Wieder die Statue des Apollin — jetzt von einem Panther umkrallt! So etwa wirkte auf ihn diese Erfahrung. Mit solcher Wildheit sich geliebt zu sehen — muß vielleicht den Tod versüßen!

Da gingen die Thüren und der Diener kam eilends zu dem völlig Besinnungslosen. Eben kommen Se. Erlaucht! sagte er. Seine Worte erklangen wie der Ton der Erlösung und glücklichen Hoffnung.

Die Erscheinung, daß Herrschaften von Wien her oder aus der Umgegend die Durchfahrt durch den Park und an Schloß Salem vorüber benutzten, schien eine häufig vorkommende zu sein. Der Diener wenigstens achtete nicht darauf.

Schon im Vorzimmer sprach eine hellkräftige Stimme mit der dem Weltgebildeten geläufigen Fassung eine Entschuldigung für das lange Ausbleiben.

Graf Hugo trat ein. Es war eine schöne männliche Erscheinung. Hochgewachsen, wie seine Mutter Erdmuthe. Das Haar braun, lockig; hie und da an Stirn und Schläfen dünn; Lippen und Kinn trugen desto voller den Bart. Die Augen waren blau. Der erste Eindruck blieb vor den Bewegungen der Höflichkeit und einer nur mühsam verborgenen Erregung unbestimmt und gab sich fast zu lebhaft. Der Graf trug ein kurzes, militärisches, weißes Hauscollet mit einer leichten Paspoilirung von Rosaschnüren an der Brust, an den Achseln und Aermeln, lange, eng anliegende blaue Beinkleider, unten mit einem Besatz von glänzend lackirtem schwarzen Leder, das gegen die Hausstiefel mit bunter russischer Lederstickerei grell abstach.

In einer etwas lauten Sprechweise wienerischen Tonfalls entschuldigte er sich, daß ihn Geschäfte abgehalten hätten, früher zu kommen und auch — sich in eine vollständigere Toilette zu werfen. Alles das kam, als hätte er eben nur eine Abhaltung gehabt in seinen Ställen oder sonst bei einem Lieblingsgeschäft, das ab-

gewartet sein wollte. Der Uebergang zum Rauchen, das Nöthigen auf ein dunkel gestelltes, ganz in der Ecke hinter dem Schreibtisch befindliches Kanapee, alles war so leicht, so im Ton der harmlosesten Zuvorkommenheit, daß kein anderer gemerkt haben würde, wie dennoch die Art, als er in die Kissen zurücksank und von seinen Wangen die leichte Röthe der ersten Begrüßung verschwand, die äußerste Erschöpfung nach einer aufregenden Scene ausdrückte. Im forschenden Blick auf Benno lag der völligste Ausdruck der Unbefangenheit über dessen Beziehung zu Angiolina. Auch kein Stutzen etwa über eine Aehnlichkeit. Noch blieb alles ungeordnet, abgerissen, was der Graf über Benno's Aufträge sprach.

Dieser sammelte sich selbst erst durch das Aufschließen seines Portefeuille. Die Eindrücke stürmten zu mächtig auf ihn ein! Die Verlegenheit des Grafen wurde übertroffen von seiner eigenen. Allmählich begann er: Herr Graf, da ich die Ehre habe — Frau Gräfin Mutter zu kennen und — den Bewohnern von Schloß Westerhof durch lange Jahre nahe stehe, so hab' ich gern — bei Veranlassung einer Reise nach dem Süden, die Aufträge übernommen, die mir Herr — Dominicus Nück ertheilt hat. Ich soll Ihnen — vorlegen, was die Agnaten der Dorstes, die Landschaft, die witoborner Curie zuvor gesichert wünschen müssen, ehe die Vermählung zwischen Ihnen und — Comtesse — Paula zu Stande kommt — worüber Sie wahrscheinlich schon die directe Entscheidung durch Ihre Frau Mutter erhalten haben.

Kein Wort hab' ich erhalten —! sagte Graf Hugo, immer noch wie scherzend. Er versuchte, eine Cigarre anzündend, den Ton der Leichtigkeit beizubehalten. Kein Wort, wiederholte er, das entscheidend wäre —! Die Mutter kommt in diesen Tagen zurück — Sie kann schon heute da sein — Da werden wir ja — denk' ich, das Nähere hören!

Ich zweifle nicht, daß Frau Gräfin Mutter die Nachricht von Comtesse Paula's Einwilligung bringen wird — Ich wünsche Ihnen Glück zur Verbindung mit einem der edelsten Wesen der Welt!

Graf Hugo schwieg. Die Cigarre, die nicht recht brennen wollte, fortlegend, sagte er: Sie bringt mir ein großes Opfer —!

Es währte eine Weile, bis er, während er die Hand aufstützte, fortfuhr: Ich bin davon beschämt — Herr von Asselyn, das alles sind sehr traurige Nothwendigkeiten! Sie werden ja unterrichtet sein — wie das schon seit Jahren — — Mit diesem Worte stockte seine Rede.

Benno sah, wie sich die hochgewölbte, männnlichstarke Brust hob und senkte.

Man sollte — sagte der Graf, wiederum nach einem möglichst heitern Tone ringend — man sollte eigentlich nie großmüthig sein! Es war seit Jahrzehnden in unserer Familie die stehende und in Briefen, ja gerichtlichen Erklärungen, sogar in testamentarischen Verfügungen meines Vaters ausgesprochene Redensart: Allerdings wenn sich die Urkunde fände —! Nun ist sie da und alle unsere Bravaden werden beim Wort genommen. Soll ich wieder aufs neue processiren? Soll ich die Urkunde anzweifeln? Die Verbindlichkeit des Katholicismus, als eine gefälschte, leugnen? Ihr Staat duldet bei Testamenten keine Religionsverbindlichkeiten! Das weiß ich vollkommen. Ich würde selbst einem Gegner, wie Nück gegenüber, gewinnen. Aber erst nach zehn Jahren —! Diese Zustände einer Proceßführung sind nicht mehr zu ertragen!

Als Benno zustimmend schwieg, fuhr der Graf fort: Die Leute sagen, die Urkunde wäre ein Extrastück unsres Terschka und befohlen aus Rom. Aufrichtig, ich glaubte es erst auch, jetzt nicht mehr. Der arme Schelm hat uns alle betrügen müssen, das ist wahr! Aber hierin ist er unschuldig. Meine Mutter hat ernste Scenen mit ihm gehabt. Ich will hoffen, daß ihm England den „neuen

Menschen anzieht, der, wie Sie wissen, zur geistlichen Garderobe meiner guten Mutter gehört. Die Arme! Ihr Eifer, ihre Bemühung rühren mich. Ich will alles thun, was der Mama auf ihre alten Tage Beruhigung gewährt.

Benno breitete seine Papiere aus und horchte den Worten, die im Sinne, nicht im Tone herzlos klangen, horchte um Terschka's willen, dem das Zugeständniß der Verschwiegenheit und einer in der That geübten Discretion machen zu müssen ihn beinahe schmerzte.

Meine Religion ist in diesem Lande sehr schwierig gestellt! fuhr der Graf, in den Papieren blätternd, fort. Ich fürchte, Gräfin Paula wird in diesem Punkt bei mir am meisten Anstoß nehmen! Zumal bei ihrer übergeistigten Richtung. Ich hoffe, Ihre Papiere enthalten nichts von einer Bedingung, mir erst durch eine Conversion die Gemeinschaft — auch des Himmels mit ihr sichern zu sollen?

Benno bestätigte diese Voraussetzung und berichtete, daß die Vorbehalte lediglich auf Besitzfragen gingen.

Der Graf erklärte, das alles, was er da fände, schon mit wiener Advocaten besprochen zu haben und sagte, die Papiere zurücklegend: Am liebsten fänd' ich in diesen Papieren ein Bild der Gräfin! Wie ist es jetzt mit ihrer Krankheit? Meine Mutter schreibt nichts darüber. Wahrlich, ich gestehe, ich würde verzweifeln, wenn sich diese Dinge hier so fortsetzten, wie in Westerhof —

Man sagt, die Ehe hebt einen solchen Zustand auf! entgegnete Benno.

Graf Hugo erhob sich, sah zum Fenster hinaus und sagte mit einer Schüchternheit, die an einem Mann, der die Gesetze des Lebens so leicht zu nehmen schien, kaum zu erwarten war: Die Ehe! Eine Ehe, wie sie eben in unsern Standesverhält-

nissen so oft geschlossen wird —! Und ich soll nach Westerhof dann kommen! Ich bin es kaum im Stande — so — fürcht' ich mich —

Benno ehrte diese Ausbrüche des ringenden Ehrgeizes und vielleicht eines liebenden Herzens durch Schweigen.

Ich weiß es sehr wohl, fuhr der Graf fort, wir Männer bringen mit unserm Herzen viel zu Stande. Wir können aus unserer Liebe nicht das nur einmal vorhandene Kleinod machen, das eben die Frauen darin sehen wollen!

Nach diesen, mit einem leichten Seufzer und einem schärfern Fixiren Benno's begleiteten Worten verlor sich des Grafen Blick wie innenwärts. Er stand am Fenster, strich sich sein Haar, nahm mechanisch von der Console ein kleines Fernrohr, wie es Offiziere beim Felddienst führen, und sah in die Ebene hinaus. Es waren Bewegungen, die der Zerstreuung angehörten.

Benno lenkte zu den Papieren zurück, die er in der Hand behalten hatte.

Plötzlich blickte der Graf starr durch sein Perspectiv, das er zu verlängern anfing.

Einzelheiten dessen, was den Grafen beim Sehen in die Ferne zu interessiren schien, konnte Benno bei einer ohne Zweifel großen Entfernung nicht unterscheiden, aber gewiß waren es die Gruppen der Reitenden. Der Graf erblaßte, reichte Benno das Glas und sagte: Was sehen Sie, Baron?

Benno sah zwei Reiterinnen, Angiolina und Olympia, im Wettlauf. Die Offiziere schienen beide umringt zu haben. Selbst bei der großen Entfernung war die Schnelle des Ritts ersichtlich; es mußte wie im Sturm dahingehen.

Wer sind denn diese Unverschämten —! rief der Graf mit ausbrechendem Zorn, sah sich nach dem Klingelzug um, nahm schnell das Glas zurück und starrte wieder hinaus. Sie umringen sie

ja mit Gewalt! sprach er mit erstickter Stimme. Sie will von ihnen los!

Benno nannte den Namen der Italienerin. Es sind Offiziere der italienischen Garde! setzte der Graf hinzu. Graf Zerbelloni scheint's, Marchese Melzi —! Zornfunkelnd sprühte des Grafen Auge. Er sah sich um, als suchte er Waffen. Dann bekämpfte er sich und trat vom Fenster zurück. Der Wald unten verbirgt sie jetzt! sagte er.

Benno ergriff noch einmal das Glas. Man sah nichts mehr.

Ich kann mich auch geirrt haben — sprach der Graf jetzt erschöpft und glaubte den Beruhigungen, die Benno gab.

Nach einer Weile, wo Benno die wildesten Kämpfe des eigenen Herzens zu bestehen hatte und doch auch die des Grafen mitfühlte, brach dieser, anfangs mit nur leiser, allmählich aber lauter, weicher nnd wohlklingender Stimme, in die Worte aus: O mein bester Herr von Asselyn! Was ist das doch für ein Menschenleben —! Terschka's Maxime, wenn sich der arme Teufel zuweilen so ängstlich umsah — ich habe für den leichtsinnigen und zuweilen recht durchtriebenen Menschen doch mehr Mitleid als Verachtung — war die: Wir können zu jeder Stunde annehmen, daß alles, was wir unser tiefstes Geheimniß glauben, jedermann bekannt ist —! Lieben Sie à la Egmont ein Mädchen in der Vorstadt und glauben noch so unbemerkt zu sein, wenn Sie zu ihr gehen — man hat Sie doch gesehen! So will ich auch gar keinen Anstand nehmen, Ihnen zu bestätigen, was Sie ohne Zweifel selbst schon beobachteten, daß ich soeben die furchtbarste Scene meines Lebens durchgemacht habe —! Ayez pitié de moi! Vous en dévinez la cause! Damit sank der Graf auf sein dunkles Kanapee, legte einen Fuß auf die Polsterung und bot ein Bild der tiefsten Erschöpfung. Die lange Verstellung rächte sich. Seine Kraft war dahin. Ganz leise flüsterte

er allmählich, wie um Benno — zu zerstreuen: Das da ist mein Vater! Als ich seinen Tod erfuhr, war ich noch ein Knabe! . . .

Benno bat, sich nicht aufzuregen und sich um ihn keinen Zwang anzuthun. Er schlug vor, er wolle sich einstweilen in den Park begeben.

Nein, nein! sagte der Graf. Nur das Geheimthun erschöpft — Nun wird es schon gehen!

Benno sah den ganzen Ausbruch der Liebe zu einem Wesen, das so eng mit seinem eigenen Dasein verbunden war. Ihm selbst verhängte ja das Schicksal nichts Geringeres als dem Leidenden, der sich wenigstens aussprechen durfte!

Ich versichere Sie, fuhr der Graf fort, ich habe den heiligsten Willen, fest und standhaft zu bleiben. Ich sagte ihr soeben: Die Stunde ist gekommen, die über mein Leben entscheidet! Ich gewinne die Hand einer Heiligen und kenne das Opfer, das mir und dem gemeinschaftlichen Stammnamen gebracht wird — Wir müssen uns trennen! Ich sagte ihr: Ich habe dich als halbes Zigeunerkind einst in Zara gefunden — In Zara, wo ich die Pfeifen da kaufte und die Waffen an der Grenze erbeutete von den Bosniern . . . Ja, Baron, in Zara sah ich das kleine Mädchen hoch zu Rosse stehen. Es war allerliebst! Wenn Angiolina durch die bunten Reifen, mit und ohne Sattel, gesprungen war und nur Ein einziger Sprung war misglückt, so schüttelte sie den Kopf zu allen Beifallszeichen und rief: Niente! Niente! Ich hab' es schlecht gemacht! Es war eine italienische Truppe . . .

Benno wandte sein Auge ab, das sich mit Thränen füllte.

Die Unterhaltung in Zara, fuhr der Graf fort, dauerte vierzehn Tage. Die Gesellschaft wollte abreisen und wir Offiziere hatten an dem Kinde eine solche Freude, daß ich meinen Kameraden den Vorschlag machte: Kaufen wir's dem Führer ab! Wir wollen's erziehen lassen! Die Kameraden wollten nicht.

Da that ich's für mich allein. Die Gesellschaft war klein und der Director machte schlechte Geschäfte — er ließ mir Angiolinen für zweihundertfünfzig Gulden.

Oeffnet euch, ihr Vorhänge des Himmels, daß ich meine Hände ausbreite zur Anklage eines Vaters, dessen Unthaten solche Opfer forderten! rief es in Benno's Innern. Er konnte nur leise fragen: Wem gehörte das Kind?

Es war wild aufgewachsen. Der Director wird's gestohlen haben, wie diese Leute thun. Später haben wir nachgeforscht und kamen bis ins „Reich" hinein. Eine italienische Familie, die am kasseler Hof, unter Jérôme, bei der Oper mit der Feuerwerkerei beauftragt war, hatte das Kind bei sich. War's ein Kind dieser Italiener? ich weiß es nicht. Der Krieg hetzte damals alles durcheinander. Angiolina war elf Jahre, als ich sie mitnahm und aus Vorsicht noch einmal taufen ließ. Ich gab sie einem gewissen Pötzl in Wien zur Erziehung. Nicht wegen seiner — sondern wegen seiner Frau, die eine gute Haut war. Da ist das Mädchen erzogen worden. Es war eine Pracht, wie sie heranwuchs, sich bildete und keinen gewöhnlichen Geist besaß. Ich ließ ihr die Sprachen und etwas Musik beibringen. Das alles hab' ich im reinsten Sinn gethan. Später freilich —

Benno schwieg, von innigstem Herzen zustimmend.

Nachdem, fuhr, sich selbst die Brust erleichternd, der Graf fort, kam Terschka in meine Nähe ... Ich kann nicht sagen, ist's Zufall, weil damals das Mädchen die liebreizendste Erscheinung wurde, oder eine Folge der Eifersucht, weil Terschka ein Auge auf sie warf —

Der Jesuit —? warf Benno ein.

En vacances! sagte der Graf bitter lächelnd. Aber sagen Sie das hier ja zu niemand anders, als zu mir! Die hiesige Gesellschaft erklärt Terschka für einen Abenteurer und Betrüger

und erklärt seinen geistlichen Stand für eine Posse. Verlassen Sie sich aber, die Jesuiten hatten ihn abgeschickt, mich katholisch zu machen. Und er hat gut angefangen! Wär' ich ihm in allem gefolgt, so säß' ich jetzt, bei achtunddreißig Jahren, mit beständigem Frieren und versucht' es vielleicht, ob mich nicht ein Ordenshabit erwärmte! . . . Eine Frage im Vertrauen, Herr von Asselyn! Ich hab' gehört, Ihr Herr Oberprocurator Nück litte — an einem curiosen Spleen — an der Hängemanie — Ist das wahr?

Man sagt es — bestätigte Benno.

Ich kannte einen dalmatinischen Schiffskapitän, der mich versicherte, das Hängen wäre der schönste Tod — man wüßte das genau in der Türkei, wo die grüne Schnur zu Hause ist. Gerade ebenso wußte Terschka den allmählichen Untergang an Leib und Seele zu einem Genuß und einem Genuß ohne Gewissensbisse zu machen. Daß er sich selbst dabei so erhalten hat, machte sein Mangel an Reue. Nichts ruinirt mehr, als die Reue! sagte er. Terschka's Satz war: Betrachte jeden Menschen wie ein Glas, wo man den Ton sucht — mit einem Instrument sucht, in welchem es wiederklingt! Den Ton forcire dann — bis es bricht! So hast du jeden Menschen gesprengt! Er wußte von jedem seine innerste Natur zu entdecken; nach dieser setzte er sich dann mit ihm und kam auf die Art mit allen aus. Bei mir stützte er sich — beschämend genug für mich! — auf Bagatellen, auf die Pferde — In seiner Jugend muß er, glaub' ich, auch Kunstreiter gewesen sein — Kurz, erst als Terschka sagte: Um Ihrer Frau Mutter willen müssen Sie anfangen, nicht so oft zu den Pötzl's zu gehen — da gerade ging ich alle Tage hin. Das Ende war, daß ich, als die Pflegmutter starb, Angiolinen vom Alten wegnahm, erst so zu sagen ihr Bruder und dann ihr Geliebter wurde. Das ist manches Jahr her und ich kann wol

sagen: Diese Liebe hat mich vom Untergang gerettet! Angiolina wurde mein Schutzgeist! . . . Nicht etwa durch Moral, die ist hier nicht am Platz — Im Gegentheil, die Wilde konnte trotzen, ausschlagen, lügen, sich rächen, wie nur einer, der gereizt wird. Doch es gab nur Einen Menschen in der Welt, um den sie das alles that. Der trug einen Helm mit Federn, einen blanken Harnisch, wenn er im Dienst war — und außer Dienst und auf Urlaub, wie jetzt, war er ein Kind, das einen ganzen Tag damit zubringen konnte, für sie Pappkästchen zu machen! Für die Welt freilich existirt dergleichen nicht als poetisch. Die sagt ganz einfach: Graf Camphausen hält sich eine Maitress' —!

Benno warf Blicke in das Leben, wie er sie noch nicht gekannt. Er wagte, sich auf des Grafen Standpunkt zu stellen und sagte: Angiolina wird Ihnen — auch nach der Heirath — unverloren bleiben . . .

Nein! entgegnete der Graf mit Entschiedenheit. Ich habe die Absicht, wenn Comtesse Paula meine Gattin wird, sie anständig zu behandeln. Glauben Sie mir, das Geschick meines Hauses, meines Namens, diese letzte Enttäuschung durch die Urkunde, die ich ohne einen furchtbaren Lärm für die Welt gar nicht abschütteln kann, erschüttern mich zu heftig! Ja, ich war glücklich mit Angiolina, aber ich gefiel mir nicht mehr in diesem Glück. Sie war ein Weib mit allen Schönheiten und allen Untugenden ihres Geschlechts. Großmüthig und rachsüchtig, offen und falsch, alles in Einem Herzen. Zu ertragen war's nur von dem, der für sie die Welt war und — zu dem Kinderspiel die Zeit hatte! Es mußte endlich aufhören —

Benno gedachte bei dieser Schilderung seiner Schwester der Natur ihres gemeinsamen Vaters.

Diese Erfahrung mit Terschka, fuhr der Graf fort, hat mich dann auch aufgerüttelt. Ich bin darüber ernst geworden. Ich werde kein Kopfhänger werden und zu sprechen anfangen, wie meine Mutter spricht. Aber ich denke so: Hab' ich die Mittel, die mich aus meiner traurigen, schon vom Vater geerbten Finanzlage befreien, so nehm' ich meinen Abschied. Ich werde bauen, pflanzen, für die Erhaltung meines vielleicht fortblühenden Stammes sorgen! Noch mehr, ich liebe Paula schon im Geist. Sie lächeln? In der That, ich blicke voll Andacht zu ihr hin. Ich bin eifersüchtig — auf das Kloster, das sie wählen wollte, Herr von Asselyn!

Benno stutzte über die Betonung seines Namens. Sie war so scharf, daß sie nur Bonaventura gelten konnte.

Ich sagte Angiolina, fuhr der Graf, diesen Eindruck seiner Worte flüchtig beachtend, fort: Du erhältst deinen Lebensunterhalt, wie es meinem Adoptivkinde gebührt! Du ziehst zu deiner einzigen Freundin, die dir noch geblieben ist — einer gewissen Therese Kuchelmeister — Diese will zur Bühne gehen und wird reisen. Sie nimmt dich mit, das zerstreut. Störe meinen Entschluß nicht, der unwiderruflich ist! Von der Stund' an, wo ich einen Bevollmächtigten erwarte, dessen Vorlagen ich unterschreiben muß, räumst du drüben den Pavillon! Ich sagte ihr das täglich, wiederholte es seit drei Tagen stündlich. Ich bat sie um Hülfe gegen mich selbst, bat sie um ihren Haß, um ihre Verachtung — Sie warf sich vor mir nieder und umschlang meine Kniee. Tödte mich! rief sie noch im letzten Augenblick, vor einer Stunde. Erschieße mich! Sie reichte mir eine Pistole, die sie heimlich geladen hatte und bei sich trug. Ich entriß sie ihr . . . Da rollte Ihr Wägelchen vor und — es war aus. Ich kann es selbst in der Schilderung nicht zum zweiten mal erleben —!

Benno hatte sich dem in das Sopha zurückgesunkenen, die

Augen mit der Hand bedeckenden Grafen genähert. Er hatte seine Hand, ob diese gleich selbst zitterte, auf die Schulter des kraftlos Zusammengebrochenen gelegt. So stand er eine Weile, stummberedsamen Antheils, und rang mit den stürmenden Geistern, die aus ihm selbst hervorzubrechen drohten.

Seiner Selbstbeherrschung kam ein Klopfen des Kammerdieners und die Meldung, daß angerichtet wäre, zu Hülfe. Ein Frühstück —! Auch das muß sein! sagte der Graf und erhob sich.

Benno blickte auf die geöffnete Thür ablehnend.

Nein, nein! Kommen Sie —! sagte der Graf und führte Benno.

Der Kammerdiener hielt sich in ehrerbietiger Ferne und schien den Grafen, der jetzt eher ein Gemisch von Gutmüthigkeit und Phlegma bot, nicht im mindesten zu stören, denn im Gehen fuhr dieser fort: Sie ist auf ihrem Pferde, das sie behalten will, nach Wien — Franz hat sie doch wol, wandte er sich zum Kammerdiener, zur rechten Zeit eingeholt?

Am Meilenstein schnitt er ihr den Weg ab! sagte der Diener.

Franz war der Reitknecht von vorhin.

Obgleich Benno voranging, bemerkte er doch, daß der Kammerdiener, hinter ihnen hergehend, nun den Strohhut ergriff und ihn auf dem Rücken haltend mit sich nahm, jedenfalls um aus dem Zimmer seines Herrn alle Erinnerungen an die abgeschlossene Vergangenheit zu entfernen.

Graf Hugo war in dem Grade der Selbstbeherrschung fähig, daß er, trotz seiner Erregung, im Gehen an einen zweiten Diener, der sie in einem, zwei Zimmer weiter gelegenen kleinen Eßsaal empfing, die Frage richtete: Was ist das für eine Livree da draußen —? Diese Frage war mit einem Blick auf den Garten verbunden.

Erst jetzt bemerkte Benno, daß ein Wagen mit vier Pferden langsam durch den Park fuhr, mit zwei seltsam costümirten Bedienten auf dem Tritt und einem phantastisch gekleideten Mohren neben dem Kutscher.

Eine fremde Herrschaft aus Italien! sagte der Diener. Eine Dame sitzt im Wagen. Sie gehört zu den Reitern, die noch nicht lange vorbeisprengten! Ein junger Herr ist bei ihr, der ein schwarzes Pflaster an der Stirn trägt.

Principe Rucca — und — unsere Mutter! sagte sich Benno und suchte sich zu halten. Zum Tod erblaßt, ergriff er den Sessel und ließ sich dem Grafen gegenüber nieder.

Der Wagen war jetzt verschwunden. Nur das Knirschen seiner Räder hörte man noch im feuchten Kiese.

Ist Ihnen nicht wohl? fragte der Graf, jetzt erst bemerkend, daß sein Gast kaum die Serviette zu ergreifen im Stande war.

Es ist vorüber — hauchte Benno mit äußerster Anstrengung sich bekämpfend.

Mein Gott! Sie haben so lange gefastet —! entgegnete der Graf und rieth erst zu einem Glase Wein.

Benno lehnte alles ab. Er ergriff den Löffel zur Suppe.

In Gegenwart der Diener ließ sich das begonnene Gespräch zwar nicht ganz wie vorhin fortsetzen, aber es blieb ernst. Man sprach über Wien, Oesterreich, über diejenigen Eindrücke, die jedem Fremden zuerst aufstoßen müßten. Der Graf schilderte die Lage der österreichischen Aristokratie als nicht eben beneidenswerth. Wir leben, sagte er, nach den Ansprüchen, die unser Stand und die Gesellschaft mit sich bringen, daher also in einer fortwährenden Steigerung unserer Bedürfnisse. Indessen verringert sich unser Besitzthum an Werth. Ich kann Ihnen die ersten Herrschaftsbesitzer nennen, denen ein einziges Reh in der Verwaltung ihrer Wälder durchschnittlich fünfhundert Gulden

kostet und die von leiblicher Ordnung sprechen, wenn es als um zehn Gulden an einen Wildprethändler verkauft in der Rechnung steht. Das ist die Incongruenz aller unserer Lebensbeziehungen —!

Durch Castellungo gehörte der Graf auch Sardinien an. Er forderte Benno auf, den Besuch Castellungos nicht zu versäumen. Die dabei unvermeidlichen Uebergänge des Gesprächs auf bezügliche Namen und schwebende Interessen, auch auf die Cardinäle Fefelotti und Ceccone, brachten das Gespräch auf Bonaventura. Der Graf blickte nieder und ließ sich erzählen. Man erwartet ihn ja wol auch hier —? fragte er mit einem Ton, der Benno wieder auffallen durfte.

Gegen Ende des einem Diner entsprechenden Frühmahls bemerkte man das längere Ausbleiben der Diener und eine lebhafte Bewegung in den Zimmern. Im schnellsten Trabe wurde auch ein Reiter vom Garten her vernommen. Die Diener blieben zuweilen beim Serviren wie angewurzelt an einer Stelle stehen, warfen sich bedeutsame Blicke zu und schienen etwas aussprechen zu wollen.

Wieder von neuem hörte man Hufschläge. Alles ringsum bekam einen Ausdruck von Unruhe und Störung der bisherigen Ordnung, ohne daß man Ausrufe oder auch nur eine laute Stimme hörte.

Endlich fragte der Graf die am Büffet flüsternden Diener beinahe im Ton des Unwillens: Was gibt es denn?

Da die Diener nicht antworteten, wiederholte er seine Frage und legte, nun schon erblassend, die Serviette nieder. Er schien einer üblen Botschaft gewärtig.

Franz ist zurück — sagte der ältere Diener zögernd.

Der jüngere fügte zagend hinzu: Es hat — ein Unglück gegeben —

Der Graf erhob sich. Seine Augen zuckten. Daß es Angiolina war, die ein Unglück getroffen, verstand sich sofort von selbst.

Die Diener sahen zum Fenster hinüber.

Was ist denn?! Ein Sturz vom Pferde?! rief der Graf und wollte Dienstleute rufen. Die kurze Frage kam nur noch halb von seinen Lippen.

Benno war in gleichem Entsetzen aufgesprungen.

Die Diener trugen dem Grafen einen Sessel nach — er hatte zur Thür gehen wollen und war zusammengesunken.

Verwundet doch — nur —? rief Benno, zu seinem Herzen greifend, als bräche es auch ihm.

Die Diener stockten und erklärten gleichzeitig und mit demselben Ton: Ja, aber — lebensgefährlich —!

Sie ist todt —! hauchte der Graf und seine zitternde Stimme setzte hinzu. Ich weiß es! Seine Hände richteten sich wie die eines Irren gen Himmel.

Die Diener bestritten entschieden diese schnelle Annahme. Sie wäre sofort in ihren Pavillon getragen worden — sagten sie. Ein Arzt würde von Franz aus dem nächsten Orte berufen. Auch die fremden Herrschaften, die vorübergeritten, wollten nach einem Stadtarzt schicken —

Diese Elenden sind schuld an ihrem Tod! schrie der Graf auf und eine zuckende Bewegung ergriff seine Hände und Füße. Der Franz —! rief er. Warum folgte ihr Franz nicht schon auf der Stelle von hier —? Seine zornige Rede erstickte im Schmerz. Es war ja nichts mehr zu ändern —! Seine Anklagen verhallten in den beiden Händen, die er vor die weinenden Augen hielt.

Benno glich dem von Schlangen umringelten Laokoon,

der Hülfe rufen will für sich selbst und doch den eignen Tod nicht achtet in der Angst um das Geschick seiner Angehörigen.

Sie ritt bergab mit verhängtem Zügel! berichtete der Diener nach Franzens Aussage. Allmählich ging das Pferd langsamer. Sie schien es nicht zu achten. Da stand es ganz still. Sie saß im Sattel wie abwesend. Indeß war Franz unten auf der Landstraße und wartete am Ausgang des Parks beim Meilenstein. Da kommen die Fremden im vollen Trab heruntergeschossen . . . Des Fräuleins Pferd scheut. Sie verliert die Balance, verliert den Steigbügel. Die Reiter, die nicht schuld sind, weil sie selbst im Niederschießen begriffen waren, können nicht innehalten. Des Fräuleins Pferd bäumt sich, geht durch und sogleich querfeldein. Das Fräulein rafft sich wieder auf, kniet mit dem rechten Fuß auf dem Sattel, erhebt sich, steht eine Weile hoch in der Luft und stürzt dann kopfüber. Die Reiter waren bereits oben auf der Landstraße angelangt. Franz mußte nun ins Feld hinein, sprang vom Pferd herunter, fand das Fräulein blutend am Boden und bewußtlos. Die Offiziere, Italiener, kehrten auf seinen Hülferuf um, nahmen sie dann auf, legten sie querüber auf ein Pferd und führten sie langsam, indem einer der Herren ging, zum Casino.

Graf Hugo hatte sich inzwischen schon in einen weißen Mantel geworfen, den die Diener hinten zuschnürten. Seine Hand hatte keine Kraft mehr. Eine militärische Interimsmütze lag auf dem Kopf lose und haltlos. Die Hand der Diener mußte sie erst auf den braunen Scheitel festdrücken.

Schluchzend stützte er sich auf Benno — einen Beistand, der selbst den Tod im Herzen trug. Die Schwester gefunden — so —! Und die Mutter arglos in der Nähe —! . . . Er konnte

keinen Gedanken mehr, kaum sich selbst festhalten. Der Graf führte — ihn —!

Den Einspänner Benno's sowie sein eigenes Gefährt, das schon im Hof gerüstet stand, lehnte der Graf ab. Ich fürchte mich vor Pferden —! sagte er heiser und mit erstickter Stimme. Und — wir — kommen — setzte er bitter lächelnd hinzu, auch noch — zeitig genug — zu einer — Todten —!

Allgemein bestritt man die Richtigkeit dieser schnellen Annahme.

Wie ein selbst zum Tod Verwundeter lenkte der Graf vom Vestibüle des Eingangs den schwankenden Schritt zum Garten hin. Hier öffnete sich links eine lange Allee von schon kahlen, wie zu einer unabsehbaren Laube zusammengewachsenen Platanen. Durch ein Meer von raschelndem Herbstlaub schritten die beiden Schmerzerfüllten dahin wie geisterhafte Schatten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

8.

Eine sonnenbeschienene, mit Flechten, Moos und Epheu besetzte Bergwand lag den Dahinwandelnden zur Linken, rechts senkten sich die Abdachungen des Gartens und Parks in die herrliche Ebene nieder.

Ein Bild des Lebens! Die Stämme der Platanenallee waren weiß, hellgrünlich schimmernd! Das gelbe Laub weithin leuchtend —! Durch die todten Zacken und gekappten Verästelungen der kunstvoll gezogenen Platanen schien die Sonne mittagshell! Der Abschied der Natur war so froh, so glückverheißend —! Alles rief: Auf Wiedersehen im Frühling!

Aber aus den fernen Büschen sah man schon den Priester des nächsten Orts im Ornat dahereilen — mit den Sterbesakramenten. Der Graf blieb stehen. Die nachfolgenden Diener sprangen hinzu.

Nur stumm deutete der Graf auf die eilende Procession. Auch Benno's Blick starrte und irrte. Er suchte den vierspännigen Wagen.

Die Wanderung im raschelnden Laube dauerte eine halbe Stunde. Sie glich dem Wandeln bei einem Leichenconduct.

Benno konnte nichts zum Troste und zur Hoffnung reden. Seltsam blieb es, nicht ein Wort, nicht eine Miene des Grafen verrieth, daß Terschka seinem Freund die Scene von Schloß

Neuhof, die Verhandlungen zwischen den drei Priestern und dem Präsidenten verrathen hatte. Benno kämpfte mit sich, ob er es nun nicht selbst thun, ob er sich nicht, im Uebermaß seines Schmerzes, Angiolinens Bruder nennen sollte. Die Last wurde zu schwer —!

Am Ende der Felswand, die zuletzt sanft sich abdachte, lag das Casino. Es war ein düsteres Gebäude. Obgleich mit den schönsten Aussichten theils auf die Donau, theils zur Linken und rückwärts, bis zu den steierischen Alpen versehen, war es für ein junges lebensfrohes Gemüth doch ein beängstigender Aufenthaltsort. Aus der Ferne gesehen, mochte das Haus einen poetischen Anblick gewähren. Es glich einem alten Maison-de-Logis aus der Rococozeit. Rings wurde es von einer Allee von Riesentannen, mit Zweigen, die sich voll und schwer bis dicht an den Boden hinschleppten, umgeben. In der Nähe sahen die Bäume wie die Umgebung eines Mausoleums aus. Die untern Räume waren nur ein einziger großer Speisesaal mit Nebencabineten. Ein Hinterhäuschen gehörte dem dienenden Personal und mochte die Küche enthalten. Auch dies war ganz in Tannen versteckt. Im hohen Sommer mochte man hier Kühle und Schatten haben; jetzt war es dem Anblick nur in den kleinen runden Entresolfenstern der obern Etage wohnlich. Unten schroff abwärts zog sich die Landstraße. Auf einer Treppe von verwittertem, moosbewachsenem Erlenholz konnte man von außen zum Casino hinaufsteigen.

Die volkreiche Gegend mußte dem entsetzlichen Unglück schon auf frischer That eine Menge Zuschauer gebracht haben. Unten belagerte das Portal zur Treppe, das man schon geschlossen hatte, eine Menschenmasse. Viele andere waren schon vorher eingedrungen und standen im Hause. Andere noch liefen durch den Park herbei.

Der Priester war bereits am Lager der Todten oder — der

Sterbenden? Weihrauchduft strömte den Eintretenden entgegen. Dem Grafen, der an Fassung gewonnen hatte, wich man aus. Daß sie zu einer Todten kamen, lag vorausverkündigt auf aller Mienen. Einige zum Dienst des Hauses gehörende Frauen wehklagten und schrieen laut, noch lauter beim Erscheinen des Grafen.

Dieser, der hier ein öffentliches Gericht für sich selbst zu bestehen hatte, blickte scheinbar ruhiger. Er betrat zwei aus dem Hof ins Haus führende Stufen, durchschnitt eine kleine Rotunde und ging in einen die ganze Länge des Casinos einnehmenden Saal, dessen theilweis herabgelassene Jalousieen dem Raum eine Düsterheit gaben, die mit dem schmerzlichen Anblick eigenthümlich stimmte.

Schon sprach der Geistliche seine Segnungen. Der Arzt, den man an der Sonde in der Hand erkannte, öffnete eine Decke.

Auf einem langen runden Tisch lag, auf Matratzen und Betten, eine ausgestreckte, halb entkleidete jugendliche Gestalt. Gestreckt und schlaff lagen die Arme und Füße. Der edelgeformte Kopf war wachsfarben. An den Schläfen quoll noch Blut aus der tödtlichen Wunde. Das lange schwarze Haar war aufgelöst, ein Theil lag abgeschnitten daneben; der Sturz hatte die Hirnschale zerschmettert und eine Blutergießung verursacht. Schon trug das in den regelmäßigsten Formen gezeichnete Antlitz jenen Ausdruck der Ergebung, den der Tod uns verleiht, jene ernste Strenge, die so hoheitsvoll mit dem Abgeschiedenen versöhnt, selbst mit dem Verbrecher. Brust, Hand, die Symmetrie aller Formen war wie von Künstlerhand. Die Stirn nur klein, sonst aber und eben. Die beiden schwarzen Augenbrauen über den schwarzen Wimpern zeichneten sich wie zwei ernste Fragezeichen ab. Sie waren nicht rund, eher wellenförmig, wie bei allen leidenschaftlichen Naturen. Benno wagte noch nicht,

dauernd hinzusehen. Er fürchtete, sich selbst wiederzufinden — und die Züge des Kronsyndikus.

Während sich der Graf über die Leiche stürzte und lange nur schluchzend so ausgestreckt lag, dann wieder auffuhr und rief: Ich kann diese Glieder nicht kalt fühlen —! betrachtete Benno allmählich sein Ebenbild mit dem tiefsten Grauen. Er glaubte, jeder müßte ihm zuflüstern: Das sind ja Ihre Züge —! Besonders der Wuchs und die mehr runden als ovalen Formen des Kopfes waren dieselben, wie bei ihm. Die linke Hand der Todten ergriff er und bebte vor ihrer Kälte zurück. An den wellenförmigen Augenbrauen erkannte er den Vater, den er hatte im Winter bestatten helfen.

Der Priester hatte geendet und sprach einige Worte, die nicht dem Formular angehörten, Worte ohne Strenge. Der Arzt vereitelte jede Hoffnung. Das Halten eines Federflaums oberhalb der Lippen zeigte nicht die leiseste Bewegung.

Mit leidender Stimme bat der Graf, ihn allein zu lassen. Auch Benno bat er, er möchte eine Weile gehen. Nur eine Weile, wiederholte er. Er müsse mit ihm noch — jetzt zunächst aber mit der Todten reden.

Es war ein schauerliches Verlangen. Alle baten den Tiefgebeugten um Schonung seiner selbst. Da der Graf die Bitte wiederholte, so ging man.

Benno schwankte, ob er nicht dennoch bleiben sollte. Der Strom der Uebrigen drängte ihn mit fort. Die Diener sorgten, daß alle Neugierigen und auch die wirklich Theilnehmenden nach und nach sich entfernten. Niemand ließ man mehr ins Haus. Auch dahin brachte man es, daß sich allmählich die Menschen über die kleine Treppe oder in die Parkwege entfernten.

Benno stand unter den dunklen Tannen und suchte in dem vor ihm ausgebreiteten Panorama den vierspännigen Wagen

Er gedachte der Mondnacht auf Altenkirchen, wo die Mutter ihre Scheinehe geschlossen — Auch unter solchen Tannen entspann sich der Anfang dieser schmerzlichen Geheimnisse —! Zwar regte sich mächtig sein Drang, sich zu offenbaren; auf die Länge aber fühlte er, daß er schweigen mußte. Er hätte in die weiteste Ferne entfliehen mögen —! Bei jedem Geräusch zuckte er auf. Er glaubte den Wagen hören zu müssen, in welchem die Schicksalsmächte jetzt die Mutter heranzögen. Er sah Dämonen mit Fackeln ihre Rosse führen — und diese Rosse Feuer blasen aus ihren Nüstern. Der Boden unter ihm wankte.

Der Arzt und der Geistliche schlossen sich ihm an. Er hätte auch vor diesen fliehen mögen, wie vor allen. Er mußte mit ihnen eine Weile unter den düstern Tannen auf und nieder gehen. Das ägyptische Todtengericht fehlte nicht. Man ließ der Unglücklichen manche gute Eigenschaft. Dennoch nannte man sie eine Verirrung des Grafen und wollte für die Zukunft, wenn Angiolina am Leben geblieben wäre, keinen Bestand seiner ehelichen Treue verbürgt haben. Das hieß soviel, als: Sie ist zum Glück gestorben!

Benno war zu gebrochen, um dem festen Willen, der eben erst aus des Grafen Entschließungen gesprochen hatte, ein besseres Zeugniß zu geben. Auch war es ihm, als hätte er einen letzten Schmuck vom Grabe seiner armen Schwester damit genommen. Er ließ ihr darum ganz den Schein der Gefahr für den Grafen.

Die Begleiter kehrten zu neuen Ankömmlingen zurück. Es waren zwei Aerzte, begleitet von zweien der italienischen Offiziere, die sie aus der Stadt herbeigeholt, indem sie dort ihre Reitpferde zurückgelassen und einen Wagen genommen hatten. Auch die übrigen Offiziere, welche Angiolinen ins Casino gebracht, bei des Grafen Ankunft sich aber in die Parkwege zurückge-

zogen hatten, gesellten sich soeben zu dieser Gruppe. Olympia fehlte.

Daß sich der vierspännige Wagen wieder würde sehen lassen, wurde für Benno immer gewisser. Der Wagen hatte offenbar die Reiter verfehlt, hatte vielleicht noch eine weitere Ausfahrt gemacht und war mit dem Ereigniß noch nicht zusammengetroffen. Benno's Fassung mußte sich auf das Alleräußerste rüsten. Er dachte sich: Wenn die Mutter jetzt käme! Dann immer noch schweigen? Nein! ... Seine Nerven zuckten, seine Lippen fieberten, seine Augen verdunkelten sich bei diesem Gedanken. Er riß seinen Oberrock auf. Er fürchtete zu ersticken.

Mehrere der Offiziere näherten sich ihm und erzählten den Vorfall in einer sie in solchem Grade entlastenden Weise, daß der Graf seine Gereiztheit gegen sie zurücknehmen mußte. Auch waren sie inzwischen schon bei ihm an der Leiche gewesen.

Benno hörte nur. Der Traum eines Fieberkranken währte fort —! Eben kam der vierspännige Wagen langsam die Landstraße daher. Die Menschen, die bei Benno bald stehen blieben, bald vorübergingen, nannten den Namen der Herzogin von Amarillas.

Die Offiziere gingen theils der Herzogin entgegen, theils ins Casino wieder zum Grafen. Benno blieb hinter einer der großen Nadellaubpyramiden. Er stand, als müßte er sich vor dem ganzen Leben verbergen.

Eine hohe stattliche Dame, in Gewändern von südlichen, für unsern Geschmack nicht üblichen Farbenzusammenstellungen, mit grünem Atlaskleide, einem rothen Sammethut mit Maraboutfedern, stieg die Erlenholztreppe herauf, vermied das Casino, kam zu der Tannenallee und ging an Benno vorüber. Neben ihr hüpfte in trippelnder Unruhe Principe Rucca, noch immer mit

dem schwarzen Streifen an der Stirn. Noch zwei Herren und ein Diener folgten.

Der kleine Principe sah sich ängstlich um. Er wollte offenbar nur ungern bleiben. Hier war der Tod so nahe! Da erkannte er Benno hinter den Tannen, begrüßte ihn mit der ganzen der Situation entsprechenden, Ueberraschung, nannte ihn den „Salvatore della sua vita" und stellte ihn der Herzogin von Amarillas vor — den Sohn — der Mutter.

Die „Stimme des Blutes" ist eine Täuschung. Wo der Geist die Empfindungen nicht regelt, können diese nichts durch sich selbst erkennen. Die Empfindungen der Liebe, der Freundschaft durchströmen uns mit wonnigen Schauern; aber erst die Seele ist es, der Wille, der Gedanke, der den Empfindungen Ausdruck und Klarheit geben muß.

Die Herzogin von Amarillas, auf Benno aus einem bleichen Antlitz voll kalter Würde einen scharfen prüfenden Blick entsendend, wußte, daß dieser junge Mann zweimal der Gräfin Olympia, ihrer Pflegebefohlenen, begegnet war und daß heute in der Frühe, nach Abgabe der der Gräfin von den Dienern des Principe mitgetheilten Visitenkarte, sofort die Adresse Benno's von allen Lohnbedienten des Hotels hatte aufgesucht werden müssen. Schon die Diener kannten das Interesse, das die junge Gräfin an dem „Lebensretter" des Fürsten nahm. Nach einer Stunde wußte Olympia Maldachini Benno's Wohnung und seine Ausfahrt nach dem Schlosse Salem. Die Herzogin sah in ihrem Zögling eine Leidenschaft entstehen von jener Consequenz, die ihr wildes Naturkind sonst nur im Haß und Eigensinn besaß. Olympia beantragte die anstrengende, weit über ihre Kräfte gehende Partie, ins Gebirg zu reiten und das Schloß Salem zu sehen. Ein Widerspruch war da nicht möglich. Die Herzogin versprach

nachzukommen in Begleitung des Principe. Olympia ritt mit den Freunden ihres Verlobten, erlebte — veranlaßte vielleicht das Unglück und war jetzt zur Stadt zurück.

Der Name „von Asselyn“ auf der abgegebenen Karte hätte sich der Sängerin Fulvia Maldachini vom Dechanten her befestigt haben sollen. Ihr klang aber in der Erinnerung ein deutscher Name wie der andere. Sie war Olympia mismuthig nachgefahren, verlor ihre Spur, ließ dem Gebirge zu weiter fahren, kehrte zurück und hörte von dem vorgefallenen Unglück. Dem Principe war es peinlich, ein Haus des Todes zu besuchen. Er kam nur herauf, um die italienischen Offiziere zu begrüßen. Nachdem diese ihr Beileid bezeigt hatten, wollten auch sie mit ihm und der Herzogin zur Stadt zurück. Die Offiziere hatten, bis auf zwei, ihre Pferde. Für die Aerzte, für den Principe, für die Herzogin und die Unberittenen gab es jetzt statt eines zwei Wagen.

Principe Rucca war für Benno die Zuvorkommenheit selbst. Er konnte die Gefahr vor dem Elefanten nicht lebensgefährlich genug darstellen. Er erzählte auch jetzt noch jedem, daß ihn ein Elefant gestern hätte zum Frühstück speisen wollen. Benno antwortete und ließ das Erzählte gelten und wich ruhig aus. Der Principe mußte von seiner Verlobten Befehle erhalten haben, die auf eine sofortige Fesselung des ihr so Werthgewordenen gingen. Inständigst bat er, ihm gestatten zu wollen, daß er ihn heute Abend abhole und in eine Gesellschaft zum Cardinal Ceccone führe, der auch seinerseits bereits das lebhafteste Interesse an den Tag gelegt hätte, ihn kennen zu lernen.

Die Herzogin hörte mit einigem Interesse das in geläufigem Italienisch geführte Gespräch, wandte sich dann ab und unterstützte diese Einladung nicht. Ihr Lächeln gab ihr einen Schimmer der ehemaligen Schönheit. Sie war von ebenmäßiger,

schon zum Embonpoint übergegangener Gestalt. Ihr Auge dunkelbraun und voll Feuer. Die Augenbrauen überscharf gezeichnet. Das Haar nicht echt. Auch die Zähne schwerlich ohne Beihülfe der Kunst so wohl noch aneinander gereiht. Ihre Haut dunkel, etwas gelblich. Die Wangen, die Nase, das Kinn noch von plastischer Schärfe. Würde man ihr den geschmacklosen Hut genommen, den falschen Scheitel entfernt, das graue Haar aus der Stirn nach oben zusammengewunden, gefärbt, vielleicht mit Goldstaub überstreut haben, so wär' es eine jener Gestalten gewesen, in deren Betrachtung wir uns in Museen verlieren — eine Imperatorenmutter mit blutigen Erinnerungen! Terschka, der Jesuitenzögling in Rom, sah einen solchen Kopf als Herme in den quirinalischen Gärten des Heiligen Vaters.

Ist sie ganz todt, die Arme? näselte der junge Fürst. Ist es eine Verwandte vom Grafen? Sind Sie gern bei Todten? Ich nicht! Verweilen Sie noch lange hier? Kommen Sie mit uns zurück? Diniren wir vielleicht zusammen? Waren Sie bereits schon im „Schwan"? Gefällt Ihnen diese Gegend?

Benno stand nur hörend und sehend. Antworten zu geben war seine Zunge gelähmt.

Die Herzogin durchschritt die kleine dunkle Baumanlage — als wenn sie Benno's Gedanken errathen hätte, der sich sagte: Sieh sie dir nur an, diese nordischen Tannen, die du zu hassen soviel Grund hast —! Sie belächelte nach einem kurzen conventionellen Bedauern des „hier stattgehabten Unglücks" die Aeußerungen des Principe über die schöne Natur. Um das schönste Panorama von Berg, Strom, Wald, Ebene, und in der Mitte die von sonnigen Nebeln umzogene Stadt mit dem riesigen St.-Stephan, gleichgültig anzusehen, stieß sie mit der Fußspitze die Zweige aus dem Wege und verrieth nicht minder, wie der Principe, die größte Ungeduld, sich wieder entfernen zu können.

Als sie hörte, daß die Offiziere noch im Hause wären, sagte sie, man sollte doch den Grafen seinem Schmerz überlassen. Ist sie eine Verwandte von ihm? fragte sie dazwischen. Mit einer festen Betonung ihrer tiefliegenden und bei längerem Sprechen ungleichen, ja rauhen Stimme schloß sie: Was kann man da thun —!

Nicht düsterer erhoben sich ringsum die herrlichen Bäume, als Benno stand und sah und nur hörte.

Die Offiziere waren inzwischen wieder aus dem Hause getreten und erklärten, nur noch auf die Aerzte warten zu müssen, die sie wieder mit zurückzunehmen hatten. Vom Grafen sagten sie, daß er in den obern Stock, in die Wohnzimmer der Unglücklichen gegangen wäre. Angiolinens Stellung zum Grafen wurde mit drei Worten angedeutet.

Die Herzogin horchte auf. La Povera! sagte sie und wollte fort.

Für den Principe aber begann mit dem Worte: „Eine Geliebte des Grafen!“ der Vorfall interessanter zu werden. Er bekam nun Lust, die Unglückliche zu sehen.

Während er noch unschlüssig den Offizieren folgte, fragte die Herzogin den zurückbleibenden Benno, dessen starr auf sie gerichtete Augen ihr auffallen mußten:

Aus welchem Theil Deutschlands sind Sie?

Benno, nun entschlossen, sich ihr zu entdecken, nannte denjenigen Theil, der sie aufmerksam machen mußte. Aus der Gegend von Kassel —! sagte er.

Darauf hin betrachtete sie ihn schärfer. Ihr Auge blitzte. Vorher war sie nur so apathisch gewesen, weil sie an völlig anderes dachte — eben vielleicht an das, was Benno mit einem einzigen Worte traf. Benno hatte weniger von den Zügen des Kronsyndikus, als seine Schwester. Er glich mehr der Mutter,

Ganz sich sicher fühlend, fragte sie: Kennen Sie in jener Gegend ein Schloß — „Neiovo" —?

Sie meinte Neuhof —! Benno's Lippen bebten. Jede Möglichkeit, sich in ihrer Person geirrt zu haben, war nun verschwunden.

Neuhof? sagte er leise. Wittekind-Neuhof —? Das sind von Kassel mehr als funfzehn Meilen. Aber — in der Nähe Kassels, fuhr er fort, liegt — ein Schloß — mit einem Park voll solcher Tannen, wie Sie hier sehen — Meinen Sie vielleicht — Altenkirchen?

Die Herzogin hatte einen Fächer in der Rechten. Schon auf den Namen Wittekind-Neuhof schlug sie mit diesem Fächer unausgesetzt in die Linke. Altenkirchen —! sprach sie, fast die Sylben des schweren Wortes zählend, und nun traten ersichtlich hundert Fragen auf ihre Lippen. Die braunen Augen blitzten.

Eben kamen ihnen die Aerzte entgegen, zuckten die Achseln und riethen zum Gehen. Sie sagten, der Graf hätte sich vor allen Zeugen seines Schmerzes verborgen und wäre oben auf Angiolina's Zimmern. Im Hofe war alles still. Am Hause vorübergehend sah man auch, daß eben eine Dienerin mit verweinten Augen den großen Saal schließen wollte, wo die Leiche zurückblieb.

Die Herzogin stand auf das Wort „Altenkirchen" noch immer wie gebannt. Sie sah die düstere Hinterfaçade des Hauses mit den kleinen Entresolfenstern an und hauchte, wie von Erinnerungen durchschauert: Wie ein Grabgewölbe das —!

Eben hörte man das Drehen des großen Schlüssels — Es klang wie ein: Es ist vollbracht!

Blick hin! Komm! Zum letzten mal ist es möglich, daß du das eine deiner Kinder siehst! rief es in Benno's Innern. Die Seelenmesse für sie, von der du eben sprachst, wirst du

doch versäumen! Jetzt, jetzt, wo du eben hörtest, Graf Salem wäre ein Ketzer, laß dein Staunen, laß dein Fragen! In diesen stillen Saal ruft uns beide Angiolinens letzte Stunde —!

Kennen Sie die Familie der „Grafen" von Wittekind —? fragte die Herzogin.

Freiherren! verbesserte Benno. Eben diesem Geschlecht gehört Neuhof! sagte er.

Die Herzogin stand eine Weile sinnend; dann fragte sie: Sie bleiben noch hier?

Ich habe die Ehre, Ihnen heute meine Aufwartung zu machen!

Bei Cardinal Ceccone? Nein! dort bin ich nie! Aber speisen Sie morgen bei uns — im Palatinus!

Benno hatte dieser Aufforderung gegenüber keine sofortige Sammlung. Es schien, als wollte die Herzogin mit ihm über die Schauplätze ihrer Vergangenheit reden.

Fürst Rucca, der nun doch vorgezogen hatte, seinem Auge den Anblick einer wenn auch noch so schönen „Todten" zu versagen, war bereits an der kleinen Holztreppe, als plötzlich wieder der Graf erschien. Leise war er von oben gekommen, hatte schon seinen Mantel abgelegt, verbeugte sich der Dame, den Herren, reichte Benno die Hand und sprach: Sie sehen, ich bin nun hier zu Hause. Ich will so lange hier bleiben, bis die letzte schwere Pflicht erfüllt ist —!

Der Graf schien gekommen, um für heute von Benno Abschied zu nehmen.

Die Herzogin sprach ihre Theilnahme aus.

Madame, wandte sich der Graf zu ihr und sagte in französischer Sprache: Ich bin sehr unglücklich! Ich habe ein liebendes Herz verloren —! Und zu Benno sich wendend, fuhr er

mit unsicherer Stimme deutsch fort: Unsere Angelegenheit ist unterbrochen — Ich bin heute keines Gedankens mehr fähig — Ich fürchte auch jede Stunde die Ankunft meiner Mutter — Es wäre ein großer Act der Freundschaft für mich, wenn Sie die Güte hätten und nach Wien eilten, meine Mutter zu begrüßen und zu sorgen, daß sie auf dies Schicksal schonend vorbereitet wird — Sie liebte Angiolinen —!

Die Herzogin hörte so aufmerksam zu, als verstünde sie jedes Wort.

Benno erbot sich zu allem und bat nur den Grafen, er möchte seinen Kutscher benachrichtigen lassen, daß derselbe allein zur Stadt zurückfahren solle. Zur Herzogin gewandt, sprach er, in den beiden Wagen fände sich vielleicht noch ein Platz für ihn.

Ohne Zweifel! sagte die Herzogin, wandte sich aber jetzt zum Grafen, der sich zurückziehen wollte, und sprach plötzlich wie im heroischen Entschluß: Ich will erst noch die Unglückliche sehen!

Madame — lehnte der Graf ab. Es ist ein schmerzlicher Anblick —!

Perché! erwiderte sie. Kennen Sie etwas Schöneres, als den Tod? Gestatten Sie mir dies Opfer! Principe! rief sie. Meine Herren! Bedienen Sie sich Ihrer Pferde und des zweiten Wagens! Ich folge mit dem Herrn von — —

Asselyn! ergänzte der Fürst. Die Herzogin hatte Benno's Namen schon wieder vergessen.

Graf Hugo machte eine ablehnende Bewegung.

Benno jedoch, von Freude erregt bei allen Schauern, bedeutete den harrenden Diener der Herzogin, zum Wagen vorauszugehen, er selbst würde später seine Gebieterin hinunterbegleiten.

Der Graf ließ nun wieder den Saal aufschließen, bat mit stummer Geberde um Entschuldigung, daß er nicht zugegen sein



würde, und kehrte über die Stiege in Angiolinens Wohnzimmer zurück mit der ihm von Benno gegebenen Versicherung, daß er sofort auf die Herrengasse eilen würde, um für den Empfang der Gräfin Mutter und die vorsichtige Einleitung der Schreckensnachricht zu sorgen.

Die Herzogin betrat den dunkeln Saal. Benno folgte, schon an die erschütternde Situation gewöhnt.

9.

Mit fester Hand lehnte Benno die hohe Thür an und bedeutete die Dienerin, sie beide allein zu lassen. Ein spärliches Licht fiel in den weiten hohen Raum durch einen einzigen geöffneten Fensterladen.

Die Herzogin trat näher und sah auf die Todte, von deren Antlitz Benno ein leichtes Tuch wegnahm.

Welch schmerzlicher Anblick —! hörte er die Mutter leise sprechen. Wie jung und wie schön —!

Fünfundzwanzig Jahre —! hauchte Benno, gleichsam die Voraussetzung noch größerer Jugendlichkeit verbessernd.

Fünfundzwanzig Jahre schon —? sagte die Herzogin. In der That, das sieht man am Mund und an der Stirn. Großer Gott, die Stirn blutet noch! Warum mußte sie auch unserer wilden Olympia begegnen! Ihr Roß scheute. Daher dies Unglück. Glauben Sie auch, daß die Gräfin die Schuld trägt?

Benno hätte sagen mögen: Oder — Ich —! denn um meinetwillen kam wol Olympia! ... Eine elektrische Kraft gab ihm den Muth, zu erwidern: Das Leben ist eine Kette von Ursachen und Wirkungen. Auf die Art geben wir uns einander alle den Tod! Auch ohne die Gräfin würde diese Arme hier liegen!

In der That? Aber der Graf betet sie doch an? fragte die Herzogin.

Seine Liebe war ein schöner Traum! Vor einigen Stunden sagte er ihr, daß sie erwachen müßte.

Ich verstehe —! sprach die Herzogin seufzend. Armes Kind und du wolltest kein Erwachen! Wen heirathet der Graf?

Eine Gräfin Paula von Dorste-Camphausen, Nichte des Kronsyndikus von Wittekind-Neuhof!

Die Herzogin zuckte auf, erhob sich, sah geisterhaft um sich, betrachtete Benno, dann athmete sie tief und schwer und beugte wieder das Haupt.

Benno hatte nicht die Grausamkeit gehabt, den Namen seines Vaters zu scharf zu betonen. Er knüpfte gleichsam nur an die Erwähnungen von vorhin an.

Sie kannten — diesen Syndikus der Krone? sprach die Herzogin und rang nach Gleichgültigkeit.

Benno erwiderte: Ich sah ihn nur auf der Bahre, als man ihn in die Gruft seiner Väter senkte —! Da lag er — ganz ebenso, wie hier —! Er hielt inne, um nicht zu viel zu sagen.

Eine lange Pause trat jetzt ein und schon wollte sich die Herzogin, die das Bedürfniß zu haben schien, sich im Wagen von Benno über jene Familie, der sie so nahe stand, mehr erzählen zu lassen, zur Thür wenden. Jetzt oder nie! riefen Benno's innere Stimmen und so wagte er das Wort: „Seine Tochter" — das er nicht ausgesprochen, zu umschreiben. Ich denke mir, sagte er, daß der Kronsyndikus in seiner Jugend Aehnlichkeit mit den Gesichtszügen dieser Unglücklichen dort hatte. Sehen Sie nur diese Stirn! Tritt sie nicht ganz so — trotzig hervor, wie — bei — jenem — Tyrannen?

Das Antlitz der Herzogin vibrirte. Sie horchte der seltsamen Vergleichung hoch auf.

Benno, dem Himmel über seine Gewandtheit dankend, sich in der Sprache seiner Mutter ohne Hinderniß ausdrücken zu

können, fuhr fort: Sehen Sie, da liegt noch die Schere, womit der Arzt die Haare von der Wunde wegschneiden ließ. Die schönen Haare —! Ich nehme diese Locken zu deinem Angedenken mit, arme — arme — Schwester!

Diese Anrede wurde, wenn auch mit zitterndem Herzen doch fest gesprochen und die Herzogin fuhr zurück; sie mußte glauben, den jungen Mann plötzlich von Irrsinn befallen zu sehen. Ernstlich suchte sie jetzt die Thür.

Ich nenne dich Schwester! rief Benno noch lauter und deutlicher und bannte damit den Schritt der Entfliehenden. Finden Sie nicht, Herzogin, daß ich ganz auch die Züge der Unglücklichen habe?

Die Herzogin blieb wie auf der Flucht. Sie glaubte einen Narren reden zu hören. Dennoch verglich sie seine Züge und die der Todten.

Nicht ohne Grund sprach ich von dieser Aehnlichkeit mit dem Kronsyndikus — Denn, Herzogin, ich selbst bin mit dem Kronsyndikus verwandt!

Die Herzogin konnte nicht mehr von der Stelle.

Asselyn! sprach Benno. Hörten Sie denn niemals diesen Namen?

Die Herzogin besann sich, biß krampfhaft auf ihre Lippen und starrte Benno an.

Es gab doch einen Freund des Kronsyndikus — Einen Abbate — Francesco! Kannten Sie den Abbate Francesco nicht —?

Die Herzogin machte eine Bewegung, als hätte sie der Stich einer Schlange getroffen. Ist das — Ihre Familie —? sagte sie mit lauerndem Blick. Als Benno schwieg, wollte sie, von einem furchtbaren Gedanken des Mistrauens beschlichen, den unheimlichen Saal verlassen. Sie sah sich um ... Sie schien sich noch auf einen andern Priester als Abbate Francesco zu besinnen, vielleicht auf den Pater Stanislaus — Sie sprach: Graf Salem-

Camphausen — sagten Sie vorhin —? Aber gehen wir! lächelte sie dann und nahm gleichsam die Frage wieder zurück.

Vergebung, Herzogin! sprach fester und fester auftretend Benno. Noch kann ich mich von hier nicht trennen! Dies Blut ist mein eigenes! Ein Geheimniß, Herzogin —! Sie werden mich nicht für wahnsinnig halten! Ich suche eine Schwester! Ich glaube sie in dieser Unglücklichen gefunden zu haben! Still, still! Unter uns!... Noch einmal, finden Sie nicht, daß wir uns ähnlich sehen?

Die Herzogin bebte wieder zurück über den Ausdruck in den Zügen des jungen Mannes.

Arme Schwester! fuhr Benno fort. Dein Schutzgeist geleitet dich zum Paradiese mit trauernder Miene. Sie wird Einlaß finden, Herzogin, nicht wahr? Denn ich und meine arme Schwester, wir beide haben eine Mutter, die uns verlassen konnte! Eine Mutter ist die Vorsehung ihrer Kinder — Sie haben recht, was sagten Sie eben? Eine Mutter kann in ihrem Kinde den Vater hassen —? War es nicht das?... Nicht alle sind so groß oder ruchlos, wie Ihr Cardinal Ceccone, der in seinem Kinde — die Mutter zum zweiten male liebt!

Jetzt hatten sich Benno's Züge wirklich verzerrt. Aber die Herzogin, die, um zu entfliehen, an der Thür gestanden hatte, drückte diese jetzt nur noch fester zu. Sie fürchtete diese Züge nicht mehr, sondern blieb wie trotzend stehen.

Vergeben Sie, Herzogin! fuhr Benno fort. Wir wollen die Ruhe meiner Schwester nicht stören. Aber mein Geheimniß! Nicht wahr, ein Geheimniß für Sie und mich? Auch ich glaubte von Zigeunern herzustammen, wie diese Arme — wenigstens aus Spanien glaubte ich zu kommen. Ich entsinne mich einer Frau, einer jungen schönen Frau, die mich zuweilen — ich konnte nur ein Kind von drei bis vier Jahren sein — holdselig anlächelte,

zuweilen auch wol eine Thräne auf mich fallen ließ — oder es konnten wol auch am Kindesauge nur ihre Diamanten haften geblieben sein. Herzogin, da erfuhr ich plötzlich, daß ich eine Schwester habe! Sie ist geboren mitten auf der Landstraße — Mitten unter den Schrecken des Kriegs, auf der Flucht — Vor fünfundzwanzig Jahren — Von einer Mutter, die eine Italienerin — eine Sängerin war. Sie hieß —

Basta così! schrie die Herzogin mit dem Tone der Furie. Sie lief auf Benno zu, ergriff seine Hand, sah sich wild um, richtete ihre beiden, noch der höchsten Glut fähigen Augen auf nur drei Zoll Nähe dicht gegen die seinigen und starrte ihn wie die Erinnye an. Schurke, der du bist! fuhr sie fort. Nachfolger des Paters Stanislaus! Nun weiß ich alles! Hier, hier in diesem Hause wohnte Pater Stanislaus, Wenzel von Terschka! Sollst du es besser machen, als der undankbare Teufel, der dem Al Gesù seinen Spaß verdorben hat —?

Mutter —! rief Benno auf dies entsetzliche Wort aus der tiefsten Tiefe des Schmerzes, des Mitleids, der Liebe und des Erstaunens hervor. Mutter, was redest du —!

Sein Ton war so zart, so innig, daß solche Worte von keinem Betrüger kommen konnten. Jetzt starrte ihn die Gefolterte an. Die verzerrten Züge ihres Antlitzes milderten sich, das Auge, immer sich einbohrend in die Augen Benno's, verlor seine stechende Schärfe, immer schwankender wurde ihre Haltung, die Hände suchten einen Halt, sie sank — Benno stürzte auf sie zu und überwunden lag sie in seinen Armen.

Eine Weile währte es, bis sie sich aus einer Ohnmacht erholt hatte. Benno lüftete ihren Hut, der dann sofort zur Erde fiel. Das Haar verdeckte ein Netzwerk, worunter ein ehrwürdiges Grau schimmerte. Erst allmählich gewann sie Sprache

und hauchte, zu ihm aufblickend und obwol schon tief noch zweifelnd, doch schon mit Zartheit: Ce — sa — re —?

Julius Cäsar —! bestätigte Benno, richtete die Augen auf die Leiche und sagte: Und diese nannte man Angiolina —! Wir sind beide deine Kinder!

Wie irr erhoben sich die Augen der Mutter bald auf Benno, bald auf die Leiche, bald gen Himmel. So währte es eine Weile. Dann gingen die Blicke nur noch vom Sohn zur Tochter und gleichsam vom Tode wieder zum Leben hinüber. Endlich riß sie sich wild los und rief: Licht! Licht! Die Fenster auf! Ich muß meine Kinder sehen! Meines Mörders Kinder! Ha! Ha ha! — Wach auf, wach auf, Mädchen! Ich kenne dich ja noch nicht —!

Benno gewann zuerst die Fassung wieder. Man hörte Geräusch, Schritte eines Kommenden. Es klopfte leise. Es war der Graf, dem das lange Verweilen und das bei der Leiche entstandene laute Sprechen hatte auffallen müssen. Die Herzogin lag ausgestreckt über der Leiche, verbarg ihr Haupt und war selbst wie entseelt.

Der Graf durfte diesen Ausdruck weiblicher Theilnahme an einer Südländerin natürlich finden und folgte Benno harmlos, der ihn mit äußerster Beherrschung seiner selbst aus dem Saale zog.

Die Herzogin blieb allein zurück. Sie sah um sich, tastete hin und her, stürzte auf die Leiche, riß sich wieder auf, nahm den ihr entfallenen Hut, drückte ihn auf das Haar, das sie erst hatte zerwühlen wollen. Dann nahm sie mit irrer Geberde die abgeschnittenen blutigen Locken Angiolinens und verbarg sie so schnell, als wenn sie einen Diebstahl beginge. Nun preßte sie wieder einen Kuß auf die Lippen der Todten, dann wandte sie sich und wollte wieder zurück.

Der Graf stand inzwischen wieder in der Thür.

Wir verweilten lange bei dem lieblichen Engel — sprach sie jetzt in kurzen Sätzen. Segne Sie — Gott, Herr Graf, für die

Liebe, die Sie ihr schenkten —! Es gibt nur Eine Liebe — mag sie Namen haben, welche sie wolle!

Benno nahm, da sie zusammenzusinken drohte, ihren Arm, obgleich ihm der seinige selbst zitterte.

Der Graf dankte für so viel Theilnahme und begleitete beide bis an die weißschimmernde Stiege, rieth freundlich zur Vorsicht, empfahl Benno seine vorhin ausgesprochene Bitte und nahm zum zweiten mal von einem Beileid Abschied, das alles das zu erkennen und anzuerkennen schien, was jetzt in ihm vorgehen mußte.

Ohnmächtig sinkend, ja stürzend schwankte die Herzogin die gebrechliche Stiege hinunter. Unten standen zwei Diener. Der Schlag des vierspännigen Wagens flog auf. Benno folgte der zusammengebrochenen Frau, indem er sie mehr trug, als führte. Sie sank in ihren Sitz. Er selbst stieg ihr nach...

Der Schmerz der Herzogin konnte allen erklärt erscheinen aus dem im Saale empfangenen, an das gemeinsame Menschenloos erinnernden Anblick. Die vier Rosse zogen an. Pfeilgeschwind flogen sie dahin.

Cielo —! Destino —! Manda mi la morte —! Mit diesen Worten brachen die Empfindungen der Herzogin aus. Benno ergriff ihre Hände. Es war wie eine zweite Geburtsstunde, die sie erlebte. Ihre Zähne klapperten.

Allmählich schlug sie die Augen auf, betrachtete Benno und wollte mit der Geberde einer Fieberkranken die mitgenommenen blutigen Locken küssen.

Benno riß diese fort und umschlang die Mutter mit seinen Armen.

Wieder versank sie in Ohnmacht und fieberte laut.

In dem weichgepolsterten Wagen ging es auf der Landstraße eine Weile dahin wie in einem lautlosen Zimmer. Als der Wagen dann eine kleine Höhe bergan fahren mußte und es nun

langsamer ging, schlug die Herzogin die Augen auf, rang die Hände, riß Benno an ihr Herz und küßte ihn. Du bist es! rief sie. Wüßte es doch alle Welt! setzte sie hinzu.

Mutter —! lehnte Benno einen Wunsch ab, der fast wie eine Besorgniß klang.

Wer weiß es noch sonst? fragte sie.

Ich in dieser Stadt allein! antwortete Benno. Er deutete auf sein Herz.

Meine Ahnung ist erfüllt! sprach sie. Mit bangem Herzen bin ich nach diesem Lande gekommen. Ich ahnte, daß ich alles das erleben würde!

Nicht aber in dieser Form! klagte Benno das Geschick an. Nicht mit solcher Grausamkeit! Das Leben im Tode zu finden! Und gewiß, du zürnst mir?

Sie schüttelte den Kopf. Niemand weiß es? fragte sie wiederholt und zweifelnd.

Vier fremde Priester, bestätigte Benno; dann ich und mein Bruder — der Präsident von Wittekind — aber Friedrich ist mein Freund und jetzt auch der deine.

Sie fand sich langsam zurecht und begann: Aber wer weiß, ob ich deine Stimme gehört hätte, wäre sie nicht unterstützt gewesen vom Schweigen einer Todten — Angiolina —! ... Ja, ich hatte mich mit Haß gerüstet, mein Sohn. Hätte es Gott nicht so verhängt, daß ich meine Kinder so — so wiedergesehen — wer weiß —! ... Angiolina —! Sie war — eine — Verlorene —!

Benno unterbrach diese Gedankenreihen und fragte im Tone eines liebevollen Vorwurfs: Selbst auf deine Kinder wolltest du den Haß werfen?

Ja, mein Sohn! bestätigte die Frau, deren Lippen noch immer wie vor Fieberfrost auf und zu gingen. Dann fuhr sie, an

Angiolinens Verirrung anknüpfend, fort: Es liegt eine wunderbare Macht in dem Gesetz! Dennoch kann sich eine Frau von ihm verirren und vergißt alles, wird sie nur geliebt, Urtheil der Welt und künftiges Gericht. Täuscht sie aber der, um den sie alle Vorwürfe der Welt ertrug und alle Sünden beging, so welkt ihr jeder Baum und jede Farbe verbleicht ihr. Ja schon damals haßte ich dich ebenso, wie ich dich, als du noch unter meinem Herzen ruhtest, geliebt habe. Ich schleuderte — Angiolinen — wie eine Last von mir. Ihm zu Füßen —! Da hast du, was dein ist, Schurke! Ich sah mein Kind nur einmal — als es ins Leben trat. Das wird vor Gott ein Verbrechen sein — aber er strafte mich schon jetzt durch das Verhängniß, daß ich so mein Kind wiedersehen mußte —! Sie versank in Thränen und küßte die blutigen Locken.

Sei versöhnt! sprach Benno mit Milde und wie einer, der, an ein mühevolles Ziel glücklich angelangt, erschöpft zusammenbricht.

Dir bin ich es, mein Sohn! wandte sich ihm die stolze Frau zu, jetzt, wie um ihn zu ermuthigen und mit zärtlichstem Tone, wie eine Braut so weich — Aber Medea — erhob sie sich wieder — Medea schlachtete dem treulosen Vater — ihre Kinder! Nein, nein! beschwichtigte sie gleichsam. Wie kommt das alles — daß du hier bist? Suchtest du mich? Woher weißt du deinen Ursprung?

Benno sammelte sowol sich wie die Mutter am zweckmäßigsten durch die vollständige Erzählung der ihm allmählich gewordenen Enthüllungen. Er schloß seine kurzgefaßten Mittheilungen mit dem Wort: Die Kirche anerkennt jedenfalls deine Ehe —!

Sprich das nicht aus! entgegnete sie. Meine Feinde haben mir mit lächelnder Miene dieselbe Andeutung gegeben .... Meinen Frevel, die Hand des Herzogs von Amarillas zu nehmen, die

ich nahm aus Stolz und Scham über mich selbst, verzeiht das Gesetz; denn ich kannte die Lehre der Kirche nicht. Ich wußte ja, daß mich dein Vater betrogen hatte und war frei.

Wann erfuhrst du das —?

Als ich einige Laute dieser eurer rauhen Sprache erlernt hatte, dieser Sprache, die du nur schön sprichst, mein Sohn! Als ich ein Flüstern zu verstehen anfing, wenn Wittekind mit seinen Freunden zusammen war, ich auf meine Anerkennung drängte und in meine Pflichten nach Kassel nicht mehr zurückkehren zu wollen erklärte, so oft ich auf Neuhof war. Ich erlebte die Grausamkeit des Mannes — O mein Cäsar — hast du etwas in deinen Zügen von diesem Tyrannen —? Jesus ja, ganz bist du sein Bild —!

Nicht im Herzen! sagte Benno, schlug die Augen nieder und zog die Mutter an sich.

Eines Tages warf er mich in einen Kerker! fuhr sie fort. Er ließ mich hungern. Ich schrie um Hülfe. Zuletzt konnt' ich nicht mehr. Er kam in die unterirdischen Gewölbe und kniete an meiner Thür und weinte —! Ja Cäsar, er konnte bestrickend sein, wenn er wollte und Nachsicht bedurfte wie ein Kind. Das geschah zweimal — Ich saß in den untersten Gewölben und fror und hungerte — ich, sein rechtmäßiges Weib — wie ich damals noch — und freilich nur noch das erste mal glauben durfte ... Mich bewachte ein Teufel von einem Weibe —!

Brigitte von Gülpen! ergänzte Benno. Sie strafte der Himmel! Sie ist ermordet worden.

Gott wird ihrem Mörder zum Paradiese verhelfen! Brigida hieß sie —! Ja! Ich vergesse den Ton nicht, wenn sie sich meldete und ich rief: Wer da! Sie spitzte dann den Mund und lockte mich: Täubchen! Sie hätte mich würgen können — wie eine Taube!

Sie selbst starb ganz so, sagte Benno und erzählte den Tod der „Hauptmännin“. Dann fuhr er fort: Aber sie hatte eine Schwester — Petronella hieß sie — Ihr dank' ich mein Leben, meine Pflege, meine Erziehung. Meinem Onkel, dem Abbate Francesco, verdank' ich meinen Namen. Ich hieß der Sohn seines Bruders. Vor der Welt heiß' ich Benno von Asselyn.

Julius Cäsar von Wittekind heißt du —! Und nach mir auch noch Montalto —! So verbesserte sie stolz und fuhr in den sie erleichternden Erinnerungen fort: War ich ermüdet und kraftlos und verhallte ohnmächtig an den Wänden meine Stimme, so kam dein Vater und beschwor mich, ihm zu vertrauen. Er wehklagte, er könnte mich noch nicht anerkennen. Er verlöre die Hälfte seines Vermögens. Auf seinem Witthum beruhte seine ganze Kraft und mit der zweiten Heirath würde er der Sklave seiner Kinder werden. Er nannte Namen, die ich bald vergaß, Verhältnisse, die meine Begriffe überstiegen. Er bat, er flehte hinter dem Gitter, wo mich der Nichtswürdige gefangen hielt. Er kniete nieder, schilderte mir eine glänzende Zukunft —! Ich ließ mich bethören und versprach zu schweigen und nachzugeben. O diese Augenblicke, wenn er den Schlüssel zog, wenn er meine Schwüre hören wollte, daß ich ihm verziehe, erst mir ein Pistol entgegenhielt und mich doch dann wieder mit Küssen verlocken wollte, die er durch das Gitter mir bot — Was hab' ich gelitten, mein Sohn —!

Benno umarmte sie, streichelte ihre Wange, küßte ihre Hände. Von dem Vater sagte er: Er starb im Wahnsinn! Er starb — ein Geächteter, wie zur Sühne solcher Frevel. Einen seiner frühern Freunde hat er erstochen —

Dessen war er fähig! Wär' es nur einer von denen gewesen, die mich betrogen in der Kapelle zu Altenkirchen! Und doch, sagst du, wurde einer von ihnen dein zweiter Vater? Lebt noch

der Abbate? Ich glaubte, gerade der wäre bestimmt gewesen zur ewigen Verdammniß! Gerade er machte, und wie aus Achtung vor mir, den Ministranten — er, ein Priester! Als wir ins Schloß zurückkehrten nach der Trauung, sagte ich ihm noch Dank für die Ehre, die er mir gewährt hätte! Als er dafür meine Hand küßte, zitterte freilich die seinige. Der falsche Priester aber war ein Jude — Jahrelang noch betrog er mich — Auch in der großen Kathedrale von — wie hieß der Ort — Witoborn — Er las die Messe. Ich wußte damals nicht, daß es seine erste war! Später erst erfuhr ich's, als ich anfing, mich heimlich nach ihm zu erkundigen. Kurz vor der Flucht des Hofes von Kassel, längst schon in Angst um Wittekind's kaltes Benehmen, in Hoffnung mit Angiolinen, in Angst vor den wilden Kosackenhorden, die schon bis dicht an die Thore schwärmten, nach der großen Schlacht bei — Leipzig, sagte mir's Wittekind ins Gesicht, daß er mein Bleiben nicht länger dulden würde und daß ich gar nicht sein Weib wäre. Trommelwirbel fielen in diese Worte. Die Glocken läuteten Sturm — Feuer! rief es in den Gassen. Schon brannt' es in den nächsten Dörfern. Besinnungslos folgt' ich der allgemeinen Flucht. In der unglücklichen Lage eines Weibes, das die Zwecke der Schöpfung erfüllen soll, ward ich von den Angehörigen der Operntruppe, zu welcher ich gehörte, fortgerissen. Schon am Abend, in einer Scheune, auf dem Wagen eines Kunstfeuerwerkers unsers Ballets, kam ich nieder. Ich raffte am andern Morgen den letzten Rest meiner Kräfte zusammen, stoße das Kind, wie alles um mich her, von mir — Die Gesellschaft wird von den Vorposten der Russen auseinander gesprengt — Ich gelte für eine Todte — So kam ich auf einem Bauerwagen nach Frankreich, verfolgt von den uns überall höhnend zugerufenen Worten: Das ist der Hof des Königs Hieronymus! Ich verfiel in eine lange Krankheit, nach

der ich mich erst allmählich auf alles besinnen konnte, was mit mir geschehen war.

Arme Mutter —! sprach Benno und suchte sie zu beruhigen.

Aber die Sprecherin war in mächtigster Erregung und fuhr fort: Der Krieg kam näher und näher. Ich benutzte meine ersten wiedererlangten Kräfte, um an Wittekind zu schreiben; auch an den Bischof von Witoborn, dem ich jedoch alles so mitzutheilen, wie es war, noch Anstand nahm; in eben solcher Zurückhaltung auch noch an die Behörden. Aber letztere wurden überall eben neu eingesetzt. Wittekind antwortete nicht. Die Scham und die Verzweiflung über meinen eigenen Unverstand, meine grenzenlose Dummheit, die ich bewiesen hatte, waren größer noch, als mein Rachegefühl. Ich suchte mich der Welt zu verbergen und verrieth niemanden, was mir geschehen war. Meine nächsten Vertrauten und Umgebungen wurden durch die Zeitumstände von mir gerissen. Nachrichten über ein Bauerhaus einzuziehen, wo du, mein Sohn, lebtest, wurde unmöglich — Von Angiolina hört' ich nichts mehr — Die Welt war nur vom Lärm und Jammer des Krieges erfüllt. So bracht' ich einige Monate in dem damals selbst verzweifelnden, unheimlichen Paris zu. Da lernte mich der Herzog von Amarillas, Marquis Don Albufera de Heñares, kennen — Die Mutter hielt inne, um neue Kraft zu schöpfen . . .

Benno bat sie, sich zu schonen. Bei dem Wort, das er aussprechen wollte: Er würde sie ja nun oft sehen können! stockte er. Wir sehen uns in Rom! verbesserte er sich.

Nein, schon hier! wollte sie mit überwallendem Gefühl ausrufen; doch auch sie unterbrach sich und gestand, ihre Stimme dämpfend: Meine Lage ist — nicht so — wie ich wünschen möchte!

Benno sah, daß in Wien seine Aufgabe erfüllt war. Was sollte er noch hier? Sollte er wie Hamlet einen ungeheuern

Schmerz im Busen tragen und ihn im Gesellschaftsleben vertändeln — in einem Liebesroman mit Olympien?

Die Herzogin fuhr fort: Die Feinde hatten Paris genommen. Ein Flüchtling vor Napoleon, kehrte der Herzog mit dem vertriebenen Ferdinand VII. nach Spanien zurück. Er kam aus England und erkrankte in Paris. Hier wohnte er in einem Hause mit mir. Der Streit unserer Meinungen hinderte nicht die Annäherung der Sympathieen. Der Herzog war alt und gebrechlich. Seine verarmte Lage rührte mich. Ich fing wieder an zu singen und theilte mit ihm, was ich hatte. Dennoch war, was ich that, nur Rache an Wittekind —! Er hatte mich endlich mit Geldmitteln bedacht und seinen höhnischen Spott und eine teuflische Bitte um Verzeihung hinzugefügt — Es war Rache, daß ich ihm als „Herzogin" antwortete und ihm ebenso höhnisch, wie er geschrieben, „seine" Kinder empfahl, für die er zu sorgen gelobte, denen ich aber — Gott wolle mir verzeihen! — wie allem fluchte, was mich an ihn erinnern konnte.

Benno erkannte die psychologische Möglichkeit.

Nach einer starren Betrachtung der blutigen Locken Angiolinens fuhr die Mutter fort: Ich reiste nach Madrid. Der Herzog, mein Gemahl, hatte eine Stellung am restaurirten Thron der Bourbonen erhalten. Bald jedoch kehrte Napoleon von Elba zurück; auch in Madrid erhob sich die Revolution. Der Herzog erlag den Anstrengungen einer Flucht vor der Cortesregierung nach Portugal und starb. Wieder stand ich allein, wieder ohne Schutz und Lebenshalt; jetzt bereuend, daß ich mich selbst so rasch zu dieser Veränderung meiner Ansprüche auf Wittekind hatte bestimmen können —! Ich reiste nach Rom. Von dort begann ich in meiner ersten Verzweiflung, mit Schloß Neuhof zu correspondiren und einlenkende Schritte zu thun. Als diese zu nichts führten, drohte ich. Man schrieb mir oder ließ mir

schreiben. Ich empfing einiges Geld, im übrigen nur die alten höhnischen und bäurischen Scherze und Bitten um Verzeihung. Las ich diese Briefe, so hörte ich das wiehernde Gelächter, das dein Vater zuweilen ausstoßen konnte, sogar ein Gelächter für sich ganz allein —! Dann jubelte er über seinen Verstand und über die Dummheit der ganzen Welt.

Das wandte sich traurig genug! sagte Benno. Er selbst starb in völligem Irrsinn. Jérôme, sein zweiter, gleichfalls geisteskranker Sohn, starb im Duell. Auch Friedrich, der Erbe, ist nicht glücklich. Doch bin ich mit Friedrich einverstanden und befreundet. Er kennt meine Reise hierher und billigt die Begegnung mit dir. Befiehl du selbst! Er ordnet sich allen deinen Wünschen unter!

Die Herzogin horchte aufmerksam und überlegte. Sie schien das Fortwalten des Geheimnisses vorzuziehen. Wenigstens sagte sie: Mein Sohn! Ich bin die Tochter eines Marchese im Ravennatischen, der sein Vermögen verlor. Ich mußte früh an die Verwerthung eines Talents denken, das mich und die Meinigen ernährte. So legte ich den Namen der Marchesina von Montalto ab und nannte mich Fulvia Maldachini. Von Rom kam ich erst nach Parma. Von dort nach Mailand, von Mailand nach Paris, von Paris nach Kassel. Ich kannte diese ganze dortige fremde Welt nicht und verachtete sie. Meine einzige Umgebung war eine alte Römerin, die mich singen gelehrt hat. Sie war halb erblindet, erschien aber durch ihre Manieren geeignet, meine Duenna vorzustellen. Auch sie verstand die Welt nicht, wo wir mit Anstand lebten. Ich genoß die größten Auszeichnungen und hatte selbst die List des Königs zu fürchten. Ich war tugendhaft, mein Sohn! Ich rühme mich nicht, ich war es vielleicht nur — aus Stolz. Den Freiherrn erhörte ich erst, als er mir die heimliche Ehe anbot und ich sie vor Gott,

einem Pfarrer oder dessen Substituten und mehr als zwei Zeugen, die hingereicht hätten, richtig geschlossen glaubte. Meine Entbindung von dir fiel in die Zeit der Ferien an unserer Bühne. Ich genas in einer der kleinen Meyereien, die zu den Besitzungen deines Vaters gehörten. Eine Bäuerin nährte dich. Noch war deine Geburt eines Familienstatuts wegen zu verbergen, aber du hattest meine ganze Liebe. Nie konnte ich dich in den schmuzigen Umgebungen wie ein Bauernkind sehen, ohne mit deinem Vater sofort die ernstesten Kämpfe über die endliche Enthüllung unsers Geheimnisses zu beginnen. Anfangs erfolgten die Beschwichtigungen in Güte. Die spätere Wendung erzählte ich dir schon. Wäre ich nicht von den Pflichten meines Berufs, den ich liebte und den ich so viele Meilen von Neuhof entfernt ausübte, gebunden gewesen, ich hätte so lange mein Geheimniß nicht bewahren können. Als ich endlich den Betrug durchschaute, übertrug ich meinen Haß auch auf meine Kinder. Und ich sag' es dir, Cäsar, ich würde dich und Angiolina nie anerkannt haben ohne diese heutige Wendung des Geschicks, die mir so schreckhaft sagte: Der Mensch lasse die Rache dem Himmel —! Oft befiel mich melancholische Sehnsucht nach den beiden Wesen, die ich unterm Herzen getragen. Einmal — ja, da war ich nahe daran, mich zu entdecken, als jener Pater Stanislaus —

Wenzel von Terschka —?

Du kennst ihn also! Als dieser Pater nach Deutschland reiste und sich mir empfahl. Ich lebte jedoch schon damals in Verhältnissen, die mir die Festhaltung meiner Stellung als Herzogin von Amarillas zur unbedingten Pflicht machten. Und noch jetzt — mein Sohn — — Die Erzählerin stockte und wandte sich ab.

Benno glaubte eine Beschämung zu sehen, die Anstand zu nehmen schien, von Cardinal Ceccone, als ihrer dritten Verbindung, zu sprechen. Ein unendliches Weh legte sich auf sein Herz.

Mein Sohn, sprach die Herzogin, seine Gedanken errathend, wenn Cardinal Ceccone in allem so heilig wäre, wie in seinem Verhältniß zu mir, so würde man ihn nach seinem Tode kanonisiren dürfen. Eher kannst du in Rom hören, daß — Ceccone, wie Papst Alexander Borgia, seine eigene Tochter liebt, als das Wort, die Herzogin von Amarillas stünde in einer nähern Verbindung mit ihm, als der, die — Duenna seiner „Nichte" zu sein! Ach, mein Sohn, du siehst mich hier mit vier Pferden fahren, Bediente umringen mich, ein römischer Principe reicht mir den Arm, um mich in die kaiserlichen Theater zu führen, in die Loge des mächtigsten Staatsmannes — ich bin nichts als eine Gouvernante!

Benno ergriff gerührt die Hand der Mutter und sah in ihre umflorten Augen.

Unter unsern Cardinälen, fuhr sie mit schmerzlichem Lächeln fort, gibt es einige, die es verdienen, Muster der Christenheit genannt zu werden. Ihre Zahl ist nicht groß. Die übrigen theilen sich in zwei Klassen. In solche, von denen die Gelübde aus Indolenz gehalten worden, und in solche, welche die Natur nicht betrügen können. Alle aber, selbst die letztern, bewahren den Anstand. Saltem caute! ist unsere römische Devise. Um die immer prüfend und lauernd auf sie gerichteten Blicke der Menschen, namentlich der Priester, zu zerstreuen, zeigen sich die Cardinäle absichtlich ganz weltlich, leichtsinnig, gesellschaftsbedürftig und darum doch nicht anstößig. Das ist, wie die Frauen im Cicisbeat einen Deckmantel für eine in ganz anderer Sphäre versteckte Leidenschaft haben. Jeder Gatte läßt seine Gemahlin ruhig mit dem Cicisbeo gehen. Dieser ist der Freund des Hauses, der Freund des Mannes, der Beschützer der Frau, deren anderweitige Verhältnisse am wenigsten der Cicisbeo kennt. So haben auch die Cardinäle ein Haus, an das sie attachirt sind, wo sie

Audienzen geben, wo sie sich ausruhen, Whist spielen und wirklich, wenn auch mit den leichtesten Formen, doch die Tugend und Entsagung selbst sind. Das weiß in Rom jedermann. Cardinal Ceccone kann sich nach seinen Arbeiten in der Sacra Consulta nirgends anderswo erholen, als bei der Herzogin von Amarillas und bei dieser würde es hergehen so still und so fromm, wie im Kloster von Camaldoli, wenn sich nicht Olympia mit den Jahren immer gefahrvoller entwickelt hätte — Cäsar! unterbrach sich hier die Sprecherin und betrachtete Benno mit einer Mischung von Staunen und Schrecken — wie war es nur möglich, daß gerade du, du mein Sohn, Cäsar von Wittekind, es sein mußtest, der — Doch nein! fuhr sie plötzlich auf. Fliehe Olympia! Was sie liebt, zerreißt sie!

Benno gerieth in die größte Verwirrung. Seine Ueberzeugung, daß er nichts mehr seit dieser Stunde in Wien zu vollbringen oder abzuwarten hätte, mehrte sich.

Die Mutter fuhr fort: Ich bin nicht die einzige Herzogin, lieber Sohn, die in Roms dunkelsten Gassen wohnt und nur — in den Kirchen, deren wir zu diesem Zweck Gott sei Dank genug haben, von einem ihrem Stand gebührenden Glanze umgeben ist. Man ist arm, aber vom Mund darbt man sich den Miethwagen ab, der uns des Abends eine Stunde auf den Corso führt. Sonst geht man des Tages zu Fuß. Ein Schleier genügt; nicht einmal ein Bedienter ist nothwendig. Alle hundert Schritt liegt eine schöne geräumige Kirche, gebaut aus Marmor, mit stillen Kapellen, dunkeln Ecken, da eine Lampe, hier für die Füße ein Schemel, ein Bild von Domenichino, eine Sculptur von Michel Angelo — So kann man schon eine Stunde lang verträumen, ein Leben der Armuth anständig verschleiern. Du wirst das sehen, wenn du in Rom bist! Du gehst doch Rom? ... O wohl, wohl! Du mußt es! Oder was — was glaubst du, mein Sohn?

Benno hatte die Miene gemacht zu fragen, ob sie es nicht wünsche. Er sah, wie seine Begegnung sie bei alledem zu stören anfing.

Die Kirchen, fuhr die Herzogin nach einigen zärtlichen Blicken fort, die Kirchen in Rom sind zum Beten da; aber sie verbinden zugleich den Zweck, eine Promenade zu sein, die zu betreten nichts kostet. Ich hörte, wie ein Attaché der Gesandtschaft des Königs von Preußen, der erst einige Tage in Rom war, außer sich gerieth, als erzählt wurde: Ich besuche den Carcer Mamertinus beim Capitol, die Kapelle, die über dem Gefängniß erbaut ist, wo St.-Peter vor seiner Hinrichtung gefangen saß; ein Geistlicher tritt herein, kniet vor einem Betpult nieder, wendet das Antlitz zum Altar, zieht, ehe er betet, sein Taschentuch, seine Dose, nimmt eine Prise und dann erst faltet er die Hände!*) Dies Bild brachte den Lutheraner außer sich, beleidigte jedoch keinen der anwesenden Römer. Es war ein heißer Tag; der arme Dorfpfarrer, der die Merkwürdigkeiten der Stadt ansah, wollte sich ausruhen und benutzte die kühle Kapelle San-Pietro in carcere. Daß man sich an einem solchen Ort mit der Geberde des Betens ausruht, bringt die Rücksicht auf den Ort und auf diejenigen mit sich, die hier ringsherum vielleicht wirklich beten. Die Kirchen Roms sind nicht Kirchen allein, sondern die ehemaligen Thermen der Kaiser. Sie sind die Gärten und Promenaden der Stadt, die allen gehören, den Armen und den Reichen, den Königen und den Bettlern! Ist denn nicht eben das die Religion, was alle gleich macht? Wer gefallen ist, Könige, die ihre Krone verloren, können keine bequemere Stadt der Welt finden, als Rom. Für die, welche alten Glanz vergessen und doch ohne Demüthigung leben wollen, ist Rom die Stadt der Städte!

*) Factische Reiseerinnerung.

Diese Aeußerungen einer Frau, die in so unmittelbarer Nähe der Tonangeber der Christenheit lebte, mußten in Benno's Innern wol die Frage wecken: Wie stehen ihre Ueberzeugungen im Verhältniß zur Kirche und zum Zweck der Sendung des Cardinals? Für jetzt jedoch überwog noch das Interesse am Persönlichen.

Sechs bis sieben Jahre, fuhr die Mutter fort, kämpfte ich beständig mit mir, welche Entschließungen ich fassen sollte. Ich war nicht mehr jung, meine Schönheit, wenn ich sie je besessen, war verblüht; ich zog niemanden mehr an, als dann und wann einige Priester, die bald wegblieben, als ich ihnen keine Tafel mehr serviren konnte. Zur Devotion hatte ich kein Talent. Im Singen zu unterrichten widersprach meinem Stolz. Ich processirte mit den Gerichten Spaniens; die Revolutionen und die Cortes wiesen mich ab. Wittekind erlebte in meiner Verzweiflung einige mal die Drohung, daß ich nach Deutschland kommen und gegen ihn die Gerichte anrufen würde. Ich ging so weit, mich über die Gesetze wegen unwissentlicher Bigamie zu unterrichten. Ich überzeugte mich, daß meine Ehe nach kanonischen Regeln anerkannt werden konnte. Dann aber hatte ich in Bigamie gelebt und mußte erst wieder von dieser Sünde befreit werden —! Das ist das besonders Schmerzliche am Unglück, daß es zuletzt feige macht! Es verwirrt uns sogar und läßt uns ganz dumme, oft unwürdige Maßregeln ergreifen. Ich fand aber wirklich da Hülfe, wo ich nimmermehr geglaubt hätte, daß ich sie suchen würde.

Benno horchte voll äußerster Spannung.

Jenseit der Tiber wohnen in Rom jene Volksklassen, die sich noch eine gewisse Natürlichkeit, soweit sie bei römischer Unfreiheit möglich ist, bewahrt haben; Handwerker, die größerer, lichterer Räume bedürfen, als sie die innere Stadt diesseit der

Tiber bietet. In Trastevere wohnte ein Metzger, von dem ich mir zuweilen den Luxus gestattete ein besseres Stück Fleisch, ein junges Lamm für die Küche zu bestellen. Noch lebte meine alte Marietta Zurboni, die mich so lange Jahre begleitet hatte. Nun war sie ganz blind geworden; ich gönnte ihr zuweilen Festtage in Wirklichkeit, nicht blos die, welche im Kalender stehen — Was ich da alles zusammenrede —! . . . In diesem Augenblick unterbrach sich die Herzogin und starrte in die Ferne und auf die noch nicht erreichte Stadt.

Benno erkannte, daß so die Mutter plötzlich wieder der Schmerz um die Todte ergriff, die nun schon in Entfernung einer Meile zurückgeblieben war. Sie hielt beide Hände nach der Gegend hin, wo Schloß Salem lag, und machte eine Geberde der Bitte um Verzeihung. Sie küßte wieder die blutigen Haare.

Benno beruhigte sie.

Eines Tages, fuhr sie nach einem kurzen Weinen fort, hatte ich mich von Kirche zu Kirche bis Santa-Cecilia gebetet — dies war die einzige Art, wie ich als Herzogin ohne Equipage vegetiren konnte — Ich that, als könnte ich, da ich doch einmal in Meister Pascarello's Nähe war, bei dieser Gelegenheit, obgleich ich den Titel einer Herzogin führte, auch wol mein Osterlamm selbst bestellen. „Hoheit", sagte er, „warum sind Sie aus Ihrer Andacht nicht zehn Minuten früher erwacht! Soeben hatte ich noch fünf Lämmchen, weiß wie Schnee, so unschuldig, daß sie die heilige Agnes mit in den Himmel hätte nehmen können —!" Ich bedauerte. „Hätt' ich nur diese Ehre geahnt!" fuhr er fort. „Aber, den Heiligen sei Dank, die Kleinen kommen wenigstens in gute Hände! Gott segne sie, daß ihre Wolle dem Pascarello Ehre macht!" Wer erhielt sie denn? fragte ich. Der ehrliche Metzger zeigte über die Tiber hinweg und sprach: „Wenn die Thierchen

gebraten werden, Hoheit, einen solchen vornehmen Rost haben Sie doch nicht! Ich glaube fast, der des heiligen Laurentius wird dazu genommen!" Ich ahnte eine Bestimmung für die Kirche und Meister Pascarello erzählte mir noch eine Geschichte, die jedermann weiß. Im Kloster der Nonnen, die man die „Lebendigbegrabenen" nennt, werden die Lämmer gezogen, aus deren Wolle die weißen, drei Finger breiten Schulterbinden, Pallien genannt, gefertigt werden, die Rom jedem neuernannten Bischof der Christenheit zuschickt — die Achselklappen zu den Uniformen der großen römischen Armee! Die Lämmer können ihre zarteste Wolle nur jung liefern, werden gleich nach der Schur geschlachtet und mit dem Fleische bewirthet dann der Heilige Vater jährlich die zwölf Apostel, deren Füße er wäscht; es sind Arme, die zu dieser Ehre schon lange auf einer Liste verzeichnet stehen und sich vierzehn Tage lang schon täglich selbst die Füße gewaschen haben müssen. „In dem Kloster", sagte Meister Pascarello, „muß ein Wolf hausen oder eine Wölfin!" — verbesserte er sich —; „denn ich habe die Ehre, des Jahres viel Lämmer dorthin zu liefern, mehr als in einem Jahr Bischöfe der Christenheit sterben und neue gewählt werden!" Seltsam! sagte ich gleichgültig und — betete mich wieder in meine dunkle Gasse bei Piazza Navona zurück, wo ich wohnte. Ich erzählte diesen Vorfall einem Prälaten, der mich oft besuchte, obgleich ich ihn nicht leiden mochte seines giftigen und intriguanten Wesens wegen. Leider hatt' ich ihm schon mehr von meinen Lebensverhältnissen anvertraut, als ich hätte thun sollen. Dies ist der jetzige Cardinal Fefelotti, wie man weiß der Feind Ceccone's.

Benno hatte heute diesen Namen als den jetzigen Nachbar des Grafen Hugo in Castellungo nennen hören. Er wußte auch, daß Olympia's Mutter im Kloster der „Lebendigbegrabenen"

lichte. Er fürchtete die Aufregung der Mutter und sagte: Laß es! Du wirst mir noch oft erzählen können!

Eine solche Stunde kommt uns nicht so bald! erwiderte sie seufzend.

In Rom! Ich verlasse Wien! sagte er.

Nein! rief die Mutter leidenschaftlich, umschlang und küßte ihn.

Ich gehe nach Rom! Heute noch!

Cäsar —! rief die Herzogin wie im Ausbruch des äußersten Schmerzes und doch zugleich mit mächtiger Freude. Nach einiger Sammlung fuhr sie fort: Feselotti machte eine schlaue Miene und sagte: „Daraus erkenne ich ja die Wahrheit eines Gerüchtes! Monsignore Tiburzio könnte, mein' ich, von dieser kleinen Wölfin nicht seinen Cardinalshut zerrissen bekommen.“ „Sie wissen“, setzte er hinzu, „daß Tiburzio im nächsten Conclave den Purpur erhalten wird.“ Die Züge Feselotti's verzerrten sich häßlicher noch, als sie schon von Natur sind. Ich sah, daß er über einen Plan brütete. Ceccone war schon damals der mächtigste Mann in Rom. Er hatte die Revolution gebändigt, die Carbonari verbannt, eingekerkert oder hingerichtet! Man wußte, daß eine Römerin, Lucrezia Bianchi, ihn hatte ermorden wollen.

Olympia ist das Kind einer neuen Judith! sagte Benno.

Alle Welt weiß es jetzt, bestätigte die Mutter; damals aber noch nicht! Der Generalinquisitor Ceccone schlug die Untersuchung des Mordanfalls, den eine junge Wäscherin auf ihn gemacht hatte, nieder und brachte die Mörderin zu den „Lebendigbegrabenen“. Er wußte wohl, was es hier alles zu verbergen galt! Das fanatische Mädchen, das ihre Ehre geopfert hatte, um ihn zu tödten, kam dort nieder. Olympia, ihr Kind, wurde im Kloster drei Jahre alt. Es war ein Kind der Sünde — ein Kind der Lüge, der Wollust, des Mordes! Von solcher Wildheit des Blutes war sie, daß sie, spielend mit jenen kaum geborenen

Lämmchen, zuweilen eines erwürgte. Das Opfern dieser Lämmer ist eine heilige Procedur, die am Fest der heiligen Agnese öffentlich vollzogen wird, und an der von ihnen gewonnenen Wolle soll noch jetzt niemand eifriger spinnen, als die schon bei der Geburt ihres Kindes vom nicht abgewarteten Milchfieber irrsinnig gewordene Lucrezia —

Was ist Wahrheit! klagte es tief schmerzlich in Benno's Gemüth. Da steigt ein riesiges Gebäude auf, ein stolzer Dom! Die Pfeiler ragen wie über felsenfestem Grunde! Die Wölbungen sind wie für die Ewigkeit berechnet! In den Rissen wächst, mit buntestem Farbenreiz sie verdeckend, die Flora der Phantasie und des Gemüthes — die heiligste Andacht nimmt diese weißen Pallien mit den vier schwarzen Kreuzen darauf als die Sinnbilder jenes „verlorenen Lammes, das der gute Hirte gesucht" — und wie macht sich das alles in Wirklichkeit! „Rom blüht und gedeiht!" hatte Hammaker auch beim Vorschlag eines neuen „falschen Isidorus" gesagt —

Die Mutter schien diesem schneidenden Contrast nicht nachzufühlen. Die Römer nehmen das, was von ihnen kommt und zu ihnen geht und was bei ihnen die katholische Welt andachtsvoll verehrt, wie ihr tägliches Brot und etwas sich ganz von selbst Verstehendes. Ich gönnte Fefelotti nicht den Triumph seiner Intrigue! fuhr sie fort. In einer jener Anwandlungen von Thatkraft und Muth, die schon längst bei mir fast aufgehört hatten, schrieb ich an Monsignore Ceccone und warnte ihn, auf der Hut zu sein und aus dem Kloster eine gewisse — kleine Wölfin zu entfernen. Die Visitation durfte im Kloster kein Kind dulden! Dann auch warnte ich ihn vor den unbesonnenen Plaudereien Pascarello's in Trastevere. Dabei hatte ich mich genannt und durfte nicht erstaunen, unmittelbar darauf den Besuch des Monsignore selbst zu empfangen. Ich

fand in Ceccone einen Mann von hinreißendem Benehmen, angewiesen auf die Gunst der Frauen. Ich für mein Theil fühlte, daß ich nichts mehr für einen solchen Mann besaß, als höchstens etwas Verstand und sein unendlichstes Bedürfniß nach Beistimmung, das die Menschen zuweilen bindet, besonders wenn sie nicht gut sind. Gefällig sein heißt bei vielen, seine Macht zeigen wollen. So entdeckte sich mir Ceccone allmählich ganz, dankte für meine Theilnahme, warnte vor Fefelotti, der seit frühester Jugend und schon von der Schule her sein Feind war, und machte mir den Vorschlag, daß ich einen Palast beziehen möchte, den er für mich miethen wollte, falls ich Olympia zu mir nähme. Noch mehr! Es wäre ihm lieb, sagte er, wenn ich ihr einen Namen, vielleicht einen aus meiner Verwandtschaft gäbe. Ich ging auf diese Vorschläge ein und gab Olympien den Namen, den ich hier in diesem rauhen und grausamen Lande zurückgelassen hatte: Maldachini. Den Grafentitel, den das Kind bekam, bezahlt man in Rom mit baarem Gelde — Principe Rucca's Urgroßvater war vor hundert Jahren Bäcker.

Benno horchte nur.

Meine Lage besserte sich, fuhr die Mutter fort. Sie wurde sogar glänzend. Ceccone sammelte Schätze und hatte eine solche Liebe zu seiner Tochter, daß sie ihm, wenn wir noch in den Zeiten des „großen" Nepotismus lebten, eine Fürstenkrone werth wäre —; die Krone des Prinzen Rucca entspricht nur noch der jetzigen Stellung des römischen Stuhls. Eine Zähmung der jungen Wölfin ist mir aber nicht gelungen. Sie ist eine Blume, die aus Blut emporgesprossen. Ihr Dasein verdankt sie einem Haß, der sich nur in Liebe verstellte — Lucrezia Bianchi hatte die Bekanntschaft im Hause des Inquisitors durch eine Wäscherin, die für ihn arbeitete, gesucht; sie begleitete diese und nahm ihr zuweilen die Uebergabe der Wäsche ab; so begann ein Roman,

den sie benutzte, um den Feind der jungen Freiheit Italiens, wie Judith den Holofernes, zu ermorden. Wir haben ein schönes Land, aber — wilde Menschen darin! Noch werden die Zeiten eisern werden!

Benno war zu ergriffen, um von den Brüdern Lucrezia Bianchi's, von den Oheimen der „Gräfin", zu sprechen, von der Mühe des alten Professors Luigi.

Schlimme Stunden werden auch noch für uns kommen, mein Sohn! seufzte die Mutter. Olympia hatte nie einen Wunsch, der unerfüllt blieb! Sie heirathet den Principe nicht, um seine Liebe oder um seinen Namen zu haben, sondern nur, um eine „Frau" zu sein. Erst dadurch gewinnt ein Weib größere Freiheit. Mein Sohn, Rom hat keine Erziehung, keine Bildung — vor allem keine Tugend — ! Es hat nur Leidenschaft und Verstellung —! Wir haben die Formen der Devotion, diese vertreten den öffentlichen Anstand; alles Uebrige ist die größere oder geringere Kunst der Verstellung. Tugend ist nur da bei uns anzutreffen, wo sie zugleich die natürliche Empfindung mit hervorruft, oder da, wo sie schon die natürliche Begleiterin von Stolz und Liebe ist. Ein Staat von Priestern, die unter einem unnatürlichen Gesetz leben, kann nichts anderes hervorbringen. Ich habe es einmal erfahren, was ein in Rom entstandener freisinniger Gedanke kosten kann! Ceccone neigt, wie bei Tyrannen und Emporkömmlingen im Alter öfters vorkommt, zu politischen Verbesserungen und ist in seinem innersten Herzen Italiener, ja mehr noch, ein Römer. Sei versichert, Olympia und ich selbst, wir arbeiten auf die künftige Erhöhung Italiens — eine Errungenschaft, die ohne Bruch mit Oesterreich nicht denkbar ist — —

Benno sah sich um. Die Diener hätten hören können. Schon näherte man sich den volkreichen Vorstädten. Seine Besorgniß war jedoch ungegründet. Fefelotti, fuhr die Mutter unerschrocken fort, war inzwischen gleichfalls Cardinal geworden.

Er erhob sich wie die Schlange, die ein Fuß nicht ganz zertreten hat. Es war diesen letzten Winter, als gegen mich selbst die Intriguen der immer mächtiger werdenden Jesuiten begannen. Auf der Reise hierher, die schon lange zu Olympiens Ausbildung beschlossen war, sollte ich von einer Anklage begrüßt werden auf das Verbrechen, die Gattin zweier Männer gewesen zu sein. Zum Glück, wie ich da wol sagen kann, starb vorher der Kronsyndikus und das Personal des Processes veränderte sich. Es scheint, daß dein Halbbruder mit Energie verfuhr: entlarvte er doch Terschka, zwang diesen zur Flucht und bestürmte auch den Provinzial der Franciscaner, Pater Maurus bei Witoborn, der von den Jesuiten ins Interesse gezogen war, Abmahnungen nach Rom zu schreiben, die damit endeten, daß wir uns, nicht ohne große Opfer, der Feinde versicherten.

Ceccone versprach dem Al Gesù, in allem dessen Befehlen zu gehorchen —?

Leider! erwiderte die Mutter, setzte dann aber, wie eine Römerin, die nur triumphirt, hinzu: Aber Fefelotti wurde gestürzt und mußte verbannt in ein Erzbisthum gehen! Weit von Rom entfernt, im Piemontesischen, krümmt er sich jetzt, racheschnaubend, doch ohnmächtig. Wir fühlen seine Hand nicht mehr! Warum staunst du?

Benno unterdrückte seine Empfindungen. In solche Umtriebe des Ehrgeizes machtbegehrender Priester mischt sich das Wohl der Staaten, die Freiheit der Völker, die Erleuchtung der Gewissen —! dachte er.

Die Mutter kam auf diese Vorstellungen nicht. Sie berichtete wieder von Olympien und sagte: Ihre ersten Lebensjahre wurde sie im Kloster verborgen gehalten. Das Kloster liegt nicht einsam; man hatte Ursache, das Schreien des Kindes zu unterdrücken. Man unterdrückte es durch Liebkosungen und die Ge-

währ jedes Wunsches. Ein Nein! gäb es bei Nonnen nicht, die über eine Entdeckung zitterten. Daß sie gleich anfangs eine Einzukleidende aufnahmen, welche Mutter wurde, bewirkte die Habgier. Ein Kloster ist bei uns für Wohlthaten und Geschenke, die man ihm spendet, zu allem fähig —! Diese Mönche und Nonnen gewöhnen sich so an die Vortheile, die ihnen die Besitzthümer ihres Klosters gewähren, daß sich dann auch die wunderbarste Einigkeit zwischen allen Bewohnern herstellt, wenn sie nur wissen: Auch du hast Antheil am gemeinsamen Gewinn —! Die Menschen der Entbehrung und Einsamkeit werden so mit der Zeit; sie handeln im Charakter eines Ameisenhaufens, der gewissermaßen nur eine einzige Ameise voll Intelligenz ist. Dann dem Kloster heimlich entführt und in meine Obhut gegeben, erlebte Olympia einige entschiedene Anwandlungen meiner Neigung, ihr eine Erziehung zu geben. Der Erfolg war nicht ermunternd. Lassen Sie das Kind sein, wie es ist! sagte der Cardinal, der halb ein Trajan, halb ein Nero hätte werden können. Nur ein Mensch von starkem Willen lebt siegreich in dieser halben Welt! setzte er hinzu. Oft sah ich in der Galerie Borghese das Bild, das Rafael von Cäsar Borgia gemalt hat; ein Kopf wie ein Räuberhauptmann, voll schreckhafter Männerschönheit! Machiavelli machte aus ihm das Muster eines echten Fürsten —! So war in seiner Jugend Ceccone und Olympia ähnelt ihm. Sie bekam schon als Kind galante Briefe und Gedichte von denen, die ihren Schutz begehrten —! Sie wählte sich selbst ihre Gesellschaft. Sie ließ in der Campagna Schäferknaben von der Hürde wegnehmen und in prachtvolle Kleider stecken, um mit ihnen zu spielen. Ebenso oft aber auch nahm sie ihre Gunstbezeigungen wieder in schreckhafter Weise zurück. Ich hatte Scenen mit dem Cardinal voll äußerster Aufregung. Dann konnte er grausam genug sein und mir sagen: Madame, Sie

sind die Kammerfrau einer Fürstin, weiter nichts! Ich ertrug diese Ausbrüche des Dünkels und der Tyrannei, ich hatte zu viel gelitten und war angekommen an jenem schrecklichen Wendepunkt im Frauenleben, wo der Muth, die Hoffnung versiegt und uns die Angst vor dem Alter ergreift.

Benno drückte der Mutter die Hand und sprach: Trenne dich von dieser Welt und sei — ganz nur mein! Es soll dir nichts fehlen.

Wird das gehen? sagte die Mutter schmerzlich lächelnd und für jetzt noch — ablehnend. Sie küßte seine Stirn. Nein! Es geht in der That nicht! setzte sie den Kopf schüttelnd und träumerisch hinzu.

Warum nicht —? Die Frage lag in Benno's betroffenen Mienen.

Olympia hatte zum Glück die gute Eigenschaft, fuhr die Mutter ausweichend fort, daß zuweilen ihr fester Wille eine edle Sache ergriff. Daß die Sache edel war, hatte dann blos der Zufall gemacht. Sie wählte immer nur diejenigen Standpunkte der Auffassung, die ihr der nächste Anlaß und Einfluß, oft nur eine persönliche Empfehlung boten. So sind alle Vornehmen! Brachte ein Pächter eine Bittschrift und hob ihr den Fächer auf, der ihr gerade entfallen war, so ruhte sie nicht, bis seine Wünsche erfüllt wurden. Ebenso wurde aber auch ihr Haß und ihre Rachsucht durch die größten Kleinigkeiten bestimmt. Sie gab einen jungen Geistlichen, der ihr die Beichte hörte, an mit der Anzeige, daß er sie im Beichtstuhl geküßt hätte.

Benno entsetzte sich.

Es war die frechste Lüge. Sie führte diese mit allem Aufwand von Verstellung durch. Warum? Der junge Priester hatte ihr einige Strafen auferlegt, denen sie sich nicht unterziehen wollte. Dieser Unglückliche verdarb dann sein Schicksal vollends durch die seltsamste Grille von der Welt. Er räumte ein, daß

Olympia, damals vierzehn Jahre alt, Recht gehabt hätte —! Es war ein Alcantarinermönch aus dem Norden Italiens, der strengsten Regel der Franciscaner angehörend. Sie hatte ihn eines Tages in der Sixtina gesehen und wollte ihn sofort zum Beichtvater haben. Der Cardinal ließ den Pater Vincente — so hieß er — aufsuchen und bestimmte ihn, in Rom zu bleiben. Der junge Pater, von Natur träumerisch, bildschön, hatte durch seinen schweren Orden sozusagen die Kraft der Nerven verloren. Er erröthete bei jedem Wort, das man an ihn richtete. Dennoch wurde er Olympia's Beichtvater und bezog das römische Kloster der Alcantariner. Nach sechs Wochen endete dieser Roman in der erzählten Art. Olympia rächte sich für seine Strenge und wollte ihm nicht länger beichten. Sie log; alles sprach ihn frei. Er jedoch, so scheint es — hatte sich in der That in sie verliebt und gab das als wirklich geschehen zu, was nur das Spiel seiner Phantasie gewesen sein mochte. Er sagte wirklich: Ja, ich habe sie geküßt! *) Der Unglückliche schmachtete fünf Jahre in einer Strafzelle der Alcantariner.

Olympia ist ein Teufel! wallte es in Benno auf. Es auszusprechen verhinderten ihn nur seine durch die Erzählung der Mutter geweckten lebhaften Gedanken an Pater Sebastus und den Bruder „Abtödter", die auch zu den Alcantarinern nach Rom geflüchtet waren. Lucinde, Bonaventura traten vor sein irrendes Auge.

Die Mutter fuhr fort: Als Pater Vincente eingeräumt hatte, daß er im Beichtstuhl Olympien wirklich geküßt, erschrak sie nun selbst und bereute ihre That. Sie schrie und weinte nun über die furchtbare Strafe, die ihn traf. Sie lief zum Cardinal und warf sich ihm zu Füßen, küßte seine Zehen, was

*) Thatsächlich.

sie als Ausdruck der höchsten Schmeichelei für ihn that, da sie damit ausdrücken will, daß ihm beim Tod des Papstes die dreifache Krone nicht entgehen könne; sie schwur, sie hätte gelogen und bat um die Freilassung des Priesters. Der Cardinal that alles, was in seinen Kräften stand; Pater Vincente verharrte aber bei seiner Versicherung, er hätte sie geküßt und verdiene seine Strafe. Da war bei seinem General nichts mehr auszurichten und erst vor kurzem kam uns die Kunde von seinem Schicksal in Erinnerung. Es war die Rede davon, daß neben Fefelotti, der sich jetzt auf seinem Erzbisthum Cuneo, auch Coni genannt, befindet, gerade eben das Bisthum Robillante frei geworden war. Man sagte scherzhaft in einer Gesellschaft, daß dem „schlechtesten Christen“ eigentlich nur der „beste Christ“ gegenüberzustellen wäre. Ceccone hielt den Scherz fest; er dachte an einen Beaufsichtiger Fefelotti's, die andern an einen wirklich heiligen Priester. Der ist nicht zu finden! hieß es allgemein. Olympia besann sich eine Weile und sagte mit blitzenden Augen: Der beste Priester der Welt ist Pater Vincente bei den Alcantarinern! Als man darüber erstaunte, sagte sie: Ich stürzte ihn ins Unglück und er wollte für seinen Gedanken büßen! Macht ihn zum Bischof von Robillante! Man mußte auf den Plan eingehen. Um so mehr, als man erfuhr, daß gerade auch dieser Bischofssitz in Pater Vincente's Heimat liegt. Er ist aus dem Thal von Castellungo gebürtig.

Von Castellungo? unterbrach Benno.

Ein Thal am Fuße des Col de Tende im Piemontesischen —

Das Schloß von Castellungo gehört dem Grafen Hugo, von dem wir eben Abschied nahmen —!

Die Mutter horchte auf und setzte hinzu: Ja, die Gegend ist ketzerisch —!

Benno's Gedanken waren auf seinen „besten Priester der Welt" — auf Bonaventura gerichtet.

Pater Vincente, fuhr die Mutter fort, die seines hochgespannten Antheils gerade über diesen Vorfall staunte, hatte eben jetzt seine Schuld gebüßt und war vom General seines Ordens in seinen alten Stand wieder eingesetzt; doch lebte er noch im Alcantarinerkloster. Er schlug die Ehre aus —! Er sagte, gerade vor jenem Thal von Castellungo wäre er einst geflohen —! So ist denn der Sitz noch unerledigt.

Gerade vor jenem Thal — wäre er — geflohen? wiederholte Benno mit gesteigertem Interesse.

Durch Pater Vincente selbst erfuhren wir nichts von dieser Weigerung. Nur andere erzählten uns, daß ihm die Ketzer in jenem Thale sein Gewissen verwirrt hatten; vorzugsweise ein gewisser Eremit — ein Deutscher —

Frâ Federigo! rief Benno aus. . . Den Eremiten Federigo kannte er von jenem Nachmittag des vorjährigen Sommers, als er selbst, Hedemann, Lucinde mit dem Gipsfigurenhändler Napoleone Bianchi zusammentrafen und den St.-Wolfgangsberg erstiegen. Daß auch Bonaventura seinen Vater in dem Eremiten von Castellungo vermuthete, konnte er freilich nicht wissen, wenn er auch sonst zu behaupten pflegte, daß Friedrich von Asselyn noch lebte. Die auf Castellungo gedeutete Vision Paula's von diesem Winter war auch ihm wol bekannt geworden; doch war die Deutung, die ihr Bonaventura gegeben, von diesem selbst nicht weiter ausgesprochen worden, schon aus Schmerz um seine, allen Betheiligten, allen Verwandten jetzt wieder so nahegerückte Mutter.

Das träumerisch ausgemalte Bild: der „beste Christ" Bonaventura — Bischof in jenem Thale von Castellungo, wo vielleicht Paula auf dem Schlosse die Herrin und die Gattin des Grafen Hugo wird —!

stand in magischem Lichte einen Augenblick vor Benno's Auge. Er sagte: Auch ich weiß einen Priester der Erde, der würdig ist, Feselotti gegenüberzustehen. Einen Vetter von mir, Bonaventura von Asselyn —

Nenn' ihn Olympien und er hat diesen Bischofsitz —! sagte die Mutter.

Olympien —!

Die Mutter wollte nun beginnen, von Olympiens Leidenschaft und von dem Eindruck, den ihr Benno gemacht hatte, zu berichten; aber ihre Rede verhallte im Lärmen der nun erreichten Stadt. Der Wagen durchflog die volkreichste Vorstadt. Schon die vier Rosse allein und die Räder machten auf dem Straßenpflaster einen Lärm, der jede Verständigung im Wagen unterbrechen mußte.

Der ganze Schmerz, die ganze Freude des Erlebten fiel noch einmal auf die Herzen der beiden so wunderbar Verbundenen. Die Herzogin riß an ihren Kleidern, in denen sie Angiolinens Haar verbarg, und rief: O mein Sohn! Auch ich will nicht mehr leben —! . . . Dann aber zog sie — und fast laut lachend und dann wieder weinend den Sohn an ihre Brust. Erschreckend vor den Blicken von Menschen, die hereinsehen konnten und auch wirklich hereinsahen, faltete sie krampfhaft die Hände gegen den Himmel und betete mit den Geberden einer Verzweifelnden. Das ganze entfesselte Naturell der Südländerin machte sich geltend. Oft schlug sie an die Stirn, als faßte sie nicht, was sie in diesen Stunden alles erlebt hatte.

Als Benno sie zu beruhigen suchte, sagte sie: Der Graf weiß nichts von den Gebräuchen unserer Kirche. Erinnere ihn an die Seelenmetten! Laß sie täglich lesen! Dann sehen wir uns täglich bei diesen Metten und wären wir beide auch nur ganz

allein zugegen! Bei den Begegnungen mit Olympia und mit dem Cardinal freilich — unterbrach sie sich —

Mutter! Wenn ich nicht offen deinen Namen bekennen kann, kann ich dir hier — nicht mehr begegnen! sagte Benno.

Cäsar —! Cäsar —! rief die erregte Frau. Aber ich ahne, fuhr sie fort, du liebst und hast schon dein Herz vergeben — Nein, Olympia ist deiner auch nicht würdig! Ach, wie ist sie häßlich! Oder doch wenigstens da, wo sie haßt! Freilich da, wo sie liebt, kann sie schön sein — Das klingt lächerlich und ist doch wahr — Es darf aber nicht sein!

Benno sah, daß in seiner Mutter Verstand und Gemüth in stetem Kampfe lagen.

Sie sagte: Erweise dem Principe die Aufmerksamkeit, ihm heute zu Ceccone zu folgen! Sei klug, sei vorsichtig mit Olympia! Jeder Widerstand erhöht ihren Eigensinn. Jetzt lad' ich dich übrigens nicht ein, in den Palatinus zu folgen. Nicht wahr? Es war gewagt, daß wir dem „Oheim" nachkamen? Olympia hatte aber keine Ruhe und Principe Rucca deckt die Convenienz. Wir haben tausend Verpflichtungen hier! Auch die, daß wir die Vertreter des Heiligen sind! Ich bin nie beim Cardinal, mein Sohn. Auch Olympia niemals vor andern. Der Cardinal kommt zu uns. Also morgen, mein Sohn! . . . Heute gehst du noch mit dem Principe? So, wie wir fühlen, sehen wir uns beide nur — bei Angiolina's Seelenmetten! Da knieen wir nebeneinander und sprechen, wie und was das Herz sprechen muß! Das ist auch ein Gebet!

Weiter konnte die aufs äußerste erregte Frau im überhasteten, eines ins andere drängenden Strom ihrer Empfindungen und Worte nicht kommen. Schon hielten die in der Stadt zur letzten Anstrengung angestachelten vier Rosse, auf ein Klopfen Benno's am Wagenfenster, in der belebtesten Straße Wiens nicht weit

vom „Monte Palatino" — Der Mohr öffnete — Benno stieg aus — mit einem krampfhaften Händedruck — sogar mit einem Gefühl, das beinahe sagen wollte: Doch nicht zum ersten und zum letzten mal —? Doch nicht blos Gruß und Abschied —? So stand er auf der Straße. Der Wagen flog weiter, dem Hotel zu.

Aus dem Traumreich kaum zu ahnender und doch so durchaus wirklicher Erlebnisse kehrte Benno in das rauschende Gewühl einer Stadt zurück, deren Bewohner — mitten unter solchen Verhängnissen des Einzellebens! — nur an den bunten Anschlagzetteln betheiligt schienen, welche, rings zu Vergnügungen einladend, die Straßenecken bedeckten. Erreicht! Erreicht, was du suchtest — und dennoch, dennoch —! hätte er ausrufen mögen unter den tausend Menschen, die um ihn her gingen, fuhren, auf Rossen dahinsprengten. Eine Schwester hatte er gefunden und — sofort verloren —! Und in welcher Art verloren! Eine Mutter hatte er gefunden — aber unter Umständen, die seine Empfindungen hemmten und eine unendliche Bangigkeit in sein Herz drängen mußten! Er durfte diese Mutter bewundern um ihres Geistes willen, ihrer Kraft, selbst ihrer Leidenschaft. Und doch trennte ihn etwas von ihr, das er noch nicht zu nennen, nicht in klare Begriffe zu zerlegen vermochte! War es allein die Italienerin, in deren Denkungsart er sich nicht zu versetzen vermochte? Wie seltsam nur, daß sie entschieden die Fortdauer des Geheimnisses wünschte! Bei näherer Betrachtung zwar konnte er diesen Wunsch an sich nicht übel deuten. Wie war es auch möglich, daß sie durch eine Enthüllung ihrer Vergangenheit und aller Folgen, die von dieser zurückgeblieben, sich selbst und ihn so gänzlich in ihren Lebensstellungen veränderte —! Aber doch — diese schnelle Hülfe, die sie im Verstellen, ja sogar im Listigen fand! Er sollte zu Ceccone, sollte diesem schmeicheln, sollte Freundschaft halten mit dem Principe Rucca und — wol gar auch dessen Vertrauen täuschen! Wenigstens

sollte er sich den Launen Olympiens gefangen geben! „Sie ist schön, wenn sie liebt“! Darin mußte er ihr Recht geben. Bei aller Wärme seiner Erinnerungen an Armgart mußte auch er sagen: Ja, wenn sie lächelt, sproßt der Frühling! Er fürchtete sich, ihr wiederzubegegnen. Heute noch solltest du diesen unheimlichen Boden verlassen und entfliehen! sprach er sich. Du kennst deine Mutter — sahst sie —! Jetzt ist es noch nicht möglich, mit ihr im engern Zusammenhang zu leben! Deutete sie nicht selbst an, daß sie Schonung bedürfen — und wenn du sie übtest, sie von deiner Seite anerkennen würde? Deutete sie nicht an, daß ihr die Verbindung Olympiens mit Principe Rucca unerläßlich schien und du — sie nur — störtest —? Benno's Vorstellung, daß er in Wien nicht länger bleiben könnte, nicht die Kraft besitzen würde, eine solche Rolle der Verstellung durchzuführen, bildete sich immer klarer und fester bei ihm aus. Und fände sich vielleicht auch, warf er sich ein, die Kraft, so würde die Lust fehlen, sie zu üben! Die Freude über dich selbst, die Zufriedenheit mit dir würde ausbleiben und dein Stolz würde leiden!

Trauer und Freude, Heimat und Fremde, Tod und Leben im Herzen, ging er der Herrengasse zu, um ins Camphausen'sche Palais die Unglücksbotschaft entweder selbst zuerst zu bringen oder, wenn sie ihm schon vorausgegangen war, sie nach dem schmerzlichsten Augenschein zu bestätigen. Sein Herz blutete und dabei ging Alles so heiter und sorglos an ihm vorüber! Wer las wol von seinen Mienen, was er Grausames erlebt hatte! Sein Innerstes erfüllte sich so mit Wehmuth, daß er sich entschieden und fest sagte: Du vermagst diese Kraft des Versteckens mit einem großen Geschick nicht über dich zu gewinnen — laß alles einen schönen Traum gewesen sein! Fliehe! Reiße dich noch heute los — bis auf künftige Zeit! Der Mutter wird ebenso sein. Dann in Rom —!

10.

Schon war in der Herrengasse das auf dem Schloß des Grafen vorgefallene und mit Blitzesschnelle sich verbreitende Unglück bekannt geworden. Dem gesammten mit Bestürzung ihn umringenden Dienstpersonal fühlte sich Benno gedrungen, es noch einmal mit allen Umständen zu erzählen.

Mit heroischer Selbstbeherrschung ordnete er das Nothwendige an, damit nicht die Gräfin, die jeden Tag eintreffen konnte, vom Vorgefallenen zu jäh benachrichtigt würde.

Längst war die Tischzeit bei den Zickeles versäumt. Auch würde Benno nicht die Stimmung gehabt haben, wie vorausgesetzt, an einer gemeinschaftlichen Tafel, auch nicht an einer Abendgesellschaft theilzunehmen. Er begnügte sich mit einem stillen Winkel in einer der schon dunkeln Nebenstraßen am Hohen Markt. Sich verirrend, kam er in die Currentgasse. Er kämpfte mit sich, ob er zu Therese Kuchelmeister gehen sollte, der einzigen Seele, die hier wol, nächst dem Grafen und der Mutter, wahrhaft seinen Schmerz mitempfand. Er mußte es aufgeben, da sich besorgen ließ, daß seine Thränen sein Geheimniß verrathen würden.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, war von den Zickeles aus bereits zu ihm geschickt worden; die Unglückskunde hatte sich auch dort verbreitet. Harry kam dann selbst, abgesandt, wie er sagte,

von Theresen, die in Verzweiflung wäre. Er erhielt die Mittheilungen, die ihn fähig machten, von jetzt an bis Mitternacht jedem Vorübergehenden, allen im Theater vor und neben ihm Sitzenden das Neueste zu erzählen mit hinzugefügter Versicherung: Ich bin so gut wie selbst dabei gewesen!

Noch war der Chorherr nicht daheim. Es war sechs Uhr. Nun kam auch Herr von Pötzl voll Bestürzung. Mit und ohne Verstellung zeigte er das hohe Interesse, das gerade er an diesem erschütternden Vorfall zu nehmen hatte. Mancher Charakterzug der so jung Dahingeschiedenen vervollständigte das Bild eines Wesens, das mit der Zeit an innerer und äußerer Heimatlosigkeit ohne Zweifel zu Grunde gegangen wäre.

Benno's Lage war bei diesen Erörterungen die tiefschmerzlichste. Die Frage: Ob Selbstmord oder nicht? wurde in Gegenwart des inzwischen gleichfalls heimgekommenen Chorherrn erörtert. Auch dieser hatte die Kunde vernommen. Herr von Pötzl weinte. Sein Taschentuch war über und über naß. Er „verbürgte" sich seinerseits für einen bloßen Unglücksfall. Alle Welt kenne ja die Wildheit der Gräfin Maldachini.

Der Chorherr stimmte ihm nicht bei, sondern sagte: Selbstmord ist die Folge einer lange vorausgegangenen Abwägung der zu tragenden Leiden und der Kräfte, die sie tragen sollen. Ueberwiegt die Summe jener, so hört die Willensfreiheit auf und mit Seneca sagt dann jeder Athemzug: „Die Thür ist ja offen — geh' doch hinaus!"

Pötzl schauderte vor diesem „heidnischen" Worte.

Der Chorherr sprach vom Selbstmord eines geistvollen Benedictinermönchs, der sich kürzlich erst von der Höhe eines der palastähnlichen Donauklöster in die Fluten gestürzt hatte, von einem kaiserlichen Censor, einem sinnigen Dichter, der sich aus Zerfal-

lenheit mit sich selbst und mit der Welt getödtet hatte. Er sprach, wie Ludwig Löwe in der Burg als „Roderich" so schön sagt:

„Und selbst die Träume sind nur Traum!" . . .

Alle Erschütterung und wehmüthige Betrachtung schloß bei Pötzl nicht die Bemerkung aus, daß ohne Zweifel der Graf in den Entresolzimmern des Casinos den Nachlaß von Briefen und „dergleichen" mit Beschlag belegt, vertilgt, überhaupt wol die „Erbschaftsfrage vereinfacht" hätte. Benno ging auf diese Gedankengänge der Habsuchtein, um etwas von Angiolinens Ursprung zu hören. Wesentlich Neues erfuhr er nicht.

Dem Zugeständniß, daß nun durch eine ebenso überraschende wie schmerzliche Fügung des Himmels die Willensfreiheit des Grafen und das Arrangement seiner Finanzen gesicherter wären, konnte er sich nicht entziehen — um so weniger, als jetzt auch Leo Zickeles voll Schreck und Staunen kam und die nämlichen Gesichtspunkte aussprach.

Pötzl ging und flüsterte Benno ins Ohr: Noch eins, Herr Baron! Ich kann Ihnen aus guter Quelle mittheilen, Ihre Anwesenheit erregt Interesse in — den höchsten Kreisen, sage: den höchsten! Se. Durchlaucht wundern sich, daß Sie sich nicht bei ihm persönlich gemeldet haben. Stadtrath Schmuphase wird von ihm morgen empfangen werden. Sehr begierig ist man, von Ihnen über — doch ich weiß nichts, als daß der Herr Oberprocurator von Nück hierher geschrieben haben, Sie hätten halt die Absicht, in diesseitige Staatsdienste zu treten! Da werden Sie ja bald das Nähere erfahren!

Benno horchte staunend auf und lehnte diese Voraussetzungen als völlig unbegründet ab.

Klug und schmerzlich lächelnd — und alles immer mit einer und derselben Miene — ging Pötzl. Auch Leo Zickeles blieb

nicht zu lange. Hier war die Bildung eines „Comités zur Unterstützung von Hinterlassenen" nicht am Platze. Der Chorherr wurde abgerufen. Ob er gleich Angiolinen nicht gekannt hatte, war sein Blick doch voll Trauer.

Schon schlug es sieben Uhr. Um acht wollte Fürst Rucca kommen. Benno besaß nicht die mindeste Neigung, heute noch den Cardinal Ceccone kennen zu lernen und Olympia zu sehen. Entschlossen, sich nicht zur Gesellschaft anzukleiden, ging er mit steigendem Unmuth auf und nieder. Da kam der Chorherr mit einem Schreiben zurück, das ihm eben für Benno — wirklich aus der Staatskanzlei zugekommen war. Ein kaiserlicher Rath schrieb: Se. Durchlaucht hätten die überbrachten Briefe empfangen und würden, da der traurige Vorfall von heute früh bei Sr. Erlaucht dem Grafen von Salem-Camphausen dem Herrn Baron wol ohnehin für seine nächsten Aufträge Muße gäbe, es gern sehen, wenn die von Herrn Stadtrath Schnuphase in Aussicht gestellten mündlichen Mittheilungen sowie die schriftlichen des Herrn Dr. Nück von ihm ergänzt und bestätigt werden könnten. Se. Durchlaucht erwarteten ihn morgen in der Frühe um zehn Uhr.

Benno betrachtete das überraschende Schreiben von allen Seiten und traute seinen Augen nicht. Nun erst haftete er an Pötzl's Aeußerung: Nück empföhle ihn für den hiesigen Staatsdienst . . . Ist denn das eine von Nück über mich verhängte gewaltsame Entfernung? Kann er wol gar meinem Blick, meinem Verdachte nicht mehr begegnen? Darum die stete Aeußerung: Auch der Domcapitular muß eine Stelle antreten — in Oesterreich, in Ungarn! Wohin möchte er uns nicht alles verbannen, nur um — Lucinden ganz für sich allein zu behalten, oder weil er fürchtet — wir durchschauten seine teuflische Veranstaltung mit der gefälschten Urkunde!

Benno's nicht minder erstaunter Wirth wünschte ihm Glück

und setzte in seiner ironischen, immer durch einen elegischen Ton gemilderten Weise hinzu: Es ist jetzt nur schade, daß der große Staatsmann die Gewöhnheit hat, alles schon selbst zu wissen! Er sagt, er will von Ihnen lernen und wird Sie nur belehren! Das ist seine Art! Er fängt einen Satz an, — Sie wollen ihn ergänzen, Sie rufen: Sire, geben Sie Gedank — — Da bleibt sein Auge an Ihren Rockknöpfen hängen und sagt Ihnen, wo in Oesterreich die besten Knopffabriken blühten! Sie wissen keine bessern draußen im Reich —! beweist er Ihnen und der Discurs endet gemüthlich: Hab' mich unendlich gefreut! Jetzt ist sein Hauptgedanke unser Anschluß an den Zollverein, nämlich um das Supremat Ihres Staats zu beschränken. Nehmen Sie getrost eine Anstellung — etwa im Finanzfach!

Das muß rasch kommen, erwiderte Benno, denn ich reise schon morgen!

Wie? rief, von dieser Mittheilung ernstlich überrascht, sein freundlicher Wirth.

Das Nichtglaubenwollen des Greises hinderte Benno nicht, zu erklären — Graf Hugo wäre von seinem Unfall zu sehr erschüttert, um mit ihm geschäftlich zu verkehren. Er würde demzufolge seine Reise nach Italien beschleunigen.

Der Chorherr wurde nun unwillig. Er beklagte, den Abend nicht frei zu haben, um seinem jungen Freunde diesen Plan gründlich durch eine Zerstreuung auszureden. Er scherzte und sagte, er würde jedenfalls zu der Italienerin gehen, die heute früh schon um seinetwillen sein stilles Haus alarmirt hätte und die würde ihn festzuhalten wissen! Wissen Sie denn nicht, welche Connexionen Ihnen für Italien und Rom entgehen? Man muß die Menschen, gleichviel ob sie gut oder schlecht sind, als Material benutzen, um sich daraus das Leben auf seine Weise zu gestalten! Bleiben Sie aber doch heute Abend zu Hause, lesen Sie wenigstens für die mög-

licherweise folgenschwere Audienz im Conversations-Lexikon drüben bei mir, pêle mêle, Band 7, Band 10 — machen Sie's wie die Großen, wenn sie imponiren wollen! Den ersten besten Artikel z. B. über die Muschelkalkversteinerungen lernen Sie auswendig und bringen Sie das Gespräch durch eine einzige geschickte Wendung etwa auf — urweltliche Austern — Sie wissen, da beißt die Diplomatie immer an —! Dann einige entsprechende Citate von Cuvier so fallen gelassen und Sie sind ein gemachter Mann! Denn man wird glauben, „urweltliche Austern" wären bei Ihren Kenntnissen das tägliche Brot! . . . Ja, ja! Der Fürst steht freilich schon, hör' ich, auf dem Standpunkt des Fertigseins, wo sich ein Großer nach einer Audienz nicht mehr sagt: Wie hat mir dieser Mann gefallen? sondern: Wie hab' ich ihm gefallen? Aber das Ereigniß bleibt darum merkwürdig an sich! Sie bleiben und nehmen jedes Anerbieten. Unser Curs steht immer noch leidlich. Einmal fängt man ja überhaupt an! Gewiß, gewiß! O, ich werde Sie reisen lassen —! Der Chorherr that, als wollte er Benno in seinem Zimmer einschließen.

Es war acht Uhr. In der Ferne hörte Benno das Rollen in den Straßen. Es war wie das Rauschen des Meeres. Nun begannen die Stunden der Geselligkeit, — die Sicherheit der Lüge und des Zwanges! Mit Herzen voll Trauer können andere lächeln! Wegtändeln sollst auch du solche Lebensbürden —! Sollst morgen — nach diesem Heute —? Nein! Wie könntest du nur, ohne Aufsehen und mit einem triftigen Grunde, schnell und ungehindert von hier wegkommen?

Er ordnete bereits seine Effecten. Da wurde an seine Thür gepocht und der Mohr des Principe Rucca, in weißen Kleidern mit Goldtressen, erschien, um ihn abzurufen. Der Wagen stünde bereits unten! So berichtete er in gebrochenem Italienisch.

Benno entschuldigte sich und zeigte auf seine Haustoilette.

Der Mohr verstand nur halb, ging und kam jetzt mit dem Principe selbst. Aber mein Himmel, rief dieser, was ist das! Sie hatten uns ja versprochen —

Vergebung, Hoheit, ich bedauere — Ich fühle mich nicht wohl!

Aber der Cardinal erwartet Sie ja schon! Sie müssen kommen!

Benno schützte seine Erschöpfung vor, die Nachwirkung der traurigen Eindrücke des Tages. Auch eine wichtige Einladung auf morgen in der Frühe.

Principe Rucca, der das Pflaster endlich abgelegt hatte, machte eine Physiognomie, wie ein Kind, dem man ein Naschwerk versagt hat. Seine rothe gestickte Uniform schien er einen Augenblick ganz zu vergessen. Sein schwarzes Bärtchen wäre ihm ohne Zweifel sonst ebenso wichtig gewesen wie sein großer Stern auf der Brust — Jetzt zerzupfte er nur vor einem Spiegel die Feder an seinem Galahut. Ich kann mich ja so nicht sehen lassen! sagte er. Der Cardinal wollte Sie schon mit dem Bisthum überraschen für Ihren — Herrn — Bruder, nicht wahr? Die Herzogin hat ihm alles erzählt! Die Gräfin hat sogleich an den Onkel geschrieben: Der heiligste Priester der Welt ist gefunden —! Die Sühne für die Existenz eines Fefelotti auf Erden —! Der Bruder des Herrn Baron von Asselyn —! ... O machen Sie keine Scherze! Kommen Sie! Ich wage nicht, ohne Sie zum Cardinal zu fahren! ... Ihr Bruder soll sogleich nach Wien kommen. Wenn er auch nur etwas Italienisch spricht, so braucht er hier an unserer Kirche „Maria zum Schnee" nur dreimal zu celebriren und ist Bischof von Robillante. Das Uebrige findet sich! Es gibt ja Kinderbücher und Grammatiken!

Benno erstaunte über diese rasche Begünstigung Bonaventura's, blieb aber bei seiner Weigerung. Der Principe mußte

in seinen Wagen allein zurückkehren. Er ging wie ein Kind das eine große Strafe befürchtet, ja verlangte fast einen Schwur daß nur wenigstens morgen Benno im Palatinus beim Din nicht fehlte.

In höchster Aufregung und auch diese Zusage verweigernd blieb Benno zurück. Er hatte an Bonaventura, an den Onk Dechanten, an seinen Bruder, den Präsidenten schreiben wollen Nun ging er rathlos in seinem Zimmer auf und nieder. Es schlug neun. Als es zehn geschlagen hatte, klopfte es heftig am Haus thor und in dem stillen Priesterhause wurde es noch einmal lebendig von einer lauten Stimme, die nach ihm selbst fragte. Er erkannt Harry Zickeles, der ihm noch einen an sein Haus adressirten mit dreifachem Porto belasteten Brief überbrachte. Ich dachte, daß es Ihnen angenehm sein würde, den Brief bald zu haben — sagte er, als er sich erschöpft niedergelassen hatte. Aber daß Sie zu Hause sind! Wer hätte das erwartet! Ganz Wien ist voll von dem Unglück der armen Angiolina, das Sie so mit er leben mußten! Mein Bruder Percival laßt auf sie eine Od drucken. Der Graf muß in Verzweiflung sein! Ich war eben in der Josephstadt und habe ein neues „Ausstattungsstück" gesehen Charmant für die dortigen Kräfte! Aber morgen speisen Si bei uns? Gelt? . . . Warum nicht? O dann kommen Si den Abend —! Der Laërtes von gestern ist denn richtig engagirt worden! Bianchi und Dalschefski arbeiten schon gemeinschaftlich, was sagen Sie, gemeinschaftlich! an einem Requiem für Angiolina — Und haben Sie den Pötzl beobachtet? — Wissen's, als er bei Ihnen war, hat er unten auf den Le gewartet und bereits von der Erbschaft gesprochen! Nehmen's „Ihnen" in Acht vor dem Mann —! Er sagte, Sie erregten in höchsten Kreisen Aufsehen! Das heißt: Die höchsten Kreis sind bei ihm halt die Polizeidirection —

Benno warf ein: Der Staatskanzler hat mir für morgen früh eine Audienz anberaumt —

Harry erstarrte und traute seinem Ohre nicht. Er sah Benno mit aufgerissenen Augen an — Bei Sr. Durchlaucht —? wiederholte er, um sich ganz zu vergewissern.

Morgen früh um zehn Uhr!

Für Harry Zickeles war diese Thatsache außerordentlich. Sie bot für ein geheimnißvolles Beiseitnehmen aller ihm nur irgend bekannten Menschen die interessantesten Chancen. Ihre natürliche Nachwirkung mußte sein ein unausgesetztes: Aber der Harry Zickeles weiß es für ganz bestimmt! Es ist von einer Staatsbegebenheit über man weiß noch nicht was die Rede —! Verlassen's „Ihnen"! Harry zog vor, sich sofort zu entfernen und seine Neuigkeit noch um elf Uhr nachts wenigstens bei einigen ihm etwa begegnenden bekannten Nachtschwärmern und im Salon seiner Aeltern in Umlauf zu setzen.

Für Benno hätte es sonst eine Erquickung gewähren dürfen, den sechs Bogen starken Brief von Thiebold de Jonge lesen zu können, den Harry Zickeles überbracht hatte.

Heute — verschob er es für den folgenden Tag.

Nach einer beinahe schlaflosen Nacht, nach phantastischen wilden Bildern und gespenstischen Erscheinungen, die ihn um Mitternacht vom Lager trieben, Licht anzünden ließen und zwangen, auf dem Sopha sich mit gestütztem Haupt zu sammeln nach neuen Versuchen, endlich doch noch einige Ruhe zu gewinnen, nach neuen Spukgestalten mit verzerrtem Angesicht — brach der Morgen an, Benno erhob sich und ließ sein glühendes Antlitz von der kühlen Herbstluft erfrischen.

Noch mochte er niemanden im Hause wecken. Sein Herz war voll Fieberunruhe. Er wollte Wien verlassen — durchaus —! Er überlegte, ob er sich nicht sogar beim Staatskanzler entschul-

digen sollte. Konnte er Ruhe für die Stürme finden, die in seiner Brust während dieser Audienz toben mußten? Die Pein der Zweifel konnte sich nur mehren. Der Zweck seiner Reise nach Wien war durch ein wunderbares Zusammentreffen aller Umstände in einem einzigen Tag erreicht; was er suchte, war gefunden — es in Besitz zu nehmen, beseligend zu genießen war nicht möglich. In Italien, dachte er, da versuchen wir eine Form des neuen Daseins zu finden! Damit zog er seinen Koffer hervor und fuhr im schon gestern begonnenen Ordnen desselben fort. Ueber Triest wollte er zunächst nach Mailand gehen.

Er ergriff Thiebold's Brief in der sicher nicht ungegründeten Besorgniß, der Ton und Inhalt desselben würden zu seiner Stimmung nicht passen. Dennoch las er ihn. Die Buchstaben flimmerten vor seinen ermatteten — nur der Thränen bedürfenden Augen.

Thiebold schrieb sorglos: „Verehrter Freund! Sie werden es für eine meiner gewöhnlichen Redensarten halten, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich in dieser Stadt nur noch vegetire! Seitdem Sie sich unsern bekannten klimatischen Einflüssen entzogen haben, kann ich keine verspätete Schwalbe und keinen lahmen Storch mehr sehen, ohne von einem unwiderstehlichen Verlangen heimgesucht zu werden, Sie eines schönen Morgens mit meiner Ihnen allerdings nicht immer willkommenen Gegenwart zu überraschen. Hätte ich nicht den alten Mann, meinen Vater, bei Beginn der Gänsebraten-Saison in seiner Diät zu überwachen und wär' ich nicht für den Winter, wo wieder endlich, trotz der Kirchentrauer, getanzt werden soll, breitgeschlagen worden, einige Cotillons zu arrangiren, so würde mich keine Macht der Erde abhalten, selbst Ihr eigener Verdruß über meine Zudringlichkeit nicht, das Schrecklichste der Schrecken wahr zu machen und Sie in Person zu überfallen."

„Aus Westerhof und Witoborn erfahr' ich wenig. Mehr noch aus dem Stifte Heiligenkreuz. Ich habe mir daselbst siebzehntehalb Freundinnen erworben durch meine Empfänglichkeit für Poesie, Austausch höherer Gefühle, Nichtberechnung der Portospesen für Notensendungen, Parfümerieen, ja selbst Commission und Spedition in Modesachen. In meiner Verzweiflung über diesen Reichthum an Freundschaft und Unverschämtheit sage ich bei jeder Gelegenheit zu Moppes: Sie können versichert sein, liebster Freund, Fräulein von Merwig hat sich in Ihr: «Maikäferlein, flieg' auf!» verliebt und singt es täglich! Damit aber flicke ich ihm weder die «Anflickerin» noch eine der übrigen Veteraninnen als Correspondentinnen an; Timpe, Effingh, Schmitz, niemand nimmt mir diese anstrengende Velinpapier-Correspondenz ab! Und gerade jetzt, wo der alte Mann, mein Vater, wieder Land sieht und in systematischer Opposition macht, gerade jetzt, wo ich mit dem Holzhandel mehr als zur Genüge beschäftigt bin (Sie wissen, welche Empfindungen der Mensch zwischen einem Haufen Buchen- und Eichenholz haben kann!) grade jetzt — — Vergeben Sie das Abbrechen dieses Satzes! Ich fühle ihn mehr, als ich ihn in Worte fassen kann."

„Ja, damals, als wir, im Winter, hinter zwei Erlen standen! O, o — zwei Procent nur wär' es gewesen — aber doch bei alledem unvergeßlich!!! — — — — — — Malen Sie sich diese Gedankenstriche mit Schiller, Goethe und Nück aus! Nück — das ist ein Skandal —! dichtet — und wie! Keinem Zweifel unterworfen, er ist complet zum Tollhaus reif! Einen schwarzen Frack trägt er nicht (daran verhindert ihn, seines zu tragen verweigerten Ordens wegen, ein Gelübde), aber einen grünen mit Mattsilber, einen blauen mit Gelb, sogar rothe Sammetweste mit weißem Atlasfutter! Piter ist nichts dagegen, der übrigens in Paris mit Treudchen glücklich verheirathet sein soll."

„Nück's Gegenstand ist natürlich niemand anders, als diejenige, welche — einem On dit zufolge das Kattendyk'sche Haus verläßt, sintemalen sie sich mit Guido Goldfinger, jetzt Procura, vertragen kann infolge folgender —"

„Zwei Tage später. Soll ich denn auf die Geschichte zurückkommen? «Na»! Es war der erste «Abend» nach Piter's Entführung der Gertrud Ley, jenem bekannten Skandal auf dem Römerweg, als von Goldfinger's in ihren neuen Räumen auch ein «Abend» gegeben wurde. Rührender Hinblick auf die Zimmer des verbannten Piter, auf die Treppe, wo ihn das leiseste Knarren schamroth machte, Hinblick auch auf die früh vollendete Schwester, die Delring — Delring jetzt in Antwerpen etablirt — großes Geschäft — möglicher Ruin von Kattendyk's! — Kurz erst die Hausfreunde sehr salbungsvoll und edel, hernach gutes Souper und Moppes und Timpe sehr gesprächig! Kamen aus Paris, erzählten von einem neuen Mittel, das Piter gefunden haben will, noch interessanter als bisher zu werden. Statt: Au contraire! mit dem er uns, Sie wissen's, sogar bei Gräfin Camphausen dazumal in Angleterre ausstach, statt seines impertinenten ewigen: Im Gegentheil! soll in einem Zornausbruch Nück ihm jetzt etwas anderes angerathen haben, nämlich — um noch interessanter zu erscheinen, sich sozusagen dumm zu stellen! Piter überlegte sich diesen Vorschlag zur Güte. Moppes und Timpe haben ihn in Paris besucht, wo er mit seiner kleinen Exnonne glänzendes Haus macht. Richtig, statt wie bisher immer jähzornig aufzufahren und mit: Das verstehen Sie nicht! Im Gegentheil! um sich zu werfen, spielt Piter den von der Liebe Gezähmten, träumerisch und kindlich in dieser komischen Welt Umirrenden, unbewußt die gewöhnlichsten Gegenstände — aus «Ueberfülle an Geist» nämlich! — Verwechselnden; kurz, wenn von Schinken gesprochen wird, beschreibt er: Na! ein Thier, von dem man, na!

nen gewissen Theil seines Körpers mit besonderm Wohlgefallen wählt und, na ja! durch die Methode des Räucherns roh oder kocht zu verspeisen pflegt! und ruft dann die ganze Gesellschaft: rr Gott, Kattendyk, Sie meinen ja Schinken? so sagt er, sich mmend und lächelnd: Na ja, natürlich, Schinken heißt das ngs da! Kurzum er besinnt sich vor Ueberfluß an Geist nur z dunkel auf seine alte Köchin Kathrine Fenchelmeyer im use seiner Aeltern, sagt auch bei einem Diner prima Sorte, Moppes und Timpe bei ihm durchmachen mußten: bitte dich, Treudchen, warum ißt man nur diesen Plât da der Gabel? Ueber alles stellt er sich so unwissend, wie er leicht in Wirklichkeit ist; aber die anwesenden Fremden schwu-, dies simpelhafte, nirgends mehr Land wissende Wesen müßte e wahre innere Ueberschwemmung an Geist verdecken und er wäre eine der genialsten Offenbarungen unsers sich über-t habenden und demzufolge wieder von Kindesbeinen an be-nen müssenden Jahrhunderts!"

„Doch ich komme von meinem Abend bei Goldfinger's ab — so —"

„Zwölf Stunden später! Mein Brief, lieber Freund, ird, seh' ich, endlos werden. Also denken Sie sich — erstens einde! Sie trug, da die Haustrauer zu Ende ist, in ihrem warzen Haar einen Turban von gelbem und rothem Kaschmir, it an beiden Seiten herunterfallenden Perlenschnüren. Nie hab' h sie so vornehm und so schlank gesehen! Enganliegendes asch-graues Atlaskleid, gleichfalls mit gelben und rothen Bandschleifen besetzt! Ich habe den Abend fast nichts als Toiletten beobachtet, weil nämlich dieses der interessantere Theil meiner Correspondenz mit den Stiftsfräulein geworden ist, weniger die Schwelgerei in Gefühlen, welche ich, wie Sie wissen, «principiell» hasse. Da bei Goldfinger's nicht eine einzige Adelige vorhanden war

und ich, wie Sie wissen, in Witoborn und Umgegend zum Adel gehöre, so sammle ich, ohne alle Anzüglichkeit für mich, Stoff zu einer Menge Fi-dono's und Abscheulich's, die mir aus dem Stift über die hiesigen Farbenzusammenstellungen bei Toiletten zur Antwort werden. Ich bekomme auf die Art das Zeug, ein — förmlicher Kattundrucker zu werden! Getanzt wurde nicht, aber nahe daran kam's. Nück, zum Stutzer adonisirt, intonirte Moppes' Maikäferlied und der ganze Chor fiel ein. Die herzlose Bande hatte die arme Hendrika schon vollständig vergessen und ich, seit Sie fort sind, ohnehin immer wehmüthig gestimmt, ich verlor mich denn darüber dermaßen in Reflexion, daß Frau Oberprocurator Nück, die bekanntlich immer in jeder Gesellschaft über Hitze klagt, in den Schatten meiner kühlen Denkungsart flüchtete, ja sogar Lucinde mich als Fächer benutzte gegen Nück, den man allgemein unausstehlich fand!"

„Wieder sechs Stunden später — Mein Alter opponirt denn also richtig gegen die Regierung in Sachen des Kirchenfürsten! Wir werden schöne Späße erleben! Also, wo blieb ich stehen? Anfangs ging es in unserer gewöhnlichen Cadenz fort: Langeweile, Thee, Langeweile, Klavier, Langeweile, Quartett — Endlich hatte Lucinde, die in ihrem türkischen Staat die bescheidene Magd spielen wollte, beim Serviren einige Teller zerbrochen, auch mehrere Kleider verdorben und mit dem Professor einen Zank angefangen, als dieser, ohne je in Asien oder, wie Moppes sagte, wenigstens im pariser Jardin des plantes gewesen zu sein, behauptete, das Holz der Cedern auf dem Libanon so gut zu kennen, wie deutsches Fichtenholz — denn, sagte er, zu seiner «heiligen Botanik» hätte er vierzehn verschiedene heilige Kreuzpartikeln in Deutschland und der Schweiz gründlich studirt — unser Erlöser wäre seines Erachtens auf Cedernholz gestorben. Lucinde, von den Vorwürfen über ihr Servi-

ren gereizt, entgegnete: Entweder sind Sie im Irrthum oder der heilige Bernhard war es! Wie so? rückte der Professor seine goldene Brille in die Höhe und mochte sich erinnern, daß vorm Jahr eine Etage tiefer Armgart's Mutter ebenfalls in dieser Art schlimm mit ihm gestritten hatte. Der saubere Terschka erzählte es uns ja! Lucinde ließ sich nicht werfen. Zornig, wie sie war, entgegnete sie: Nach dem heiligen Bernhard bestand das Kreuz des Erlösers aus Cedern-, Cypressen-, Oliven- und Palmenholz —! Natürlich — mich als Holzhändler interessirte das! Ich sage: Nur Cedernholz! donnerte der Professor, bei allem Respect vor dem heiligen Bernhard. Die Commerzienräthin bat um Unterlassung solcher Streitigkeiten. Sie können sich jedoch denken, verehrter Freund, daß dieser Gegenstand nunmehr mich hinriß. Mein Temperament zwang mich zu der Bemerkung —"

„Wieder einen Tag später! Ich mußte gestern einer Holzauction in Euskirchen beiwohnen! Mein Alter ist in der Majorität und macht Enckefußen schön zu schaffen! Den Telegraphen kann ich gar nicht mehr spielen sehen, ohne mir zu sagen: Diese Manöver bedeuten: Stecken Sie nur gleich die ganze de Jonge'sche Familie, Vater und Sohn, zu Loche! Wo blieb ich also gestern stehen? Richtig; ich erlaubte mir die bescheidene Bemerkung, daß die Bauten des Königs Salomo bereits die ersten Grundlagen des Holzhandels und zwar nach Tyrus gelegt und bewiesen hätten, daß Palästina und Umgegend wenig Waldung gehabt hätte, daß demnach also, als drei Kreuze auf dem Berge Golgatha auf einmal gebraucht wurden, diese allerdings wahrscheinlicher- und möglicherweise aus mehreren Holzarten genommen werden mußten — Da hierauf die ganze Gesellschaft in ein, beiläufig bemerkt, sehr unpassendes Gelächter ausbrach — das mich verdroß, da ich mir bewußt war, wis-

senschaftlich gesprochen zu haben — so schnurrte mich der Extraordinäre a. D. wie ein Kater an, betrachtete mich von oben bis unten und machte Miene, als wollte er, um mich zu strafen, diese Aeußerung griechisch beantworten. Sie wissen aber, daß ich nie hitziger werden kann, lieber Freund, als da, wo ich mich nicht ganz sicher fühle, nämlich ob ich recht habe. Gelehrte Seitenhiebe reizen mich dann vollends bis zur Tollkühnheit. Moppes, Timpe, Schmitz, Effingh, alle standen sie um mich und suchten mich zu beruhigen. Mit maliciöser Zurückhaltung sagte der gelehrte Kerl jetzt lächelnd: Fräulein Lucinde ist so geistreich, daß ihre Erwiderung nur für einen Scherz zu nehmen ist! Sie weiß sehr wohl, die Bemerkung des heiligen Bernhard ist ein Spiel des frommen Witzes und der Phantasie. Der hochgelehrte Mann will an jede Gattung seiner vier Holzarten Betrachtungen anknüpfen. Ohne Zweifel sucht er, ich erinnere mich jetzt der Stelle, in den vier Holzarten das Symbol 1) des Lebens — das ist die Ceder, 2) der Trauer — das ist die Cypresse, 3) des Trostes — das ist die Olive, und 4) des Friedens — das ist die Palme. Ich habe die feste Ueberzeugung — Weiter kam jedoch der Mensch nicht; denn ich unterbrach jedes seiner Worte. Nun fuhr er auch mich an, als wenn ich Piter wäre: Schweigen Sie! und als ich ihm ein: Herr Professor —! fast im Ton wie eine Maulschelle lançirte, mußte ich erleben, daß dieser niederträchtige Kerl an den Kamin geht, wo ein eiserner Holz- und Kohlenkorb stand, hineinlangt und mir feierlich vor der ganzen Gesellschaft ein Stück Eichenholz überreicht mit den Worten: Das ist Ihr Fach —! ... Nun kann ich Ihnen aber doch sagen, daß ich Beistand fand. Wir Kaufleute halten in Einem Punkt unter allen Umständen zusammen — Gesellschaftliche Anspielungen auf unsere Branche sind in dem Grade mauvais goût, daß ich — —"

„Wieder einen Tag später! Fast wurde mein Alter in

die Deputation gewählt, die zu Sr. Majestät nach der Residenz abgehen soll! Eine schöne Verwirrung hier —! Nück hat eine fürchterliche Adresse beantragt, fiel jedoch damit durch. Enckefuß will ihn nun vor die Assisen bringen. Nämlich — entre nous! — das Gerücht geht, Hammaker wäre für Nück gerade zur rechten Zeit um seinen Kopf gekommen; der Brand und die Urkunde hätten vollkommen die Zweifel verdient, die mich, wie Sie wissen, damals bei Fräulein Benigna in Westerhof in Ungnade und um meinen Adel brachten. Da aber mein Vater in Kirchensachen ganz mit der Ritterschaft geht und wir plötzlich so populär sind, daß ich mir des vielen Grüßens wegen einen neuen Hut habe kaufen müssen, so schlug ich auch an dem Goldfinger'schen Abend den Professor vollständig aus dem Felde. Nämlich ich wurde wild. Ich sprach von einer nothwendigen mikroskopischen Untersuchung aller vorhandenen heiligen Kreuzpartikeln durch Professor Liebig und blieb bei meinen viererlei Holzarten und nannte zu Ehren meiner Branche, ich meine der Beschäftigung mit Holz, den Erlöser sogar selbst den Sohn eines — Zimmermanns, der schon früh mit Säge- und Hobelspänen Wunder verrichtet hätte und vielleicht selbst für den Zimmerplatz und den Holzhandel erzogen worden wäre. Da erhob sich dann freilich Kanonikus Taube vom Whist und schlug über solche Streitigkeiten die Hände über dem Kopf zusammen, der Professor verzog sich, seine Gemahlin sprang wüthend ans Klavier und paukte eine neue Tremolo-Etüde und nach diesem Abend mußte denn die Commerzienräthin der Lucinde, die allerdings den ganzen Streit angefangen hatte, auf Anstiften dieses giftigen Außerordentlichen kündigen und das ist also jetzt das Allerneueste! Sonst weiß ich nichts, als daß der Domcapitular wieder im alten Ansehen steht. Man spricht von einer Predigt, welche die Regierung sehr unangenehm berührt haben soll. Der Text: «Fürchtet Gott, ehret den

König!» Das soll Ihr Cousin so gewandt haben: Daß ein Christ Gott zu fürchten, den König aber blos zu ehren brauchte —! Erzählt man —! Ich bin so vollständig wieder Heide, daß ich seit dem letzten Winter keine Kirche gesehen habe und um so mehr wieder Ihrer persönlichen Anleitung zur Tugend bedarf. Bester Freund — verlier' ich an Ihnen in Zukunft vielleicht ganz meinen Halt? Man sagt allgemein, Sie gingen unter die Diplomaten —! Das könnte mich veranlassen, Sie wegen mancher höchst bedenklichen vertraulichen Aeußerung, die Sie mir gethan, zu denunciren und somit steckbrieflich verfolgen zu lassen, damit Sie sicher wieder hierher an Ort und Stelle gebracht werden! Adieu, theurer Freund! Wissen Sie denn auch, daß die alte Gräfin Dorste-Camphausen hier durchgereist ist, ohne sich nach mir erkundigt zu haben! Postscript. Die Damen Schnuphase lassen ihren Vater bitten, sich nicht zu erkälten! Von London nichts — gar nichts —! «Ob sie meiner noch gedenkt!» O! — — — — Große Revolution im Männergesangverein, parteiische Vertheilung der Solis, Sturz des Präsidiums, Austritt der Minorität, Bildung eines Oppositionsmännergesangvereins! Nächstens besuch' ich Kocher am Fall! Schreiben Sie bald Ihrem — Unverbesserlichen! — — Compliment auch von Gebhard Schmitz an Herrn Ritter Fuld in Wien «Man waiß schon» —!"

Wie lag das alles — nach Ton und Inhalt — dem Gemüth Benno's jetzt so fern —! Er legte den Brief lächelnd in Thiebold's Abschiedsgeschenk, das große Reiseportefeuille, das vor ihm aufgeschlagen lag. In den Andeutungen über Nück, über den Kirchenstreit, über Bonaventura's Predigt lag eine Mehrung seiner Sorgen. Benno sah voraus, was der Staatskanzler von ihm werde hören und erläutert wissen wollen. Er dachte an die Scherze mit seinem Bruder, dem er gesagt: Vor dem Staatskanzler würde er den „Posa" spielen! Wie sollte er einem viel-

leicht wohlwollend Entgegenkommenden eine Seite herauskehren, die sich, ihm gegenüber, für seine Jugend und unbedeutende Lebensstellung schwerlich ziemte? Und doch — verlockend blieb die Begegnung bei alledem! Denn unwahr würde er sich benommen haben, wenn er dem Fürsten in allem zustimmte — ihn glauben ließ, daß Rück in Uebereinstimmung mit ihm gehandelt hätte! Er warf sich in die schickliche Toilette.

Der Chorherr kam herüber und machte ihm wegen seiner Zurüstungen zur Abreise, die er doch also bestätigt sah, ernstliche Vorwürfe. Sie sind, sagte er fast gekränkt, auf der hohen Flut der Gunst und des Glücks! Ich schreibe noch heute dem Dechanten! Gestern Abend war ich bei einer Anzahl alter Freunde und Freundinnen Ihres Onkels. Alle wünschen, Sie zu sehen. Und nun bekommen Sie — das Kanonenfieber? Von einem vernünftigen Posa heißt es nicht: Nach Munkatsch! sondern: „Der Ritter wird künftig unangemeldet vorgelassen!"

Zur Mehrung der Verlegenheit, zur Schärfung der Vorwürfe des Chorherrn kam dann wieder der Mohr des Prinzen Rucca, brachte eine wiederholte Mahnung, um vier Uhr das Diner nicht zu vergessen und schlug aus einem Rosaseidenpapier ein prachtvolles Bouquet, das ihm aus dem Palatinus von Altezza Amarillas oder von Eccellenza Contessina geschickt wurde — Der eigentliche Absender blieb unaufgeklärt, selbst gegen ein überreich gespendetes Trinkgeld. Es war ein mit italienischer Kunst gewundener Blumenstrauß von weißen Camellien, in der Mitte ein Herz von Pensées. Pensez-à-moi! scherzte der Chorherr und verließ Benno mit dem satirischen Zublinzeln, daß er sich wol hüten würde, einen Boden zu verlassen, wo ihm jeder traurige Eindruck gleich wieder so hold und vielversprechend verwischt würde!

Die weißen Camellien konnten nur der Gedanke seiner Mutter sein. Den Muth aber, einem fremden jungen Mann über-

haupt Blumen zu schicken, hatte ohne Zweifel nur die kleine Gräfin eingeflößt. Ihr Verlangen nach ihm schien keiner Beherrschung mehr fähig.

Gegen zehn Uhr nahm Benno einen Fiaker und fuhr in die Staatskanzlei. In einem Gewirr größerer Gebäude, die in winkeliger Zusammenstellung allen Jahrhunderten angehörten, hier an die Babenberger, dort an die Zeit der Maximiliane, an einer andern Stelle an Kaiser Joseph erinnerten, lag ein Haus mit mäßiger Fronte, einladend nur durch seine nach den Basteien hinaus gerichteten Seitenfenster. Der Wagen hatte sich pfeilgeschwind durch diese Winkel und kleinen Plätze hindurchgewunden.

Benno stieg aus. Bereits ein zweiter Miethwagen stand vor dem Portal.

Der Minister wohnte im ersten Stock. Ein großes dunkles Vorzimmer wurde durchschritten. Dann kam man in ein lichteres, das eine schöne Aussicht auf die belebten Umgebungen der Stadt und den Volksgarten bot. Hier hatte sich ein Anzumeldender bis zu näherem Bescheid aufzuhalten.

Benno traf, wie erwartet und gefürchtet, mit Schnuphase zusammen. Herr Maria stand unter dem Druck seiner „hochges-pönnten" Nerven. Vom Sperl, aus Döbling, Hietzing, von allen möglichen Zerstreuungen, die ihrem Gastfreund die Tuckmandl's und Pelikan's trotz der Wundermedaillen und Paternostervereine bereiteten, erschöpft, schnappte und schnalzte er nach Luft. Jetzt, beim Anblick des Barons von Asselyn, erleichterte sich ihm die Brust vor Freude und Ueberraschung. Der Gruß des Herrn Thiebold de Jonge und die Mahnung an seine Leibbinden rührten ihn. Nur jedes Knarren einer Thür unterbrach sofort den Strom seiner Mittheilungen.

Benno war in einem Traum. Er wußte nicht, wie er hierher gekommen. Um seine Aufregung zu verbergen, fragte er scherzend: Werde ich jetzt erfahren, welches Ihre geheime Mission ist?

Schnuphase hob, wie zur Andeutung eines Schwurs, seine weißen Handschuhe gen Himmel. Da öffnete sich die Thür. Schnuphase verbeugte sich bis zur Erde. Der Eingetretene war aber noch nicht der Beherrscher aller europäischen Cabinete, sondern erst jener Hofrath, der an Benno geschrieben hatte. Die leutseligste Anrede von der Welt berichtigte Schnuphase's Irrthum. Der Herr Hofrath wandte sich an den Herrn Baron von Asselyn und entschuldigte Se. Durchlaucht, die noch einen Augenblick verhindert wären. Herr Stadtrath Schnuphase —?

Zu Dero —!

Die Kiste ist angekommen?

Zu Dero —!

Zum ersten Mal in Wien —? kehrte der freundliche Herr zu Benno zurück.

In dem Augenblick wurde Stadtrath Schnuphase durch einen Bedienten abgerufen — Nach einer Thür zu, die eben da wieder hinausführte, wo er hereingekommen war. Schnuphase flog und taumelte mehr, als er ging ...

Mit einem, wie es schien, in Wien stereotypen, an Pötzl's „Gemüthlichkeit" erinnernden Lächeln, halb prüfend, halb zerstreut, setzte der hohe Beamte sein Examen über Benno's erstmalige Anwesenheit in Wien fort. Bei sich bald herausstellender völliger Bekanntschaft mit den Zwecken der Anwesenheit des jungen Mannes kam er auch auf den gestrigen „grausamen" Unfall mit dem „Fräulein von Pötzl". Das, was ihm, wie er sagte, ihr Pflegevater selbst schon erzählt hatte, konnte Benno bestätigen.

Es folgte das herzlichste Bedauern und die Mittheilung, daß einige Wochen lang für die arme Seele in „Maria zur Stiegen" würde gebetet werden.

Eine Klingel ging. Der Diener von vorhin öffnete eine andere Thür. Mit einem: „Ich hab' mich unendlich gefreut!" und dem innigsten Händedruck wurde Benno von dem zuvorkommendsten aller Epigonen jener Gesellschaft, die der überfliegende Don Carlos mit dem Worte bezeichnet: „Da, wo Ihre Domingos, Ihre Albas herrschen!" an die Thür begleitet. Noch zwei Zimmer und der vom System des Staatskanzlers sonst mit jugendlicher Idealität urtheilende, jetzt wie ein geknicktes Rohr sich ihm nähernde — unfreiwillige Posa stand vor dem neuen — Don Philipp.

Der Gefürchtete war an Wuchs etwas kleiner, als Benno. Schmächtig, ebenmäßig gebaut, mit feinen, geistvollen Zügen. Die Stirn breit und hochgewölbt. Die Augen blau, die Nase mäßig gebogen, die Farbe der Wangen, die nicht schmal waren, blaß. Die Lippen durch lange Gewöhnung — auch die Ehe macht Ehegatten ähnlich — beinahe habsburgisch geworden, doch abwechselnd belebt von Ironie. Besonders auffallend blieb die schöne, wenn auch stark gerunzelte Stirnfläche, mit weit auseinander liegenden Augenbrauen. Das Haar war schon ergraut und zu erzwungener Jugendlichkeit geordnet. Die Sprache war zwar nicht leise, doch etwas unverständlich. Benno wußte, daß der Staatskanzler am Gehör litt und die Taubheit beeinträchtigt bekanntlich mit der Zeit die Schärfe des eignen Redevortrags.

Nach den freundlichsten und herablassendsten Begrüßungen setzte man sich. Nebenan hörte man ein Klingen von Gläsern. Benno erstaunte darüber. Jedenfalls war Schnuphase auf der Höhe seiner, dem Johannisberger Weinkeller geltenden Mission.

Der Fürst ergriff eines von den eleganten großen und klei-

nen Büchern, die auf einem Tisch vor dem kleinen Kanapee lagen, steckte die Finger in die Blätter, klopfte in leichtem Taktrhythmus auf den Tisch und begann in geschmeidiger, fast zu regelrecht fließender Rede alle ostensiblen Veranlassungen für Benno's Anwesenheit in Wien herzuzählen. Dem Schmerz des Grafen Hugo, der zufälligen persönlichen Anwesenheit des Herrn von Asselyn beim Unglück mit Angiolina Pötzl trug er mit unverstellter Theilnahme Rechnung. Dann kam er auf den Oberprocurator Nück, mit dem er seit Jahren „immer sehr gern zu thun" gehabt hätte, auf die Empfehlungen, die ihm „Doctor Nück" über Herrn von Asselyn und dessen Wünsche gegeben.

Wünsche?! loderte es in Benno auf. Er begann auch sofort: Ew. Durchlaucht wollen entschuldigen — ... Ohne jedoch Zeit zu bekommen, irgend auch nur die einfachste berichtigende Aeußerung zu thun, hörte er sogleich den Fürsten auf den ihm von Wien her, ja schon vom „Parterre der Könige" in Erfurt sehr wohlbekannten Dechanten zu St.-Zeno übergehen. Des Fürsten eigne Familie stammte aus der Gegend von Kocher am Fall. Selbst Bonaventura war ihm genannt worden.

Die Aeußerung, die der Staatskanzler auf die für Bonaventura gebrauchte Bezeichnung: Er wird ein „Heiliger" genannt! sofort folgen ließ, war charakteristisch. Ich wünschte wohl, sagte er, der Adel folgte überall solchen Beispielen und nähme sich etwas mehr der Kirche an! Seitdem die Pfründen schmaler geworden sind, hat man sie nicht mehr für die jüngern Söhne der Familien so aufgesucht, wie selbst noch in meiner Jugend Sitte war. Sagen Sie, würde Ihr Kirchenfürst den Muth gehabt haben, so für seine geistliche Pflicht aufzutreten und mit soviel Glanz sein Martyrium durchzuführen, wenn ihm nicht sein Zusammenhang mit dem Adel des Landes zu Hülfe gekommen wäre? Der Uebergang der geistlichen Stellen nur an Bürgerliche öffnet

jenem kleinen Ehrgeiz zu sehr die Bahn, welcher mit Intrigue verbunden ist. Dem Emporkömmling wird nie genug zu Theil —!

Wenige Verbindungsglieder fehlten hier und die Gedankenreihe wäre bei den Jesuiten angekommen, die der Staatskanzler hassen sollte — Doch unmittelbar flocht sich die Bemerkung ein: Ein reizendes Geschöpf, diese Angiolina! Ich kann nicht glauben, daß sie sich selbst den Tod gegeben hat. Sie wurde über die, welche ihr vorreiten wollten, zornig und überschlug sich. Jetzt ist's freilich eine freiwillige Handlung — ein „Poëm"! sagte man gestern. Romantik und leider manchmal auch die Logik machen sich nur zu oft durch den Zufall erst ex post, gerade wie der Witz. Manche Leute, die ich positiv als dumm kannte, galten auf die Art für gescheidt — eben weil sie immer schnell bei der Hand waren, einer zufälligen Wirkung eine prämeditirte Absicht unterzulegen. Das wissen Sie gewiß, es gibt einen Humor der Thatsachen! Viele Staatsmänner haben sich jahrelang damit erhalten, den glücklichen Zufall sogleich auch für das Resultat ihrer Absicht auszugeben. Besonders stark sind in diesem wohlfeilen Klugseinwollen die Politiker Ihres Staates — Bitte, Herr Doctor Nück schreibt mir, Sie wollten daselbst keine Carrière machen! Erzählen Sie mir doch die dortige Sachlage, Herr von — Sagen Sie, sind die Asselyns nicht eigentlich italienischen Ursprungs —?

Benno hätte jetzt erwidern mögen, daß sich Nück in den Motiven seiner Reise nicht an die Wahrheit gehalten, hätte erzählen mögen, was zur Erleichterung der heimatlichen Schwierigkeiten dienen konnte, mußte jetzt aber der gestellten Frage antworten und sagen: Doch nicht, Durchlaucht! Friesischen Ursprungs!

Sie sollen aber das Italienische à perfection sprechen! fiel der Fürst sogleich ein.

Ich wollte zunächst Italien sehen, um mich im Sprechen der

italienischen Sprache noch mehr zu vervollkommnen und überhaupt alte Studien wieder aufzunehmen —!

Die italienische Sprache ist schwerer, als man anfangs glaubt! unterbrach der Fürst, der seine eigenen Gedankengänge festhielt. Sie ist ebenso falsch und tückisch, wie die Italiener selbst. Man glaubt mit dieser Grammatik auf dem besten Fuße zu stehen et d'un tour de main on a perdu tout son latin! Wo studirten Sie?

Benno nannte die betreffende Universität.

Der Staatskanzler warf einen der ihm eigenen Augenblitze, die den für gewöhnlich milden, ja matten Ausdruck seiner Augen unterbrachen, scharf und bestimmt zu dem jungen Manne hinüber und hatte jedenfalls eine Rüge der deutschen Universitäten im Sinne, sprach dann aber doch: Sie sind Jurist — Arbeiteten bei Dr. Nück in der — Apropos, die Gräfin Paula von Dorste ist ja clairvoyant! Wie sich das in Wien ausnehmen wird, bin ich begierig! Ein eignes Kapitel, die Clairvoyance! Ich habe sie in allen Stadien kennen gelernt! Auch in ihrer Verbindung mit der Politik — gerade bei Ihren aufgeklärten Staatsmännern —! Fürst Hardenberg war ganz in die Hände der Pythonissen gerathen und hat auch, glaub' ich, aus diesen Quellen seine Begeisterung für die Freiheit Griechenlands in Verona geschöpft! Die Verbindung mit der Religion ist mir weniger geläufig, aber unsere Salons sprechen mit Andacht davon — Leider wird mit dem ersten Kind der Gräfin diese neue Quelle der Unterhaltung für Wien verloren sein. Ihre Heimat ist ein seltsames Land, Herr von Asselyn, kernhaft jedoch und voll aufrichtiger Sympathie für uns. Wir haben davon täglich Beweise! In unserer Armee sowol wie im Klerus! Kennen Sie die Aebtissin Scholastika? Eine Tüngel-Heide! Es gibt mehrere Linien der Tüngel's?

Schon griff der immer nur allein Redende zum kleinen goldschnittgebundenen genealogischen Kalender, der auf dem Tische lag. Er suchte die Tüngel-Heide und die Tüngel-Appelhülsen. Nebenan klangen die Gläser ... Benno beobachtete nur und — resignirte sich.

In Ihrer Provinz lebt noch fest und sicher die Ueberzeugung, fuhr im Umblättern der Fürst fort, daß es in der Politik nur Erhaltung oder Umsturz gibt. Die Reform soll uns heilig sein, ja, aber sie muß aus den Elementen der Erhaltung und für die Erhaltung hervorgehen! Nach Napoleon's Verwüstung alles Bestehenden konnte und durfte nichts Anderes kommen, als das System der Erhaltung. Selbst Napoleon fing zuletzt zu erschrecken an vor einer täglich sich mehrenden Lust an Neuerungen. Unter dem Zeitalter der Revolution haben die Völker zu viel gelitten, sie bedürfen auf hundert Jahre der Erholung. Ich weiß nicht, was dann kommen wird, aber ich meine, die von der Zeit gebotene Aufgabe war, Halt zu gebieten, und ich glaube, die nach mir kommen, werden noch lange dieselbe Nothwendigkeit einsehen! Ich gebe das sehr gern den jetzigen römischen Ansprüchen zu: Es ist auch so mit der Kirche —! Freilich hören die schwarzen Herren nicht gern, daß der Fels, auf den die Kirche gebaut wurde, irdisches Material ist, so gut wie jede andere Steinart, und daß einst eine Zeit kommen wird, wo sich die Philosophie verbreitet wie schon jetzt bei unsern reichen Bauertöchtern im Salzburgischen das Klavierspielen — Aha! Da! — „Die Tüngel-Appelhülsen. Wappen: Die geschlängelte Schale eines Apfels“ — Falls das nicht — glauben Sie nicht, Herr von Asselyn? ursprünglich eine Schleife war—! Auch so ein Witz — ex post! ... Da sind ja die Camphausen! Zwei Linien —! Seltsam. Bei uns lebt die protestantische und Gräfin Erdmuthe ist sogar eine gefährliche Fanatikerin! Der Graf wird den

Militärdienst quittiren — Und — — Ja, der religiöse Riß in Deutschland wird oft beklagt —! Ich schätze diesen Riß! Deutschland kann, da es eben seine Fürsten und seine verschiedenen Stämme hat, nur durch das Gleichgewichtssystem bestehen. Das hab' ich immer befördert und ohne Rückhaltsgedanken! Der Zollverein gibt ein zu einseitiges Uebergewicht — Sie kamen mit dem Herrn Stadtrath Schnuphase —?

Ich reiste nur zufällig mit ihm —

Doctor Nück schickt mir durch Sie alle Tabellen Ihrer Weinversteuerung, an der ich, wie Sie wissen, persönlich betheiligt bin. Die Centralisation der Interessen Deutschlands ist nicht möglich! Schon die natürlichsten Lebensbedingungen, Essen und Trinken, beruhen auf disparaten Organisationen. In Frankreich, Spanien, Italien sogar, dem ich sonst doch jede andere Einheit absprechen muß und nur die eines geographischen Begriffs lassen kann, hat die Lebensweise eine und dieselbe Bedingung. Nehmen Sie aber unsere Verschiedenheiten! Die barocke Abwechselung schon unseres — Brotes allein! Wie verschieden die Charaktere des Weins am Rhein und an der Donau! Vom Trank der Gerste gar nicht zu reden! Man glaubt es mir nicht, aber ich bin gegen ein Uebermaß von Uniformirung. Ich hasse den Josephinismus — nicht seiner Aufklärung wegen — behüte, nein! — nur deshalb, weil er am Ende doch nur den absoluten Polizeistaat proclamirt! Der absolute Polizei- oder Beamtenstaat aber kann zuletzt nur zur constitutionellen Monarchie führen, d. h. zur legalisirten Revolution und Republik!

Die Phantasie Ew. Durchlaucht überspringt große Intervallen! sagte Benno mit Entschiedenheit.

Geb' ich zu —! erwiderte der Minister und ließ einen seiner scharfen Blicke auf Benno hinstreifen. Aber darin denk' ich ganz wie die Kirche: Gutta cavat lapidem! Apropos, was sagt denn

Graf Camphausen zu dem sogenannten Baron von Terschka? Der Mensch ist in London Protestant geworden und der intimste Freund der italienischen Emigration. Ein Ex-Jesuit! sagt man sogar — hier bei uns aber nur entre nous!

Benno berichtete von dem ihm so verhaßten Namen, was er wußte, und wagte, angeregt von den Worten seiner Mutter, die Bemerkung: Die größte Gefahr des Stabilitätssystems droht nicht unmöglich von Italien und von Rom selbst —!

Sie meinen, daß die Zeiten des Cola Rienzi wiederkehren? lächelte der Fürst, nahm ein großes Kupferwerk, das vor ihm lag, schlug die Abbildung einer Burg auf und zeigte sie seinem Besuch mit den Worten: Sehen Sie da die Burg in Böhmen, wohin Cola Rienzi flüchtete, als seine Zeit in Rom um war! Zu uns ist er geflüchtet! Nach Böhmen! Ja, fuhr er dann fort, die Italiener sind allerdings die elendeste Nation von der Welt und zu allem fähig! Diese Nation wird den Monarchen, von denen sie regiert wird, und uns allen in Europa noch viel zu schaffen machen, sie wird conspiriren, morden, vielleicht ein vorübergehendes Glück gewinnen, von einzelnen Mächten vielleicht begünstigt werden, von England, das für seine Waaren sich einen Absatz in Sicilien und Neapel zu verschaffen sucht — aber elend wird alles nach kurzer Zeit wieder zusammenbrechen. Wie Barbarossa werden wir dann ihre Städte in Asche verwandeln müssen! Wir werden den Pflug darüber hingehen lassen und Salz aussäen müssen, um eine neue Erde zu schaffen! Das Salz werden deutsche, ungarische, böhmische Colonieen sein, unsere Sitten, unsere Verbesserungen, unsere Bürgschaften polizeilicher Ordnung! Zurückrufen werden die Elenden uns dahin, von wo sie uns verjagten, um nicht von ihren eigenen Landsleuten gemordet zu werden! Gemordet von ihren neuen Häuptern! Lesen Sie nur die Geschichte! So ging Crescentius unter, Cola Rienzi

flüchtete — Was wollen Sie von einer Nation, wo alles käuflich ist! Wo die Furcht jeden zum Verräther macht! Wir haben alle Conspirationen in der Hand, von jeder Carbonariloge besitzen wir die Namen. In Turin regiert ein Fürst, der als Kronprinz Carbonaro war und als er den Thron bestieg, lieferte er uns — sämmtliche Listen der Venditas aus! Ich zweifle nicht, daß er uns auch wieder verräth und als Carbonaro endet... Lassen Sie Krieg kommen — behalten wir noch Herrn Thiers lange am Ruder Frankreichs und will sein Schüler, der Herzog von Orleans, sich die Sporen verdienen, so haben wir Krieg und mit schwankenden Erfolgen! Angenommen, wir sind heute geschlagen — gut; aber von dem Tage an, wo die Italiener den Franzosen dankbar und einig sein sollen, rufen sie wieder die Deutschen zurück und geben uns die alte eiserne Krone! Dies Italien —!... Sie müssen es aber kennen lernen, Herr von Asselyn! Sie wollen dort hinreisen? Wollen Sie es dabei bequemer haben, so mach' ich Ihnen den Vorschlag, ein paar Depeschen mit nach Rom zu übernehmen — Freilich müßten Sie dann sogleich und noch in diesem Augenblick reisen! Würde Sie das hindern?... Nück schrieb mir, fuhr der Fürst fort, die Verlegenheit und aufwallende Röthe im Antlitz des jungen Mannes bemerkend, Sie wollen eine politische Laufbahn antreten —?

Durchlaucht — nein! sagte Benno fest und bestimmt. Nur der Gedanke: Da erlöst dich ja das Geschick im Nu! ließ ihn zur Uebernahme der Depeschen mit funkelnden Augen zustimmen.

Sie meinen, Ihre Grundsätze sind noch zu jugendlich? Sie opponiren noch zu gern? Mein lieber junger Freund, die Staatskunst muß es machen, wie die Kellerei mit den Weinen! Liegen die Fässer zu lange, so müssen sie aufgefüllt werden, alte Jahrgänge mit jungen! Sie haben ohne Zweifel die Calamität gehört, die sich auf meinem Weinberg am Rhein zugetragen? Ein

nachlässiger Küfer hat sieben der besten Stücke nicht aufgefüllt und nun sind sie Alterationen des Entwickelungsprocesses ausgesetzt — Dergleichen muß freilich ebenso geheim bleiben, wie unsere diplomatischen Schachzüge. Bitte also! Ich spreche nur darüber, weil Sie mit Stadtrath Schnuphase gereist sind —

Der Fürst öffnete die Thür und machte Benno zum Zeugen einer, wie es schien, außerordentlich ernst genommenen Scene. Ein feingekleideter, wohlbehäbiger älterer Herr, ohne Zweifel der Kellermeister des Fürsten, saß mit Schnuphase an einem Tisch. Vor ihnen stand eine Reihe kleiner Flaschen, die mit Zetteln beklebt waren. Einige Dutzend Gläser standen in der Nähe, um bei den Prüfungen nacheinander gebraucht zu werden; denn der Duft des Weins erhielt sich in jedem gebrauchten Glase zu lange und hätte die Aufgabe erschwert, welche die zu sein schien, die Mischungen und Auffüllungen aufs strengste zu unterscheiden.

Schnuphase und der Kellermeister waren aufgesprungen. Letzterer eben mit zwei Gläsern in der Hand, die prüfendste Miene in den gerötheten Gesichtszügen. Noch schienen Zunge und Nase nur mit Geschmack und Duft beschäftigt. Schnuphase stand mit seinem „Glöse" ganz in — „Extöse". Der Duft, das Probiren, die Situation, die Nähe des „größten Mannes der Zeit", die Satisfaction vor Benno, alles war ihm zu Kopf gestiegen.

Es wird wol nicht anders gehen, bemerkte der Fürst, man muß unserer Verwaltung, die an dem Versehen ohne Schuld ist und den Küfer entließ, Recht geben und „Dorf" oder „Berg" zur Erkräftigung des „Schloß" wählen? Ganz wie Ihr jungen Staatsneuerer ja auch wollt! Gern adoptiren wir Euer junges Blut! Oder wählen wir beides? wandte er sich, zum Scherzen aufgelegt, zu den Mischenden.

Schnuphase stand wie ein Retter des europäischen Gleichgewichts, obgleich er nahe daran war, das eigene zu verlieren.

Das Nippen an jedem dieser Gläser, das Streiten und Aeußern entgegengesetzter Zungenwirkungen, die wiederholt erprobt werden mußten, hatte ihn bereits zum Opfer des in ihn gesetzten Vertrauens gemacht.

Der Fürst billigte jede Entscheidung der gemeinschaftlichen Berathung und ordnete an, daß auch beim heutigen Diner, wo um deswillen die feinsten Kenner der Weinblumen des Rheines entboten wären, die Proben servirt und einem Verdict derselben unterworfen werden sollten. Die maßgebendste Stimme behielten die beiden anwesenden Herren selbst und lieb wäre es ihm, sagte er, nunmehr zu hören, daß sie so schnell ihre Meinungen vereinigt hätten. Wichtig genug war die Sache. War für die nächste Auction im Ruf der vernachlässigten Fässer irgendetwas versehen und verbürgten sich nicht die ersten Zungen für die volle Integrität des Gewächses, so konnten dreißigtausend Gulden auf dem Spiele stehen.

Es thut mir leid, sagte der Fürst in freundlicher Laune beim Zurückkehren in das vorher von ihnen eingenommene Zimmer, daß ich meine Einladung, mein Gast zu sein, nicht auch an Sie richten kann, Herr Baron! Die Aufgabe, die ich Ihnen vorschlage und der Sie sich, da Sie doch einmal nach Italien wollen, immerhin unterziehen sollten, wenn auch nur Ihrer Reisekasse wegen, bedingt eine sofortige Abreise! Um fünf Uhr Nachmittag geht die Eilpost! Sie brauchen sich nur dieser zu bedienen! Von Triest aus müssen Sie über Ancona zur See. Das ist unerlaßlich. Nach einem halben Jahr kommen Sie in derselben Weise — ich eine, ohne Ihrer eigenen Kasse wehe gethan zu haben, wieder mit Depeschen, wofür ich schon sorgen werde! — zu uns zurück, und ich werde begierig sein, Ihre römischen Eindrücke zu vernehmen, falls Sie nicht vorziehen sollten, sie mir sogleich direct oder — an die „Allgemeine Zeitung" zu schicken. Wählen Sie für

erstern Fall die Adresse eines unserer Großhandlungshäuser. Versteht sich, bald diese, bald jene! Die Depeschen händigt Ihnen der Herr Hofrath ein, mit dem Sie vorhin gesprochen haben. Man soll Sie zu ihm führen —! Glückliche Reise! Frohes Wiedersehen!!

Der Fürst klingelte. Damit war die Audienz zu Ende.

Es war Benno eigentlich, als konnte er nicht von der Stelle. Er hatte nicht widersprechen, hatte, in Rücksicht seiner Jugend, seiner gedrückten Stimmung, seiner unbedeutenden Lebensstellung, überhaupt nur hören und, wenn er sprach, nur Nück's Empfehlungen ablehnen wollen. So aber hatten ihn hundert angelegte Fäden umstrickt — und nicht ein einziger war ausgeführt worden —! Er mochte über alles sprechen und hatte über nichts gesprochen. Demosthenische Reden, die auf der Zunge liegen geblieben! Jetzt verstand er, was man „Treppenwitz" nennt —! Dicht am Weltrade hatte er gestanden. Wie ein donnernder Wassersturz mußte ihm die Triebkraft erscheinen, die dies Rad in Bewegung setzte! Noch blieb er wie von einem unsichtbaren Sprühnebel umrieselt und betäubt.

Aber ein Diener folgte ihm und führte ihn schon zu dem Hofrath. Sie mußten noch eine Treppe höher steigen. Sollst du — oder sollst du nicht —? So stand er eine verhängnißvolle Secunde und sagte sich: Eine Gunst des Geschicks! Die Uebernahme dieser Verbindlichkeit verpflichtet dich ja zu nichts! Du hast nun doch einen triftigen äußern Grund, vor Situationen zu entfliehen, die sich jetzt noch nicht von dir durchleben lassen!

So trat er in ein düsteres Zimmer. Hier wurden ihm „die Depeschen", ein einfach versiegelter großer Brief, eingehändigt. Am besten trägt man das in einer kleinen Tasche, sagte der freundlichste aller Hofräthe, aber an einem Riemen —! Haben Sie die Schnalle immer hübsch vorn auf der Brust! Schließlich hält das auch noch den Leib warm. Ist für die Seefahrt gut! Die

Reisekosten sind für acht Tage berechnet, für jeden Tag zehn Dukaten. Sie bekommen eine Anweisung auf die Cassa, Herr von Asselyn! Bitte! Nehmen Sie! Hier ist sie! Damit Sie keine weitere Mühe haben, werden wir gleich einen Platz im Coupé reserviren lassen! Sie zahlen ihn dann bei der Abfahrt! Habe die Ehre, eine glückliche Reise zu wünschen!

Benno reiste demnach als Kurier. Eine unverfängliche Gefälligkeit, die ihm noch obenein bezahlt wurde. Er nahm die Depesche, die Anweisung und ließ sich einige Zimmer weiter achtzig Dukaten zahlen. Das Ablehnen dieser Summe würde befremdlich erschienen sein und wol gar den Auftrag rückgängig gemacht haben. So faßte er es auf, im jugendlichen Sinn und von den äußern Umständen bestimmt. Später fand er Gelegenheit genug, diese Auffassung zu bereuen. Sie brachte ihn mit seinen heimatlichen Verpflichtungen in einen, sein ganzes Leben entscheidenden Conflict.

Beim Verlassen des Palais fand er die Treppe belebt. Boten, Jäger, Diener liefen hin und her. Zwei Lakaien in auffallender Livree eilten hastig an ihm vorüber. Hinter ihnen her schritt langsam die Treppe herauf, mit schwebendem Gang und mit einer lächelnd um sich blickenden Sicherheit, eine hohe, breitschulterige Gestalt in fremdartig priesterlicher Tracht. Hinter ihr folgten zwei andere, ebenfalls Priester. Benno empfing aus dem stark gerötheten Antlitz der ersten einen Blick des holdseligsten Grußes. Er trat zur Seite und erfuhr, daß es Cardinal Ceccone gewesen, der an ihm vorübergeschritten.

Dieser freundliche Blick war ihm wie der Stich eines Messers durchs Herz gegangen. Gekannt konnte Ceccone ihn noch nicht haben, er konnte nicht wissen, daß der ihm Begegnende die Sehnsucht seiner Tochter war. Der Gruß sollte nur aus dem Schatz der Liebe kommen, die Rom für alle seine Kinder ansammelt. Wenn ihn etwas aus Wien vertrieb, so hatte nur noch diese Begegnung

gefehlt! Der üppigste Triumph, verbunden mit dem Schein der holdseligsten Demuth und mit den unauslöschlichen Merkmalen einer schon von der Natur in den Augen, ja in den Ohren vorgezeichneten List! Welche Begegnung jetzt drinnen zwischen zwei nur äußerlich verbundenen Principien —! dachte er. Der Fürst, der die Jesuiten haßt, der Cardinal, der auf seine alten Tage, unter dem Druck der Frauen, die „Freiheit Italiens" anbahnt —! Wie unfertig, wie halb, wie überlebt erschien ihm alles nach dieser Audienz —! Wie wehte ihn der Odem Gottes mit neuen, den Völkern und dem Jahrhundert verheißenen Offenbarungen an —!

Am Portal sah Benno die beiden Miethwagen in bescheidener Entfernung und bedurfte immer noch Zeit, um sich besinnen zu können, wohin er fahren wollte. Schnuphase kam, begleitet vom Kellermeister. Ersterer hatte alle Ursache, dem kräftigen Arm zu danken, der ihn hielt. Die Aufforderung, in der „Stadt Triest" ein gemeinschaftliches Mahl einzunehmen, lehnte Benno ab, fuhr auf den „Kohlmarkt" und kaufte sich zunächst — die bewußte kleine Reisetasche. Zu Hause angelangt, schrieb er an den Principe Rucca einige Zeilen und bedauerte seine plötzliche Abreise nach Rom, behielt jedoch das Billet bis um vier Uhr noch zurück, wo man ihn erwartete. Lange kämpfte er mit sich, ob er seiner Mutter schreiben sollte. Er konnte nicht anders. Doch drückte er sich in einer Weise aus, die so unverfänglich war, daß jedermann das Billet lesen konnte.

„Herzogin!" schrieb er. „Ich erhalte soeben einen Auftrag vom Fürsten Staatskanzler, der mich zwingt, augenblicklich abzureisen! Ich reise nach Rom und hoffe, Sie dort in nicht zu entfernter Zeit zu begrüßen! Wien ist kein Ort, wo die Trauer einen andern Raum findet, als vor den Altären seiner Kirchen. Gedenken Sie in «Maria zur Stiegen», wo die Seelenmetten Angiolinens gehalten werden, unserer Rückfahrt von jenem Hause des Schreckens! Die dunkeln Tannen, die es beschatten, werden

selbst im schönen Italien so lange vor meinen Augen stehen, bis ich Sie wiedersehe ... Benno von Asselyn."

Von Olympien schwieg er in beiden Briefen. Auch des Straußes, der vielleicht von Olympia kam, mochte er keine Erwähnung thun.

Der Chorherr blieb über die schnelle, nun freilich motivirte Abreise in hohem Grade verdrossen. Unbekannt mit den Empfindungen, die Benno von dannen trieben, schrieb er sie lediglich auf Rechnung des mächtigen Eindrucks, den denn nun doch der große Kanzler auf den jungen Mann gemacht hatte. Er glaubte ihm Glück wünschen zu dürfen zu einer „vielversprechenden Carrière" und sagte: Sehen Sie, so mächtig ist nun doch der blendende Reiz eines bei alledem großen Mannes —! Man muß sich ergeben, man hört nur noch, staunt und läßt an dem, was man haßt, das Menschliche in seiner Geltung — Protestiren Sie nicht! Sie sind jung! Geht es mir denn anders? Lieb' ich denn nicht auch mein Land und mein Volk? So lebt man in einer unglücklichen Ehe und kann sich nicht trennen. Man weiß, man paßt nicht füreinander, es gibt aber so viel Bindeglieder des Interesses, so viel gemeinschaftliche Sorgen, so viel kleine Aussöhnungen und so manche, wenn auch kurze Momente des Glücks, daß man immer wieder neue Hoffnungen schöpft —! 'S ist freilich ein Gemüths-Elend, woran zwei Menschen und — hier ganze Staaten und Völker zu Grund gehen können!

Benno mußte schweigen. Er hielt sich an die ihm von den Umständen auferlegte Nothwendigkeit seiner Abreise und ertrug den Schein der Inconsequenz. Gern übernahm der sich allmählich in die Trennung findende Chorherr die Meldung an den Onkel. Auch die Besorgung aller Visitenkarten, die Benno noch zum Abschied zurückließ. An den Grafen Hugo schrieb Benno Worte, die seiner Stellung und der Situation angemessen waren — Worte des Trostes und der Hoffnung für die Zukunft.

In das Comptoir der Zickeles mußte Benno seiner Creditbriefe wegen. Ueber dem Schreiben, Packen und Expediren seiner Effecten war es hoher Mittag geworden. Der alte Herr Marcus war eben von der Börse zurückgekehrt. Leo befand sich in einem Comité. Harry führte einen neuangekommenen Virtuosen.

Den alten Herrn Zickeles überraschte Benno's Abreise nicht im mindesten. Diese Bankiers grüßen ebenso gleichgültig beim Kommen wie beim Gehen. Nur im Interesse seiner Tochter Jenny bedauerte er. Sie hätte dem Herrn Baron noch etwas vorsingen wollen. Eben wäre sie, sagte er, und auch Angelika Müller, der Benno gleichfalls sich gern noch empfohlen hätte, mit Therese Kuchelmeister an den Ort gefahren, wo sich gestern das Unglück begeben! Auch Datschefski und Bianchi hätten sich dieser Fahrt anschließen müssen. Der alte Zickeles sah den Vorfall nur in seinen Folgen an und sagte: Das Geschäft wird sich nun machen! Der Graf ist jetzt in Wahrheit frei! Alles hängt nun lediglich von dem ab, was aus Westerhof die Frau Mutter mitbringt. Wir werden ja sehen —!

Benno speiste dann noch mit dem Chorherrn, den des jungen Mannes Entschluß jetzt nicht mehr stören konnte und der allmählich seine wahre Freude daran hatte, den jungen Mann für ein System, das er doch haßte, „gewonnen" zu sehen —! Es zeigte sich hier das Gemüth und das Heimatsgefühl des Oesterreichers. Wie der Onkel Dechant glaubte er jetzt nur an solche Neuerungen und Besserungen, wie etwa die Gletscherbildung die Folge großer Erdrevolutionen ist.

Gegen vier Uhr, wo die Dinerstunde beim Fürsten Rucca war und die Herzogin und Olympia ihn hochklopfenden Herzens gewiß schon in glänzendsten Toiletten erwarteten, besorgte Benno seine Briefe in den „Palatinus". Die Eilposten nach dem Süden gingen um fünf Uhr. Man mußte sich schon um vier in Bereit-

schaft halten. Der Chorherr begleitete seinen so schnell gewonnenen jungen Freund, der von dem edeln Mann voll tiefster Trauer schied und ihn bat, seine Liebe und Güte auf Bonaventura zu übertragen, falls dieser in der That nach Wien kommen und dann vielleicht bei ihm wohnen sollte.

Man plauderte. Aengstlich zog Benno die Uhr, aus Furcht, noch eine Wirkung seiner Absagebriefe zu erleben — der Chorherr neckte ihn mit seinen tugendhaften Grundsätzen.

Endlich saß er im Coupé, das ihm in der That durch einen Ministerialboten reservirt worden war.

Schon benutzte er, da der Chorherr noch nicht gehen wollte, die Pause, die bis zum Schlagen der Abfahrtsstunde so langsam zu verrinnen pflegt, zu einem Abschiedsgruß an Angelika, den er auf ein aus seinem Portefeuille genommenes Blatt schrieb und dem Chorherrn mit einer Andeutung über Püttmeyer's Philosophie zu eigenhändiger Besorgung übergab — Da kam ein Mann, der hastig nach Herrn von Asselyn fragte und eine Visitenkarte aus dem „Palatinus" brachte. Von Gräfin Olympia? fragte lächelnd der Chorherr.

Verzeihen, sagte der Lohndiener, Ihre Gnaden die Contessina wollten selbst kommen, aber der Fiaker muß wol falsch verstanden haben und hat sie und den Prinzen vermuthlich nach der Briefpost gefahren, wo allerdings die Kurierposten abgehen, aber erst abends —!

Die Karte war von Benno's Mutter. Auf der Rückseite stand ein einfaches: Al rivedersi —!

Benno sah, daß er das Rechte getroffen, als er für Wien jede weitere Fortsetzung des Begonnenen abgebrochen.

Voll Angst horchte er auf, ob nicht noch Olympia und ihr Verlobter kämen. Er bat den Chorherrn, der „armen Seele" zu gedenken, für welche zwölf Tage lang in dem schönen Kirch-

In das Comptoir der Zickeles mußte Benno seiner Creditbriefe wegen. Ueber dem Schreiben, Packen und Expediren seiner Effecten war es hoher Mittag geworden. Der alte Herr Marcus war eben von der Börse zurückgekehrt. Leo befand sich in einem Comité. Harry führte einen neuangekommenen Virtuosen.

Den alten Herrn Zickeles überraschte Benno's Abreise nicht im mindesten. Diese Bankiers grüßen ebenso gleichgültig beim Kommen wie beim Gehen. Nur im Interesse seiner Tochter Jenny bedauerte er. Sie hätte dem Herrn Baron noch etwas vorsingen wollen. Eben wäre sie, sagte er, und auch Angelika Müller, der Benno gleichfalls sich gern noch empfohlen hätte, mit Therese Kuchelmeister an den Ort gefahren, wo sich gestern das Unglück begeben! Auch Dalschefski und Bianchi hätten sich dieser Fahrt anschließen müssen. Der alte Zickeles sah den Vorfall nur in seinen Folgen an und sagte: Das Geschäft wird sich nun machen! Der Graf ist jetzt in Wahrheit frei! Alles hängt nun lediglich von dem ab, was aus Westerhof die Frau Mutter mitbringt. Wir werden ja sehen —!

Benno speiste dann noch mit dem Chorherrn, den des jungen Mannes Entschluß jetzt nicht mehr stören konnte und der allmählich seine wahre Freude daran hatte, den jungen Mann für ein System, das er doch haßte, „gewonnen" zu sehen —! Es zeigte sich hier das Gemüth und das Heimatsgefühl des Oesterreichers. Wie der Onkel Dechant glaubte er jetzt nur an solche Neuerungen und Besserungen, wie etwa die Gletscherbildung die Folge großer Erdrevolutionen ist.

Gegen vier Uhr, wo die Dinerstunde beim Fürsten Rucca war und die Herzogin und Olympia ihn hochklopfenden Herzens gewiß schon in glänzendsten Toiletten erwarteten, besorgte Benno seine Briefe in den „Palatinus". Die Eilposten nach dem Süden gingen um fünf Uhr. Man mußte sich schon um vier in Bereit-

schaft halten. Der Chorherr begleitete seinen so schnell gewonnenen jungen Freund, der von dem edeln Mann voll tiefster Trauer schied und ihn bat, seine Liebe und Güte auf Bonaventura zu übertragen, falls dieser in der That nach Wien kommen und dann vielleicht bei ihm wohnen sollte.

Man plauderte. Aengstlich zog Benno die Uhr, aus Furcht, noch eine Wirkung seiner Absagebriefe zu erleben — der Chorherr neckte ihn mit seinen tugendhaften Grundsätzen.

Endlich saß er im Coupé, das ihm in der That durch einen Ministerialboten reservirt worden war.

Schon benutzte er, da der Chorherr noch nicht gehen wollte, die Pause, die bis zum Schlagen der Abfahrtsstunde so langsam zu verrinnen pflegt, zu einem Abschiedsgruß an Angelika, den er auf ein aus seinem Portefeuille genommenes Blatt schrieb und dem Chorherrn mit einer Andeutung über Püttmeyer's Philosophie zu eigenhändiger Besorgung übergab — Da kam ein Mann, der hastig nach Herrn von Asselyn fragte und eine Visitenkarte aus dem „Palatinus" brachte. Von Gräfin Olympia? fragte lächelnd der Chorherr.

Verzeihen, sagte der Lohndiener, Ihre Gnaden die Contessina wollten selbst kommen, aber der Fiaker muß wol falsch verstanden haben und hat sie und den Prinzen vermuthlich nach der Briefpost gefahren, wo allerdings die Kurierposten abgehen, aber erst abends —!

Die Karte war von Benno's Mutter. Auf der Rückseite stand ein einfaches: Al rivedersi —!

Benno sah, daß er das Rechte getroffen, als er für Wien jede weitere Fortsetzung des Begonnenen abgebrochen.

Voll Angst horchte er auf, ob nicht noch Olympia und ihr Verlobter kämen. Er bat den Chorherrn, der „armen Seele" zu gedenken, für welche zwölf Tage lang in dem schönen Kirch-

lein „Maria vom Gestade“ (oder zur Stiegen), zur Schifferkönigin Maria, zur Schutzpatronin aller im — Hafen Eingelaufenen gebetet werden sollte. Der Chorherr drückte ihm zusagend die Hand.

Der Postillon schwang sich auf den Sattel des Handpferdes. Benno rückte seine Tasche mit der Depesche dahin, wo sie nach dem Bedeuten des Hofraths für seine Gesundheit am vortheilhaftesten lag. Der Conducteur setzte sich neben ihn und die Pferde zogen an.

Schon waren die funkensprühenden Schläge der sechzehn Rosseshufe auf dem Straßenpflaster verhallt, noch stand der Chorherr träumerisch sinnend auf seinen Bambusstab mit elfenbeinernem Griff gestützt, dem Wagen nachblickend — da kam ein Fiaker angebraust, aus dessen Schlag Principe Rucca und ein weiblicher Kopf heraussahen. Das Portal der Fahrpost wurde eben geschlossen.

Pater Grödner stand schon zu fern, um die, wie es schien, heftigen Zornausbrüche der Italienerin zu hören. Lächelnd über die Jugend, über den Ehrgeiz, über Menschen, die Liebe finden dürfen und sie nicht mögen, kehrte er zurück in seine stille Klause. Die Bleistiftgrüße an Angelika Müller wollte er erst couvertiren, falls sein Versuch, sie ihr persönlich einzuhändigen, mislingen sollte.

Indessen kam auch noch ein junger dicker Mann athemlos und verzweifelnd an die Posthofthür — Harry Zickeles! Er kam — mit seinem Album zu spät!

11.

Glocken riefen nicht zu den Hochämtern, die in „Maria zur Stiegen“ zum Gedächtniß Angiolina's gehalten wurden. Auch die mächtige Orgel brauste, als ihre Seele der Gnade und Verzeihung des Himmels empfohlen wurde, nicht vom Chore. Sind schon an sich diese Trauermetten, denen, wenn sie vor einem kleinen dunkeln Nebenaltar abgehalten werden, nur Anverwandte beiwohnen, still und geheimnißvoll, so trat hier noch die Rüge des geistlichen Gerichts ein. Kaum, daß die Austheilung jener kleinen Zettel gestattet wurde, die in katholischen Landen den Vorübergehenden mit einem Liebesblick in die Hand gesteckt werden, um sie aufzufordern, für die abgeschiedene, wenn ihnen auch völlig unbekannte Seele ein gedrucktes Gebet zu lesen. Therese Kuchelmeister hatte diese Zettel sorgsam ausgewählt, hundert Exemplare eines für diese Fälle in den Kunstläden vorräthigen kleinen Bildes, drei Cherubim darstellend, von denen der eine das Jesuskind mit der Friedenspalme trägt, die beiden andern ein Kreuz und eine Dornenkrone — das Jesuskind lächelt, die drei Engel weinen — Auf der Rückseite ließ sie aufdrucken: „O Erschaffer und Erlöser aller Gläubigen, verleihe der dahingeschiedenen Seele deiner Dienerin Angiolina Pötzl vollkommene Verzeihung und Nachlassung aller Sünden, damit sie, von den Schmerzen des Fegfeuers befreit, dich als ihr letztes Ziel anschauen, lieben und

in alle Ewigkeit loben und preisen möge!" ... Aber kaum wurde nur diese Aufforderung gestattet. Von dem feierlichen Requiem, Melodie von Bianchi, Instrumentation von Dalschefski, einer Production, die sich ein Gesangverein mit Hinzuziehung Thereseus und Jenny's auszuführen erboten hatte, war keine Rede.

Unter großem Menschenzulauf hatte das Begräbniß auf dem stillen Friedhof bei Dorf Salem stattgefunden. Hier war es, wo sich Therese, einen Korb voll Blumen in der Hand, über den Sarg warf und ihrem Schmerz in Worten Luft machte, die niemanden störten, wenn sie auch nicht von Seraphschwingen und Cherubsarmen sprachen, sondern einfach lauteten: Hier ist's nun aus, du armer Narr! Bist auf Erden viel gehanselt worden! Aber der gute Gott da oben wird schon wissen, wo er auch für dich noch ein Platzl hat —! ... Therese Kuchelmeister überwachte alle die, welche sich bei den in der Stadt gehaltenen zwölf Seelenmessen einfanden oder einzufinden versäumten. Luigi Bianchi kam nur einmal und erntete dafür die Bezeichnung eines „Ungeheuers" von Undankbarkeit, da Angiolina die Musik der Italiener liebte. Dafür mußte Dalschefski, den die Nichtaufführung des Requiems wegen der in diesen Tagen außerordentlichen Erregung Bianchi's, der dadurch eine Zerstreuung würde gehabt haben, doppelt verdroß, täglich anwesend sein. Auch Herr von Pötzl versäumte nicht, seine Schuldigkeit zu thun; zu dem Ruf, den er anstrebte, gehörte die strengste Unterwerfung unter alles, was Gefühl und Gemüth mit sich bringen. Nicht auffallend war die jedesmalige Anfahrt eines vornehmen Wagens, aus dem die ersten drei male zwei Damen in tiefster Trauer stiegen und der Messe beiwohnten — die kleinste Schuldigkeit der „Mörderin"! wie Therese sagte. Zuletzt kam nur noch die ältere Dame allein und fehlte dann nie.

Erst am Tage nach dem Begräbniß traf des Grafen Hugo Mutter ein. Sie war auf ihrer Rückreise aufgehalten worden.

Sie hatte in Nürnberg einer Versammlung der dortigen Bibelgesellschaft beiwohnen wollen.

Unterwegs schon hatte sie den Tod Angiolinens erfahren. Ihre Liebe zum Sohne ging so weit, daß sie diesen Verlust wie ihren eigenen fühlte. Sie sah vorzugsweise nur Hugo's „bei noch so jungen Jahren schon so väterlich empfindendes Herz" betheiligt. Als der stattliche Mann dann an ihrem Halse einen Augenblick festhing und in seinem Auge Thränen blinkten, unterließ ihre Rede nichts, was seinem Schmerz wohlthun konnte. Sie erkundigte sich nach allen nähern Umständen des rührenden Abscheidens, verwies aufs strengste jedem der Diener, der etwa ergänzende Berichte geben wollte, die auf Selbstmord schließen ließen. „Richtet nicht, daß ihr nicht gerichtet werdet!" Dies Wort sprach sie auch später noch mancher vornehmen Dame auf der Herren- und Wallnergasse.

Im Herauskehren ihrer geheimen Gedanken ist gerade die vornehme Welt nicht so behutsam, wie wir glauben. Majestäten, Hoheiten, Excellenzen sprechen, namentlich in Oesterreich, ihre Stimmungen mit derselben Offenheit aus, wie die geringe Welt sie zu verbergen pflegt. Man besprach schon beim ersten Besuch, den die Gräfin in der Runde der hohen Gesellschaft machte, die Angelegenheiten des Grafen, verlangte Nachrichten von der bevorstehenden Heirath, verurtheilte das „horrible Benehmen des Terschka" und gab der stolzen Gräfin Gelegenheit, ihr Wort öfter zu wiederholen: Dieu est le juge véritable —!

Die schnelle Abreise Benno von Asselyn's verdroß die Mutter. Sie wich den Fragen des Sohnes um Paula's Erklärung noch aus. Sie sagte ihm: Du sollst alles hören! Nur erst Sammlung und meine langvermißte Ordnung —!

Inzwischen sprach sie doch schon zu Hugo und den vielen Besuchenden, zu den lutherischen Geistlichen und Glaubensgenossen,

die sie sogleich begrüßten, von ihrem Leben bei Lady Elliot, von den Anstrengungen des Papismus, in England wieder Grund und Boden zu fassen, von den englischen Bischöfen, die leider irdische Machthaber geblieben wären und ein Verlangen trügen nach ungeistlichem Einfluß, von einem verblendeten Lehrer in Oxford, Professor Pusey, der ein System aufgestellt hätte, das auf halbem Wege den römischen Irrthümern entgegenkäme. Bei alledem schloß sie ihre Mittheilungen mit der Erklärung: Es ist eine Freude, den Ernst der Engländer zu sehen! Die Frauen sind voll Muth und Charakter; sie beherrschen die Männer, das ist wahr, aber sie beherrschen sie zum Guten —! Wofür sich in dieser Welt das Gefühl der Frauen ausspricht, das kann vielleicht auf einem Irrthum beruhen, aber dieser Irrthum schändet nicht —!

Muthig sprach sie in ihren eigenen Zimmern und bei den ersten, die sie empfing: Seit der Veranstaltung der Jesuiten, meinen Sohn durch Terschka dem Glauben seiner Väter abwendig zu machen, haben wir doppelt Ursache, jeden Schein der Anhänglichkeit an die römische Irrlehre zu vermeiden. Gräfin Paula verlangt glücklicherweise von unserer Seite keine Annahme ihrer Religion — Ja, wandte sie sich zu einem lutherischen Geistlichen, Terschka lag zerknirscht zu meinen Füßen —! Im ersten Augenblick verstand ich nicht, was er mir zu offenbaren hatte. Ich alte Frau zitterte! Auch haß' ich schon an sich die Bezeigung einer Ehrfurcht, die nur Gott gebührt. Ich betete zum Herrn um Kraft, um Terschka's Geständnisse hören zu können, setzte mich nach Fassung ringend in einen Sessel und hörte nun alles, was mit jener an diesem Unglücklichen bekannten anziehenden Beredsamkeit von seinen Lippen floß —! Da konnte ich wol anfangs vor Zorn ausrufen: „Der das Ohr gepflanzet hat, sollte der das nicht hören und strafen!“ Nun aber kam von ihm ein tiefreuiges Geständniß, der Entschluß, auf Englands freiem Boden

zu bleiben, seine Irrthümer abzuschwören und zu unserm lebendigen Glauben überzutreten. So verherrlicht sich Gott in seinen Verächtern!

Graf Hugo theilte diese andauernde Befangenheit zu Terschka's Gunsten nicht ganz, behielt aber seine Zweifel an Terschka's Aufrichtigkeit für sich. Er war des Streitens über die meisten Dinge, die noch die Vergangenheit berührten, müde.

Endlich bot der Abend die stille trauliche Stunde, wo sich die Gräfin über die Ergebnisse ihres Aufenthalts in Westerhof aussprechen konnte. In einem hohen, mit Sesseln überfüllten Rococozimmer hatte das Theewasser auf der Maschine zu sieden begonnen, als die Gräfin begann: Mein Sohn, von Paula von Dorste, diesem seltsamen Wesen, trennt mich allerdings mehr, als ich wünschen möchte —

Graf Hugo's Ahnung von neuen Hindernissen schien bestätigt zu werden.

Ich fand, fuhr die Mutter fort, ein Wesen, das leider nur zu sehr ihrem Ruf entspricht. Als ich Westerhof besuchte, war sogleich die erste Begegnung entscheidend. Die Tante Benigna, dann unsere herrliche, nur zu, zu geisteshelle, mitunter winterlich helle Monika, die dich herzlich grüßen läßt, der Oberst, auch eine treffliche Persönlichkeit, Onkel Levinus, eine gute, nur etwas wunderliche Seele, alle begrüßten mich herzlich und voll Vertrauen — nur Paula war wie die verschüchterte Taube.

Sahst du nie eine ihrer Visionen? fragte Graf Hugo.

Nein! entgegnete die Mutter. Mit meiner Ankunft hörte sofort dieser Spuk auf. Ich kann dir nicht leugnen, daß Paula während der ganzen Zeit meiner Anwesenheit krank im Bette lag. Als ich hören mußte, daß schon allein meine Persönlichkeit, ich selbst es wäre, die ihr Schmerzen verursachte, gerieth ich außer mir. Man nannte eine frühere Erzieherin von ihr, die ebenso

auf sie gewirkt haben soll. Die Nähe eines Wesens also, das ihren Irrthümern widerstrebt, verursacht ihr Schmerzen! Zur Linderung ihrer Leiden berief man von Witoborn den Obersten, der mit wenigen Handstrichen sie auf Stunden beruhigen soll —

Graf Hugo stand in großer Erregung auf und machte einige Gänge im Zimmer.

Die Mutter fuhr fort: Glücklicherweise beherrscht das ganze Schloß Monika. Ich schrieb dir schon, die Gute hat den Muth gehabt, ihre Tochter Armgart, von der du meine Schilderungen kennst, nach England zu schicken, um dies liebe Kind aus der düstern, Verstand und Herz vergiftenden Atmosphäre jener Gegend zu entfernen. Besonders aber auch, vertraute sie mir — o wie lieb' ich unsere Monika! — deshalb, um auf Paula Armgart's Einwirkung zu hindern. Denn wunderlich ist auch dies liebliche Kind! Was wir allenfalls erreicht haben, hat allein Monika vollbracht!

„Allenfalls" erreicht —? wiederholte der Graf mit Befremden und Unmuth.

„Alle eure Sorge werfet auf ihn; er wird es wohl machen!" sagte die Mutter. Ich war vierzehn Tage in Westerhof. Comtesse Paula blieb und blieb krank. Ich sah sie nur zweimal in Toilette, einmal bei der ersten Begrüßung, auf welche sofort die Krankheit folgte, und einmal, als die magnetische Behandlung durch den Obersten von besonderer Wirkung gewesen war. Sie ist sehr schön, das kann ich dir sagen —!

Bringst du kein Bild von ihr —?

In jener Gegend malt man nur die Heiligen, mein Sohn! Ein Kinderporträt wollt' ich nicht mitbringen, da es nicht mehr ähnlich ist. Sie ist schön, sag' ich dir! Hoch und schlank und in allen Gesichtszügen edel! Augen, Haar, alles von einem lieblichen Reiz! Die Bildung aber tief, tief vernachlässigt! Ja, mein

Sohn, das ist entsetzlich —! Aber ihr Charakter ist sanft, leider freilich — auch versteckt und — von jener Zurückhaltung, die, du weißt es ja, mir an allen Katholiken so peinlich ist — Nichts Offenes, nichts Ehrliches gibt es da! Sie versichern dich der größten Freundschaft und du gewinnst kein Vertrauen — Das große Priestergeheimniß hat sie alle mit umstrickt! Man glaubt, sie lebten in dem, was wir sie täglich treiben sehen — aber es umspinnen sie ganz andere Dinge! Paula heilt noch immer und segnet Kissen und Amulete, aber sie sagt, daß sie selbst nicht mehr daran glaube. Die Geistlichkeit wünscht ihre Visionen nicht, da ihre Phantasieen merkwürdigerweise — nicht recht katholisch sein sollen. Monika sagte mir, es gäbe eine Partei, die heimlich dahin wirkte, das sonst so holde Geschöpf für eine Besessene zu erklären! Das ist dort ein Aberglaube —! Unglaublich! Und doch — wenn ich je an die umgehende Macht und die Verschmitztheit des Teufels geglaubt habe, so war mir's manchmal beim Anblick — dieser unsteten, irrenden, versteckten Augen der Comtesse —

Mutter —! unterbrach Graf Hugo die von ihren in Westerhof empfangenen Eindrücken aufgeregte Greifin.

Sie weiß es selbst nicht! berichtigte die Mutter. Ich will das jungfräuliche Kind nicht anklagen —! fuhr sie im Charakter der heiligen Hildegard fort. Glaubst du aber nicht, daß der Teufel auch die Gestalt der Engel annehmen kann —? Doch — lenkte sie wieder ein, ich klage ja die Comtesse selbst nicht an! Ich theile sogar Monika's Meinung, daß die Ehe das alles ändern wird. Aber ein Ja! ein Nein! von Paula selbst, von diesen halben Menschen, von diesem Levinus, dieser Benigna zu gewinnen, ist unmöglich. Kurz vor dem Tage, wo ich die letzte Entscheidung wünschte, bekam ich endlich ein offenes Wort. Aber — rathe, woher? — Aus London — von Armgart!

Der Graf nahm einen Brief entgegen, welchen die Mutter den

ganzen Tag auf ihrem Herzen getragen zu haben schien. Seufzend zog sie ihn hervor und entfaltete ihn mit den Worten: Dieser Brief ist ein trauriger Beleg für die Verstockung der Gemüther, die eine Folge des Papstthums ist!

Graf Hugo nahm den Brief und las ihn, nachdem er die noch unfertige Handschrift hatte belächeln müssen. Sie schien die eines Kindes und stand im vollen Widerspruch mit der Wichtigkeit des Inhalts.

„Liebes Großmütterchen!“ schrieb Armgart.

Die Gräfin unterbrach: Ich wiederhole dir, daß dies, ich kann wol sagen, liebenswürdige Kind zwar mit den Engländern und namentlich mit Lady Elliot auf dem gespanntesten Fuße lebt, sich aber an mich, ich kann sagen, wie ein Hündchen angeschlossen hat — Das Wort paßt durchaus! Ist es die hohe Begeisterung, die ich für ihre Aeltern empfinde, namentlich für ihren Vater, den ich fast noch höher stellen muß, als Monika — oder ist es blos meine Reue, daß ich ehemals Terschka's Bewerbung unterstützen konnte? Genug, Armgart liebt mich wie ihre Großmutter, erträgt alle meine Vorwürfe, murrt und knurrt dann wol ein bischen — ist aber gleich wieder gut! Doch lies —!

„Liebes Großmütterchen!“ wiederholte der Graf. „Wie sehr ich Dich liebe und wie ungern ich mit Dir streite, weißt Du! Porzia soll Dir —“

Porzia, erläuterte die Mutter, ist in Witoborn geblieben bei jenem Hedemann, der sich mit ihr in einen Briefwechsel einließ, ihr zu meiner Ueberraschung eine italienische Bibel schenkte und sie heirathen wird — Ein Mensch, der mir so gefallen hat, daß ich ihn auf Castellungo besitzen möchte! Frâ Federigo würde seine Freude an ihm haben!

„Porzia soll Dir den Brief nur geben, wenn Du Dich wohl fühlst!“ fuhr der Graf zu lesen fort. „Sind dann die Berge

und die dunkeln Wälder meiner Heimat um Dich und die guten treuen Menschen, wie es deren in ganz England keine gibt, so verzeihe mir, daß ich, ein Kind, in so ernste Dinge hineinzureden wage. Leider kenne ich ja schon alles, was Gattinnen, Mütter, Mädchen im Leben zu dulden haben! Meine Haare sind mir im Geiste so grau, wie die meiner Mutter! Ja, ich bin weiter, als die jungen Ladies Elliot, die vor jedem Mann noch roth werden — müssen, sage: müssen —! Sie suchen alle erst mit Eifer, was ich bereits aufgegeben habe. Auch Paula sucht nicht mehr für sich allein das Glück. Aber «Klare Rechnung haben macht den Gentleman!» sagt der garstige dicke Koch Deiner Lady, der sie genug betrügt —"

Ich höre die Mutter des Kindes! sprach der Graf, zwar lächelnd, doch durch seine Stimmung geneigt, diese Einleitungen zu überschlagen.

Selbstgerechtigkeit! warf die Mutter ein.

„Daß Ihr Euch der Urkunde unterwerft", las der Graf weiter, „ist schön von Euch! Terschka rieth Dir noch vorgestern, sie durch einen Proceß anzuzweifeln. Das konnte nur ein ehemaliger Jesuit rathen! Das ist das Schlechte an den Jesuiten, daß sie gerade so klug und pfiffig sein wollen, wie doch nur die Zweifler sind. Glaube mir, unser himmlischer Vater hat auch für den katholischen Glauben vielerlei Wohnungen. Katholisch und katholisch ist ein Unterschied! Wir Rechtgläubige seufzen genug über viele unserer Priester und möchten sie, besonders wenn sie so recht tabacksschmuzige blaue Sacktücher, grobe Pfundsohlen an den Stiefeln und harte Hände vom Heufahren und Mistabladen haben, fast hätt' ich gesagt prügeln, gerade wie, nach Onkel Levinus, die Russen mit ihren betrunkenen Popen thun. Das wissen wir Katholiken unter uns selbst sehr gut und leiden darunter, bei der Messe sowol wie im Beichtstuhl. Gewisse andere Priester mögen wir Katholiken auch wieder deshalb nicht, weil sie im Gegentheil

wie die Tanzmeister sind. Die, welche immer süß den Mund spitzen und die Augen verdrehen und aus dem lieben Herrgott einen Conditor machen, von dem sie bei jedem Besuch Bonbons mitbringen, auch das sind für uns rechtgläubige Christen bloße «Pfaffen» — und zu denen gehören meist die Jesuiten — alle aber auch nicht, Großmütterchen! Dein Fefelotti mag freilich recht schlimm sein —!"

Du weißt, unterbrach die Mutter, wie unsere Bedrängnisse schon anfangen! Ich werde zu Cardinal Ceccone gehen müssen, um das Capitel von Cuneo anzuklagen! Doch — lies weiter!

„Ebenso sagte Terschka, er wollte Beweise beibringen, daß eine gewisse Lucinde Schwarz, im Auftrag Deines «Doctors aus dem Abgrund», an dieser Veranstaltung nicht unbetheiligt gewesen. Ich halte Lucinden allerdings für fähig, Feuer anzulegen — aber es gibt Verbrechen, die so großartig sind, daß sie ehrwürdig werden, zumal wenn sie Gutes stiften und zu unwissentlichen Mitschuldigen Engel haben!"

So vertheidigte die Götzendienerin gegen Lady Elliot auch die gefälschten Rechte des Bischofs von Rom —! warf die Mutter ein.

„Großmütterchen, das hat mir von Dir gefallen", las Graf Hugo weiter, „daß du dem falschen Heuchler, dem Terschka, endlich einmal über eine Sache unrecht gabst! Der erleuchtete Mann hat ewig bei Dir recht! Ganz vornehm und würdevoll lehntest Du die Zweifel ab und wolltest Dich lieber darein ergeben, daß Paula in ein Kloster und Euer Name und Euere Herrlichkeit zu Grunde ginge, als wieder processiren und die andere Linie ins Zuchthaus schicken, wie Du sagtest. Paula geht aber nicht ins Kloster. Sie schreibt mir, daß ich es übernehmen soll, Dir ihre ganze Meinung zu sagen. So wisse denn: Ja, sie nimmt Deinen Sohn, wenn"...

Graf Hugo war an dieser Stelle schon aufgesprungen und

hatte den Brief voll Zorn und Abscheu von sich geschleudert. Schon hatte sein Auge die Bedingung gefunden, die jetzt die Mutter las, nachdem sie den Brief an sich genommen.

Das ist es —! seufzte sie und las weiter: „Wenn der liebste Beichtvater ihrer Jugend nach Wien reist, Deinen Sohn persönlich kennen lernt und dann entscheidet, ob sie ihm ohne Gefahr für ihre Seele die Hand reichen kann!"

Der Graf war außer sich und rief: Von Terschka — von hundert Zeugen weiß ich, daß sie diesen Priester liebt! Es ist Bonaventura von Asselyn!

Die Mutter schwieg eine Weile, faltete den Brief zusammen und beschwichtigte den zornig Auf- und Abgehenden mit dem Wort: Aber sein Verwandter, der junge Benno von Asselyn, hat dir doch wohlgefallen!

Ich habe mich gewöhnen wollen, sprach der Graf, daß meine Gattin das Bild einer andern Neigung im Herzen trägt. Ich würde mich bekämpft haben. War ich doch selbst nicht treu — Aber ich rang danach, treu zu werden! Ich wollte Angiolina entbehren! Der Himmel erleichterte mir diesen Kampf — Und nun soll der Geliebte Paula's mir persönlich gegenübertreten, mich prüfen, erst seine Entscheidung geben? Das ist mein Ruf? So werd' ich in Westerhof beurtheilt? Beurtheilt um ein Verhältniß, das der Himmel auf diese schmerzliche Art löste? Nein! Nun trotz' ich Allem —!

Mein Sohn —!

Ihr Geliebter soll mich — prüfen —!

Es ist ein Priester, mein Sohn! suchte die Mutter zu beruhigen. Einer der besseren! Ich hörte ihn predigen.

Der Graf lehnte jede Beruhigung ab. Das ist die Erklärung, die du von Westerhof mitbringst? fragte der Graf mit Entschiedenheit.

Die Mutter zitterte über seine drohenden Mienen. Mit bebenden Lippen sprach sie: Ich zeigte diesen Brief Monika. Diese, wie du, empört darüber, stürmte zu ihrer Schwester Benigna. Benigna zog den Onkel Levinus ins Vertrauen. So traten sie alle drei an Paula's Lager und fragten sie, ob wirklich so ihr Entschluß wäre? Ob sie wirklich so nach London geschrieben hätte? Ja! sagte sie, wandte sich ab, sah an die Wand, wo ihr Crucifix hing und ihr Weihwasserbecken, sprach kein Wort mehr und — mit dieser Entscheidung kehr' ich zurück.

Der Graf konnte sich nicht beruhigen. Seine Erinnerung an die Hingebung Angiolinens, sein Stolz, die Erwägung seiner ihn zur Annahme solcher Bedingungen zwingenden Verhältnisse, ja eine Spannung sogar auf Paula, die fast zu einem tiefern Interesse geworden war, alles stürmte zu mächtig auf ihn ein. Er rief aus: So beginne aufs neue der Proceß! Ich zweifle die Urkunde an! Hierbei muß jetzt Terschka helfen!

Mein Heiland —! rief die Mutter entsetzt und mit gefalteten Händen. Darüber gehen wir zu Grunde —! Die Zickeles subhastiren Salem und Castellungo!

Mag es! rief der Graf wild und riß sich los.

Verzweifelnd stand die Mutter und hörte das Verhallen seiner Sporen, das heftige Zufallen der Thüren, die er aufriß. Nicht nach seinen Zimmern ging er. Er wandte sich zur großen Treppe — Sie eilte ihm nach. Er war verschwunden.

In seinen weißen Mantel gehüllt, mit klirrenden Sporen, stürmte Graf Hugo dahin. Sein Innerstes war gelähmt durch jenes tiefe Weh, das sich über unsern ganzen Menschen ausbreitet — wenn wir über uns selbst Rührung empfinden.

Er irrte um die Freyung, wo jener Freund gewohnt, den er so schnell gefunden und so schnell wieder verloren hatte.

Er irrte in die Nähe der dunkel gelegenen Kirche, wo die Gedächtnißmetten für Angiolinen gehalten wurden. Er irrte dem Platze zu, wo sich die stolzen Gebäude des Kriegsministeriums erheben und wo er nun sein Abschiedsgesuch zurückzunehmen gedachte. So kam er zuletzt zu den sogenannten „Obern Jesuiten", zum Haus des heiligen Stanislaus.

Eine Weile stand er trauernd in der dunkeln Gasse. Da hörte er einen getragenen Gesang aus einem hintern Hofe her mit einfacher Klavierbegleitung. Therese Kuchelmeister trug den Professoren Dalschefski und Bianchi ihr nicht zugelassenes, in schneller Begeisterung gemeinschaftlich aus alten Studien zusammengestelltes Requiem vor.

Bei einem sanften Minore, in dem die Worte: Dona eis pacem! erklangen, ließ Therese mit den freudigen und doch in Thränen erstickten Worten: Jesus, der Graf! die Noten fallen.

12.

Einmal, eh' sie scheiden,
Färben sich die Blätter roth,
Einmal noch in Freuden
Singt der Schwan vor seinem Tod —
Und an edeln Bäumen,
Wenn der Winter vor dem Thor,
Bricht in irrem Träumen
Wol ein Frühlingsreis hervor —
Stirbt der Lampe Schimmer
In des Dochts verkohltem Lauf,
Zuckt mit hellem Flimmer
Einmal noch die Flamme auf —
Einmal wird gelingen,
Eh' mein Stundensand verrollt,
Mir von guten Dingen
Eines noch, was ich gewollt —
Eins wird sich erfüllen,
Eine Freude wird, wie Wein,
Schäumen — überquillen —!
Mag es dann geschieden sein.

So fühlte Bonaventura in diesem Winter, wo noch die No-vembertage fast sommerliche Sonnenstrahlen entsandten und die Mandelbäume zum zweiten male zu blühen, die Hecken neue Sprossen zu treiben begannen.

Die Vorlagen waren fertig, die er, überdrüssig der wieder auf-

neue begonnenen Anfeindungen — jetzt auch infolge einer seiner letzten Predigten — sich in der That erboten hatte dem Cardinal-Legaten in Wien zu überbringen. Benno hatte, überraschend genug, schon aus Rom geschrieben und welchen Inhalt barg sein der Sicherheit wegen durch reisende Geistliche überbrachter Brief —! Wie erschütternd, wie befruchtend für ein ganzes Leben! „Komm' auch Du herüber", hieß es nach der Erzählung alles dessen, was Benno in so wenigen Tagen erlebt hatte; „ich weiß einen Bischofssitz in Italien, der nur allein Dir gebührt und der sicher Dir angetragen wird, sobald Du in Wien angekommen bist und an einem gewissen Altar zu «Maria Schnee» dreimal celebrirt hast!" Benno hatte den Bischofssitz nicht genannt — berührte er doch so nahe die Zukunft Paula's!

Vom Onkel Levinus war ihm in der That die feierliche Aufforderung gekommen, seine Ermunterung zu Paula's Ehe zu wiederholen, aber nur erst dann, wenn er den Grafen Hugo persönlich gesehen, gesprochen und seine Würdigkeit geprüft hätte.

Im ersten Schmerz nach dem Empfang dieses westerhofer Briefes sagte Bonaventura: Das ist das erste strafende und herbe Wort, das ich aus Paula's Munde vernommen habe! Es ist eine mir auferlegte Buße! Eine Strafe! Sie will, daß ich den Kelch, den ich ihr so kalt gereicht, selbst leeren helfe —!

Jedes Glöcklein in der Mette, jeder Orgelton sprach ihm jetzt: Sustine et tolle! Halte aus und trage! So wollte er denn reisen und länger fortbleiben — wollte er nach Italien, nach Rom — Er nahm Urlaub auf ein Jahr. Der Text seiner Abschiedspredigt war:

> O du Kreuz, du Holz der Sühne,
> Wahres Heil der Welt, o grüne,
> Grüne, blühe, sprosse fort —!

(O crux, lignum triumphale,
Mundi vera salus, vale,
Fronde, flore, germine —!)

Worte des Hugo von Aurelia, die ihm Gelegenheit gaben, von der „Schönheit der Leiden" zu sprechen.

Bonaventura stand unter doppelter Anfeindung. Ebensowol von der Regierungs- wie von der kirchlichen Seite. Zwar hatte er die Genugthuung erhalten, daß gegen Cajetan Rother eine Untersuchung eingeleitet wurde, welche der junge Enckefuß sogar mit Erbitterung führte. Bonaventura hatte in Betreff der jetzigen Madame Piter Kattendyk richtig geahnt, daß der ungetreue Hirt Treudchen's religiösen Hang und Trauer ebenso gemisbraucht hatte wie ihre geringen Geisteskräfte. Er hatte sie zur Heiligen — methodisch erziehen wollen!

Der Kampf der Curie, um eine solche Offenbarung bestialischer Verwilderung nur innerhalb der geistlichen Gerichtsbarkeit zu bestrafen, ging aufs äußerste. Die Kirche ist gegen die Verbrechen ihrer Kleriker strenger, als irgendein weltliches Gesetz; nur will sie allein strafen und dem Staat den Einblick versagen. Bonaventura mußte Zeugenaussagen vor Gericht geben — Auch das mehrte sein Unbehagen. Er sehnte sich für immer fort! Er hatte übrigens auch die Ahnung, nicht wiederzukommen.

Je vollständiger sich seine Rüstung zur Reise abschloß, je mehr sie den Charakter annahm, den nur allein Renate nicht bemerkte, daß er nicht unmöglich in ein ganz nur der Gelehrsamkeit gewidmetes Benedictinerkloster an der Donau oder in der Schweiz trat, desto banger wurde ihm die Erinnerung an Lucinde. Wird sie, sie dich so ziehen lassen? sagte er.

Er erfuhr von Thiebold, daß sie zwar aus dem Kattendyk'schen Hause zur Frau Oberprocurator Nück gezogen war, aber nur auf acht Tage, und daß sie plötzlich dort verschwand.

Thiebold erröthete, als er gestand, daß Nück in seiner Verzweiflung auch zu ihm gekommen war und ihn gebeten hatte, beim Domcapitular anzufragen, ob dieser über sie keine Auskunft wisse. Bonaventura nahm acht Tage vor seiner Reise keine Beichte mehr ab. Er erschrak theils über die Voraussetzung einer nähern Bekanntschaft mit Lucindens Verhältnissen, theils in Vorahnung, daß mit diesem Verschwinden vielleicht seine Reise in Zusammenhang gebracht werden mußte. Die Abschiedsscene vor seiner Reise nach Witoborn, die Erinnerung an die damals gegen ihn ausgestoßenen Drohungen stand schreckhaft jung vor seiner Phantasie.

Noch vor acht Tagen begegnete ich Fräulein Schwarz in der Kathedrale! sagte er. Sonst seh' ich sie ja schon lange nicht mehr, da sie meinen Beichtstuhl nicht — besucht.

„Besuchen darf!" — hallte es in Thiebold wider. Dies wußte die halbe Stadt.

Nachdem Thiebold mit tausend Segenswünschen, mit guten Rathschlägen, mit Grüßen an Benno, mit Verwünschungen der großen Demosthenes-Rolle seines Vaters bei den Landständen gegangen war, fiel erst recht der Schrecken der Mittheilung über Lucindens spurloses Verschwinden auf Bonaventura's Brust. Es war am Abend vor der Abreise, um sieben Uhr. Draußen war schon lange alles finster. Sein Gepäck war geordnet. Dann und wann blickte er auf die matterhellten öden Gänge des Capitelhauses. Es war ihm, als müßte es plötzlich pochen und als würde ihm wieder eine äußerste Erregung kommen.

Konnte er sich verbergen, daß er Tag und Nacht an Lucinden dachte! Die Furcht vor ihren Drohungen zwang ihn dazu. Jeder irgendwie bedeutendere Vorfall in seinem Leben weckte die Erinnerung an die ihn betreffenden Verhältnisse, die sie in ihrer ewigen Obhut zu haben erklärt! Diese Drohung, daß sie jeden

Segen, den er zu verbreiten hoffte, in Fluch verwandeln könnte, vergaß er nicht. Ihrer immer und immer wieder gedenkend, nahm er sie nicht so leicht, wie ihm der Onkel gerathen hatte.

An diesem Abend vor seiner Abreise kam ihm wieder die trübe Vorstellung mit ganzer Macht. In sich steigernder Angst hatte er seine Thür verriegelt. Er hatte sich allen Abschieden entzogen. Die Briefschaften an den Cardinal Ceccone, in denen die Curie um die Nachgiebigkeit Roms flehte, lagen in einem geheimen Fach eines seiner Koffer. Er rechnete an seiner Baarschaft, siegelte einige Briefe nach Witoborn und Kocher am Fall, plauderte mit seiner alten Renate, die er vielleicht nie wiedersah — und wollte zeitig zur Ruhe. Das Dampfschiff brach schon in erster Frühe auf.

Er hatte die Postkarte vor sich ausgebreitet. Sein Auge schweifte bald auf die nächsten, bald auf die entferntesten Gegenden. Auf Kocher am Fall, wobei ihn ein Bangen ergriff: Den theuern Onkel siehst du nicht wieder —! Auf Westerhof und Witoborn, wo so viele Herzen gerade jetzt mit gleichen Empfindungen an ihn denken mochten! Paula —! Ein verklungener Glockenhall —! Jene „letzte Freude" seines Liedes vielleicht — „aufschäumend" kurz vor dem Tode! Die eigene Mutter — die ihre Theorie vom Nichtwissen, das bei mislichen Dingen dem Menschen besser wäre, als Wissen, auch auf die Verhältnisse mit Benno übertrug und dem Sohn vor kurzem noch geschrieben hatte: „Wittekind ist so gewissenhaft; rege ihn nicht auf mit Benno's Mittheilungen aus Wien! Allein schon die Nachricht über den Tod Angiolinens raubte ihm die Ruhe mehrerer Nächte —"! Auf die Donau sah er dann, auf Wien und seine Umgebungen, wo er den Grafen Hugo prüfen sollte —! Prüfen, glaubte er, ohne daß es Graf Hugo wußte —! Ach, es war wieder jene Welt der Beichtgeheimnisse, in denen er lebte, jene Welt, wo der Sohn hinter-

...ts vom Vater, die Tochter von der Mutter, der Schüler vom ...rn, das Gesinde von der Herrschaft spricht! Schon hatte er jene ...holischen Priesteraugen, die so irrend umgehen! Wird es dir ... Rom, auf das du blickst, gehen wie dem Augustinermönch ...ther? Wirst du Castellungo berühren dürfen und deine Mutter ... wirklich als in Bigamie lebend erkennen? Wirst du dich nur ... Nacht zu Frâ Federigo stehlen dürfen, wie Nikodemus zum ...rrn? Wirst du so fortleben in deinem Beruf? Halb in Haß, ...lb in nur dunkler und unerklärter Liebe für ihn? Wo ist Ver...nung! Und siehst du Benno und die beiden flüchtigen Alcan...riner? Siehst du das Schreckbild unsers Glaubens — Klings...r? Siehst du den „Abtödter", der — vielleicht am Brand ... Westerhof betheiligt ist? Sinnend fiel sein Blick auf die Karte ...hin und dorthin. Vorzugsweise auf die Alpen. Da lag ...r St.-Bernhard! Da lag St.-Remy, wo sein Vater begraben ...n sollte! Da Aosta —! Dann dachte er wieder, gerade diese ...egend müsse er meiden, eben des Vaters selbst wegen, der ...nter allen Umständen nun doch einmal todt sein wollte! Zuletzt ...ng es auf der Karte bergab gen Süden mit hundert kleinen ...birgswässern, die wie Fäden eines Nervengeflechts dahin...flossen, durchschnitten vom Längenmaß der Karte. Castellungo, ...uneo und Robillante lagen tiefer abwärts, am Fuß der Meer...lpen, jenseit Turins und standen, wie dieses, schon nicht mehr ...uf der Karte verzeichnet. Er konnte sie nur im Geiste suchen.

So in das geheimniß- und verhängnißvolle Leere blickend, er...schrak er vor einem plötzlichen Pochen. Er glaubte sich geirrt ...u haben. Das Pochen war leise und wiederholte sich nicht. Das große Gebäude war in seinem Haupteingang verschlossen. Eines Ueberfalls verdächtiger Personen konnte er nicht gewärtig sein.

Das Pochen erfolgte nach einer Weile zum zweiten mal und Bonaventura glaubte nun schon nicht anders, als Lucinde stünde

draußen. Der erste Strom, der sich von seinem erregten Gemüth über alle seine Nerven ergoß, war Todschrecken. Seine Hand langte nach dem Klingelzug und klingelte. Es währte lange, bis seine trauernde Renate kam und die verweinten Augen barg.

Sehen Sie doch, wer draußen ist! sagte er bebend. Ist es — die Ihnen — bekannte — Person, so bin ich nicht zu sprechen! Mit diesen Worten ging er in das Nebenzimmer und horchte an der Thür, wer sich meldete.

Renate hatte geöffnet. Die Stimme mußte nur leise sprechen. Bonaventura konnte nichts vernehmen. Renate kam zurück und berichtete: Es ist eine kleine gebrechliche Person — Eine Jüdin, wie sie sagte — Den Namen hab' ich nicht behalten.

Eine Jüdin konnte zu Bonaventura nur kommen, um über die Taufe zu sprechen. Der Fall war ihm neu. Lucinde war es jedenfalls nicht. Diesem Besuch konnte er sich nicht entziehen.

Ich esse nur wenig zu Nacht, sagte er milder zu Renaten, und gehe dann zeitig zur Ruhe.

Renate seufzte und ließ ihren „Sohn“ allein.

Er betrat sein Zimmer. Die bescheidene Jüdin war auf dem Corridor geblieben. Treten Sie doch näher! sagte er und leuchtete mit der Studirlampe an die von ihm wieder geöffnete Thür.

Eine kleine Person, in einen schön glänzenden schwarzen Atlasmantel gehüllt, der beim Verbeugen aufschlug und die rechte Schulter etwas höher zeigte, als die linke, in einem warm gefütterten großen Hut, aus dem zwei lange schwarze Locken und beinahe nur eine Nase heraussahen, trat einen Schritt näher und bat für die späte Störung um Entschuldigung.

Womit kann ich dienen? fragte Bonaventura und stellte die kleine grünlackirte Studirlampe auf den Tisch, dem befangenen Besuch einen Sessel darbietend.

Ich würde nicht gewagt haben — begann die kleine Gestalt

— Herr Priester — Hochwürden — in so später Stunde — aber da ich Verwandte — die von Ihrer Güte, lieber Herr — ich meine Herrn Seligmann in Kocher am Fall — den Sie kennen —

Herr Löb Seligmann! unterbrach Bonaventura die nur hustend, athemlos und räuspernd hervorgebrachten Worte mit der ihm eigenen Herzlichkeit. Ist der Treffliche ein Verwandter von Ihnen?

Nicht zu nah und nicht zu fern! Gerade wie bei Verwandtschaften am besten! lautete die schon dreistere Antwort Beilchen's, die ihren Namen Igelsheimer wiederholte und sich setzte, indem sie, als Bonaventura ihren Namen im Fragton nachsprach, sogleich fortplauderte: Für unsere Namen können wir Juden nicht! Die hat uns die Polizei gegeben! Wenn auf die Aemter so viel Moses und Isaaks nnd Abrahams kamen und die Schreiber nicht wußten, welches der Abraham Moses und welches der Moses Abraham war, so nahmen die Herren Actuare voll Zorn ganze Gemeinden her und sagten: Dem wollen wir bald ein Ende machen! Und da die Juden ohnehin die Vorstellung von geplagten und gejagten Thieren wecken, so kamen die schönen Namen Bär, Hirsch, Löwe, Wolf, Adler, auch Ochs, Kuh, Rindskopf, Rindsmaul — heraus. Nur Esel nannten sie keinen, weil Dummheit auf keinen von unsern Leuten passen wollte! Andere Namen sind nach den Orten gewählt, wo die Leute her sind, Fuld, Worms, Oppenheim — Ich weiß nicht, wo auf Ihrer Landkarte da mein Stammsitz Igelsheim liegen mag!

Durch diese überraschend dreiste, aber anspruchslos vorgetragene Rede war Bonaventura gewonnen. Er stützte den Arm auf seine Landkarte und rückte die Lampe näher, um, wie er sagte, vielleicht einen Familienzug zu entdecken von der braven Frau Lippschütz, die in Kocher am Fall zu seinen speciellen Gönnerinnen gehört hätte.

Ich bin aus der Art geschlagen! sagte Beilchen. Die Selig-

manns sind sich untereinander nicht ähnlich. Der, bei dem ich wohne, Nathan ist er geheißen, in der Rumpelgasse, gleicht seinem Bruder, wie ein Holzapfel einem Paradiesapfel.

Bonaventura hörte kaum den Namen der „Rumpelgasse“, als er sich auf Lucindens letzte Beichte, auf Klingsohr's Beziehung zu dem Trödler Seligmann und die dabei erwähnte Hülfe einer Jüdin besinnen mußte. Schon betroffen fragte er nochmals, womit er dienen könnte.

Veilchen machte eine Pause und sprach, ihre zurückkehrende Verlegenheit durch das Lüften ihres Mantels verbergend: Herr Priester! Ich möchte mir die Frage erlauben: Was halten Sie — von — der menschlichen Consequenz?

Bonaventura glaubte nun doch, daß von einem Religionsübertritt die Rede sein sollte und antwortete: Sie kann eine große Untugend werden, wenn sie mehr ist, als Treue gegen uns und andere!

Mit Erlaubniß — Treue gegen andere kann nicht Consequenz sein! entgegnete Veilchen. Was die andern Liebe und Treue nennen, die man ihnen gewähren soll, führt den Menschen immer im Kreise rundum. Die Liebe ist ja das eigensinnigste Ding von der Welt und Gegenliebe kann nicht consequent sein!

Bonaventura fand in diesen Worten keinen Uebergang zum Bedürfniß der Taufe. Ich sagte schon, sprach er, daß ich die gerade Linie in unsern Handlungen nicht liebe, wenn sie zum todten Gesetz wird. Aber keine wahre Liebe wird Untreue gegen uns selbst verlangen!

Herr Priester, die Liebe will den Löwen zum Hasen, den König zum Bettler, den Philosophen zum Narren machen —! Können Sie bleiben, was Sie sind, so hört die Liebe auf — Frauenliebe gewiß! Eine Frau verlangt, daß der Mann um ihretwillen seinen Glauben abschwört. Sie verlangt's nicht immer

und nicht im ganzen Jahr und nicht bei feierlicher Gelegenheit; aber wenn sie gerade schlecht geschlafen hat, sagt sie: Das hilft gegen Kopfweh! und dann muß es sein.

Wohl jedem, der von einer solchen Liebe verschont wird! entgegnete Bonaventura lächelnd.

Aber alle Liebe ist so! meinte Veilchen. Die Liebe will im andern untergehen, um in sich selbst desto schöner wieder auferstehen! So lieben wir einen Mann, so die Natur, so Gott. Was ist Religion, Herr Priester? Gefühl von Kraft oder von Schwäche? Bei den meisten doch wol nur von Schwäche. Gott soll uns lieben, weil wir ihn lieben! Er soll uns das ewige Leben dafür auswechseln! So sind wir auch meist uns selbst getreu, d. h. „consequent", weil uns Inconsequenz ein heroisches Opfer kosten würde.

Wo sollen diese Sophismen hinaus? dachte sich Bonaventura.

Sie werden ungeduldig! sprach Veilchen, blickte nieder, schwieg eine Weile und begann ihren Hut etwas aufzubinden. Die Verlegenheit machte ihr heiß. Bonaventura nahm ihr ganz den Hut ab und legte ihn auf den Tisch. Danke! sagte sie, indem sie sich die langen Locken strich. Ich bin eitel —! Sie könnten glauben, mein Gesicht wäre blos Nase —! Sie ist freilich mein stärkstes Organ geworden. Alle Menschen haben in ihrem Alter einen Theil des Körpers, der die Oberhand gewinnt. Beim einen ist's der Magen, beim andern die Galle, beim dritten die Leber — bei mir die Nase! Ein feines Organ! Der Sitz der Phantasie! Die Phantasie hab' ich in meiner dunkeln Rumpelgasse nöthig! Ich gehe des Jahrs nicht zehnmal an die Luft. Ich will nicht! ... Was sag' ich — „will nicht"! Mein Wille stellt sich an den Kleiderschrank und wird verdrießlich, wenn er kein Kleid findet, das ihm zum Ausgehen paßt —! Consequenz! Wille! Ich kenne z. B. ein schönes junges Mädchen —

Veilchen hielt inne. Ihr Auge blitzte forschend auf.

Bonaventura athmete hörbar.

Dem schönen Mädchen hab' ich oft gesagt: Deine Liebe, Kind, ist ein Irrthum; ist blos eine Lüge gegen dich selbst! Dich verzehren Eifersucht, Stolz! Deine Liebe gegen den gewissen Mann ist sogar blos Rache! Willst ihn nur quälen, immer an dich erinnern — sagst drum: Ohne ihn sterb' ich! Das Mädchen gibt's zu. Gibt zu, daß ich ihr sage: Du bedarfst dieser Einbildung, um Kraft zu haben, nicht gegen andere schwach zu sein! Möchtest sündigen — wenn die Natur sündigt! — aber aus Berechnung klammerst du dich an deinen Wahn — nennst den Treue! ... Schüttelt sie den Kopf! Wahr ist's, das Mädchen ist geflohen vor einem schlechten Mann und wohnt versteckt in meinem Schlafstübchen und ist krank — aus „Liebe"!

Bonaventura hatte sich bei diesen Worten, die mit einem prüfenden, fast listigen Forschen der von unten her zu ihm aufblickenden Augen vorgetragen wurden, schon erhoben. Zwei Empfindungen kämpften in seiner Brust. Ein Gefühl der Entrüstung über die dreiste Absicht dieses Besuchs und die Verzweiflung um Lucindens nicht endendes Wühlen. Daß er eine Botin Lucindens vor sich hatte, sah er jetzt.

Veilchen erschrak vor seinem Aufstehen und sagte einlenkend: Bitte, mein Herr! Was ein römischer Priester gelobt hat, ich weiß es und hab' es einst selbst erfahren — Sie haben gewiß, setzte sie mit sich ermuthigendem, schärfern Ton hinzu, von jenem Leo Perl gehört — den Ihr Herr Oheim einst verführte — zu — einem gewissen Betruge —!

Dies Wort kam muthvoll. Bonaventura starrte die kühne Sprecherin an, die über einen so mächtigen Blick dann doch den ihrigen wieder niederschlug.

Bitte, Herr Priester —! flüsterte sie. Vergebung —! Aber

r ist's doch! Herr Leo Perl hatte mir die Ehe gelobt. Ich
ß nicht, ob ich zum Lachen bin, wenn ich mit dieser Gestalt
, daß ich nach Witoborn reiste — mit unserer Base, Henriette
chütz, und mit ihrem Mann — und daß wir ein Fenster
hten dem geistlichen Seminar gegenüber. Ich war nicht
, aber ich hatte noch Wangen um diese große Nase. Ich hatte
n Mund noch mit Lippen. Kein Bild war ich, aber weiße
freilich unechte Perlen standen mir gut im schwarzen Haar. Der
e Narr, der ein Heiliger werden wollte, weil er Jesum von
zareth glaubte beleidigt zu haben bei der falschen Hochzeit —
Bonaventura konnte keine Worte für sein Erstaunen finden.
Vom Kronsyndikus von Wittekind mein' ich die Hochzeit mit
Italienerin! sagte Veilchen. Sie, die einzige Vertraute Löb
eigmann's, sprach fest und bestimmt. Und während Bonaven-
n vor Entsetzen sprachlos starrte, kehrte sie auf die Erscheinung,
sie am Fenster abgegeben haben mochte, zurück und sagte:
es Auge ist schön, wenn drin Thränen stehen! So erregte
h mein bittender Gruß, mein verzweifelnder Blick in das
liche Seminar hinüber, wo ich den gelehrten Mann hinter
nstäben erblickte, seine Verzweiflung. Er wollte umkehren!
h erfuhr es. Aber es war zu spät — Um der Thränen willen,
ich Ihrem Oheim verdanke, Herr Priester, verzeihen Sie mir,
ich Ihnen in so später Nacht aufs Zimmer komme und Sie
e: Hören Sie dem Fräulein Lucinde, ehe Sie reisen, und wenn
diesem Augenblick, noch einmal — einmal — die Beichte —!
Bonaventura war über die Bekanntschaft einer dritten Person
it diesen tiefsten Geheimnissen seiner Familie außer sich. Er
d nur, unbekümmert um Lucindens jetzt vorauszusetzende un-
ittelbare Nähe, unbekümmert um die durch einen solchen Nacht-
uch ihm drohende Beschädigung seines Rufes, und starrte die
recherin mit vor Schreck geöffneten Augen an.

Fürchten Sie aber nichts, Herr Priester! sagte Beilchen. Da schönste Wissen einer Frau ist das, welches sie in ihr Her einschließt. Und was ich Ihnen sage, weiß ich auch nur v einem, der, wie unsere ganze Familie, vor dem Dechanten St.-Zeno viel zu viel Verehrung und Liebe hat, um je da einen Misbrauch zu machen. Der Mann wird Sie sehen; S mögen ihn fragen, woher er diese Dinge in Kenntniß genomm hat und er wird Ihnen ausweichen und Sie blos fragen — na Bröder's lateinischer Grammatik —

Löb — Seligmann?! sagte Bonaventura mit tonloser Stim

Von ihm weiß ich, fuhr Beilchen fort, daß mich Leo P nicht aus Untreue verließ, sondern gezwungen durch Umständ die ihren Grund auch in seinem ungläubigen Aberglauben, sei geistreichen Narrheit gehabt haben mögen. Ich weiß aus hu dert Briefen, daß er den menschlichen Willen bestritt und ni gelten ließ, als den Zufall. Er liebte Ihren Oheim so, daß darauf eifersüchtig wurde. Er nannte überhaupt die Leichtsinni erst die wahren Menschen!

Bonaventura hatte nun die äußerste Furcht um Benno's G heimniß, um Lucindens neue Mitwissenschaft so gefahrvo Verwickelungen. Diese Furcht äußerte er zunächst.

Werd' ich, sagte die Jüdin, da ich schon die Liebe des Mä chens zu Ihnen eine Rache genannt habe, noch neue Koh drauf schütten —! Dann bat sie angelegentlich, daß der He Domcapitular den „unfreiwilligen Lauscher" auf Schloß Neu schonen möchte. Sie erzählte dessen Abenteuer. Sie fügte hinz daß er zwar die „Charaden" gehört hätte, aber nicht ihre Au lösung. Sie verlor sich in die Erinnerung an Leo Perl und schla Er fand den Hochmuth der Sängerin Maldachini gewiß nur läch lich, weil er zu sagen pflegte: Was ist denn eure Tugend? D Bequemlichkeit der Umstände! Und seinem Freund, dem damalig

Kaplan von Asselyn, konnte er zudem nichts abschlagen. Seine Angst und die Scham kam erst, als er die Priesterkleider schon anhatte und die betrogene Frau vor ihm stand. Da weiß ich, daß er gern hinausgestürzt wäre in den hellen Mondscheinpark und hätte, schon um zu büßen — denn büßen, das ist unser Jüdisches! — die Kleider nicht wieder abziehen mögen. Auch daß er zur Sühne des Betrugs einen andern schönen Park, den in Kocher am Fall, aufgab, denselben Park, wo ich von ihm Spinoza und Liebe ohne Leidenschaft kennen lernte, auch das ist diese Kasteiung, welche die Christen blos uns Juden verdanken. Das Christenthum ist die größte Schmeichelei für uns Juden!

Ein Lächeln begleitete diesen Scherz. Doch es erstarb schnell, als Veilchen Bonaventura's Erregung sah. Sie fuhr fort: Vor seinem Tode gab Perl einem Mönch Namens Hubertus, er soll jetzt in Rom sein, eine lateinische Schrift, die dieser einem hohen Geistlichen in Witoborn übergeben sollte, aber erst dann, wenn er ohne ein Aergerniß begraben worden wäre. Seltsam, daß ich diese Schrift gesehen habe! Ich sah sie in der Hand des Fräulein Lucinde. Es war in diesem Jänner. Kurz vor Ihrer Abreise nach Witoborn! Das Fräulein brachte die Schrift von jener gefährlichen Unternehmung mit, von der Sie ja wissen — als sie den Pater Sebastus aus dem Profeßhause befreien wollte —!

Bonaventura stand voll bebender Combinationen: Leo Perl — seine Reue über seinen Uebertritt — Der Zwang des Kronsyndikus — Seine Pfarre in Borkenhagen — Seine eigne Taufe durch Perl — die Schrift aus Mevissen's Sarge — Lucindens Drohung —!

Veilchen fuhr fort: Es war ein Brief, den ich nicht lesen konnte — in Latein —! Aber vielleicht war es derselbe an den Bischof von Witoborn, von dem Löb Seligmann gehört hat, daß er leicht in die Hände Ihres seligen Herrn Vaters hätte kommen können, da dieser gleich nach dem Tode des Bischofs

Konrad, der kurz nach dem Tode des Leo Perl erfolgte, die gei
lichen Archive ordnete —

Bonaventura hörte nur noch — Aber er hörte, wie der Ve
brecher in Vorahnung eines über ihn gefällten Todesurtheils de
Anfang seiner Sentenz lesen hört. Er wollte nicht verrath
was in ihm vorging. Er wollte seinem Antlitz den Ausdr
der Ruhe und Fassung geben. Umsonst! Ein eisiger Frost dur
schüttelte seine Glieder. Seine Zähne fingen an zu zittern.
ahnte einen tiefen, tiefen — ewigen Verdruß seines ganzen Leb
Er that einige Schritte vorwärts und sank auf einen Sessel.

Mein Gott im Himmel —! rief die Jüdin, erschreckend ebe
sowol über den Anblick Bonaventura's, wie über ihr Unve
mögen, einem ohnmächtig werdenden Manne helfen zu soll
Was ist Ihnen —?

Bonaventura's Gedanken konnten nicht anders lauten, al
Lucinde sagte, mit dem Inhalt jenes Briefes könnte sie dich ei
in ihren Händen halten! Deinen Segen könnte sie in Fl
verwandeln! Selbst wenn du die dreifache Krone trügest, kön
sie alle deine Handlungen ungeschehen machen! Was gibt i
diese Kraft? Was gibt dir — diese — Unkraft? Bist
— kein Christ —? Bist du nicht getauft —?... Bist du ni
— richtig getauft —? Und nun schlossen seine fiebernden G
danken weiter: Du bist von Leo Perl in den Tagen getauft,
sein Gemüth von Reue über seinen Schritt, von Wuth über d
Kronsyndikus ergriffen war, der ihn zwang, Priester zu bleib
Diese Stimmung behielt er vielleicht lebenslang! Seine gan
Stellung war die der Zerfallenheit mit sich selbst, die der Reue üb
sein übereiltes Christwerden, der Rache für den Zwang, der ih
zuletzt auferlegt wurde, der jahrelangen Verstellung. In die
Schrift bekannte er sich ohne Zweifel schuldig, alle seine kir
lichen Functionen ohne Absicht und Direction de

Willens vollzogen, dich und andere „ohne Intention“ getauft zu haben —! Der Bischof starb schnell hinter Leo Perl. Dein Vater nahm die Urkunde an sich und unterdrückte e. Leo Perl war todt, das Verbrechen war geschehen und nicht hr anders rückgängig zu machen, als durch eine neue Taufe. in Vater, das Aufsehen einer solchen Handlung fürchtend, ter auch — der Ehescheidungsverweigerung wegen — zer- len mit der Kirche, behielt diese Urkunde, zerstörte sie jedoch t, sondern legte sie für künftige Enthüllungen zurück, band ohne Zweifel dem alten Mevissen auf die Seele —! Dieser m sie mit sich in sein Grab, wo sie lange Zeit unzerstört iben konnte, bis sie gefunden werden sollte, dann vielleicht ge- den und gesucht werden an einem sichern Orte — wenn es Frâ rrigo, vielleicht einst am Tag der Versammlung unter den Eichen Castellungo, begehrte —! Picard fand dann dies Papier in n erbrochenen Sarge und gab es Lucinden zur Uebergabe an h. Lucinde las es. Sie, welche vollkommen die ganze folgen- ere Wucht unserer Lehre von der Intention bei priester- n Handlungen kennt, die Lehre von der wirklichen Ab- t, auch den äußern Ritus so zu meinen, wie man ihn voll- t, sie, welche schon höhnisch sagen konnte, Ulrich von Hülles- m und Monika, die gleichfalls in jener Zeit von Leo Perl raut worden wären, könnten in Rom bei der Behörde der denertheilung, der Sacra Dataria, ihre Ehe getrennt er- en — sie weiß es, daß du, nach unsrer römischen, die Seele z in die Priestermacht gebenden Lehre, ein Ungetaufter bist, Nichttheilnehmer, noch weniger ein Förderer am ttesreich —! Sie konnte dir drohen, daß alle deine Hand- en als Priester zurückgehen müßten, wenn sie, sie es wollte —! h Roms Gesetzen bist du, ob auch getauft, jetzt ein ide —!

Bonaventura schlug die Hände vor die Augen. Zwei Con-
vertiten, Leo Perl und Lucinde, hielten das katholische Christen-
thum an seinen Consequenzen fest! Was Jedem Thorheit ge-
schienen wäre: für die Welt, in welcher Bonaventura eingesponn-
lebte, lag hier ein unermeßliches, seine ganze Lebensbahn stö-
des Aergerniß vor.

Er besann sich und that, als wollte er nur einen plötzli-
Anfall von Unwohlsein verbergen. Es wird vorübergehen! spr-
er und hielt die Jüdin zurück, die, thatunkräftig wie sie
zwar nach Wasser sich umblickte, nicht aber darnach gehen konn-
obgleich Glas und Flasche hinter eben demselben Epheu stand-
den damals Lucinde zerpflückt hatte.

Bonaventura erkannte wohl, daß die Jüdin nicht Lucin-
ganzes Vertrauen besaß. Ihre Flucht vor Rück, ihre Liebe h-
sie ihm eingestanden. Ja die Jüdin mochte vielleicht gar
eignem Antrieb übernommen haben, den tugendstolzen Pri-
in seiner Abweisung menschlicher Schwäche wankend zu mach-
Das aber sah er für bestimmt: Die Botin wußte nichts v-
Inhalt der Leo Perl'schen Schrift, nichts von der Bedeutung
Intention in der katholischen Kirche. Dem Gefolterten sch-
das Schicksal alle Prüfungen der Seele verhängt zu haben.

Von dem Stuhle aus, von dem sich Bonaventura erhoben, h-
er mühsam das Kanapee erreicht. Dort sank die lange schla-
Gestalt allmählich und langsam nieder. Das blasse Haupt a-
stützend, rang er nach Fassung. Seine Gedanken rollten ihm
wie die wirbelnden Kreise des Philosophen von Eschede, sie tr-
ihm wie ein buntes Flimmern vor die Augen — er wußte k-
Vorstellung mehr festzuhalten. Vorwürfe, Anklagen, mit de-
sich das bedrängte menschliche Herz in solchen Lagen zu h-
pflegt, kamen ihm nicht natürlich, nicht freiwillig. Es b-
alles nur ein Chaos der schmerzlichsten Vorstellungen über-

Thatsache und ihre Folgen. Also auch das ist möglich! höhnte [illegible] Stimme seines Innern. Möglich unter Menschen, die sich [illegible] diese Art glauben unter die Herrschaft des Geistes gestellt zu [illegible]en! Das geschieht dir, dir mit deinem redlichen Willen, mit [illegible]nem dir selbst gesprochenen Befehle, nicht zu murren gegen [illegible] halb schon bereutes Priesterjoch —! Das geschieht dir in [illegible] Augenblick, wo du dein größtes Opfer bringen wolltest, dein [illegible] zu graben, das Grab deiner Liebe —! Nun noch dies! [illegible] Lucinde die Hüterin dieses Spukes, mit dem sie dich ein [illegible]en lang — wie mit Hexengruß im falben Mondlicht äffen [illegible] —! Solltest du nicht deine Würde niederlegen? Solltest [illegible] dich nicht dem Generalvicar anvertrauen und bekennen: Ich bin [illegible] Christ —?! Sollten deine kirchlichen Handlungen, die deine [illegible]getaufte Hand verrichtete, nachträglich von einem Spruche [illegible]s erst die Kraft des Sakramentes erhalten? Nein! Nimmer[illegible]hr! Ich trotze dem Geschick! Ich lüge! Ich muß lügen, [illegible] sie alle —!

[illegible] Die Jüdin sah diese Seelenkämpfe, zitterte, fragte, bat und — [illegible]ffte. Sie konnte seinem Gedankengang über den Inhalt des [illegible] Lucinden gefundenen Briefes nicht folgen. Sie würde selbst [illegible] dem Judenthum heraus, aus der Religion des Gesetzes, [illegible] begriffen haben, wie ein Gemüth, lebte es auch noch so [illegible] im steten Gewissenszwang, so doch über Sonnenstrahlen fallen, [illegible] über Spinnenfäden straucheln konnte. Sie würde mit Christus [illegible]agt haben: Ihr verschluckt Kameele und seigt Mücken —! „Das [illegible]ristenthum ist die größte Schmeichelei für uns Juden."

[illegible] Schieben Sie Ihre Reise einen halben Tag auf! sagte Beil[illegible]. Hören Sie die Beichte des armen Mädchens —! Sie will [illegible]hts, als Ihnen ein Bild ihres gegenwärtigen Innern geben, [illegible]er Geheimnisse, die sie drücken, auch der Ursachen, warum [illegible] so plötzlich das Haus des Oberprocurators verlassen hat. Ich

versichere Sie, es muß eine große Begebenheit gewesen sein, die sie zu mir getrieben — Zu mir, in die dunkle schmuzige Rumpelgasse, zu meinem unausstehlichen Nathan, den ich nun schon dreißig Jahre nehmen muß, wie er ist! Ich möchte schwören, daß in Holland, wo sie den ganzen Tag putzen und scheuern, keine Stube so sauber und rein ist, wie meine Schlafstube im dritten Stock unseres Hauses, das wir glücklicherweise allein bewohnen, und doch thut mir das Kind leid — im reinsten Glas Wasser sieht sie bei mir nur das Trödelgeschäft mit alten Kleidern. Aber sie hat keinen Ort gewußt, wo sie sich verbergen sollte. Nein, ich dürfte nicht an Ihrer Stelle sein, Herr Priester. Schon aus Neugier, was es sein mag, das sie so schnell von der Marcebillenstraße weggejagt hat! Acht Tage ist sie bei mir —! Der Nathan sieht die Polizei jede Stunde kommen. Ich hab' ihm versprochen, die Strafe aus meiner Gage zu zahlen — 30 Thaler jährlich, Herr von Asselyn! Ich bin an der ganzen deutschen Börse der wohlfeilste Buchhalter! So hockt sie verzweifelnd auf meinem Kanapee, schreibt Briefe, zerreißt sie wieder, hat nichts bei sich als ein Bündel, womit sie aus dem Rück'schen Hause entflohen ist. Hat der Mann Ihre Ehre verletzt? rief ich sie an. Sie antwortete nichts darauf, sah aber aus, als käme sie vom Richtplatz, und erst seit drei Tagen hör' ich sie weinen — weinen wie im Brustkrampf! Sie sagt: Mein Unglück ist, ich falle über mich selbst! Ich bin nur für die Schlechten da! Ich habe etwas in meiner Art, das selbst die, welche mich lieben wollen, an einem einzigen Tag zu meinen Feinden macht —! Könnt' ich ihm nur einmal noch alles sagen und beichten! sprach sie dann ... Ich gestehe, Herr Priester! Von dem Wort „Beichten" hab' ich keinen Begriff. Je mehr ich bei mir behalte, sagt' ich ihr, desto fester und besser werden meine Gedanken. Ja die mauern sich dann erst recht aus wie ein Schwalbennest, das aus lauter kleinem Schmuz, der

trocknet, zuletzt ganz sauber werden kann. Müßt' ich alles, was ich denke und eben erlebte, so frisch und weich wieder von mir geben, so würde ich wie ein leckes Faß! Ich bin katholisch! sagte sie mir darauf. Mein Gott, da stritt ich denn nicht mehr, und da ich die Neigung ihres Herzens schon durch die Bekanntschaft mit dem Pater Sebastus wußte und als für sie die Gefahr, nicht mehr an Ihr Ohr zu gelangen, durch Ihre Abreise zu groß wurde, da sagt' ich: Wissen Sie — Ich will für Sie gehen, Fräulein, wie Eliezer ging auf die Werbung für Jakob —! Sie umarmte mich, begleitete mich bis hieher — Unten steht sie in der dunkeln Gasse — da sehen Sie! — und wartet. Geben Sie der Armen den Trost, daß sie Ihnen noch einmal, nur als einem Priester ver-…cht sich, ihr Herz ausschütten kann!

Bonaventura's Gedanken sammelten sich. Er suchte für sie einen Halt in dem Bilde zu finden, was wol Lucinden so plötzlich aus Rück's Hause entfernt haben mochte. Auch an den Brand und an die Urkunde dachte er. Er stand sinnend und zögernd.

Die Jüdin blickte aus ihren klugen Augen mit jener List hervor, die selbst das gutmüthigste Kind beim Spielen hat, verräth es, ohne etwas Böses gewollt zu haben, an einem Siege seiner Klugheit Freude.

Bonaventura hatte sich erhoben. Er hielt sich vom Fenster fern, überlegte und sah im Geist die Scene, die ihm mit Lucinden drohte. Eine Wiederbegegnung konnte jetzt nicht anders enden, als mit dem Austausch vertraulicher Mittheilungen über alles, was ihn drückte. Ein gemeinschaftliches Geheimniß zu bewahren bindet die Seelen wider Willen. Er hätte Lucinden nicht erblicken können ohne zu sagen: Den Brief des Geistlichen Leo Perl — gib ihn mir zurück oder zerreißen wir ihn und laß ihn zwischen uns ein ewiges Geheimniß sein! Wenn sich ein Mann einem Weib so verpflichtet fühlt, geht ihm seine Selbständig-

keit verloren und Dank ist schon an sich eine Pflicht, die ei
edle Seele nicht karg abträgt.

Bonaventura ging eine Weile auf und nieder, mit s
kämpfend. Endlich hatte er entschieden. Er wollte, er konn
nicht nachgeben. Er sah in die Zukunft — ahnend, daß sie il
immer und immer in Lucindens Bahnen führen würde. N
aber, kurz vor dem letzten Opferdienst seiner Seele für Paul
wollte er sich rein erhalten. Er schüttelte sein Haupt un
sprach: Ein andermal! Und für sich: Komme was komme —!

Die Jüdin stand in der Nähe der Thür, schon ihren Hut i
der Hand. Es schlug neun. Ich kann meine Reise nicht au
schieben! fuhr Bonaventura fort. Erklären Sie — Lucinden, i
käme — ja zurück — und dann — dann vielleicht — !

Veilchen schüttelte ungläubig den Kopf.

Das bestreitet sie —! sagte sie. Sie behauptet, Sie kämen
nie wieder zurück!

Bonaventura ließ, wie ein Ueberwundener, nur die Arm
sinken und schüttelte ablehnend sein leidendes Haupt. Woraus
schließt sie das? fragte er, vor Ueberanstrengung seiner See
völlig kraftlos —

Veilchen erwiderte: Man würde Sie in Wien fesseln, sagt
sie — Schon wäre ein Verwandter von Ihnen gefesselt worden
Man würde Sie nicht sehen können, ohne die zu beneiden, dene
Sie immer angehörten! Ich bin es nicht, die so schmeichelt, ich
wiederhole nur ihre Worte. Sie nennt einen Bischofssitz, der bereit
für Sie bestimmt sei, Herr Priester! Robillante in Italien oder
einen ähnlichen Namen — Im Thal von — Castellungo — Das
ist der Name! Ich habe ihn behalten!

Bonaventura faltete nur die zitternden Hände.

Die beiden Mönche, fuhr Veilchen fort, die dieses Frühjahr
von Witoborn entflohen sind, haben aus Rom geschrieben, daß

in ihrem Kloster ein Mönch lebt, der ein Bisthum ausgeschlagen, das ein mächtiger Cardinal gelobt hätte dem heiligsten Priester in der Christenheit zu geben. Und in Wien sind — Sie, Sie, Herr Domcapitular, als solcher dafür genannt worden! Das wurde hieher geschrieben. Lucinde weiß alles. Sie werden in Wien mit diesem Anerbieten empfangen werden!

Bonaventura hörte nur. Eine Besinnung, eine Fassung lag nicht mehr in seiner Kraft.

So hörten Sie das selbst noch nicht —? fragte die Jüdin, immer hoffend, den Zweck ihres Besuchs zuletzt doch noch erreichen zu können.

Bonaventura hauchte: Sie — berichten — mir — Wunderdinge —! Er ließ sich die Namen noch einmal nennen. Es waren und blieben die Namen Robillante und Castellungo! Die Orte, wo Paula leben sollte — wo Frâ Federigo lebte —! Er sah Benno, Olympia, Ceccone betheiligt —! Das war jenes von Benno erwähnte Bisthum —! Gaben es ihm wol gar — die Jesuiten? dachte er einen kurzen Moment ...

Verlassen Sie sich! fügte Veilchen hinzu. Sie kommen nicht zurück! Sie werden Bischof in Italien!

Ohne noch länger zu widerreden, faltete Bonaventura aufs neue die Hände, überwunden von den Fügungen seines Geschicks ... Er sah, wie mit durchgeistigtem Auge, Paula auf jenem Schlosse, auf dem sie einst in ihrer Vision die Fahne mit den Dorste'schen Farben erblickt hatte —! Seinen Vater sah er unter den Eichen von Castellungo —! Ein Glanz umfloß ihn wie die himmlische Morgenröthe. Dennoch schüttelte er den Kopf auf die wiederholten Bitten der Jüdin.

Herr Priester —! Das ist grausam! wallte diese auf.

Solchen Worten zürnte er nicht mehr. Gute Nacht, Liebe! sprach er. Dank für Ihre Verschwiegenheit — wegen dessen, was

Herr Seligmann gehört hat, eine Verschwiegenheit, auf die i
bei unserm gemeinsamen Gott fest und heilig baue! Sagen Si
aber Lucinden: Wer allwissend ist, ist auch allmächtig! W
kommt sie zu mir —!

Herr Priester —! bat Veilchen noch einmal inständigst.

Komm' ich in der That nicht wieder, so wünsch' ich ihr all
Glück und jeden Frieden des Gemüths. Ich danke Ihnen, da
Sie ihr Bote wurden. Sie sind treu, was Sie auch gegen d
Treue sagen. Doch gehen Sie, ohne noch länger mich wanken
machen zu wollen; es gelingt nicht! Drohungen, die Lucinden
Charakter entsprechen, schrecken mich nicht; ich kann alles er
tragen, sagen Sie ihr's! Noch eins! Ist sie hülflos, so schreib
sie offen und getrost an meinen Oheim in der Dechanei! Da
ist nicht wahr, daß alle vor ihr fliehen. Dieser edle Mann ver
ehrt sie wahrhaft; er wird alles für sie thun. Sagen Sie ih
das! Mein Oheim ist ganz der Freund, den sie sucht. Sage
Sie ihr auch — daß ich glücklich bin über ihre Trennung vo
Nück und daß ich selbst in diesem Verhältnisse nie ein Arg ge
funden habe. Nicht aber mehr! Ich kann nicht anders; di
Kraft fehlt mir, all die Bürden zu tragen, die mir ihre Beichte
noch auferlegen würde. In Zukunft! Ich reise morgen in erster
Frühe! Es bleibt dabei!

Damit half Bonaventura Veilchen schon den Mantel auf die
Schultern legen. Sie schüttelte den Kopf wie über die Thorheit
der ganzen Welt. Still befestigte sie ihren Mantel. Bonaven-
tura leuchtete ihr hinaus und begleitete sie über den Corridor bis
an die nächste Treppe. Diese war erleuchtet. Veilchen wandte
sich noch einmal, sah den Priester mit ihren geöffneten Augen
wie einen bemitleidenswerthen Wahnbefangenen an und schlich die
Treppenstufen hinunter. Bonaventura wartete, bis er hörte, daß
sie das Hausthor gefunden hatte.

An dich sind wol schon hundert wie mit unsichtbaren Ketten gebunden, die dir beichteten, sagte er sich, zurückkehrend in sein Zimmer, mit dem ganzen ausbrechenden Schmerz seiner Seele; wie aber auch du gebunden, du umstrickt bist von deinen eigenen Lebensräthseln, das ist ein Verhängniß wie einst im Haus — der Abbasiden!... Und des so wohlthuenden Eindrucks der Jüdin gedenkend, rief er laut: Gott der Christen — Gott der Juden — Allah — Zeus! Auch der Olymp herrscht noch — Nicht alle Götter der Alten sind in Nichts zerflossen; die Nemesis — die Tyche — die Keren haben ihr Amt behalten!

Der Gedanke, daß ein Bisthum neben dem Schlosse, wo Paula wohnen sollte, für ihn eine Unmöglichkeit wäre, stritt mit der Ungewißheit über den Eindruck, den ihm Graf Hugo machen würde und nach dem er doch der Wahrheit gemäß entscheiden sollte. Er suchte dann sein Lager, nur um die müden Muskeln zu strecken. Schlaf, wußte er, würde ihn fliehen. Träumte er, so würde der Ungetaufte — vom Jordan träumen! Wie nahe stand ihm die Jüdin —! Wie gedemüthigt fühlte sich sein christlicher Stolz!

In der That erhob er sich vor Sonnenaufgang ohne Stärkung. Es war ein nebeliger Morgen. Er kleidete sich an. Renate credenzte ihm den gewohnten Labetrunk unter Thränen. Der gute und ernste Mann war ihr wie ein Sohn geworden, und seit Monaten sah er krank und zerfallen aus und auf wie lange konnte seine Reise dauern —!

Auch in Bonaventura's Auge standen Thränen. Er ahnte, daß er die alte Frau nicht wiedersehen würde. Rings blickte er auf seine Bücher, seine Bilder. Es war ein Abschied, wenn nicht von ihnen, doch von allem Andern, auf ewige Zeit!

Die Huldigungen, die seiner ersten Abreise gebracht wurden, fehlten noch weniger dieser zweiten. Für die von ihm etwa ab-

gefallenen Seelen waren andere eingetreten und die Feierlichkeit der Begrüßung im Kapitelhofe mußte sogar noch größer sein, als früher durch Schmuphase's Rede; sie war geordneter. Die Curie hatte das höchste Interesse an dem Erfolg dieser Reise. Viele der alten Herren traten selbst an seinen Wagen. Dies war ein ganz eleganter, den Bonaventura nicht bestellt hatte. Er gehörte Thiebold, der gestern nur zum Schein Abschied genommen hatte. Der gestrige Abschiedsbesuch maskirte die Absicht, den Hochverehrten nicht blos bis an das Dampfboot zu begleiten, sondern noch eine Strecke weiter.

Die Blumen wurden einem Altar der Kathedrale übersandt, an welchem Bonaventura oft celebrirt hatte.

Thiebold ließ sich nicht nehmen, bis zum Hüneneck mitzufahren. Zwei Stunden lang „zerstreute“ er die stille, der Sammlung bedürftige Seele des unglücklichen Priesters. Erst am Hüneneck verzogen sich die Nebel. Die Gegend, selbst im Winteranfang lieblich wie immer, entschleierte sich. Thiebold konnte nicht allen Empfindungen Ausdruck geben, die ihm Lindenwerth, der Blick auf Drusenheim und den Geierfels hinüber machte, wenigstens nicht in Bonaventura's Gegenwart. Am Gasthaus zum Roland landete der Dampfer. Thiebold stieg aus und erneuerte den Abschied.

Als Bonaventura allein war und tiefbewegt auf dem Verdeck, das erst jetzt von seiner Reinigung und der Nebelnässe zu trocknen anfing, auf und nieder ging, bemerkte er, gerade beim Hinblick auf die Maximinuskapelle und den St.-Wolfgangsberg, hinter welchem sein altes stilles Glück gelegen hatte, einen jungen Mann, der ihn, mit dem Rücken an den Radkasten der Maschine gelehnt, mit großen durchbohrenden Augen ansah. Die Gestalt war nicht zu groß, zierlich und behend. Die Kleidung elegant.

Ein Mantel von dunkelbraunem Tuch mit offenen Aermeln, am Kragen besetzt mit schwarzem Sammet, das Futter von einem langflockigen Zeuge, Schnurtroddeln geschmackvoll zum Zusammenhalten des Mantels. Darunter ein schwarzer enganliegender Oberrock. Die Cravatte schwarz; ebenso die Handschuhe. Ein feiner, ganz neuer Hut auf dem Kopf. Die Haare kurzgeschnitten —

Ueber den starren Ausdruck des bräunlichen zierlichen Antlitzes flog ein Erröthen und ein verlegenes Lächeln, als Bonaventura's Blick länger auf dem jungen Mann verweilte. Doch zerstreute ihn bald die theure, geliebte Gegend.

Es ging vorüber an der Maximinuskapelle, am „Weißen Roß". Bonaventura bemerkte den jungen Passagier nicht mehr. Auch später bei gemeinsamer Tafel fehlte die Gestalt, die ihm den unheimlichen Eindruck einer Aehnlichkeit mit Lucinden gemacht hatte. Hafenruhe konnte erst spät gegen Abend um zehn Uhr geboten werden. Der junge Passagier war verschwunden.

Die Fahrt ging zuletzt im Dunkeln und bedurfte der Vorsicht. Aber so kalt es wurde, die Passagiere verbrachten die längste Zeit lieber auf dem Verdeck. Bonaventura ging auf und nieder. Ein Berg mit einem hochthronenden Schlosse führte ihm die Scene vor, die Benno mit dem Staatskanzler in Wien erlebt und geschildert hatte. Es war schon nahe vor Ankunft in jener großen alten, „goldenen" Stadt, wo die Rast für die Nacht stattfinden sollte, als Bonaventura wieder den jungen Mann erblickte, eingeschlagen in seinen weiten Mantel und nicht weit vom Steuerruder sitzend. Er rückte und rührte sich nicht. Ging Bonaventura an ihm vorüber, so war es ein einziger unter dem breitrandigen schwarzen Hut und aus der Umhüllung des emporgezogenen Sammetkragens hervorzuckender Blitz der Augen — ein Funkeln, wie ein Käfer in der Nacht aufglüht, wie ein

lauerndes Raubthier sich durch nichts als seine Augen verrä
Kein Laut, keine Bewegung als etwa ein Zurückziehen des lackir
zierlichen Stiefels, um dem Vorübergehenden Platz zu mach
Die Situation, die Zeitdauer, alles bot dem Priester Muße,
an die entsetzliche und ihn doch fast beruhigende Vorstellung
gewöhnen: Wenn das Lucinde wäre —! Beim Landen, be
Wohnen im „Rheinischen Hof" war die Spur des jungen M
nes verschwunden.

Nach zwei Tagen und einem Aufenthalt in Frankfurt am M
hatte Bonaventura die Stadt erreicht, wo er im Seminar g
gewesen. Es war dasselbe Seminar, von dem Serlo erzäh
Bonaventura besuchte alle ihm denkwürdigen Plätze der Erinn
rung. Die Altarstelle, wo ihm die Priesterweihe gegeben wur
das Zimmer, wo Paula in der orthopädischen Anstalt lag,
Bischof, bei dem Lucinde convertirte, den Mitgeweihten Rig
einen noch immer zwischen dem Naiven und Excentrischen
praktisch, brausend und schnaubend hin- und herfahrenden, g
müthigen Phantasten. Bonaventura sah und begrüßte alles w
zum letzten mal.

Auch das berühmte Hospital des alten Bischofs Julius
er. In dem botanisch gepflegten Garten erinnerte noch nichts
den November. Zwar saßen die Genesenden nicht mehr i
wärmenden Sonnenstrahl; die Irren aber rannten hin und he
gesticulirten und sprachen zufrieden und unzufrieden mit sich selb

Da zeigte sich plötzlich der Anblick des jungen Mannes vo
Dampfboot —! Kaum schoß er an ihm und an Riggl, der i
begleitete, vorüber, so sagte dieser: Wer war das? Mir ist d
Gesicht so bekannt!

Nach wenigen Augenblicken, wo der junge Mann verschwund
war, begann, von unbewußter Ideenassociation geleitet, Rigg
von Lucinden, als von einer Hocherleuchteten, einer durch Rü

d Hunnius und viele andere in alle Vorkommnisse des innern
chenlebens Eingeweihten. Er scherzte über die ihm wohl-
annte Neigung derselben zu seinem Besuch — Beda Hunnius
e ihm darüber Mittheilungen gemacht. Er wußte sogar schon,
sie sich von Nück entfernt hatte, und sprach die Vermuthung
, daß sie nach Belgien gegangen wäre, um Jesuitesse zu
den — „Redemptoristin“ — nach dem verhüllenden Ausdruck.
s Gespräch kam bald von dem verfänglichen Gegenstande ab.
Bonaventura sah den jungen Mann nicht wieder, aber sein
z bebte von den trübsten Ahnungen. Einige Tage später
anderte Bonaventura den regensburger Dom und bestieg
Höhe, wo König Ludwig die Walhalla erbaut hat. Ein
enthalt dort oben war ihm wie Athemzüge im Aether-
. Unten liegt die Erde mit ihren Mühen, hier oben
nen die Himmlischen! Ausgerungen haben Kampf und Leiden-
t. Hier sind die Pforten der Welt des Plato, die Eichen im
e Odin's! Zwar noch Walkyren, die unerbittlichen Parzen
Odinswelt, stehen an der Schwelle des Tempels in mar-
rnen Gebilden, aber sie scheinen Versöhnerinnen, nicht mehr
herinnen zu sein.
Bonaventura stieg die Riesentreppe nieder — tieferfüllt vom
fangenen Eindruck. Da blickt er auf neue Ankömmlinge. Eine
ellschaft, die eben mit einem Boot aus Regensburg angekom-
sein mochte, steigt ihm von unten her entgegen. In ihrer
te wieder — sein Reiseschatten, der junge Mann im braunen
ntel. Dicht streift er, tief niederblickend, an ihm vorüber.
e Schiffe kreuzen sich so auf hoher See.
Bonaventura konnte nicht stehen bleiben, nicht der spukhaften
heinung nachsehen; schon war sie wie sein Gewissen geworden.
n jedesmaligen Begegnen fuhr gleichsam ein schriller Ton durch

die Luft, der ihn mit den Worten begrüßte: Du Ungetaufter –
Ebenso aber sagte das Lächeln des jungen Mannes auch: Bl
doch ruhig, ich bin dein Schutzgeist —!

Die regensburger Geistlichen, von denen Bonaventura
gleitet war, führten den Erblassenden, Schwankenden noch
einem Wagen nach einem Oertchen, Straubing gegenüber.
wo Agnes Bernauer ihren Tod in den Wellen gefunden, be
er das Dampfboot. Er glaubte annehmen zu dürfen, da
nicht allein fuhr und daß der junge Mann — jedenfalls
cinde — schon auf dem Dampfer war.

Er sah ihn jedoch nicht. Nicht die ganze Reise entlang,
zwei Tage dauerte. Er glaubte sich in der Person nun doch
täuscht zu haben.

So kam er nach Wien. Er sah zum ersten mal eine
rauschende, volkreiche Stadt. Er wohnte bei dem Chorherrn,
ihn anfangs ebenso zuwartend und prüfend wie Benno emp
theilte die Aufgaben, die seiner im Gewühl dieser großen S
harrten, gewissenhaft ein und überlegte: Wie näherst du
dem Grafen —!

Darüber vergingen einige Tage. Die Gräfin Erdmuthe
zum Grafen Hugo auf Schloß Salem, um den grollenden S
hereinzuschmeicheln. Bonaventura hatte beim Cardinal Cec
seine Briefe persönlich abgegeben und war in der That von
liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Benehmen eines Pries
der die Grazie als Milderung der List über sein Wesen
gegossen hatte, mit dem Anerbieten des Bischofssitzes von
billante begrüßt worden. Olympia, die Herzogin von Amarill
Benno wurden als seine Protectoren genannt. Alle seine P
flogen, als er, nach der von ihm um Bedenkzeit ausgesproche
Bitte, die Stufen des kleinen Palastes niederstieg. Er w
nicht, wie er auf die Straße kam.

Kaum blickte er auf, so rollte ein Fiaker vom Hause fort, nur auf ihn gewartet zu haben schien. Aus dem Schlag kte ein Kopf — Er gehörte dem jungen Mann im braunen ntel. Pfeilgeschwind schoß der Wagen vorüber.

Bonaventura verlor die Besinnung und verirrte sich in den aßen. Wer ihn sah, wer ihn anredete, wen er besuchte — r wußte, daß er im Piemontesischen Bischof werden sollte. r fragte nach seiner italienischen Predigt in „Maria-Schnee“, zugleich mit drei Messen als Probe bedungen war.

Man fand diese Erhebung natürlich. Man sagte, der Dom-itular wäre ein Gesinnungsgenosse des Kirchenfürsten und in r Heimat „unmöglich“ geworden. Dort schied er also aus. h seine Gesundheit rathe ihm den Aufenthalt im Süden.

Bei solchen Beweisen für ein ihn magisch umkreisendes Ge-t vermochte er auch nicht in den Palatinus zu gehen, wo nfalls seine mächtigen Gönner wohnten. Er zitterte, sich in seinem Antheil an Benno's Mutter zu verrathen. Aber suchte ihn schon Fürst Rucca auf. Olympia überhäufte ihn t Geschenken und Zuvorkommenheiten, wie sie eben auch nur Priester anzunehmen gewohnt sind. Er rüstete sich, noch un-schlossen und gedrängt vom Chorherrn, der wieder in die e kam zu rufen: Schlagen Sie doch dem Geschick keine seiner endsten Launen ab! — italienisch zu predigen. An sich war ihm ein Leichtes, da er die Sprache ebenso gewandt sprach Benno.

Noch immer sah er die Herzogin nicht. Der Boden unter ihm de heiß wie Feuer. Glühende Lava rann neben ihm und um Was soll aus allem werden! stöhnte er vor Schmerz über e Lage. Nun auch noch die fremden Leiden zu den eigenen! on wußten auch die Zickeles, zu denen ihn seine Creditbriefe

geführt hatten, von seiner Ernennung und wünschten der Gr
Erdmuthe Glück, ihn als einen Deutschen so in der Nähe zu ha
Er aber mußte sich sagen: Das würde ja jede Möglichkeit
Ehe ihres Sohnes zerstören, erführe Graf Hugo die M
meiner Reise und — sicher kennt er längst Paula's Empfindu
für mich — und die meinen für Paula —!

In der That, die Gräfin empfing ihn mit der Kälte,
er erwartet hatte. Haßte sie schon das römische Priesterthu
sich, war sie wie ihr Sohn tiefverletzt von dem Bedingniß,
erst eines Beichtvaters Ja! oder Nein! über Paula's Willen
scheiden sollte, so war die Nachricht, dieser selbe Beichtvater w
in die Nähe Castellungos, wo sich so gern der Graf ganz ni
gelassen hätte, versetzt und folgte demnach förmlich seinem B
kinde, für sie ein wahrer Hohn, den die „Kirche" dem G
dieser Familie sprach. Sie sah hier durchaus nur eine Be
staltung der Jesuiten; sie sah das fortgesetzte Wirken des Or
dem sich Terschka entzogen hatte, sah die Feindseligkeit des
bischofs von Cuneo, des Cardinals Fefelotti, der bereits ge
sam in die Rechte der Waldenser eingegriffen hatte. Sie be
delte den Priester, den sie als Redner schätzen gelernt hatte,
schroff, daß Bonaventura ihr Palais mit dem Entschluß ve
dieser Lockung des Ehrgeizes, der Lockung seiner Liebe zur
liebten und zum Vater mit äußerster Kraft zu widerstehen.

Als er nach Hause ging, regnete es in Strömen. S
war es spät. Er konnte nicht sogleich auf der Freyung die P
seines Wohnhauses finden. Eine Weile dauerte es, bis er
zurecht fand.

Als er geklingelt hatte, schlug unter den vielen Regenschirm
die um ihn her auf dem Trottoir sich fast den Platz benahmen, ei
ein dunkelblauseidener, auf. Indem er in das Haus trat, erka
er die langsam an ihm vorübergehende Gestalt im braunen Ma

mit den schwarzen Handschuhen. Das Blau des Schirmes, Gaslicht einer gerade neben der Hauptpforte befestigten Laterne, mit Schnee untermischte Regen gaben dem Antlitz des jungen nes den Ausdruck des Todes.

Kein Wort, nicht einmal ein zweiter Blick, nur ein Lächeln, : Siehst du nun? — und das Bild war vorüber.

Bonaventura suchte, wie vor einem Gespenst, sein einsames mer. Er floh, als wenn Lucinde hinter ihm her huschte und r höhnte: Heide —! Jude —! und dann doch sagte: Aber sei Furcht! Ich sag' es nur dir —! . . . Sie ist es! rief er. ist es! Was kann sie noch wollen? . . .

Am folgenden Tage endlich sah er die Herzogin von Amarillas. diese Begegnung stattfand, geschah auf Olympia's Drängen. ipe Rucca suchte ihn fast gewaltsam in den Palatinus zu en.

Als es endlich geschehen — Ceccone war zugegen — war es rlich ein heiterer Abend. Aber unter den Scherzen, unter Beweisen von Bewunderung vor Bonaventura's geläufigem enisch zitterte das tiefste Leid. Die Herzogin sprach wenig, den schönen, schlanken Priester nur immer nachdenklich an und hte, ob er wol wisse, wer sie wäre. Sie erglühte wie mpia, wenn Benno erwähnt wurde. Sonst fand er Benno's tter, wie sie dieser geschildert. Unter dem Schein äußerster, stoßender Kälte eine leidenschaftliche und dann bei so mancher nweitig angeregten Frage wieder plötzlich kalt verständige te. Er und sie, beide, benahmen sich so, als wüßten sie nichts n Tiefverborgenen.

Olympia überhäufte ihn mit Schmeicheleien und Liebkosun- — um Benno's willen, den sie für seine Flucht einen „Male-" nannte, den sie nun bald in Rom strafen würde. Principe ca nannte den Baron von Asselyn schon den allerbesten

Freund, den er auf der Welt besäße. In einigen Wochen ho
sie alle in Rom zu sein. Es schienen Menschen, hergekommen
jener alten Welt der Imperatoren, wo die Frauen in ihren O
gehängen den Werth eines Fürstenthums trugen. Sie fa
in der Ordnung, daß Bonaventura als Bischof von Robil
sein Bisthum vom Capitel verwalten ließe und den Carn
in Rom zubrächte. Bei all diesen wilden und leichtsinn
Exclamationen war Benno's Mutter wirklich nur die Du
Olympia's — jene Arme, die sich von Kirche zu Kirche fortbe
weil sie keine Kutsche bezahlen konnte. Sie stand zuweilen
befangen und mit Zittern lauschend, die noch zum Leben
urtheilte — Niobe, wie sie Bonaventura's von ihrem Wesen
sam gefesseltem Auge erschien.

Die Schwierigkeit der von Paula gestellten Aufgabe läh
Bonaventura's sämmtliche Entschließungen. Wie sollte er sich
Grafen nähern? Wie ihn einigermaßen nur ergründen, ja
Ausbrüche seines Unmuths, vielleicht Beleidigungen vermeiden
der Graf unterrichtet war von dem Zweck einer Annäher
an ihn? Das Benehmen der Mutter hatte ihn genug ei
schüchtert.

Aber auch nur Erkundigungen über den Ruf des Grafen
zuziehen, widerstrebte ihm. Jedermann kannte dessen Verhäl
zu Angiolinen. Durch Benno wußte er, daß der Graf ehrenw
war und von Paula mit Ehrerbietung sprach. Er hätte
bestem Gewissen nach Westerhof schreiben dürfen: Er ist voll
men würdig! Aber ihn zu sehen, eine Weile mit ihm zu le
blieb doch unerlaßlich.

Als der Graf hörte, Bonaventura sollte Bischof von Ro
lante werden, kam er natürlich von Schloß Salem, von de
Versteigerung man schon sprach, noch weniger herein.

Die nahe Aussicht der Versteigerung erfuhr Bonaventura

ngelika Müller. Diese, endlich einmal wieder in katholischen
rührungen sich ausschwelgend, sagte: Gräfin Erdmuthe fährt
n und her, schickt Boten über Boten an die Zickeles. Die
astrophe ist reif! An die Stelle des Adels tritt in dieser Zeit
r Börse!

Hinein in diesen Zustand der Unentschlossenheit, die durch Lu-
ciens ebenso rasch verlorene wie gefundene Spur gemehrt wurde,
ängten sich die Vorbereitungen zur wirklichen Vollziehung seiner
schofswahl, noch ehe er nur ganz entschieden zugesagt hatte.
as Capitel von Robillante hatte seiner eigenen Wahl sich be-
ben und der römischen Curie die Besetzung mit einer ihr ge-
hmen Persönlichkeit überlassen. Bonaventura stand der Gräfin
d dem Grafen gegenüber in einem Licht, welches das un-
nstigste von der Welt sein mußte. Was sollte Paula denken —!
as ganz Westerhof —!

Da mußte es, zur Mehrung des falschen Scheins, geschehen,
ß der unwiderstehliche Zug des Herzens, der Bonaventura nach
n Eichen von Castellungo zog, eine Entscheidung erhielt, die
n bestimmte, in der That die Mitra und den Krummstab an-
nehmen, es mochte kommen, was da wolle —

Er war bei Gräfin Erdmuthe, hoffte wieder vergebens, bei
r den Grafen Hugo zu begrüßen. Die Gräfin empfing ihn
it äußerster Kälte, heute sogar mit einer Aufregung des
Zorns. Ihre Augen glühten, ihre Hände zitterten. Ha, brach
e nach den ersten Begrüßungen aus, da seh' ich die neuen
Kämpfe, die mir in Italien beschieden sind! „Haltet Recht
und Gerechtigkeit und errettet den Beraubten von des Frevlers
Hand!" spricht der Prophet. Ich muß nach Castellungo! Fe-
nlotti zertritt die Früchte meiner Anstrengungen. Hab' ich in
meinem Leben darum mit so viel Kronen und Cabineten unter-
handelt —!

Bonaventura erfuhr eine Kunde, die auch ihm Schrecken er-
regen mußte. Die nach Witoborn zu Hedemann's Hochzeit reisen
Mutter Porzia Bianchi's, die bei ihren Seidenwürmern i
Castellungo zurückgebliebene Giuseppina Bianchi, Gattin d
frankfurter Napoleone, Schwägerin des Professors Bianc
der — ein echter Italiener — plötzlich vor seiner Verwand
„verreist" war, hatte diese Nachricht eben mitgebracht. D
Eremit von Castellungo, Frâ Federigo, war spurlos ve
schwunden —! Im Munde des Volkes ging nur Eine Stimm
Der neue Erzbischof von Cuneo hatte ihn in die Kerker der In
quisition werfen lassen!

Als Bonaventura diese Mittheilung hörte — als er den Stro
von Anklagen und Verwünschungen, in denen sich die Grei
erging, auch nicht mit einem einzigen Wort unterbrach, sonder
wie die Wand so weiß geworden, nur den Bericht vernahm un
sich ihn bestätigen ließ von der alten Italienerin, die herei
gerufen wurde — als er selbst dem kleinsten Zuge der Mi
theilung eine fieberhafte Aufmerksamkeit schenkte, hätte eine m
geringerm Selbstvertrauen begabte und nicht ganz nur in si
selbst lebende Persönlichkeit wie die Gräfin, wohl erkennen müsse
welche Umwälzungen im Innern Bonaventura's vor sich ginge
Sie ihrerseits sah in dem Zucken seiner Nerven, in seinen Frage
und Antworten, die ihm, kaum begonnen, auf den Lippen er-
starben, nur die Beschämung eines römischen Priesters.

Jetzt bricht es aus, was die „Rotte Korah", die Väter de
Gesellschaft Jesu, über unser Haus verhängt haben! rief sie vo
Leidenschaft. Dieser redlichste Freund der Armen, dieser wahr
Priester Gottes, ein Rathgeber, Tröster, Lehrer der Unglückliche
und Unwissenden, ein heimatloser Pilger, den ich seit Jahre
schützte, ein Deutscher nach allem, was ich von ihm entdecke
konnte, so oft ich seine einsame Hütte besuchte und eine Ver-

gangenheit zu ergründen strebte, die er vielleicht nothgedrungen verhüllt — schmachtet jetzt in den unterirdischen Kerkern des Capitels von San-Ignazio! Ist vielleicht schon den Ketzerrichtern, den Dominicanern der Trinità zu San-Onofrio übergeben —! Und kein Beistand von der Regierung! fuhr sie fort. Diese Regierung ganz in den Händen der Jesuiten! Kein Beistand bei den benachbarten Geistlichen!

Nicht bei mir?! rief Bonaventura mit mächtig hallender Stimme. Seine Augen leuchteten. Er stand aufrecht, erhoben, wie mit einem Blitzstrahl in seinen krampfhaft ausgestreckten Händen.

Die Gräfin betrachtete die seltsame Bewegung, hörte das Wort des Beistands mit Theilnahme — Da ihr aber nächst dem Glauben ihr Sohn Alles war, so sah sie jetzt nur die wirkliche Bestätigung des Gerüchts über Bonaventura's Bischofssitz — in der Nähe der lutherischen Salem-Camphausens — in der Nähe Paula's, ihrer — vielleicht noch zu gewinnenden Schwiegertochter. Die Entfremdung blieb die alte. Eine Annäherung an den Grafen war aufs neue gestört, und eine bloße Formalität, die Bonaventura zur Beruhigung Paula's und der Verwandten geglaubt hatte schnell beenden zu können, wurde immer unmöglicher.

Er ging dahin — wie von Rossen gezogen. Noch hatte er sich sowol von der Gräfin, wie von der alten Italienerin über seinen vermeintlichen Vater eine nähere Charakteristik geben lassen. Jeder Zug bestätigte seine Ahnung. Sein Vater lag nicht in dem Schnee der Alpen begraben, nicht in St.-Remy —! Er lebte — war jetzt seiner Freiheit beraubt —! Beraubt durch Fefelotti, dem er berechtigt sein konnte mit Nachdruck gegenüberzutreten —!

Es gab jetzt für ihn keine Wahl mehr. Er mußte Bischof

von Robillante werden. Wodurch sollte er sich noch bestimmen lassen, Rücksichten zu nehmen! Paula gegenüber das zu bleiben, was er bisher war, ein Entsagender — diese Kraft sich für ein ganzes Leben zuzutrauen — nichts schwächte ihm jetzt mehr den Muth dazu! Er wollte den Grafen Hugo glücklich sehen!

Daheim erwartete ihn Leo Zickeles, der älteste der Söhne des großen Handlungshauses, und beklagte, daß der Gang der Geschäfte mit dem Grafen eine so üble Wendung zu nehmen drohte. Alle Hoffnungen schienen zerstört, die Aussichten auf die Heirath gescheitert zu sein. Die Gräfin, hörte er, hätte neue Verbindungen mit allerlei Geldleuten angeknüpft. Sogar an Herrn von Pötzl wäre eine Annäherung erfolgt! Zweideutige Agenten riefe sie in ihr Palais! Der „ungerechte Mammon“ brächte die liebende Mutter um alle Haltung!

In dem seufzenden Schweigen des jungen vornehmen Geistlichen sah Leo Zickeles nur — die Verstocktheit der Kirche gegen eine gemischte Ehe, äußerte sich aber darüber mit derjenigen Zurückhaltung, die seiner Stellung gebührte.

Am Abend durfte Bonaventura nicht beim Cardinal Ceccone fehlen. Er ließ sich als „Bischof von Robillante“ begrüßen — komme was da wolle —! Mußte er sich dann sagen: Treulos handelst du doch an den Verwandten Paula's — doch an dem Grafen Hugo —! so fühlte er recht, wie er mit seinem ganzen Dasein zerfallen war.

Den folgenden Morgen hatte er Briefe an den Onkel, an Benno geschrieben. Dann war er willens, in die Kirche „Maria-Schnee“ zu gehen, wo ihm geistliche Functionen, Messe, Beichtstuhl, Predigt bereits gestattet waren und ausdrücklich von ihm vorausgesetzt wurden, unter anderm auch namentlich, die Beichte zu hören. Nach einer solchen Beichthandlung, die er einige mal vollzogen haben mußte, wollte er nach Schloß Salem fahren

und den Grafen dort begrüßen. Er hatte sich vorgenommen, nicht eher zu weichen, bis er ihn gesprochen. Dann war die Formalität, Paula's seltsame Bedingung erfüllt.

Um halb zehn Uhr erhielt er einen Brief vom Grafen selbst. Er war aus der Stadt datirt und vom frühesten Morgen. Man hatte den Brief zurückbehalten, bis Bonaventura sein Zimmer öffnete. „Hochwürdigster Herr Domcapitular!" lautete der Brief. „Noch immer ist es mir nicht möglich gewesen, in der Stadt Ihren Besuch zu empfangen und zu erwidern, da ich durch vielfache Geschäfte an meinen Landaufenthalt gebunden bin. Gestern Abend bin ich von Schloß Salem hereingekommen auf Grund eines Briefes, den ich von Herrn von Terschka aus London erhielt. Er überrascht mich durch die vorher nie von ihm gehörte Behauptung, daß die Urkunde, die unsere Linie um Hoffnungen betrog, welche Jahrhunderte alt sind, eine gefälschte sei. Er verwies mich ausdrücklich auf eine gewisse Lucinde Schwarz, mit der ich mich über diese Angelegenheit verständigen sollte. Sie wäre jetzt, wie er gehört, in Wien und stünde zum Herrn Oberprocurator Dr. Nück in Beziehungen der größten Intimität. Die Ehre und der Bestand meines Hauses stehen auf dem Spiele. Ich erkundigte mich noch gestern Abend nach dieser Dame und fand sie in der That hier anwesend. Ich besuchte und sprach sie. Ich will jedes Aufsehen meiden, aber ich muß die Dame durch meine Mittheilungen für sichtlich in Verlegenheit gesetzt erklären. Wenn ich nicht sofort polizeilich gegen sie einschreite, so ist es, weil mich eine außerordentliche Aehnlichkeit derselben mit einem Wesen rührt, das mir unendlich theuer war! Auf mein wiederholtes Androhen, daß ich nichts unterlassen würde, um eine Frevelthat aufzudecken, an der, wie ich weiß, meine Verwandte unbetheiligt sind, erklärte sie mir, sie würde mir eine Antwort zukommen lassen durch

Ew. Hochwürden — nach einer in der Beichte mit Ihnen zu nehmenden Rücksprache. Somit ersuche ich Sie denn in aller Ergebenheit, haben Sie die Güte, von dieser Dame in der Kirche der Italiener, wo Ihnen Kanzel und Beichtstuhl eingeräumt sind, die Beichte entgegenzunehmen — und zwar heute in der Frühe, zehn Uhr. Ist diese Rücksprache, die sie mit Ihnen nehmen will, vorüber, so bitt' ich mir die Stunde bestimmen zu wollen, wo ich die Ehre haben kann, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Um meine gute Mutter nicht aufzuregen, bitt' ich jedoch dringend unter der Adresse: «Professor Dalschefski, beim St.-Stanislaus-hause auf der Currentgasse.» Mit aller Hochachtung Hugo, Graf von Salem-Camphausen."

Bonaventura's Athem stockte. Er sah auf die Uhr. Es war schon dreiviertel auf zehn. Nach einigen Minuten Besinnung begab er sich, geführt vom Chorherrn, in die Kirche „Maria zum Schnee".

Bald standen sie auf einem kleinen Platz, wo ihn der freundliche Führer weiter wies. Die Sakristei liegt ein wenig abseits von der uralt ehrwürdigen Kirche. Als er sich hier zitternd in geistliche Kleidung warf, starrten ihm durchs Fenster von einem Kreuzgang her alte Grabmäler und Statuen wie der Tod entgegen. Er betrat das Innere des gothischen, hellen, nur zu sehr modernisirten Gottestempels.

Es war ihm, als träte er nun ein — in die Welt des Südens! Doch auch wie heißer Sirocco wehte es ihn zugleich an. An einem der hohen Pfeiler ragte die Kanzel, wo er am nächsten Sonntag predigen sollte. Er verbeugte sich dem Hochaltar und schritt an dem Standbild Metastasio's vorüber.

Der Meßner führte ihn in einen Beichtstuhl, dicht an einem kleinen Nebenaltar mit brennender Lampe. Ein Bild des Gekreuzigten, zu dessen Füßen zwei Frauengestalten, alte Holz-

schnittwerke, beteten, zur Rechten — zur Linken das hohe Eingangsportal.

In dem engen braunen Häuschen sank er zusammen, wie das Vorbild all seines Duldens — als ihm auf seinem Todesgang Simon von Cyrene zu Hülfe kam. Es schlug zehn Uhr. Wenig Secunden — und eine Gestalt — in weiblicher Kleidung — kniete neben ihm, um über ihr seit ihrer letzten Beichte wieder vergangenes inhaltreiches Leben Bekenntnisse zu machen. Es war Lucinde.

Ende des sechsten Buchs.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Achter Band.

Der Zauberer von Rom.

Achter Band.

Der

Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

Achter Band.

(Fünfzehntes und sechzehntes Bändchen.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1869.

Siebentes Buch.

1.

In Rom liegt jenseit der Tiber, auf dem Berge Janiculus, das Kloster San-Pietro in Montorio. Vor einer zu demselben gehörenden Kirche, deren erste Anlage sie den urältesten zurechnet, genießt man eine der schönsten Aussichten über die Siebenhügelstadt und die Campagna. In nächster Nähe schwimmt, von Abendnebeln durchzogen, das unermeßliche Häusermeer, durchschnitten von den Krümmungen der Tiber. Zahllose Kirchen ragen auf, Paläste, das Capitol, mit seinen Trümmern aus der eisernen Römerzeit, die Engelsburg, auf der Zinne mit dem St.-Michael, der sein Schwert senkt. Ein Bild, groß und herrlich, wie die Vision einer Verheißung —!

Der erste Gedanke jedes Pilgers, der in Rom ankommt, ist die welthistorische Macht der christlichen Idee. Schon von dem Fuß der Alpen her begleiten ihn die Schauer der Erinnerung an die blutige Märtyrerzeit. In Rom endlich angekommen, sieht er die Triumphe des Kreuzes. Kein Tiberius, Nero und Domitianus beherrschen noch das Universum. Die Vexillen und blutigen Fasces der Imperatoren, unter denen die Bekenner Christi verspottet, gefoltert, den wilden Thieren vorgeworfen wurden, sind zerrissen, zerbrochen. Vom tarpejischen Felsen stürzte jetzt der capitolinische Jupiter selbst; den Rand seines zurückgebliebenen Sessels ziert das Kreuz. Das Kreuz triumphirt über Cicero,

Cato, August, Seneca —! Es triumphirt ohne Rache; denn St.-Michael auf der Engelsburg hält sein Schwert nicht drohend empor, sondern versöhnt senkt er es zur Erde.

So allenfalls kann man fühlen, wenn hinauf nach San-Pietro in Montorio Hunderte von Glocken die Klänge des Angelus tragen. Links kommt der nächste Gruß aus San-Onofrio, herüber von Tasso's Eiche; zur Rechten, über die botanischen Gärten, aus Trastevere von Santa-Cecilia. Hier oben bei den reformirten Franciscanern wird es später Nacht, als unten im Thal, wo Hunderte von Lichtern nun aufblitzen. Soeben sitzen die Mönche im Refectorium — essen Polenta — köstlichen jungen Salat aus ihrem eignen Garten, Salz und Pfeffer, nicht Asche darauf gestreut, wie — Petrus von Alcantara, der Stifter dieser — „Reformation" — mit seinem Salat es zu halten pflegte.

Der fromme Pater Vincente, für welchen Bonaventura jetzt in dem piemontesischen Städtchen Robillante wirklich Bischof geworden ist, fehlt heute unter den Brüdern von der braunen Kutte. Er liegt in seiner Zelle und erbittet sich von Gott Kraft und Sammlung zu dem harten Weg, für den gerade ihn heute das Loos getroffen hat. Alle Klöster der von Almosen lebenden Orden sind heute in der Nacht eingeladen, auf Villa Rucca zu erscheinen, um die Gaben des jungen heute vermählten fürstlichen Paars, die Abfälle der köstlichen Tafel zu empfangen. Der alte Fürst Rucca, Generalpächter der Steuern an der Nordküste des Kirchenstaats, will zeigen, daß das Sprichwort falsch ist: „Unrecht Gut gedeiht nicht!" Was kann gedeihlicher sein, als Almosen an Klöster und Bettler austheilen —!

Guardian und alle Brüder wissen es, daß einst Pater Vincente um einen „Kuß in der Beichte", den ihm nur sein Gewissen und seine Phantasie als begehrt vorgespiegelt hatten,

hier oben jahrelang büßen wollte — büßen zu dem Stachelgürtel, den Barfüßen und den aus drei Bretern bestehenden Betten, die hier Regel sind, noch hinzu —! Ein Trost der Brüder war, daß noch nicht ganz hier gelebt werden mußte, wie Petrus von Alcantara, der Freund der heiligen Therese, der Beichtvater des Einsiedlers von St.-Just (Karl V.), gelebt hat, in einer Zelle, die kürzer war, als seine Leibeslänge! Ging man über den Hof hinweg, so fand man eine Kapelle, die Bramante gerade über der Stätte erbaut hat, wo der Apostel Petrus einst gekreuzigt werden wollte, mit dem Kopf nach unten — St.-Peter wollte nicht die Ehre haben, zu enden, wie sein Meister und Erlöser. Der Janiculus ist das zweite Golgatha —! Was sagten, solchen Leiden gegenüber, die dunklen Zellen mit eisernen Gittern drüben, in deren einer der selige Bartholomäus von Saluzzo zehn Jahre hinbrachte, ein Priester, der die Dreistigkeit gehabt hat, schon dem Rom seiner Zeit, Päpsten und Cardinälen, zu sagen: Nicht einer unter euch ist ein wahrer Priester —!

Pater Vincente war kein so wilder Feuerkopf. Ein Schwärmer aus dem Thal von Castellungo, gehörte er ohne Zweifel zu jener dritten Art von Heiligen, zu den Geschlechtlosen, von denen gelegentlich einmal der Onkel Dechant sprach. Im Süden sind vollkommen schöne Jungfrauen nicht so häufig, wie diese rein vegetativen, willenlosen, zuweilen bildschönen Jünglinge. Ein Mönch lebte auf San-Pietro in Montorio gefangen, der diesen Pater Vincente nur einmal gesehen hatte und sich sagte: „Nun begreif' ich Horaz und Alcibiades, Plato und — Platen —!"

Wer konnte hier oben anders vom deutschen Dichter Platen sprechen, als Klingsohr, der Flüchtling aus dem Eichstamm vom Düsternbrook? Pater Vincente hatte das Loos gezogen, der Hochzeit seines bösen Beichtkindes beizuwohnen. Er sollte die Speisen in Empfang nehmen, die man ihm in seinen Quersack schütten

würde, den jedoch ein stärkerer Laienbruder tragen sollte. Dieser Laienbruder war krank. Das Fieber springt in Rom von einem Berg zum andern. Im Monat Mai hockt der unheimliche Dämon auf dem Janiculus. So hatte man beschlossen, ihm einen der beiden gefangenen deutschen Mönche, die hier in Rom auf der Höhe des freien Vogelflugs in strenger Haft saßen, zur Begleitung mitzugeben. Der eine, den die Brüder „den Todtenkopf" nannten, war so stark, daß er im ersten Anfall seiner Ungeduld die verrosteten Eisenstäbe seines Kerkers verbog und fast zerbrach; jetzt war Bruder Hubertus schon lange viel ruhiger geworden. Nach dem letzten Vierteljahr, das er und Pater Sebastus hier noch für ihre Flucht aus dem Kloster Himmelpfort in Deutschland zu büßen hatten, ließ er in seiner Person ein nützliches Mitglied der Alcantarinergemeinde erwarten, falls Pater Campistrano, der General der Franciscaner, und der Cardinal-Großpönitentiar ihm und dem nur noch schattenhaft am Leben hängenden Doctor Klingsohr die Bestätigung gaben, daß ihre Absicht, zu den „Reformirten" ihres Ordens überzutreten, auf einem wirklichen Bedürfniß der Seele beruhte.

Als Pater Vincente gehört hatte, er müßte auf die ganz Rom in Bewegung setzende Hochzeitsfeier der Gräfin Olympia Maldachini mit dem Sohn des reichsten aller Römer nächst dem Fürsten Torlonia gehen und unter den hundert Bettlern, die alle Klöster schickten, auch für San-Pietro in Montorio seine zarte, frauenzimmerliche Hand öffnen, diese Hand, die einen Bischofsstab hätte tragen dürfen, wäre sein Herz nicht voll Demuth gewesen, war er in seine Zelle gegangen, fastete und betete. Dem „Bruder Todtenkopf" hatte man den Vorschlag gemacht, den voraussichtlich heute überfüllten Zwerchsack zu tragen. Bruder Hubertus sang seit einiger Zeit so viel heitere Lieder, daß man den Versuch glaubte wagen zu dürfen, ihn ins Freie zu lassen,

hinaus in die allerdings fieberschwangere Mainacht. Hubertus hatte erwidert: Wohlan! Laßt mir aber auch den Pater Sebastus mitgehen! Wahrlich, es ist zu grausam, in Rom angekommen sein und neun Monate lang nichts davon gesehen haben, als eine Zelle von zehn Fuß Länge und zehn Fuß Breite! Beim Kreuz des heiligen Petrus drüben, laßt ihn ohne Furcht mit uns gehen! Schon deshalb, weil er vielleicht ein Fieber mitbringt und ich dann Gelegenheit habe, euch zu zeigen, wie in Java solche Fieber curirt werden. Der nimmt die Arznei, vor welcher ihr euch so fürchtet!

Die Mönche lachten über diese Worte aus zwei Ursachen. Einmal, weil sie aus einem Kauderwälsch von allerlei Sprachen bestanden, Holländisch, Deutsch, etwas Meßlatein und so viel Italienisch, als man auf einer Wanderung durch Italien bis hieher und in dem beschränktesten Verkehr mit der Welt erlernen konnte. Fürs Zweite, als man zum Uebersetzen den Pater Sebastus herbeigerufen hatte, lachten sie über die Methode des Fiebercurirens, die nach Hubertus hauptsächlich in einer nicht eben normalen Anwendung von Theer und Kuhmist bestehen sollte.

Die Stimmung wurde dem Mitgehen des Paters Sebastus, sobald er nur in das Refectorium eingetreten war, günstig. Er sah aus wie ein echter Nacheiferer des heiligen Petrus von Alcantara. Hätte ihn sein General gesehen, er würde gesagt haben: Auch du, mein einst so wilder Kriegsmann, wirst mit der Zeit reif sein, die Wonne der heiligen Therese zu werden! So einst mochte der edle Ritter Don Quixote de la Mancha ausgesehen haben! So fleischlos hingen auch gewiß die Arme des Don Pedro von Alcantara, so voll Schwielen waren gewiß auch seine Kniee! So sah er aus, als er in der schauerlichen Einöde zu Estremadura seinen schreckhaften Tractat über den „Seelenfrieden" schrieb —!

Armes Jammerbild des Wahns! Aber „doch noch ein Glück dabei!“ sagt der gute Bruder Lorenzo in „Romeo und Julia“. Dinte und Papier hatte man dem Pater Sebastus gelassen. Man hatte ihm Bücher gegeben, um sich zu vervollkommnen in der italienischen Sprache. Man hatte gefunden, daß er ein besseres Latein verstand, als der Pater Guardian, der seit dem Besitz dieses deutschen Pflegebefohlenen seine Sprachschnitzer nicht mehr so oft vom General im Kloster Santa-Maria corrigirt bekam. Zuvor tilgte sie der Gefangene.

Pater Sebastus, fahl, bleich, mit übergebeugter, hohler Brust, hüstelnd, unsichern Ganges, flößte dem Guardian keine Besorgniß ein, daß er entfliehen und dem wahrscheinlich doch nur noch kurzen Rest seiner Strafzeit sich entziehen könnte. Der Guardian betrachtete seine Collegen, wie der heilige Vater im Consistorium die Cardinäle: Quid vobis videtur? Worauf ein einmüthiges Stillschweigen die jahrtausend alte Regel ist. Zustimmung schien auch hier aus Jedes Auge zu leuchten. Gewiß versah man sich bei dem „Bruder Todtenkopf“, daß er keinen Schinken, keinen Büffelkäse als zu viel ablehnen, sondern den Sack so vollstopfen würde, wie nur irgend möglich — vorzugsweise um seine Kraft zu zeigen, über welche er etwas ruhmredig und plauderhaft war, der alte Polterer. Man beschloß, den Pater Sebastus mitgehen zu lassen und unterrichtete noch beide, wie sie es anstellen müßten, um von Koch, Kellner, Haushofmeister des Fürsten Rucca mehr, als alle andern Klöster, besonders die nicht blöden Kapuziner von Ara Coeli, zu bekommen. Hubertus begriff schon, das Hauptmittel war auch hier die Faust. Wenn um Mitternacht die große Tafel, welche der alte Fürst Rucca seinem Sohn und der „Nichte“ des Cardinals Ceccone ausrichtete, zu Ende war, begann die Austheilung. Brachen die Mönche um die zehnte Stunde auf, so kamen sie wol gerade zu rechter

Zeit. Wogte es dann schon die ganze Nacht in jenen Straßen, die zur Villa Rucca führten, so ging für sie der Weg durch entlegenere Gegenden, wo sich rascher dahinschreiten ließ.

In Hoffnung auf die große Beute waren die Frate so nachsichtig, daß sie heute sogar in dem Verlangen des Paters Sebastus nach Siegelwachs nichts Sträfliches fanden und ihm die Mittel einer sonst an sich unerlaubten Correspondenz an die Hand gaben — erst sollte alles, was die beiden deutschen Mönche auf die Post gaben, hinunter an den General kommen. Heute ging demnach zwischen den Würsten, Schinken, Käsen, den feinern Tafelresten, die man sich erhoffte, unbemerkt auch ein Brief hin, den Pater Sebastus seinem Leidensgefährten Hubertus fast sichtbar zu dem Zwecke zusteckte, daß er ihn vorher läse und mit unterschriebe. Er wollte sich noch eine Weile ruhen, dann den Brief siegeln, mitnehmen und irgendwie suchen „der Post beizukommen“ — auf deutsch flüsterte er das dem Leidensgefährten zu.

Klingsohr hatte bisher Rom, sein ewiges, hochheiliges Rom, nur erst aus der Ferne gesehen. Nur seit drei Vierteljahren kannte er diesen magischen Anblick vom Fenster des Refectoriums. Nun sollte er zum ersten mal den heiligen Boden betreten! Die Sonne sank in ihrer goldensten Pracht. An Festtagen hatte er zuweilen durch die Olivenbäume des sich vom Fenster des Refectoriums abdachenden Bergabhangs hindurch, diesen Anblick auf kurze Zeit genießen dürfen. Heute verweilte er länger bei ihm. Sein dumpf gewordener Geist belebte sich, aus den matten Augen glitt ein Schimmer der Erwartung — Er hatte an den Bischof von Robillante geschrieben und Robillante lag dort, wo eben die Sonne so schön unterging! Er wußte es, daß Bonaventura von Asselyn jener Bischof geworden war, der Pater Vincente hier oben hätte sein können, wenn dieser gewollt. Vincente's Geschichte war das große Wunder, das man auf

San-Pietro jedem erzählte, der etwas länger verblieb, als nöthig war, um die Bilder Sebastian's de Piombo in der Klosterkirche und die alten paolischen Wasserleitungen zu sehen.

Unbeschreiblich ist die Schönheit des letzten Blicks der scheidenden Sonne Italiens, wenn sich ihre Strahlen zuletzt nur noch leise durch die grünen Zweige der Bäume stehlen. Ein Olivenwald vollends ist an sich schon zauberisch! Seine Schatten sind so licht, das Laub ist so seltsam graugrün blitzend. Und sind dann seine Stämme hundertjährig, so sind die Gestalten der Zweige und der über dem Boden herausragenden Wurzeln so phantastisch, daß sie sich im purpurnen Dämmerlicht der Sonne zu bewegen scheinen, wie die Bäume in den „Metamorphosen" des Ovid. Durch einen solchen uralten Olivenhain gaukelt ein magischer Sommernachtstraum. Sieben, acht Stämme sind zu Einem zusammengewunden! Wie Polypen von Holz sind sie, aufgeschnitten, das Mark ist heraus und nur die Rinde ist noch zurückgeblieben, doch trägt diese die graugrünen Blätterkronen mit den blauen kleinen Pflaumen der Frucht ganz so, als wäre noch drinnen Herz und Seele. Diese groteske Welt, voll Fratzen, als hätte sie ein Höllen-Breughel geschaffen, sie ist es, die nun im Lichte schwimmt und zu purem Golde wird; die untergegangene Sonne läßt am Horizont einen riesigen Baldachin der glänzendsten Stickerei zurück, flimmernde Goldfranzen hängen in Himmelsbreite an violetten und rosa Wölkchen. Während nach der östlichen Seite hin schon die Nacht urschnell und tiefblau, mit sofort sichtbaren Sternen aufleuchtet, steht im Westen diese Phantasmagorie der Farbenmischungen noch eine wunderbare Weile. Endlich wird auch sie röther und röther; die goldnen Franzen, die Stickereien von Millionen von Goldperlen erbleichen; dann wird der westliche Himmel tief dunkelblauroth, der Olivenwald schwimmt wie in einem Meer von aufgelöstem Ultramarin; im

Osten ist indessen die Nacht schon tiefschwarz heraufgezogen. Man möchte fragen: Lehrt das alles nicht — die Ewigkeit des Schönen?

In seiner dunkeln Zelle hatte Hubertus heute eine zinnerne Oellampe. An sich war sie armselig, aber ihrer Form nach konnte sie in Pompeji gestanden haben. In der Mitte gleichsam eines Tulpenkelches brannte der Docht aus vier Oeffnungen.

Hubertus las mit einiger Anstrengung jenen Brief, der von ihm mit Pater Sebastus verabredet worden war, um vielleicht durch Bonaventura's Vermittelung für sie beide ein besseres Loos zu erzielen, als ihrer durch den Spruch aus Santa-Maria unten harren mochte und selbst für den Fall harrte, daß sie sich diesem römischen oder sonst einem Kloster der Alcantariner dauernd einreihen durften. Zugleich mußte der Brief so geschrieben sein, daß er auch allenfalls in die Hand des Generals hätte gerathen können, ohne sie aufs neue zu compromittiren, ohne zur Fortsetzung ihrer Leiden Anlaß zu geben. So hatte denn ein weiland göttinger Privatdocent, Dr. Heinrich Klingsohr, ganz im gebührenden Ton, wie etwa Pater Vincente gethan haben würde, wörtlich an Bonaventura geschrieben*): „Vivat Jesus! Vivat Maria! Hallelujah! Friede sei mit Ihnen, hochwürdigster Herr und hochgnädigster Herr Bischof! Hat unser Ohr recht gehört, so ist ein Wunder geschehen! Hochgeehrtester Herr, Sie verweilen nicht mehr auf der deutschen Erde, wo das Salz dumm geworden ist, Sie führen den apostolischen Stab im Lande der Verheißung —! Hochgnädigster Herr und Bischof! Wir sind die beiden Flüchtlinge aus dem Kloster Himmelpfort, die wir schon einmal durch Ihre gnädigste Frau Mutter Schutz gefunden, als wir unter den Thieren des Waldes und in einer Hütte von

*) Vielen dieser Einzelzüge, auch in diesem Briefe, liegen Actenstücke zum Grunde.

Baumzweigen lieber wohnen wollten, als in der üppigen Völlerei der entarteten Minderbrüder des heiligen Franciscus. Lieblosigkeit, Zank, Mangel an gottseliger Gesinnung haben uns von einer Stätte getrieben, wo unser allerheiligster Herr Jesus von seinen eigenen Jüngern noch täglich gekreuzigt wird! In dem großen Feldzug, den die Kirche gegen den Belial der Aufklärung gerade in unserm Vaterlande zu bestehen hat, sind diese Klöster, in denen sich nichts als der Schein der alten Regeln erhalten hat, nur zu Verschanzungen des bösen Feindes nütze. Provinzial Marrus hat an unsern General eine Liste unserer Verbrechen geschickt und so müssen wir denn, da man uns ohne Richterspruch verurtheilte, unser sehnsüchtiges Verlangen nach der reformirten Regel der Minderbrüder durch eine Gefangenschaft büßen, die hier auf San-Pietro in Montorio bereits drei Vierteljahre dauert. Freilich schmachten wir in der Nähe des Kerkers, den der selige Bartholomäus von Saluzzo zehn Jahre lang innehatte. Aber die Krone des Himmels zu gewinnen wird, denn doch ach! zu mühselig für die schwache Kraft unsrer Sterblichkeit! Hochgnädigster Herr Bischof! Wol schöpfen wir Muth aus dem Vorbild der Märtyrer und heiligsten Apostel, aber unsere Kräfte schwinden, unsere Hoffnungen auf die Macht der Wahrheit erlöschen; was wir seither erlitten, ist zu schwer für menschliche Schultern! Von dem unterzeichneten Pater Sebastus, hochgnädigster Herr Bischof, wissen Sie aus einer denkwürdigen Stunde mit dem gefangenen Kirchenfürsten, daß er die Rettung seiner Seele dem «Bruder Abtödter» verdankt, der sich im Gegentheil, im Lebendigmachen auch hier schon mannichfach bewährt hat. O daß ich in einem einfachen, schlichten Menschen mehr fand, als in meinen weiland Genossen, in Hochgebildeten, die mich durch die sophistische Moral der heidnischen «glänzenden Laster» zum Tödten eines Mitmenschen, Ihres Verwandten, rei-

zen konnten! Oft hat mich Nachts meilenweit Hubertus auf seinen Armen getragen, wenn wir auf unserer Flucht mit nackten Füßen den Häschern zu entrinnen suchten. Vom Düsternbrook an, von der verhängnißvollen blitzerschlagenen Eiche bis zu den trauernden Cypressen dieses heiligen St.-Peter-Kreuzes-Hügels, verfolgte uns das Concil von Trident, nach dem «ein entsprungener Mönch seinem Kloster zurückzuführen ist». Wir lebten von Wurzeln und von Beeren, suchten die einsamsten Straßen des Rhöngebirges, des Schwarzwaldes und der Alpen auf. Nie legten wir unser hären Gewand ab, unsers heiligsten Franciscus Ehrenkleid, das ich einst, Sie wissen es, im schnöden Rückfall um jene Lucinde verleugnen konnte. Nie gönnten wir uns eine andere Erquickung, als unsern blutenden Füßen die kühlende Welle des Waldbachs. Die durch Steckbriefe aufgewiegelten Häscher ergriffen uns auf der Schweizergrenze. Der Kraft des Bruders Hubertus, die er indessen nur seinem Gebet zuzuschreiben bittet, gelang es, daß wir auf dem Transport aus einem Polizeiwachthause entsprangen und uns drei Tage und drei Nächte, dem Verhungern nahe, unter dem Heu einer Scheune verbargen. Zu unserm Uebergang über die Alpen wählten wir die einsamste Straße, die des Großen St.-Bernhard. So verschmachtet und verkommen waren wir, daß wir den Gerippen glichen, die dort von verschütteten Wegwanderern aufbewahrt werden —!“

Sebastus ahnte nicht, wie auf Bonaventura, wenn er den Brief empfing, gerade diese Worte wirken mußten!

„Nur die Hoffnung auf Rom belebte uns. Rom! Rom! rief es in unsern Herzen und gestärkt erhoben wir uns, wie einst die verschmachteten Kreuzfahrer mit dem Feldruf: Jerusalem! Aber auch in diesen heißersehnten Gefilden verfolgte uns die Hand des Pater Maurus. Jedes Kloster unsers Ordens drohte für

uns zum Gefängniß zu werden. In den Reisfeldern Pavias mußten wir uns in giftigen Sümpfen verstecken und mich ergriff das Fieber. In der Nähe jener prachtvollen Certosa, einer architektonischen Wunderblume deutscher Baukunst in einer Oede voll Trauer, trauriger als die Fieberkrankheit, glaubte ich sterben zu müssen. Mein zweiter Vater rettete mich und am Wege wieder schimmerte der innere Stern des Morgenlandes — Rom! rief es von unsichtbaren Geistern, in deren Lobgesang zuletzt wirkliche Stimmen, die Stimmen der Pilger einfielen, denen wir uns anschlossen. Alle meine Gräber öffneten sich in der öden Tannhäuserbrust! Leiche auf Leiche erhob sich! Die Wissenschaft, die Kunst, die Philosophie, die seraphische Liebe — alles machte auf in dieser Sehnsucht nach Rom —! Ich fühlte ein unendliches Leben in meinen Adern! Wir kamen ein kahl Gebirge, die Apenninen, hinauf und sahen das Meer — zum zweiten male sah ich's und mein Führer kannte es von Indien. Was blieb da noch meine Ostsee!.. Nußschaale gegen einen Bethesdateich —! Dort, dort lagen Afrika, Asien — Hannibal stieg mit uns nieder, Scipio kam von Karthago — Hinan! Hinan! So wanden wir uns drei Wochen durch Etrurien hindurch nach dem Sanctum-Patrimonium. Mit den Pilgern, mit manchen Verbrechern,, mit denen uns die Nachtwanderung vereinigte, hofften wir: Rom ist die Stadt der Gnade —! Ein Pilger rief: Rom ist mit Abläßen gepflastert! Ich verzieh einem Mund, der solchem natürlichen Jubel des frommen Entzückens erwiderte: Noch mehr, denk' ich, dein eigen Herz —! Diese Denkerphrase — wurde deutsch gesprochen! Ich verzieh dem Sprecher, weil es ein Greis war —!" ...

Hubertus hielt hier einen Augenblick inne. Dieses greisen deutschen Pilgers hatte er öfters wieder gedacht. Auch ihm und Klingsohr war er streng gewesen; aber eine verklärte und wieder

Andere verklärende Natur war er bei alledem. Wo mochte wol dieser Reisegefährte weilen! Hubertus, der manches an diesem Briefe zu tadeln hatte, namentlich das ihm selbst gespendete Lob, fand diese Erwähnung des interessantesten ihrer Reisegefährten nicht nach seinem Sinne.

Dann fuhr er zu lesen fort: „Oft mußten wir mit den andern in den Felsen schlafen, vermieden dann die großen Städte, deren Zinnen und Domthürme ich nur von fern aufragen sah, wie die Märchenerinnerungen meiner Jugend. Parma! Florenz! Siena! Welche Klänge —! Aber in Höhlen, oft zu Räubern, mußten wir flüchten, bis wir in diesem öden Kesselthal ankamen, das Euch Ungläubigen die wüste Campagna heißt — die «wüste»! Leipziger Nationalökonomen, ein Hirtenland mußte es ja sein, wo wiederum die Krippe des Heiles steht! Verlorene Welt, darfst du denn hier anderes, als nur Schafhürden und Ställe suchen? Hier sollst du ja nur der Hirten Lobgesang hören wollen! Entzückt er dich in Correggio's «Nacht», warum nicht in Wirklichkeit? — Endlich eines Morgens ging die Sonne auf und wir sahen — die Stadt der Städte! Im Kern einer großen Muschel liegt, nächst Jerusalem, die köstlichste Perle der Erde! Das Auge unterschied die Peterskuppel. Schon hörte das Ohr die Glocken jener versunkenen Kirche, die in meiner Brust seit dreißig Jahren schon «Rom» läuten; ich hörte sie — nun von sichtbaren Thürmen niederhallen —! Hosianna! rief alles um uns her. La capitale du pardon! jauchzte ein Franzose. Da umringen uns wieder die Häscher des Pater Maurus! Die in der Knabenlectüre vielbelachten — «Sbirren», häßliche Dreimaster von Wachsleinen auf dem Kopf! Sie wissen schon, wer wir sind. Sie wissen schon, wir kommen. Sie führen uns über die Tiber zurück, die wir schon hinter uns hatten —!“

Hubertus dachte dem Schmerze nach, der sie beide damals ergriff. Sie glaubten den Himmel erreicht zu haben und lernten nur die Gesetze der Erde kennen.

„In der Abenddämmerung“, las er weiter, „geleiten uns die Häscher einen jener riesigen Aquäducte entlang, die man nicht sehen kann ohne an Roms ewige Größe, an die fruchtlosen Belagerungen durch Attila, die Hohenstaufen und — Beelzebub zu denken, führen uns durch ein entlegen Thor auf einen hohen Berg und hier in ein Gefängniß, das wir seit dieser Stunde nur zuweilen im Umkreis einiger hundert Schritte verlassen haben —! Vor unserm Kloster stürzen sich die Wasser jenes Aquäductes, dem wir folgten, in ein Becken und gleiten nach Rom hinunter, das, wie man sagt, vom Geriesel der Brunnen und Cascaden wie ein einziger Quell des Lebens rauschen soll —! Wir hier oben verschmachten aber! Wir müssen uns der Gewalt des Pater Maurus ergeben, die auch bis hierher reicht! — Wohlan, die Ordnung herrsche in der Welt, selbst in den Händen unwürdiger Gotteswerkzeuge! Wir wollen unser Joch-Jahr dulden. Aber die Zukunft! Soll sie denn nur den Tod bergen —? Wenn es Ihre große Güte, hochgnädigster Bischof, übernähme, ein Wort des Zeugnisses für uns beim General zu sprechen! Wenn Sie Ihren Nachbar, den Erzbischof von Coni, Cardinal Fefelotti, der, wie man sagt, die Stelle des Großpönitentiars der Christenheit erhalten wird, für uns gewönnen! Das Elend meines eignen persönlichen Lebens kennen Sie! Sie wissen, was ich schon alles von Menschenschuld dem Kreuz des Erlösers aufgebürdet habe! Sie kennen Klingsohr's Sünden — kennen auch seine verwelkten Rosen — Sie wissen — welche Hand mir den Lebensfrühling zerriß. Ueber den Trümmern aber ist das Kreuz erstanden! Ich will meine Fahne nicht mehr lassen, die Fahne des geopferten Lammes! Lassen Sie mich nicht

streiten unter sinnlosen Führern! Das ist das Schrecklichste, unter Mitknechten stehen, die nicht wissen, wessen Harnisch sie tragen! Müßten wir nach Deutschland zurück, zurück nach Witoborns öden Gassen, zu den dumpfen Wänden Himmelpforts, so würde der letzte Funke unsers Lebenslichts erloschen sein! Lieber dann noch das Grab in Rom, als ein Leben im Leichentuche Deutschland! Sie, Sie sind glücklich! Sie dürfen reden, hochwürdigster Herr und Bischof! Legen Sie für uns Zeugniß ab! Ein Wort von Ihnen zu unserm General, ein Wort zu Cardinal Feselotti, und man wirft uns nicht länger mit denen zusammen, die wie der Tag kommen und wie der Tag gehen. Auch mein guter Führer und Lehrer würde gern in der Stadt der Katakomben sterben. Noch hat er auf dem Amt in Witoborn eine Summe Geldes liegen, ungerecht Gut, das er der Sache der Gerechtigkeit schenken möchte. Er hoffte in Rom einen Erben zu entdecken, einen Krieger im Heere Sr. Heiligkeit, den zu erkundschaften noch keine Muße ihm geboten wurde. Fände er ihn nicht, so würde er das Vermögen dem General seines Ordens anweisen. Laßt ihn doch eine Weile suchen! Laßt uns eine schaffende Thätigkeit! Der Trieb zu helfen ist ein Gradmesser der noch vorhandenen Lebenslust. Er ist zurückgekehrt zu uns mit dieser neuen schönen Sonne, ob wir Gefangenen sie auch nur spärlich sahen. Nicht mehr jage ich dem Spuk der nordischen Phantome nach. Dieser blaue Himmel, diese göttliche Luft, diese immer gleiche Stimmung der Natur, auch im Blättergrün, das im Winter nicht entschwindet, sie gießen einen so vollen Glanz der Schönheit selbst über unsre bescheidensten Wünsche, daß ich mir vorkomme, als hätte meine seitherige Vergangenheit nur unter meinem, von der Natur verfehlten Geborensein im Norden gelitten. Meine Zweifel schwinden. In einem römischen Sonnenuntergang glaub' ich an das Labarum des Constantin, das ihm

in den Wolken erschien! In jener bunten Wolke dieses italienischen Himmels sehe ich das Tabernakel des Hochamts! Halleluja! Die Kreuzesfahne voran! In diesem Zeichen Sieg und Hoffnung! Retten, retten Sie uns! Heinrich Klingsohr, genannt Pater Sebastus a Cruce. San-Pietro in Montorio, im Mai 18**."

Diesen Brief ganz flüssig zu lesen und dann auch seinerseits zu unterschreiben mit „Eines hochgnädigsten Herrn und Bischofs gehorsamster Kreuzesträger und apostolischer Pilger Frater Hubertus", kostete dem „Todtenkopf" Mühe. Seine knöcherne Hand kritzelte lange an den wenigen Worten. An jener Stelle, wo von seinem Geld die Rede war, hielt er ein wenig besorgt inne. Mismuthig gedachte er jenes Wenzel von Terschka auf Westerhof, von dem er lange bereits ahnte, daß er zu leichtgläubig dessen Versicherungen, er wäre nicht jener Soldat, der einst im römischen Heer gestanden, hingenommen, von dessen Verbleiben aber, seinem Ursprung, seiner spätern Flucht, seinem Uebertritt, gegenwärtigem Aufenthalt in London die Eremiten im winterlichen Walde, die Flüchtlinge durch Deutschland und Italien, die Gefangenen von Rom nichts hatten erfahren können — Klingsohr kannte diesen Terschka nicht einmal dem Namen nach. War die Erwähnung seines Geldes praktisch? Wie würde diese Stelle auf den General wirken, wenn er sie läse? Vielleicht — ganz förderlich! dachte zuletzt Hubertus mit einiger Pfiffigkeit.

Gegen zehn Uhr erhob er sich von seinem Maisstroh. Aufgeschreckter, denn je. Dachte er an Terschka, Picard, an sein Geld, so erschienen ihm Eulen und Fledermäuse und Brigitte von Gülpen rang unter ihnen die Hände und Hammaker's blutigen Kopf sah er und Picard hing am brennenden Dachbalken und den Pater Fulgentius, den er „richtete", indem er ihn getrost sich selbst tödten ließ, sah er am Seile schweben — Der Riegel seines Kerkers wurde klirrend zurückgeschoben.

Der fieberkranke Laienbruder war es, der den mächtigen Sack brachte, diesen und sich selbst schüttelnd. Er geleitete Hubertus an Sebastus' Zelle. Auch hier fiel die eiserne Klammer. Sebastus stand in erregter Spannung. Rom und die langen Leiden hatten seinem sonst so vornehm verächtlich, so hochmüthig in die Welt und auf andere Menschen herabblickenden Wesen seit einiger Zeit eine vortheilhafte Veränderung gegeben. Er ergriff den heimlich dargereichten Brief, siegelte ihn, während Hubertus dem Laienbruder, um diesen zu zerstreuen, seine Pillen rühmte und zu größerer Deutlichkeit das Verschwinden des Fiebers mit der Leere des mächtigen Sackes verglich. Dann steckte Sebastus unter der braunen Kutte den Brief zu sich und folgte mit Hubertus dem Laienbruder, der beide auf die Terrasse zu den rauschenden Wassern führte. Hier harrte ihrer schon Pater Vincente.

Benedictus Jesus Christus —!

In aeternum, Amen —!

Nach diesem Gruß schritten die drei Mönche den Hügel San-Pietro hinunter, mit jenen kleinen gespenstischen Schatten der Bäume und Häuser und Menschen, die ein helles Mondlicht wirft.

Alle drei schritten sie zur Stadt in den gleichen Kutten. Die Kapuze über den Kopf gezogen, um den Leib die fliegende weißwollene Schnur des heiligen Franz von Assisi. Die beiden Deutschen nach ihrer alten Regel noch in Sandalen. Pater Vincente mit entblößten Füßen.

2.

Wol schon dreißig Jahre mochte Pater Vincente alt sein, er besaß aber noch alles von der weichen Jünglingsschönheit des Antinous. Seine Augen waren sanft braun. Die Farbe seines Antlitzes, und nicht ganz vom Widerschein der Strahlen des orangegelb über dem Albanergebirge herausgetretenen Mondes, war beinahe gelblich. Das kurzgeschnittene und grell die so schöngeformten kleinen Ohren freilassende Haar war dunkelschwarz. Der braune, von der Kapuze jetzt bedeckte Nacken schweifte sich sanftgebogen. Sein Mund war etwas aufgeworfen und wie zum Genuß des Lebens bestimmt. Die hohle Wange stand in Verbindung mit sanften Erhöhungen an den Winkeln der Lippen. Seine Gestalt hatte etwas Aetherisches; sie schien in den Lüften zu schweben, wie dies einst dem heiligen Franciscus in Wirklichkeit geschehen sein soll. Viele, die ihn kannten, prophezeiten auf sein Haupt — noch einst die dreifache Krone — wie man in der katholischen Christenheit jedem Leviten thut, der sich durch gottseligen Sinn auszeichnet.

Die beiden Deutschen gingen hinter dem Italiener, wie seine Diener. Doch wollte Vincente nur deren Führer sein. Hubertus ließ sich auch hier nichts von seinem bestimmten, festen,

muntern Naturell nehmen. Was ihm nur durch den Sinn kam, plauderte er aus. Die Bäume am Wege nannte er alte Bekannte aus Indien; die Düfte, die von den botanischen Gärten herüberkamen, analysirte er nach den Pflanzen, denen sie angehörten; den schmetternden Nachtigallen paßte er stillstehend auf; dem Monde drohte er, ihn, wenn er noch größer und ganz wie in Java würde, vor Freude in den Sack zu stecken. Alles das, sagte er, ist hier darum so prächtig, weil es ohne Schlangen und Tiger ist—!

Die Heiterkeit des wunderlichen Alten hatte seinen Leidensgefährten schon seit Jahren aufgerichtet. Sebastus nannte ihn schon zu Kloster Himmelpfort den zweiten Philippus Neri. Philippus Neri war jener „kurzangebundene, humoristische", römische Heilige, von welchem Goethe in seiner italienischen Reise erzählt. Könnte ich Ihnen den Schamanen und indischen Gaukler austreiben, sagte Sebastus schon oft, Ihre Wunderkraft und Heiligsprechung wäre verbürgt! Philippus Neri legte sich auf das Studium, den Menschen manchmal so unausstehlich zu werden als möglich. So auch Sie! Es gelang Ihrem heiligen Vorbild freilich nicht immer so ganz, wie Ihnen! Je mehr Philippus Neri verletzte, desto mehr liebte man ihn. Ja sogar die Thiere liefen ihm nach. Hunde zu tragen — das war sonst eine Strafe der Verbrecher; Philippus trug sich immer mit ihnen und duldete den Spott der römischen Jugend. In die Kirchen ging er und unterbrach die römischen Fénélons und Bourdaloues seiner Zeit gerade an ihren blumenreichsten Stellen. Er wollte ihre Demuth prüfen, ob die geistreichen Rhetoriker da ebenso gelassen blieben, wie sie ihren Zuhörern in jeder Lage gelassen zu sein anempfahlen. Erschien ihm die allerseligste Jungfrau, so spie er sie an, und siehe da! es war richtig eine Teufelslarve. Er sagte: Ihm müßte dergleichen noch viel herrlicher erscheinen —! Die „Ver-

nunft" in unserer Heiligengeschichte ist noch gar nicht genug geschildert worden —!

So sprach Klingsohr zu Himmelpfort — Fast hätte er sich auch in Rom veranlaßt fühlen dürfen, wieder an diese alten Vergleichungen zu erinnern. Vor Aufregung sprach Hubertus den ganzen Weg bis zum Ponte Sisto, der die Wanderer über die Tiber führte, bunt alles durcheinander. Er wagte sich sogar an den Pater Vincente mit der italienischen Frage, nicht etwa wo das Capitol oder das Coliseum oder die übrigen Klöster des heiligen Franciscus lägen, sondern wo er die päpstliche Reiterkaserne finden könnte.

Pater Vincente zeigte weit weg über die Tiber zur Peterskuppel hin und sprach von einer dort befindlichen Porta Cavallaggieri.

Nun ereiferte sich Hubertus über den Mangel an Briefkästen. Und daß auch die Hauptpost nicht einmal des Nachts einen Briefkasten offen halte, wie ihm Pater Vincente versicherte! Er rügte dies ebenso, wie der heilige Philippus Neri mit den Institutionen von fünfzehn Päpsten, die er erlebt hatte, in stetem demokratischen Hader gelegen haben soll und noch wenige Jahre vor seinem Tode und schon im Geruch der Heiligkeit nahe daran war, statt in allerlei römischen Winkeln als „heiliger Diogenes in der Tonne" zu leben, als Staatsgefangener auf die Engelsburg zu kommen.

Als Hubertus die Unmöglichkeit, den Brief abzugeben, in deutscher Sprache beklagte, mußte er erleben, daß sich Pater Vincente umwandte und mit gebrochenem Deutsch einfiel: Wisset Ihr denn nicht, daß Ihr keinen Briefwechsel führen dürft? Laßt mich nicht zum Beschützer einer unerlaubten Handlung werden —!

Die betroffenen Mönche erfuhren zum ersten mal, daß Pater Vincente soviel Kenntnisse in den Sprachen besaß. Sie mußten

ihren Unterhaltungen einen Dämpfer auflegen. Hubertus murmelte, verdrießlich über soviel Loyalität: Sind wir denn wirklich im Lande der Mörder und der Räuber? So kam Hubertus allmählich in die andächtig und feierlich gehobene Stimmung Kingsohr's, um dessen Geist nur noch die Volksstürme der Gracchen rauschten, die feierlichen Gesänge der ersten Katakombenkirchen.

Die Wanderer hatten die innere Stadt betreten, die in ihren lebhaftesten Theilen jeder andern südlichen gleicht und außer den an den Häusern zahlreich angebrachten Balconen nichts Auffallendes hat. Die „ewige Stadt" zeichnet sich, selbst am Tage, durch ihre Schweigsamkeit aus, die nicht zu der lärmenden Weise Südeuropas stimmt. Die Herrschaft der Priester bedingt den Ton der Ehrfurcht und Zurückhaltung. Beim ersten Betreten macht Rom einen Eindruck, wie Venedig auf den Lagunen — lautlos gleiten die Gondeln über die dunkle Flut. Hier war nun noch die Nacht hereingebrochen und vollends still lagen die so engen, den erwerbenden Klassen angehörenden Straßen und kleinen Plätze. Dunkle Schatten hüllten die verschlossenen Häuser ein. Nur da und dort brach der goldene Strahl des Mondes hervor und gab den schmuzigen Eckgiebeln, den verschwärzten Balconen, den hochragenden Schornsteinen eine verklärende Beleuchtung. Nur die vielen Fontainen Roms belebten die Stille. Fiel der Mond auf die Strahlen und auf die Bassins, in die jene herniederglitten, so glaubte man Büschel von Gold- und Silberperlen zu sehen. Oeffnete sich ein größerer Platz und zeigte eines der hohen Staatsgebäude, eine der Kirchen oder einen der in dieser Gegend seltenern Paläste, so sah man die Giebel, Thürme und Kuppeln in um so magischerem Lichte, als die Dunkelheit der Schatten daneben den Glanz derselben erhöhte. Dazwischen durfte das Auge dann und wann glauben, Schnee-

stocken auf den Höhen zu sehen. Das war, ahnungsreich aufblitzend, weißester, zum Häuserbau verwandter Marmor.

Klingsohr sah, wie zum zweiten mal geboren, um sich. Die Erinnerungen umkrallten ihn riesig, als Pater Vincente, der sein hartes Wort wieder gut machen zu wollen schien, Erläuterungen zu geben begann. Da sagte der sanfte Führer, unter anderm auch auf ein wüstes Gewirr von Häusern zur Linken zeigend: Il Ghetto —!

Der Ghetto der Juden! Die „Rumpelgasse" von Rom! Ob wol auch hier, wo so mächtig eine Nachtigall schlug und die Fontana Tartarughe so traulich plätscherte und am Mauerwerk wie verstohlen eine schwarze Cypresse vorlugte, ob wol auch hier ein Veilchen Igelsheimer leben mochte —? Ob wol auch hier die nächtliche Vertauschung einer Mönchskutte möglich war gegen einen Ueberrock, worin ein toller Mönch in die Theater Roms lief? Lucinde huschte für Klingsohr schon lange, lange am Wege dahin. Schon so manchen schönen Kopf gab es, der mit aufgelöstem Haare an einem Fenster sichtbar wurde, ein Mädchen, das schelmisch eben noch einmal den Mond anguckte und dann erst zur Ruhe gehen wollte. Da tönte eine Guitarre — mitten hinein in das Jauchzen aus einer Schenke — in das Schreien beim Morraspiel! Jesus, mein Feldherr! mußte schon der ewige Fahnenflüchtling rufen — in jeder schönen Situation begleitete ihn ohnehin Lucindens Gestalt. Wie der Brief zeigte, den er in seiner Kutte trug, war er durch die trübste Lebenserfahrung schon so tief gedemüthigt, daß er zu der ihm sonst nicht eigenen Kunst der Verstellung griff.

Im Wandeln gedachte Klingsohr: Wie oft hatte nicht Lucinde, wenn sie Jérôme von Wittekind im Latein unterrichtete, von Rom gesprochen und ihm, was sie gelernt, wiedererzählt bei ihren Stelldicheins hinter dem Pavillon unter den alten Ulmen

auf Schloß Neuhof selbst und noch in Kiel —! Im Profeßhause der Jesuiten hatte sie dem Gefangenen Bilder einer größern Wirksamkeit vorgegaukelt, deren Fernsichten bis nach Rom gingen —! Wo mochte sie jetzt weilen, sie, die in ihren, im Kloster Himmelpfort bekannt gewordenen, von der Regierung veröffentlichten Briefen an Beda Hunnius nicht selten ihr Lebenssymbol wiederholt hatte: An der Schwelle der Peterskirche möcht' ich sterben —! Was mit ihr Hubertus alles in Witoborn vorgehabt, hatte Sebastus nicht von letzterm ganz erfahren können.

Pater Vincente blieb freundlich und milde. Schritt doch auch er mit der mächtigsten, jetzt gewiß auch ihm wieder aufwachenden Poesie im Herzen dahin. Klingsohr hatte das Erlebniß vom Kuß in der Beichte gehört. Er selbst kannte diese Schemen, die den heiligen Antonius peinigten. Und diese Luftspiegelung der erregten Sinne, wofür der schöne Jüngling und Mann dort fünf Jahre hatte büßen wollen, heute vermählte sie sich! Er bettelte an ihrer Thür —! Da war ja die ganze Welt Heinrich Heine's, die ihn einst so umfangen gehalten —

Das kommt, weil man „Madame" titulirет
Mein süßes Liebchen —!

Jesus hilf! rief es in Klingsohr's Seele.

Pater Vincente deutete auf eine Durchsicht über die Tiber, die sich noch einmal rechts öffnete, und auf einen jenseits in den blauen Lüften schwebenden fernen Punkt und sprach: Das da ist das Asyl der Pilger! Eine fromme Stiftung des heiligen Philippus Neri —!

Hubertus lachte über die zufällige Begegnung mit diesem Namen und drückte seine schwarzen funkelnden Augen spähend zusammen, hob dann die Kapuze in die Höhe und sah die durchaus achtbaren Erinnerungen an einen Mann, mit dem er Aehnlichkeit haben sollte. Ganz im Neri'schen Geist sprach er in seinem hol-

ländischen Deutsch durcheinander und ganz so rasch, als wenn Pater Vincente hätte folgen können: Das Haus sieht groß genug aus, um den Seckel der Wirthe zu füllen! Ja — wer Gott liebt, dem müssen alle Dinge zum Besten dienen — namentlich die Wohlthaten, die er spendet! Pater, wo wir auch in Italien hingehört haben, die Bettler, die Armen, die Pilger, die Wallfahrer bringen den Stiftern erst recht das Geld ein! Wie das? Wir zogen mit Wallern, klopften an alle Pilgerasyle und bekamen ein Essen, schlecht genug — um sich davon abzuwenden! Oberalmoseniere und Spitalprioren aber sahen wir in Kutschen an uns vorüberfahren. Im Walde gab es besseres Laub zum Schlafen, als in solchen Pilgerbetten, und in Turin und in Parma flohen die Wallfahrer vor allen heiligen Asylen, weil sie, todmüde eben angekommen, gleich eine Procession durch die Stadt machen müssen, ehe sie zu essen kriegen. Herrgott, wer vollends, wie wir, die Sehnsucht hat, näher einmal eine hübsche Stadt zu betrachten, eine Stadt, die man mit müden Füßen endlich erreicht hat, dem schließen sie die Pforte vor der Nase zu, wenn er sich auch nur einmal fünf Minuten an einem gnadenreichen Altar verspätete — Campirt draußen! heißt's. Da war's, wo wir auf die Art den deutschen Pilger kennen lernten — Woher kam er doch? Von Castellungo! Der alte Naseweis und Ketzer! Aber es war ein redlicher Mann. Es steht geschrieben, sagte er uns: Nächst dem Gebet eines Heiligen ist nichts vor Gott wirksamer, als das Gebet eines Wallfahrers! Freilich war es Spott. Ein andrer Pilger war bereits dreißig Jahre auf dem Wege nach Jerusalem und immer — bei Montefiascone, wo der gute Wein wächst, blieb er liegen und kehrte wieder um — Est! Est! sagte der deutsche Pilger. Sie, Pater Sebastus, wußten ein deutsches Lied darauf, das der andre dann auch kannte. Widrige Winde machten nach Jeru-

salem die Schiffahrt gefährlich! sagte der dicke Pilger nach Montefiascone schon seit dreißig Jahren. Der Schelm lebte von Hühnern und Gänsen — die man dem ewigen Kreuzfahrer nach dem heiligen Est! Est! gewiß nicht freiwillig gab! Was zum Forttragen zu schwer war, half ihm ein dritter frommer Bruder verzehren, der eine Kette an den Füßen durch Spanien, Frankreich und Italien schleppte. Nicht daß er von den Galeeren kam — er sagt' es wenigstens nicht — er kam aus Marokko, wo er der Sklaverei entronnen war; jetzt trug er das Stück Kette ordentlich wie einen Orden; Heiland, das Italien ist buntes Land! Haben die Leute nicht falsche Briefe mit großen Siegeln, wie nur echte Siegel aussehen können! Und wußten sie nicht alle Gebete, die den Seelen der frommen Stifter von Pilgerasylen im Himmel zugute kommen —! Dort drüben also auch? Wird's besser da hergehen? Der heilige Philippus hat glücklicherweise das Gebet solcher verdächtigen Kreuzfahrer und erlösten Christensklaven nicht nöthig. Manchmal muß ich dem deutschen Ketzer in seinen Zweifeln an allem von Herzen Recht geben! Wo mag der Alte im Bart hingekommen sein —? Ich ziehe in die Katakomben! sagte er. Es klang wie Kyrie Eleyson!

Der „heilige Mynheer“, wie nicht minder Hubertus von Sebastus zuweilen genannt wurde, setzte beim Pater Vincente eine zu große Vollkommenheit in einer Sprache voraus, die ohnehin Hubertus selbst nur mit vielen Freiheiten sprach. Sein Ausfall auf die Wohlthätigkeitsanstalten der Kirche, die prunkend in den Schriften so vieler von Rom Verzauberten verzeichnet stehen, auf die mangelhafte Polizeiverwaltung, das ungeregelte Paßwesen bei Vagabunden — nur die ehrlichen Leute werden damit geplagt — erntete aus dem Munde des unter wehmüthigen Gedanken an die Hochzeit Olympia's still dahinschreitenden Prie-

sters nur die einzige Erwiderung: Si! Si! Dann verwies er sogleich auf neue, ihnen entgegentretende Eindrücke mit den Worten: Quest' un' teatro antico. Il teatro di Marcello —!

Selbst die Erwähnung Castellungos schien der Pater Vincente überhört und nichts von dem über den Pilger Gesagten verstanden zu haben. Und dieser Pilger war doch nur Frà Federigo, sein Lehrer im Deutschen, jener Mächtige, vor dessen Ansichten er einst geflohen war und der auch bereits den Bruder Hubertus zu seinen Anschauungen hinübergezogen zu haben schien. Von alledem hörte Sebastus nichts. Nur einen im Schatten liegenden antiken Trümmerbau starrte er an.

Inzwischen war es lebhafter geworden. Einzelne vergoldete Kutschen mit prächtigen Livreen jagten vorüber; die Pferde waren mit hängenden rothen Troddeln am Ohr und mit bunten Geschirren aufgeputzt. Da ließ sich an die Rennbahn der Alten denken und Sebastus, als er vom Marcellustheater hörte, gedachte seiner alten gelehrten Zeit in Göttingen, dann auch — in seltsamer Ideenverbindung — des von Doctor Püttmeyer verherrlichten „Quincunx" — des Schenkenzeichens; denn hier mußte die „Goethe-Kneipe" in der Nähe liegen, Goethe's Campanella, jetzt nur noch berühmt durch ihr Fremdenbuch und ihren schlechten Wein. Die Trümmer des Marcellustheaters waren in Hütten und Paläste verbaut. Dicht in der Nähe lag der Palast der Beatrice Cenci. Auf alles das besann sich Klingsohr aus seiner alten „classischen Zeit".

Aber auch die „romantische" wirkte mächtig! Schon begegnete man, während sich das Straßenleben mehrte, andern Mönchen, die gleichfalls mit Körben und Säcken zur Porta Laterana liefen — Kapuzinern in langen Bärten, Franciscanern aller Grade, Augustinern, Karmelitern; selbst die vornehmen Domini-

caner erinnerten sich, daß sie das Gelübde der Armuth abgelegt hatten — auch sie schickten ihre „Brüder" auf die Hochzeit der „Nichte" des Cardinals. Kein Trupp stand dabei dem andern Rede. Kein etwaiges Lächeln hatten sie, keines, das die phantastischen Gestalten als in einer tollen Mummerei begriffen und sich (Augur augurem!) erkennend darstellte. Nur der Gewinnsucht galt ihre Eile, dem Vorsprung, den ein Kloster vor dem andern suchte. Die beiden Deutschen sahen ihre Mitstreiter im römischen Lager! Welche Welt! Bei alledem war es interessant, hier noch Leben und Bewegen zu finden. Da wurde noch gekocht und geschmort auf offener Straße. Melonen wurden noch ausgeschrieen, Citronenwasser, frische Kirschen. Klangen nicht sogar Geigentöne? Lachte nicht ein Policinell im Kasten? Alles das heute — in der Hochzeitsnacht Olympiens! Roms Saturnalien!

Noch haftete Sebastus' Phantasie, wie es in Rom jedem geht, bald an Goethe, bald an Winckelmann, bald an Ovid, an Horaz, die den Marcellus besungen haben, den Neffen des Kaisers Augustus, dem da dies Theater gewidmet war, da erscholl plötzlich ein fernes Klagegeheul und ein hundertstimmiges Miserere. Es kam, wie Pater Vincente erläuterte, von der „Bruderschaft des Todes", den Begleitern der Leichen, die in Rom bei Nacht begraben werden.

In wilder Hast, als wenn der Todte die Pest verbreitete oder als wenn Christen einen eben gerichteten Märtyrer in die vor den Thoren gelegenen heimlichen Begräbnißstätten flüchteten, trugen Männer in langen, schwarzen oder weißen, über den Kopf gezogenen Kutten, die nur den Augen zum Sehen zwei kleine Lücken ließen, wie Gespenster einen Sarg dahin. Andere schwangen Fackeln dazu. Neben den Fackeln liefen Bursche und sammelten in Schalen das tröpfelnde Wachs, das sich noch ge-

brauchen ließ. Schnuphase hätte sich, wie alle, niedergeworfen — schon vor solcher heiligen Sparsamkeit! Mönche und Bruderschaften, einen Priester mit seinem Akoluthen und Meßknaben umringend, sangen: Miserere! in nicht endender Litanei. Vor dem klingelbegleiteten Sanctissimum, das der Priester hoch in den Fackelqualm emporhielt, warf sich dann alles nieder. Immer weiter aber, weiter wie auf rasender Flucht, ging der Zug dahin. Pater Vincente sagte, das geschähe, um die Leiche in eine Kirche jenseit der Tiber zu stellen, von wo sie erst der gewöhnliche Leichenwagen abholt. Der Todtenkopf des „Bruder Abtädter" vergegenwärtigte volles, blühendes Leben gegenüber dem Bilde, daß unter allen diesen weißen und schwarzen Kutten und Kapuzen nur Skelette zu wandeln schienen. Aus den kleinen Oeffnungen vor den Augen dieser Männer glühte es wie mit leuchtenden Kohlen.

Nehmen wir den Weg über das Capitol! sagte Pater Vincente, als sich die Mönche mit den andern wieder erhoben hatten und der wilde Zug vorüber war. Ihn schien er nicht erschüttert, nicht so zur Eile gedrängt zu haben, wie den Pater Sebastus. Zur Eile —! Musterte vielleicht eben die „Braut von Rom", wie ein Schmeichler die junge Fürstin heute besungen hatte, oder der Cardinal oder die Herzogin von Amarillas die Reihen der Mendicanten, die an der Pforte der Villa Rucca standen — er war dessen gewiß, daß San-Pietro in Montorio vor allen andern Klöstern bedacht werden würde! Olympia zeichnete sein Kloster reuevoll aus. Ihn erwartete, das sagte man seit einiger Zeit, in der That der Hut des Cardinalats!

Bei Klingsohr — war nun freilich die Erinnerung — an Goethe's Campanella dahin! Dieser schreckhafte Leichenzug — und jene Römerin, auf deren Rücken der Dichter des Faust hier einst Hexameter getrommelt zu haben vorgab (Klingsohr

wußte, er hatte diese erst in Weimar auf dem Rücken der „Dame Vulpius" getrommelt), paßten wenig zusammen. Memento mori —! Aber auch Goethe hat es erfahren! sagte sich zuletzt Klingsohr, als er sinnend zum Capitol aufstieg. Hier, wo Goethe den Becher der Lebenslust, kurz vorm Scheiden seiner ersten männlichen Kraft, in seinen vierziger Jahren, Einmal noch wie ein Sohn der Griechen getrunken hat, hier mußte er dem einzigen Sohn, dem Sohn jener in römische Reminiscenzen maskirten Thüringerin, an der Pyramide des Cästius, dem Begräbnißplatz der Protestanten, eine wahrere Grabesinschrift setzen! Hier starb Goethe's einziger Sohn. Flüchtig und fast schon in Rhythmen gebracht, zog der Gedanke durch seine Seele:

Wo nur find' ich den Wirth zur Campanella! Der Schenke,
Wo ich Falerner gesucht — „Lacrymä Christi" nur fand!
Firnen aus Golgatha! Nicht aus den Trauben der Schlacke,
Die der Vesuv uns geschenkt, Leidenschaft, wenn sie verglüht!
Deutscher Apoll! Hier war's, hier hast du Verse getrommelt
Auf der Römerin Leib — schwelgtest in seliger Lust —
Und erfuhrest dein Maß! Die Pyramide des Cästius
Blieb das Ende vom Lied! Blieb dir der Morgen der Nacht —!
Rosen bekränzten dein Haupt und Rosen behüten das Grabmal
Deines einzigen Sohns, der dir gestorben in Rom!
Wahrheit und Lüge! O wohl, so strafen die mürrischen Götter!
Wandle gen Rom, o Mensch! Rom ist der Mensch und die Welt!

Ein tiefes Schweigen folgte. Glocken hallten von den Thürmen. Man erstieg einen Calvarienberg — Ein solcher ist aus den Stufen zum Capitol geworden! Zur Linken wohnt — der heimatliche Gesandte, auf dessen Autorität hin vor drei Vierteljahren drei Gensdarmen am Ponte Molle auf die deutschen Flüchtlinge gewartet hatten. Zur Rechten liegt — der tarpejische Felsen, der jetzt derselben Krone angehört! Wie schüttelte Sebastus all diesen vaterländischen „Staub" von seinen Füßen! Wie hatte er für ewig dieser „ghibellinischen" Welt entsagt —! Das Capitol!

rief er und über seinen Sandalen schmerzte ihm der Fuß, so trotzig stampfte er auf vor dem Wappen seines Landesfürsten.

Da lag ein mittelalterlich Haus vor ihm, die Stätte des gebrochenen Capitols! Einige Brunnenstatuen standen vor ihm und schmückten einen kleinen Platz, wo, vom Mond beleuchtet, auch noch Marcus Aurelius zu Pferde sitzt — Ein Gelehrter, der über dem Studium der Philosophie seine alten Schlachten vergaß! sagte Klingsohr mit Hindeutung auf die ihm nicht kriegerisch erscheinende Haltung des Reiters und auf — „Euern Friedrich, den sogenannten Großen —!"

Jetzt schlug es elf. Bergab ging es auf die Trümmerstätte des alten Forums zu. Ein Leichenfeld —! sprach Pater Vincent. In seinen Erläuterungen ging er nicht über die Zeit des Petrus und Paulus hinaus. Die Gracchen — Cicero —! Das mußte sich Klingsohr erst selbst sprechen. Sein Blick starrte dem Untergang des Erhabensten.

Von den alten Zeiten kannte Hubertus nur so viel, um begreifen zu können, daß hier die begrabene Macht eines alten Volkes lag, das einst die Welt beherrscht hat — zertrümmerte Portale, einsame Säulen, Triumphbögen mit zerbrochenen Statuen. Am Tage bietet es einen wüst erschütternden Anblick, den jedoch jetzt das Zauberlicht des Mondes verklärte. Dort oben auf dem Palatin wohnten die weltgebietenden Cäsaren. Ein magisches Goldnetz hält die grünen Hügel und die Steine umwoben... Wie schön alles, wären diese vom Corso herüberrasselnden Wagen, diese lachenden Menschen nicht gewesen, die zu spät zu kommen fürchteten zur Hochzeits-Girandola, die schon durch die Fenster eines am milchblauen Himmel auftauchenden dunklen Gebäudes zu beginnen schien — so oft ein Knabe rief: Eine Leuchtkugel! und damit einen Stern meinte, der durch die Oeffnungen des Colliseums blinkte.

Das Colisenm dann selbst! Immer noch war es nicht erreicht. Sebastus hätte wünschen mögen, hier niemand zu sehen und zu hören und in diesem mächtigen Raume nur allein zu wandeln — allein mit Livius und Niebuhr —! Da lag dann wieder ein Tempel, dort eine Basilika — Wie mochte es hier einst gesummt haben, als die Comitien des Volks versammelt waren und die Consuln Roms gewählt wurden! Wohin entläßt uns dies Thor? flüsterte er. Ist es nicht der Triumphbogen des Titus, als er Jerusalem zerstört hatte? Sein „Credat Judaeus Apella!" fiel ihm ein. Der „Virtuose im Glauben" — hatte hier keinen Zweifel zu hegen nöthig. Gleich an der Wand des Thors sah er den siebenarmigen Leuchter, den Tisch, die Schaubrote, die Jubeljahrposaunen, die Bundeslade. Die erhabene Stelle war's, wo sich Jupiter und Jehovah so nahe berührten —! Aber — kein Jude geht gern unter diesem Bogen hinweg, kein Jude blickt gern auf jenes Riesengebäude, das dreißigtausend gefangene Juden gebaut haben sollen. Was Vincente so und ähnlich erläuterte, wußte Klingsohr alles. Kaum gedachte er dann Löb Seligmann's, dessen physische Kraft zum Streichen der Ziegel für diesen Riesenbau in keinem Verhältniß gestanden haben würde — als er auch Veilchen's gedenken mußte. Diese hatte ihm einst bei seinen Besuchen in der Rumpelgasse gesagt: „Sie sind ein Mensch der Selbstqual, der Reue, des Gewissens — ewig wird's Ihnen gehen, wie's dem Kaiser Titus ging, als er Jerusalem zerstört hatte! Da ist Titus zu Wasser gegangen mit seiner siegreichen Armee und ein Sturm zog herauf und die gefangenen Juden triumphirten, weil sie dachten, Gott hätte seine Rache auf das Meer aufgespart. Und Titus bekam Angst, spottete und sprach: Zu Land ist Adonai schwach, aber zu Wasser kommt er, scheint es, dem Neptunus beinahe gleich! Wahrlich, spottete er, Adonai hat die Sündflut befohlen, er hat

die Aegypter im Rothen Meer ersäuft, er hat den Sissera am Strome Kischon geschlagen, er wird auch für Jerusalem seine Rache nehmen auf dem Mittelländischen Meer! Da ist aber gekommen eine Stimme aus dem Himmel und hat dem Spötter gerufen: Titus, Titus, ich habe Jerusalem untergehen lassen wegen seiner Gottlosigkeit! Weil du aber meiner Langmuth spottest, so sollst auch du meine Macht kennen lernen, aber — zu Lande! Da ward das Meer stille und Titus betrat unter dem Jauchzen des Volks das feste Land. Wie er nun recht von Herzen über den Judengott lachte, flog ihm in die Nase eine Mücke, wie sie nur auf dem Lande vorkommt, und bohrte sich tief in sein Gehirn. Sieben Jahre hat davon Titus die schrecklichsten Schmerzen gehabt, denn die Mücke starb nicht, sondern sie wurde immer größer und sie summte bei Tag und bei Nacht. Einst ging er bei einem Schmied vorüber. Bei den Amboßschlägen hörte die Mücke zu summen auf. Da stellte sich Titus dreißig Tage an den Amboß und die Mücke schwieg. Am einunddreißigsten fing sie wieder zu summen an; sie hatte sich an den Hammerschlag gewöhnt und Titus mußte sterben. Als sie sein Gehirn aufmachten, kam ein Thier zum Vorschein, so groß wie ein Vogel. Der Mund war von Kupfer und die Füße waren von Eisen — — Nun, schloß die Spinozistin, daß Sie sind katholisch und ein Mönch geworden, Herr Pater, das ist bei Ihnen die Schmiede gewesen und die Mücke ist nun auch vielleicht dreißig Tage still; aber ich will nicht wünschen, daß sie am einunddreißigsten wieder lebendig wird —!"

Wie wurde sie aber schon so oft lebendig! Schon damals wurde sie's beim Schweigen, jener vom Kirchenfürst dem Pater auferlegten Buße, beim Begegnen Lucindens in der Kathedrale —! Nun wieder all dies Große und Majestätische Roms! Und wenn auch Klingsohr damals bei Veilchen den Witz machte:

„Jehovah rächte sich an den Römern allerdings zu Wasser — und zwar durch die Taufe —!" und dabei feierlich blieb, wie summte ihm die Mücke jetzt und wisperte: Ist Golgatha die Welt? Haben die alten Götter wirklich keine Rechte mehr —? Hier nicht mehr? Klingsohr schritt dahin, so trotzig fast, wie einst in Göttingen, wenn er von hundert Büchern, „die er schreiben wollte", die Titel auf den Lippen führte.

Pater Vincente, in dessen Seele es still und ruhig schien, lenkte zum Coliseum ein. Er betrat es, den fremden armen Gefangenen zu Liebe. Wäre nicht die Nacht so hell und belebt gewesen, so würde dies mächtige Rund den Eindruck eines Schlupfwinkels für Räuber gemacht haben. Es liegt einsam — umwuchert von wildwachsenden Büschen, die aus den Fenstern hervorbrechen; seit tausend Jahren hat die Vegetation in allen Stockwerken bis zur obersten Galerie Platz gegriffen. Die Bogengewölbe, die geborstenen Säulen, die zertrümmerten Rundmauern waren im Mondlicht wie die Erscheinung eines Traums. Von Luft und Licht gewoben, schien dies Bild eine märchenhafte Täuschung.

Aber sicher, fest und natürlich widerhallten Schritt und Gespräch unter der Bogenwölbung des Eingangs; nur zu deutlich sah man drinnen die Sitze, von denen herab einst Tausende auf Menschenkämpfe blickten mit jenen Thieren der Wüste, die dort hinter den eisernen Gittern geborgen und durch Hunger zur Wuth gereizt wurden. In der Mitte steht zur Entsühnung der Erinnerungen an den tiefsten Verfall der Menschheit ein kleines Kreuz. Rundum ziehen sich die Bilder — eines Stationswegs! Eine Heiligung, die edler gedacht als ausgeführt ist — Das sagte selbst Pater Vincente, der niederkniete und einen mit einem Kreuz bezeichneten Stein küßte, auf welchem Hubertus mühsam

die Worte entzifferte: „Wer — dies Kreuz — küßt, hat auf ein Jahr und vierzig Tage — Ablaß!"

Hubertus folgte dem Beispiel des frommen Paters. Natürlich mußte es Sebastus gleichfalls thun, so wenig auch die Hoffnung, vierhundert Tage im Fegfeuer Linderung zu gewinnen, in diesem Augenblick seiner Stimmung entsprach. Die Mücke des Titus schwieg nicht mehr —! Er stand nicht mehr an der Schmiede —! Es ergriffen ihn die Schauer der Vergangenheit. Wenn er auch nur des heiligen Augustinus gedachte, der hier im Coliseum seinen Freund Alypius von seiner Leidenschaft für Gladiatorenkämpfe durch einen plötzlichen Schauer vor dem strömenden Blute der sich Mordenden geheilt sah, so mußten ihm wol seine hohlen großen Augen rollen und Gedanken kommen, wie der, den er auch aussprach: Hier dies armselige kleine Kreuz? Hier hätte Michel Angelo einen seiner Giganten herstellen sollen! So groß, so hoch, wie der Koloß von Rhodus war! Bis an die obersten Sitze hätte der Blick — etwa eines Daniel reichen müssen, zu dessen Füßen sich die besänftigten Löwen schmiegten! Niederbohren mußte der Prophet mit dem Busch seiner Augenbrauen die wilden Thiere auf dem blutigen Sande um sich her und — die Thiere in den Herzen dieser Zuschauer —! Oder Marcus der Evangelist hätte, die Bibel emporhaltend, hier wie ein Geisterbeschwörer stehen müssen, neben ihm sein aufhorchender Löwe, dieser gleichfalls gebändigt, gleichfalls in die Falten seines Gewandes scheu sich schmiegend und den Bestien der alten blutigen Bestimmung dieses Raumes unähnlich. Was soll dies kleine Kreuz —!

Hier möcht' ich im Chor singen! sagte Hubertus und probirte seine Stimme so laut, daß es weit dahinschallte.

Pater Vincente verstand sein deutsch gesprochenes Wort, nickte und entgegnete, dies geschähe ja hier alle Freitage — von den

Kapuzinern. Zu gleicher Zeit zeigte er auf die Fenster hinauf mit dem vom Nachtwind leise bewegten wildwuchernden Gebüsch, auf den Mond, der hinter den Oeffnungen bald hervorblitzte, bald sich versteckte und dann sie selbst in der Mitte des riesigen Baues beleuchtete, daß sie darin Schatten warfen wie — „kleine bucklige Gnomen", sagte Sebastus und gab mit diesem Vergleich eine von ihrem Führer wol kaum verstandene — ironische Antwort auf dessen Erklärung.

Die Wanderer wandten sich der Eingangswölbung zu. Klingsohr fand sich allmählich zurück in seine Gegenwart; sie näherten sich heiligen Stätten. Sie bestiegen einen aufwärts gehenden Weg und kamen in eine Art Vorstadt, an deren äußerstem Ende einer der drei Paläste der Stellvertreter Christi liegt, der Lateran. In alten Zeiten als Burg der dreifachen Krone hervorragend vor Quirinal und Vatican, erhält sich jetzt der Lateran in seiner Autorität nur noch durch die Gerechtsame, die nebenan auf der ältesten Pfarrkirche Roms, St.-Johannes, ruhen, auf dem Heiligthum des größten der von Thiebold de Jonge so kritisch beurtheilten Kreuzessplitter, auf jener Platte, worauf einst das Abendmahl eingesetzt wurde, auf dem Heiligthum der hier aufgestellten „Heiligen Treppe", an deren Fuß Petrus den Herrn verleugnet haben soll. Sonst ist hier alles am Tage so still und öde, wie ein Sonntagsnachmittag in einer kleinen Stadt.

In dieser Nacht rauschte hier ein buntes, bewegtes Leben. Alles drängte dem Thore zu, vorüber am Obelisken des Constantin und zur Straße, die hinaus nach Albano führt. Um die Ordnung zu erhalten, sprengte Militär auf und ab. Wagen in grotesker Vergoldung, mit Bedienten, die selten dem neuesten englischen Geschmack, öfter der Rococozeit angehörten, folgten sich einander — jetzt schon in langsamerer Fahrt. Auf den Trottoirs und die langen Mauern der Vorstadtgärten entlang drängten

die Bürger in ihren kurzen Jacken und Manchesterhosen, d
kurzen Mäntel übergeworfen, weiße Hüte oder bunte Mützen a
den unrasirten braunen Köpfen. Die Frauen befanden sich sel
noch in der Tracht der alten Zeit. Englands Baumwolle h
die bunten Nationaltrachten sogar aus Sicilien und Griechenla
verjagt; ja schon die gelben Mädchen der Hindus gehen in Katt
röcken unsres Schnitts —! Nur der Kopf bleibt noch zuweil
national. Hier war das dunkelschwarze Haar der Römerinn
schön geflochten, geziert vom bunten Kamm, vom silbernen Pf
selbst der Matrone wirres und weißes Haar blieb selten g
ohne Schmuck. Würde und Selbstbewußtsein liegt im fe
Gang aller dieser dicken Krämer und Wurststopfer. Von d
ausgelassenen Späßen, mit denen sich bei solchem Anlaß jen
der Berge die Volksmassen geneckt haben würden, fand sich h
geringe Spur. Kein Anschluß; jeder für sich! Die Erwartu
galt der „Girandola", dem Anblick der geputzten Herrschaft
den ausgeworfenen Zuckerspenden und Schaumünzen. Höfl
bog man dem schwarzen Rock des Augustiners aus, der braun
Kapuzinerkutte, der weißen Schnur des Franciscaners, de
grauen des Karmeliters, dem weißen des Dominicaners. A
diese kamen mit Körben und Säcken, mit riesigen Kannen sog
ohne die mindeste Rücksicht auf lächerliche Störung ihres sonst
malerischen Effects. Italien hat seine eigne Aesthetik —! (
besitzt Rafael — aber nicht im mindesten erscheint ihm ein Offizi
mit einem Regenschirm, ein Dorfpfarrer auf einem Esel od
zwei Reiter zugleich auf Einem Pferde lächerlich.

Dann die herrlichen Gärten —! Leider nur mit hohen Mauer
verschlossen, wie in Italien überall. Hängen auch nicht d
Jasminkronen, wie hier zuweilen, in die Straße herüber, so e
füllen sie dieselbe doch mit ihrem Duft um so ahnungerweckende
Da und dort zeigt sich denn auch wol in den neidischen Mauer

ein kleiner eiserner Ausbruch, durchzogen von blühenden Rosenranken oder purpurrothen Asklepiadeen. Jenseits des Thores schweift frei und ungehindert der Blick auf die im blauen Licht schimmernde Campagna, die Gebirge; zur Rechten liegen nun nur noch Villen und Gärten, die sich an den Garten des Lateran anlehnen. Die fünfte oder sechste darunter ist die heut an einer bunten Illumination weithin schon kenntliche, vom Volk umwogte Villa Rucca.

Vier mit blauen, rothen, gelben, violetten Lampen geschmückte Obelisken bilden die Eckpfeiler am heute geöffneten Eingangsgitter. Die hohe Gartenmauer ist mit einer flimmernden Guirlande von Hunderten kleiner Flammen geziert. Unten im Garten brennt eine riesige Sonne, rings umgeben von den kostbarsten Südpflanzen. Perspectivisch berechnet, am Ende einer schimmernden Ahornallee glänzt ein sichelförmig niedergleitender Wasserfall, hinter dessen krystallnen durchsichtigen Fluten geschäftige Hände die Künste der Sanct-Peterskuppel-Beleuchtung nachahmen, die aus einem auf- und niederschwankenden, beweglichen Lampenständer besteht. Musik hallt aus den beleuchteten Sälen der illuminirten Villa. Dann und wann schießt schon in die magisch blaue, unendlich weiche milde Luft eine Leuchtkugel, ein mit dem Mondlicht wetteifernder Vorbote des Feuerwerks. Das solchen Anregungen des Kommenden aufjauchzende Volk drängt bis an die große Sonne, aber von da ab werden nur noch die Mönche und die Träger von privilegirten Büchsen hindurchgelassen. Todtenbrüder in ihren unheimlichen Hemden fehlen nicht. Man hatte ausgesprengt, Cardinal Ceccone würde heute Gaben im Werth von dreitausend Scudi spenden und die Aeltern des Prinzen Rucca hätten die nämliche Summe zum Ankauf von Tombolascherzen hinzugefügt. Das Gerücht schien sich annähernd zu bestätigen. Ein Harlekin ergötzte das Volk über das Gitter

hinweg durch Auswerfen von Münzen. Freilich waren sie nur von gebackenem Zucker, aber bereits war eine Tombola im Gange, bei welcher einige silberne Uhren ausgespielt werden sollten, ohne daß man den Einsatz bezahlte — die Loose wurden über die Köpfe der Zuschauer hinweggeworfen. Alles schlug und balgte sich. Nächst Madonna Maria ist Fortuna die größte Heilige in Rom!

Pater Vincente, Pater Sebastus, Bruder Hubertus wurden durch die von den Soldaten und Gensdarmen gezogene Chaine eingelassen. Man wies sie an ein Seitengebäude, wo vor einer noch geschlossenen Pforte eine förmliche Kirchenversammlung gehalten wurde. Am heiligen Grabe in Jerusalem mag es wol zur Osterzeit so aussehen, wenn sich dort die Mönche aller Orden der Christenheit zusammenfinden und je nach Umständen beten, Tauschhandel treiben oder sich prügeln. Die Türken sollen diesen christlichen „Caricaturen des Heiligsten" mit stillem Lächeln zusehen und abwechselnd bald zum Pfeifenrohr, bald zur Peitsche greifen.

Klingsohr fühlte heute ähnliche Anwandelungen aus Goethe's „west-östlichem Divan". Er drängte vorwärts und staunte der Wiederkehr seiner alten göttinger Burschenkraft. Hubertus warf schon hier und da einen Kapuziner oder einen Karmeliter aus dem Wege. Als die übrigen Franciscaner den heiligen Pater Vincente sahen, fielen sie ehrfurchtsvoll in den Ruf einiger Stimmen mit ein: Platz dem Sack von San-Pietro in Montorio —!

3.

Contessina Olympia Maldachini hatte die Villa Rucca nach dem runden und geschweiften Rococostyl ihrer Bauart eine „altbackene Brezel" genannt und die empfindlichste Seite der Rucca's, ihren — von einem Bäcker herstammenden Ursprung damit nicht wenig schmerzlich berührt. Darum boten aber doch die geöffneten Räume der altmodischen marmornen Kommode, das große Oval des Saales mit den kleinen Seitenpavillons und den nach hinten hinausgehenden Terrassen, die fast noch eine Ausdehnung des Saales schienen, einen glänzenden Anblick. Ein solches Fest, wo das Auge unter Lichtern, Blumen, Statuen nicht mehr herausfindet, ob ein Fuß noch innerhalb oder außerhalb eines Saales, in geschlossenen Räumen oder auf Veranden und Altanen verweilt, kann man nur im Süden feiern. Die Gunst des Himmels muß eine sichere sein; kein Wölkchen darf das Vertrauen auf die Mitwirkung der Natur zur Lust des Menschen stören.

In dem Saale, in den Nebenzimmern, auf den mit blendendweißen, silber- und krystallstarrenden Tafeln geschmückten Terrassen wogten einige hundert der vornehmsten Gäste mit glänzender Dienerschaft hin und her. Männer und Frauen waren in den reichsten Toiletten erschienen. Die Römerinnen der hohen Aristokratie machten hie und da einen imposanten Eindruck; doch gab es bei weitem mehr zierliche, kleine, ja nicht selten

verkommene Gestalten, als die majestätischen, welche unsere Phantasie in Römerinnen erwartet. Auch die Männer sind nicht das, was wir von den Nachkommen der Scipionen erwarten. Der junge Principe Rucca, in seiner rothen, goldgestickten päpstlichen Kämmerlingsuniform, der glückliche Bräutigam, der wirklich, wie ein Pasquill sie nannte, die „Katze Olympia“ leidenschaftlich liebte, brauchte dabei nicht einmal mit in Betrachtung zu kommen; noch weniger sein Vater, der immer wie ein alter schäbiger, heute einmal wie ein ordentlich gewaschener und lächerlich bunt ausgeputzter Bewohner des Ghetto aussah. Aber selbst Principe Massimo, der Nachkomme des Quintus Maximus Cunctator, der auf Napoleon's ironische Frage: Stammen Sie wirklich von diesem glücklichen Gegner des Hannibal her? stolz erwiderte: Das weiß ich nicht, Sire, aber man glaubt es von unserm Geschlecht bereits seit eintausendzweihundert Jahren! (eine Antwort, die, nach Klingsohr's Auffassung der „Heiligen Treppe“, vor welcher alles Volk eben im Vorübergehen knixte, Rom und der römische Glaube auf alle Zweifel an seine Reliquien geben darf — „Sind diese Knochen nicht echt“, schrieb Klingsohr schon zur Zeit des Kirchenstreites, „so ist durch sein hohes Alter doch der Glaube an ihre Echtheit ehrwürdig!“) selbst Principe Massimo ist ein kleiner, feiner diplomatischer Herr, der mehr der Sphäre der Abbés als der Imperatoren anzugehören scheint.

Da wandeln die Borghese, die Aldobrandini! Gegen frühere Geltung sind es herabgekommene, wenn auch immer noch so stolze Namen, daß sie vielleicht hier nicht einmal anwesend wären, schwebte nicht der Alter Ego des Stellvertreters Christi, Cardinal Don Tiburzio Ceccone, wie ein Apoll von sechzig Jahren durch die Reihen, lächelte bald hier, bald dort, stellte, als wäre er der Wirth, neue Mitglieder des diplomatischen Corps den Damen vor, begrüßte junge Prälaten, die sich eben erst in die

rrière mit einigen tausend Scudi eingekauft haben, und neckte Damen. Diamanten und Bonmots blitzten —! Die seidenen wänder streifen sich und die Galanterieen —! Das die Gesin des Fürsten Doria, eine Engländerin, hoch und stolz, r mit einem Orden geschmückt! Dort die Fürstin Chigi, n Urahnen unter dem wilden Papst Julius II. bei solchen legenheiten ihren Gästen Ragouts von Papagaienzungen vorten und die gebrauchten Silbergeschirre in die Tiber werfen en — „Jetzt würden sie mit dem Hinunterwerfen vorsichtiger "! spottete oft schon Ceccone. Auch Napoleoniden fehlen nicht. cone gibt ihnen mit lächelnder Grazie Andeutungen, wie ihre okratischen Bestrebungen in Wien Gegenstand der empfindten Vorwürfe für das Cabinet der gekreuzten Schlüssel gen wären. Neulich hatten Räuber den Prinzen von Canino ciano Bonaparte) in seiner Villa Rufinella aufheben wollen. n scherzt darüber der Cardinal mit ihm und sagt: Hätte man Million Lösegeld verlangt, so würden vielleicht Ew. Hoheit t den „Congreß der Naturforscher" in Pisa begründet haben, ja wol den Anfang der „Einheit Italiens" machen soll —! n scharfes Wort, scheinbar harmlos vorgetragen und doch derßen drohend, daß der Prinz hinter dem Mann im rothen ppchen und in rothseidnen Strümpfen eine bedenklich ernste iene macht.

Saht ihr diese Miene? Ihr Piombino, Ludovisi, Odescalchi, spigliosi —? Alle diese Namen, die freilich in den Listen „jungen Italien" fehlten, fehlten doch nicht bei dem Widerch, den das Priesterregiment Roms seit tausend Jahren bei alten römischen Adelsgeschlechtern findet. Den Gesprächen folge hätte niemand hier an die Stadt der sieben Hügel denken llen. Sie betrafen Theater, Concerte, Moden — doch auch, s war eine römische Specialität, die Räuber und die nächsten

Segnungen des heiligen Vaters und die reservirten Plätze bei großen Kirchenfesten.

Die lebhafteste Conversation führten die Offiziere und Geistlichen. Letztere, Roth- und Violettstrümpfe, sind gege Damen fast noch zuvorkommender, als die erstern, die vor weise der Nobelgarde Sr. Heiligkeit angehören — schlanke Gestalten, jüngere Söhne der Aristokratie, nur ihrer a Schooskinder der römischen Gesellschaft, Tonangeber aller o Freiheiten, die sich noch unter dem Priesterregiment ge lassen — der geheimen gibt es genug — die Begleiter Sr. He keit auf Reisen, die Anführer seiner öffentlichen Aufzüge, in strotzender zinnoberrother Uniform mit blauem Kragen, we Beinkleidern, dem schönen Römerhelm, mit schwarzen häng Roßhaaren und dem kleinen weißen Seitenbüschel daneben.

Das Souper war zu Ende. Alles drängte dem G und dem Feuerwerk zu. Einer der Nobelgardisten, Graf stino Sarzana war es, der eine Dame verfolgte, die nach einem Ausspruch Sr. Eminenz des regierenden Card heute ausnahm wie eine „Tochter der Luna". Die Dame schwamm im blauen Aetherlicht wie ein Gedanke voll Ah Sie tauchte da und dort auf und verschwand wieder in dunkelgrünen und blauen Schatten wie die Luft. Ihre Toi war der Anlaß dieser Vergleichung des Cardinals, der sie e falls mit Feueraugen verfolgte, wenn er sie auch nicht vor vielen andern anwesenden Damen, die seinem Herzen und seinem Geldbeutel theuer waren, allein auszeichnete.

Die „Tochter der Luna", der Keuschen, deren heidnischen ja Ceccone als Priester der Christenheit nicht zu schonen brau indem sein Witz ihr eine Tochter gab, trug ein blaßblaues von Donna-Maria-Gaze, einem durchsichtigen, damals neu fundenen Seidenstoff, überfäet mit kleinen silbernen Stern

Das Kleid war nicht ausgeschnitten; es verhüllte, der keuschen Luna entsprechender, Formen, die sich nichtsdestoweniger verriethen. Als einziger Schmuck blinkte im dunklen Haar ein einfaches Diadem von blankem Silber, in Gestalt eines Halbmonds. Es war ein Kopf, der sich mit seinem glattliegenden Scheitel und dem kräftig gewundenen Knoten im Nacken wie eine lebendig gewordene Statue aus den ägyptischen Sälen des Vaticans ausnahm. Um die dunkeln Augen lag eine gewisse erhitzte Röthe, wie sie bei leidenschaftlichen Naturen wol vorkommt. Die Stirn war schmal; die Wange ebenso etwas zusammengehend, aber sanft zum spitzen Kinn niedergleitend; die untere Lippe trat mit Muth und Trotz hervor. Es gibt plastische Gesichtsformen, die nicht altern. Das Schönste war die Länge der Gestalt. Die Dame war pinienhaft schlank.

Graf Sarzana will unserer — „Creolin" Unterricht im Italienischen geben? scherzte der Cardinal so laut, daß alle Umstehenden es hörten. Die „Creolin" war wiederum ein neues Stichwort für die „Tochter der Luna"; diesmal kam es vom Monsignore Bischof Camuzzi, dem ersten Secretär des Cardinals, der als Missionar Westindien bereist hatte.

Eminenz, sagte Graf Sarzana, der schlanke junge Mann mit den athletisch breiten Schultern, auf denen bei jeder seiner Bewegungen die goldenen Epaulettes hin- und herflogen, und strich sich den martialisch gezogenen Schnurrbart, Eminenz haben die Absicht, die ganze Welt zu reformiren! Auch die Garde Sr. Heiligkeit! Wenn ich noch länger in diesen Fesseln schmachte und nicht erhört werde, so geh' ich nach San-Pietro in Montorio, nach welchem traurigen Aufenthalt die Dame mich soeben gefragt hat!

Auf die scharfe Betonung dieser Lokalität und diese überhaupt auffallend grell gesprochenen Worte des Ritters Sr. Heiligkeit

fistulirte ein Stimmchen nebenan: Ja, in der That! Pater Vincente von San-Pietro ist ja hier —!

Dies Stimmchen gehörte dem Bräutigam, der den Namen des bezeichneten Klosters gehört hatte und eben von der Pforte kam, wo er den für seine Person so schmeichelhaften Volksjubel und die Ausspielung der silbernen Uhren hatte controliren wollen. Meiner Frau werden wir das sagen müssen! fuhr er, vom Champagner erhitzt, mit Lebhaftigkeit fort. Erführe sie die Anwesenheit des Paters und dieser ginge, wie er gekommen, so wäre sie im Stande, mir die erste Gardinenscene zu machen —! Die Abbés und Prälaten lachten über die Wonne, die jeden jungen Ehemann von zwölf Stunden fortwährend den Begriff: „Meine Frau!" im Munde führen läßt.

Inzwischen stiegen immer mehr Leuchtkugeln auf und das Feuerwerk schien seiner Entfaltung nahe zu sein. Draußen riefen Tausende von Stimmen und klatschten bereits im voraus Beifall und die Musik fiel mit schmetterndem Tuschblasen ein. Der alte Rucca und die Fürstin Rucca Mutter — die jedoch noch keineswegs Matrone sein wollte und ihren Cavaliere servente aufsuchte, um ihm eine Strafrede für die ihr heute bewiesene Vernachlässigung zu halten — schossen hin und her, sahen nach der Ordnung, nach dem Aufbewahren der Speisereste — „für die Armen" — Der Schwiegervater Olympiens war ökonomisch bis zum Exceß. Der kleine Mann, mit einer orientalischen Habichtnase und dem Bande des Gregoriusordens über der Brust, klagte allen Prälaten über seine Domäne, die Zölle der adriatischen Küste. Man nannte ihn gewöhnlich den „Blutsauger". Dies war ein Titel, der ihm gerade vor andern Römern, die ihn ebenso verdienten, keinen Vorzug gab. Nie aber hätte sich allerdings gerade der alte Fürst Rucca auf der Küste von Comacchio bis Ferrara sehen lassen dürfen, ohne Gefahr zu laufen,

von den Schmugglern und seinen eigenen Zollbedienten todtgeschlagen zu werden.

Aber auch dieser alte Herr horchte mit dem schalkhaftesten Lächeln seines Nußknackerkopfes sowol nach der Erwähnung des Pater Vincente wie nach dem Unterricht der „Creolin" hin — er wußte ja, daß es eine Deutsche war. Seinem Sohn rief er gelegentlich ein heimliches: Asino! nach dem andern ins Ohr, besonders wenn dieser nicht genug die Monsignori vom Steuerwesen, den Finanzminister Roms, den Cardinal Camerlengo, zu honoriren schien. „Maulesel" nannte er ihn sogar, wenn er zu wild um Olympien herum „trampelte". Klagte nun der junge Ehemann über die „schlimme Laune" seiner Frau, so schrieb das mit eigenthümlichem Meckern der Alte auf Rechnung aller Bräute am Hochzeitstage. Dies Meckern machte, daß seine Nase und sein Kinn sich küßten und die Mundwinkel zurückgingen fast an die Ohren. Der Cardinal Camerlengo, düster brütend wie Judas Ischarioth, der gleichfalls zuweilen nicht gewußt haben mochte, wie er den Seckel für den ersten Kirchenstaat von dreizehn Personen füllen sollte, scherzte jetzt: Sie sind so guter Laune, Fürst? Im nächsten Jahr verlang' ich eine Million mehr! Die Zeiten werden schlechter! Wir müssen aufschlagen, Hoheit Generalpächter —!

Der alte Fürst drückte sein „Wie kommen Sie mir vor?" mit einer charakteristischen Geberde aus, die zwar stumm war, doch das ganze anwesende geistliche Ober-Finanz-Personal des Kirchenstaates lachen machte.

Der Vielseitigkeit seines Geistes entsprach sein Sohn keineswegs. Ercolano Rucca war von Wien beschränkter als je zurückgekommen. Er konnte überhaupt immer nur Einen Gegenstand im Kopf behalten. War dieser erledigt, erst dann kam er auf den zweiten. Da es nun aber bekanntlich oft Tage und Wochen dauerte, bis in dieser sublunaren Welt unter hundert Sachen Eine gründlich

durchgesetzt ist, so sprach dann Principe Ercolano tage- und wochenlang nur von dieser Einen Sache, nur von der Kunst, Handschuhe zu verfertigen aus Rattenleder, welches eine Idee war, die der Verwaltung des Steuerwesens Muth geben sollte, die nördliche Generalpacht im Hause der Rucca's erblich zu lassen — sie besteuerte sogar die Ratten! Jetzt suchte er nur noch nach der Herzogin von Amarillas, die wegen Pater Vincente um Rath gefragt werden sollte.

Graf Sarzana hatte soeben noch mit der Herzogin gesprochen. Auch die alte Fürstin suchte die Herzogin, wie deren Cavaliere servente, Herzog Pumpeo, versicherte. Herzog Pumpeo wollte in gerader Linie von Pompejus abstammen. Auch er war ein armer Nobelgardist, ein Krösus aber an guter Laune und selbst für Se. Heiligkeit ein Spaßmacher, wenn gerade an ihn der Dienst im Vorzimmer oder bei der kleinen Garçontafel des Stellvertreters Christi kam. Se. Heiligkeit ließ damals den Cardinal schalten und walten — und um nichts zu verschweigen, sagen wir es offen: Der „Zauberer von Rom" war bitter krank. Der „Träger der Himmelsschlüssel", der „Patriarch der Welt", der „Vater der Väter", der „Erbe der Apostel", der „Hirt der Heerde", war ein armer Mensch; er fürchtete den Gesichtskrebs zu bekommen.*)

Heda, Kamerad! ruft champagnerberauscht Herzog Pumpeo dem Grafen Sarzana zu. Ich sehe die blaue Eidechse da, wo die Schwärmer prasseln! Hu, wie sie erschrickt! Dort huscht sie zu den Mönchen hinüber, von denen sie einer vielleicht in seinen Sack steckt und nach Santa-Maria trägt. Sie ist eine „Beate" (Frömmlerin)! Alle Eure Mühe, sie zu bekehren, scheint mir vergebens, Bruder — oder soll's vielleicht heißen:

*) Cardinal Wiseman's „Erinnerungen an Gregor XVI.".

Freut Euch, Ihr Jungen!
Die Alten bezahlen!
Die Alten bezahlen,
Nur müßt ihr nichts sehen —
Nur müßt ihr nichts hören —!

Weiter kam eine Lästerung auf Ceccone nicht. Die „Tochter der Luna“ und die „Creolin“ war nun auch die „blaue Eidechse“ und sogar eine „Frömmlerin“ geworden.

Der Graf und der Herzog wandten sich armverschränkt beide dem linken Flügel der „Brezel“ zu, wo erstens die Champagnerströme reichlicher flossen, zweitens die alte Fürstin Rucca, zornig mit den Augen runzelnd, auf Pumpeo, ihren Ritter, wartete und drittens eine wahre Batterie von Schwärmern losplatzte. Das gab ein Angstgeschrei, wo die muthgebenden Soldaten nicht fehlen durften.

Der Bräutigam kam inzwischen mit einer Dame zurück, die heute nicht zu den freudestrahlenden gehörte. Auch die Toilette der Herzogin von Amarillas verrieth ihre Trauer. Die Veilchen sind eine Blume, vor welcher bekanntlich jede Römerin, obgleich an Blumenduft gewöhnt, eine bis zur Ohnmacht gehende Abneigung hat — dennoch war das schwarzseidene Kleid der Herzogin ganz von blauen Veilchen durchwirkt; schwarze Spitzen saßen am Leibchen und am Rock. Auch die grauen Haare waren in schwarze Spitzen gehüllt. Und nur um den Cardinal nicht zu sehr zu einem jener Blicke zu reizen, die ihm zuweilen, „bis zum Tod verwundend“, zu Gebote standen — seit einiger Zeit war er in dieser Art gegen sie wie ein Skorpion geworden — hatte sie dem Anlaß der Freude, die zur Schau getragen werden sollte, das Opfer gebracht, Hals und Arme mit dunkelrothen Korallen und die Spitzen, die das graue Haar verhüllten, mit frischen Granatenblüten zu schmücken. Warum soll sie erfahren, fragte sie

durchgesetzt ist, so sprach dann Principe Ercolano tage- und wochenlang nur von dieser Einen Sache, nur von der Kunst, Handschuhe zu verfertigen aus Rattenleder, welches eine Idee **war**, die der Verwaltung des Steuerwesens Muth geben sollte, die nördliche Generalpacht im Hause der Rucca's erblich zu lassen — sie besteuerte sogar die Ratten! Jetzt suchte er nur noch nach der Herzogin von Amarillas, die wegen Pater Vincente um Rath gefragt werden sollte.

Graf Sarzana hatte soeben noch mit der Herzogin gesprochen. Auch die alte Fürstin suchte die Herzogin, wie deren Cavaliere servente, Herzog Pumpeo, versicherte. Herzog Pumpeo wollte in gerader Linie von Pompejus abstammen. Auch er war ein armer Nobelgardist, ein Krösus aber an guter Laune und selbst für Se. Heiligkeit ein Spaßmacher, wenn gerade an ihn der Dienst im Vorzimmer oder bei der kleinen Garçontafel des Stellvertreters Christi kam. Se. Heiligkeit ließ damals den Cardinal schalten und walten — und um nichts zu verschweigen, sagen wir es offen: Der „Zauberer von Rom" war bitter krank. Der „Träger der Himmelsschlüssel", der „Patriarch der Welt", der „Vater der Väter", der „Erbe der Apostel", der „Hirt der Heerde", war ein armer Mensch; er fürchtete den Gesichtskrebs zu bekommen.*)

Heda, Kamerad! ruft champagnerberauscht Herzog Pumpeo dem Grafen Sarzana zu. Ich sehe die blaue Eidechse da, wo die Schwärmer prasseln! Hu, wie sie erschrickt! Dort huscht sie zu den Mönchen hinüber, von denen sie einer vielleicht in seinen Sack steckt und nach Santa-Maria trägt. Sie ist eine „Beate" (Frömmlerin)! Alle Eure Mühe, sie zu bekehren, scheint mir vergebens, Bruder — oder soll's vielleicht heißen:

---

*) Cardinal Wiseman's „Erinnerungen an Gregor XVI.".

Freut Euch, Ihr Jungen!
Die Alten bezahlen!
Die Alten bezahlen,
Nur müßt ihr nichts sehen —
Nur müßt ihr nichts hören —!

Weiter kam eine Lästerung auf Ceccone nicht. Die „Tochter der Luna" und die „Creolin" war nun auch die „blaue Eidechse" und sogar eine „Frömmlerin" geworden.

Der Graf und der Herzog wandten sich armverschränkt beide dem linken Flügel der „Brezel" zu, wo erstens die Champagnerströme reichlicher flossen, zweitens die alte Fürstin Rucca, zornig mit den Augen runzelnd, auf Pumpeo, ihren Ritter, wartete und drittens eine wahre Batterie von Schwärmern losplatzte. Das gab ein Angstgeschrei, wo die muthgebenden Soldaten nicht fehlen durften.

Der Bräutigam kam inzwischen mit einer Dame zurück, die heute nicht zu den freudestrahlenden gehörte. Auch die Toilette der Herzogin von Amarillas verrieth ihre Trauer. Die Veilchen sind eine Blume, vor welcher bekanntlich jede Römerin, obgleich an Blumenduft gewöhnt, eine bis zur Ohnmacht gehende Abneigung hat — dennoch war das schwarzseidene Kleid der Herzogin ganz von blauen Veilchen durchwirkt; schwarze Spitzen saßen am Leibchen und am Rock. Auch die grauen Haare waren in schwarze Spitzen gehüllt. Und nur um den Cardinal nicht zu sehr zu einem jener Blicke zu reizen, die ihm zuweilen, „bis zum Tod verwundend", zu Gebote standen — seit einiger Zeit war er in dieser Art gegen sie wie ein Skorpion geworden — hatte sie dem Anlaß der Freude, die zur Schau getragen werden sollte, das Opfer gebracht, Hals und Arme mit dunkelrothen Korallen und die Spitzen, die das graue Haar verhüllten, mit frischen Granatenblüten zu schmücken. Warum soll sie erfahren, fragte sie

in ihrem bei alledem stolzen und festen Tone, daß Pater Vincente zugegen ist —?

Sie ist so verdrießlich! fiel der besorgte junge Ehegatte ein. Wir müssen es ihr auf alle Fälle sagen — Durchaus!

Die Herzogin erwiderte nicht minder mismuthig: Sie kennen die Bescheidenheit des heiligen Mannes. Olympia wäre fähig, ihn in die Gesellschaft zu rufen und mit ihm zu — kokettiren —! Das letzte Wort allerdings unterdrückte sie.

Sie will ihn zum Cardinal machen! Ehe es Fefelotti ohnehin thut! Wir müssen ihn aufsuchen!

Thun Sie das nicht! sagte die Herzogin. Ich werde es ihr selbst sagen und dann hören, was sie etwa wünscht. Die Ernennung eines einfachen Mönches zum „Cardinal" überraschte sie nicht. Sie kannte die Maxime der ehrgeizigen Cardinäle, für die Papstwahl entweder sich selbst in Bereitschaft zu halten oder, falls sie unterliegen sollten, irgendeine der unschädlichen, ihnen verpflichteten Puppen, die zuweilen mit dem Cardinalshut bedacht werden. Pater Vincente's Geschichte war dem gesammten italienischen Klerus bekannt.

Das Feuerwerk entfaltete sich noch nicht in seinem vollen Glanze. Die Bravis erschollen von nah und von fern nur noch wie eine Ironie über die Verzögerung. Das Gewühl des Volks wurde größer und größer. Die abgetragenen Schüsseln gingen indessen bei den Mönchen und Repräsentanten der Spitäler und Bettlerherbergen um. Noch unter dem Knallen der Champagnerkorke begannen die Austheilungen. Manche der devoten Frauen, der „Beaten", betheiligten sich an der Uebermittelung der Gaben. Ihre goldbetreßten Diener standen ihnen dann zur Seite und überwachten — auch die glänzenden Schmuckgegenstände, die sie trugen.

Olympia, die „Braut von Rom", besaß entweder die Reiz-

barkeit aller kleinen Gestalten, im Gewirr vieler Menschen nicht mit den Ansprüchen, die ihnen gebühren, hervortreten zu können, oder ihre Stimmung war in der That voll Verdruß. Sie lief nach rechts und nach links, redete mit diesem und mit jenem und trug auf der Stirn den ersichtlichsten Ausdruck der Nichtbefriedigung. Ganz so mürrisch, wie sie heute in der Frühe in der Kirche S. S. Apostoli den Ceremonieen der Trauung beigewohnt hatte, sah sie jetzt das „Bouquet" des Festes, das Feuerwerk herannahen. Schon mahnten die Schwiegerältern, ob es nicht passender wäre, sie führe während des Feuerwerks mit ihrem Gatten ganz in der Stille in das Palais der Stadt, das sie in der Nähe des Pasquino bewohnten — jenes alten Steinbildes, an dessen Fuß seit urältesten Zeiten die Satiren Roms angeklebt werden und von dessen Sockel die Polizei seit einigen Tagen jeden Morgen in erster Frühe Spottverse abgerissen hatte, die den Cardinal ernstlich an die Zeiten mahnen ließen, wo Sixtus V. solchen Pasquinospöttern die Zungen ausreißen ließ — Aber gerade vor diesem Augenblick der Abfahrt schien Olympia Furcht wie zum Entfliehenmüssen zu haben. Sie stand niemand Rede — dem Gatten nicht — dem triumphirenden „Onkel" nicht.

Ceccone weidete sich an seinem Liebling. Ihre Bewegungen und ihr Erscheinen kündigten sich wenigstens durch das Rauschen des schweren Seidentaffetkleides an, das sie unter ihrer Brautrobe von Spitzen trug. Den bronzenen Hals schmückte ein Collier von Diamanten. Noch wehte ihr von der Trauung her und von der Messe, die das junge Paar hatte anhören müssen, von den conventionellen Andachten, welche den Tag über an gewissen großen Altären gehalten werden mußten, und von dem Besuch bei Sr. Heiligkeit, der gemacht werden mußte, um den Segen des armen mit Tüchern umwundenen Mannes zu empfangen, der kostbare Spitzenschleier im Haar — jetzt war er, statt der Myrte,

mit einem Kranz von Orangenblüten umgeben. Dieser welkte nun schon, die aus den gleichen Blüten bestehenden Bouquets, die auf dem Kleide in gewissen Zwischenräumen befestigt saßen, welkten nicht minder — die Hitze des innern Saals, wo Olympia gesessen, war zu groß. Sie riß nur und zerrte an allem, was sie hinderte. „Sie ist schön, wenn sie liebt" — hatte im vorigen Jahre die Herzogin gesagt. Heute liebte Olympia nicht.

Ein kurzer Augenblick — hinter einer großen, von Hortensien gefüllten Marmorvase — und Ceccone konnte seinen Liebling an sich ziehen und ihn voll väterlicher Bestürzung fragen: Aber was hast du nur, mein geliebtes Kind? Was ist dir heute?

Jettatore anche voi! zischte Olympia mit rauher Stimme, stampfte den Fuß auf und stieß die weichen Hände des Priesters zurück. Alle Welt will, daß ich sterben soll! setzte sie fast weinend hinzu.

Und ein solches Wort — dem „Onkel" —!

Olympia hatte gesagt, Ceccone wäre gleichfalls ein für sie mit dem „bösen Blick" Behafteter, ein „Jettatore", „wie alle Welt!" Das der Dank, daß er der öffentlichen Meinung trotzte und, ungeachtet aller vom Pasquino abgerissenen Satiren auf die „Donna Holofernia", auf die Vermählung derselben mit dem jungen „Judas Ischarioth Seckelträger junior", und ähnlicher Anspielungen, scheinbar heute so sorglos und unbefangen sein Haupt erhob! Auch er hatte ja der Sorgen genug — aber im Augenblick genügte ihm vollkommen der lärmende Antheil der ewigen Stadt an seiner Person, die unabsehbare Wagenreihe der hohen Aristokratie und Prälatur, die sich bis in die dunkeln Schatten der Landstraße hin verlor. Und nun ein solcher Ausbruch der Nichtgenüge bei dem geliebten Kinde, das sich oft schon auch gegen ihn zu empören anfing! Er flüsterte: Täubchen! Liebchen —! Pappagallo —! Fiori di luce —!

Suche dir die „Tochter der Luna"! erwiderte sie höhnisch und
...te fort.

Der Onkel lachte über die „Eifersucht" seiner Nichte.

Da wandte sie sich noch einmal. Onkel! sagte sie zornig.
...e nicht! Ich möchte in diesem Augenblick geradezu sterben!
... wünschte, du hättest nur meinetwegen an den Pasqualetto
...hrieben — nach Porto d'Ascoli — ich weiß es —!

Jesu! flüsterte der Cardinal, wurde kreidebleich und sah sich
...rgt um. Welchen Namen nennst du da? Pasqualetto — St!
...rbrach er aufs strengste Olympiens Gegenrede.

Eben ging der alte Rucca vorüber, spitzte die Ohren, grinste
...sam und sagte für sich: Eh! Eh! Eh —! ... Vieldeutige
...te! Olympia hatte einen Namen genannt, den er gehört zu
...en schien. Er wandte sich halb und halb zum Zuhören und
...ugelte einer Schwiegertochter, deren Hochzeit — mit seinem
...längerten Pachtcontracte, ja sogar wirklich mit dem Räuber-
...ptmann Pasqualetto zusammenhing.

Ceccone winkte ihm mit graziöser Handbewegung, zu gehen.
...h ist sie mein! sprach er süß und vor allen näher herantre-
...en Zeugen mit „seinem Herzen" prahlend. Dann legte er die
...en weichen Hände auf das Haupt der kleinen Meduse, zog sie
...er die Hortensienvase zurück und flüsterte: Wie kannst du hier
... Pasqualetto reden —? Was soll er?

Mich stehlen und in seine Berge schleppen! erwiderte
...mpia.

Ich beschwöre dich, süßer Papagai! fuhr der besorgte Vater
... und wollte Olympia noch weiter ins Dunkel mit sich fort-
...en, um sie herzinniger zu küssen, vielleicht sie an den Wagen
...führen, den der junge Gatte zu jeder Minute bereit zu halten
...prochen hatte. Schon rief er nach dem Mohren, der in der
...ufe den frommen Namen Chrysostomo bekommen hatte.

Statt des Chrysostomo kam jedoch der ganze Schwarm der Gäste. Die Leuchtkugeln hatten gerade die Vase mit den Hortensien erhellt und wo die Braut war, mußten doch alle sein; niemand erzürnte gern die wilde Olympia! Es klang ihr jetzt ganz zu Sinne, daß ihr Gatte verspottet wurde über die Verzögerung des Feuerwerks. Die Raketen haben den Schnupfen! hieß es. In die Cascatellen ist Wasser gekommen! Die „Feuerräder" haben die Achse gebrochen! Man fürchtet, die „Frösche" werden hüpfen wie die Flöhe! Wie die — Flöhe! Wer solche Italienerworte in dieser Sphäre hätte für unziemlich halten wollen, mußte eine deutsche oder französische Bildung haben. Der Südländer kennt für die offene Namengebung dessen, was natürlich ist, keine Scheu.

Inzwischen machte die Herzogin von Amarillas einen Versuch, sich Olympien zu nähern. Aber gerade ihr entzog sich diese. So beschloß die Herzogin, ihre Nachricht und den Auftrag über den Pater Vincente für sich zu behalten. Auch sie suchte dem endlich beginnenden Feuerwerk zu entkommen. All diese Freude, vollends das Knistern und Knattern, diese Bravis und Ausrufungen waren der Mutter Giulio Cesare's nicht zu Sinn. Sie suchte den Garten, den zwar nicht unbelebten, aber dunklen Park; letzterer versprach an seiner äußersten Grenze Einsamkeit. In diesem Verlangen nach dem Pater Vincente, das die Braut ausgesprochen hatte, lag, nach ihrer Deutung, ein ihr wohlbekannter Ausdruck des Zorns über Benno's Nichtanwesenheit, sein gänzliches Verschwundensein nach den beiden Märchenwonnentagen von Wien, der Reue über die allzu schnelle Ernennung seines „Vetters" Bonaventura zum Bischof von Robillante!

Benno hatte sich im vorigen Jahr nach Rom begeben und war dort nicht länger geblieben, als bis — die Mutter und Olympia ankamen! Da hatte es ihn wieder getrieben, nach

dem Süden zu entfliehen. Er hatte sich aufs Meer begeben, war über Sicilien, Malta, Genua, Nizza nach Robillante gereist, wo er in diesem Augenblick bei Bonaventura verweilte. Mit der Mutter stand er im Briefwechsel, schrieb ihr unter fremden Adressen — sie hatte die ganze Bürgschaft seiner Liebe und Zärtlichkeit für sich; aber vor einem Zusammenleben mit Olympien erfüllte ihn ein ahnungsvolles Grauen. Aus dieser Mißachtung der ihm doch so auffallend und offen in Wien ausgesprochenen Liebe Olympiens war eine Gefahr für die Herzogin selbst, für Benno, für alle seine Beziehungen entstanden. Die Theilnahme, welche die Mutter für ihn nicht verleugnen konnte, wurde ihr von Olympien aufs heftigste verdacht. Nun mußte gar auch noch die Herzogin in Wien ein junges Mädchen gefunden haben, das, der italienischen Sprache vollkommen mächtig, anfangs nur die Vermittelung mit den deutschen Verhältnissen erleichtern sollte, eine wohlberufene Convertitin, die von einer glühenden Sehnsucht nach Rom verzehrt wurde. Die Herzogin hatte den Auftrag erhalten, die Würdigkeit dieser Empfohlenen zu prüfen. Sie sah sie, war von einer auffallenden Aehnlichkeit derselben mit ihrem Kinde Angiolina gerührt und es fehlte nur noch die Bekanntschaft dieses Mädchens mit Benno und Bonaventura, um sie sofort festzuhalten.

Lucinde Schwarz war es selbst, die für die Stellung der Herzogin gefährlich zu werden drohte. Sie liebte es nicht, ungefragt von ihrer Vergangenheit zu sprechen. Sie war nie in der Stimmung, gern von Schloß Neuhof, vom Kronsyndikus, Jérôme von Wittekind zu berichten. Die Erwähnung fand sich jedoch zufällig und da stand sie, schon in Wien, den ihr mit auffallendem Eifer gestellten Fragen Rede. Die Herzogin horchte ihren Mittheilungen voll Erstaunen. Auf die Länge war sie von Lucinden seltsam abgestoßen und ebenso wieder angezogen. Man

nahm sie dann nach Italien mit. Erst später zeigte sich die Gefahr dieser „Eroberung“; so hatte sie Ceccone, von Lucindens Geist überrascht, genannt. Lucinde gewann über alle ihre neuen Umgebungen Einfluß, über den jungen Principe sowol, wie über Olympien und den Cardinal selbst. Sogar Olympia war schon eifersüchtig auf „die Tochter der Luna“. Rom hatte allerdings Lucinden ganz verjüngt.

Das dicht an die Terrasse, die zur Verlängerung des Speisesaals umgewandelt war, stoßende Bosquet bestand aus einer Pflanzung von Nuß- und Kastanienbäumen. Aus dem mäßigen Umfang desselben heraus führten Gänge von beschnittenen Buchsbaum- und Cypressenwänden auf kleine Rotunden, in deren Mitte aus Farrnkräutern und Vergißmeinnicht heraus Springbrunnen plätscherten oder Marmorstatuen glänzten, von blühenden Cactus, von feurigen Schwertlilien umgeben. Nun kamen die rechts zu den Gärten des Lateran sich hinziehenden Beete. Sie folgten sich in Abdachungen, die zu Cascatellen benutzt und von Grotten, von Muschel- und Marmorverzierungen unterbrochen wurden. Zur Linken, jenseits der großen Platanenallee und des flimmernden Wassersturzes führten riesige Taxuswände zu einer Altane, von welcher abwärts sich ein weites Feld von Weinstöcken, wie ein einziges grünes Dach, auf die Landstraße erstreckte. Dorthinauf, wo sich's unter wilden Lorberblättern ausruhen ließ, zog es die von den schmerzlichsten Ahnungen erfüllte Herzogin.

Eine Weile noch wurde sie auf ihrem Wege von einem Naturspiel aufgehalten. Das Licht des Mondes und der Widerschein des Feuerwerks wurden in ihren magischen Wirkungen übertroffen noch von zahllosen Glühwürmern, die bald grün, bald roth aufblitzend die Luft durchschwammen, auf den Sträuchern und Blumen wie Edelsteine funkelten, unwillkürlich die Hand lockten, die Luft zu durchstreifen und somit nach eitel Funken und Licht zu haschen.

In diesem Augenblick glaubte die Herzogin die „Tochter der Luna" zu sehen, die am äußersten Ende eines der in den Ziergarten einmündenden Heckenwege — seltsamer Anblick —! offenbar von zwei Mönchen verfolgt wurde.

Sie staunte dieses Anblicks. Sollten von den geistlichen Bettlern an der Pforte zwei so verwegen gewesen sein, sich hierher zu wagen? Oder konnte sich in maskirter Verhüllung Räubervolk eingeschlichen haben? Eben waren die Mönche und die fliehende Donna Lucinde verschwunden. Oder hatte sie sich getäuscht? Hatte das mondlichtfarbene Kleid der Gesellschafterin sie irre geführt —?

Da hörte sie das Lachen des Herzogs Pumpeo. Offiziere kamen und junge Prälaten, durch Champagnerlaune von den alten Damen zu den jungen vertrieben. Einige der schönsten hüpften an ihrem Arm — doch gleichsam nur auf der Flucht vor den gefährlichen Feuerfröschen —

Die Herzogin blieb stehen. Fast wurde sie umgerannt von dem aus einem andern der Gänge eilend ihr entgegentretenden Conte Sarzana. Sahen Sie die beiden Mönche, Graf? fragte die Herzogin ängstlich —

Die der Donna Lucinda folgten? antwortete Sarzana mit Theilnahme. Wo sind sie? Ich habe ihre Spur verloren!

Beide durchkreuzten den Gang, den die übrige Gesellschaft heraufkam, und eilten der dunklern Gegend jenseit der Platanenallee zu. Der am Ende derselben funkelnde Wasserfall gab einen Schein von Belebung des Gartens, der sich indessen nicht bestätigte. Alles blieb einsam und für Frauen gefahrvoll. Jetzt rief der Graf: Ich sehe sie! Dort beim Aufgang auf die Altane! Was wollen die Frechen?

Conte Agostino Sarzana lief mit seinen hohen Reiterstiefeln die nothwendigen fünfzig Schritte voraus und rief auf halbem

Wege bereits dem nächsten der Mönche ein donnerndes: Que commandø? zu. Als er näher gekommen, fand er Donna Lucinda, mit geisterhafter Blässe, im Gespräch mit den beiden Mönchen begriffen, die von ihm unausgesetzt wie Eindringlinge angerufen und für verkappte Gauner erklärt wurden. Allerdings ging durch die Stadt das Gerücht, in einer Herberge am Tiberstrand hätte man heute den berüchtigten Räuber Pasquale Grizzifalcone gesehen aus der Mark Ancona, das Haupt aller Räuber- und Schmugglerbanden der adriatischen Meeresküste. Nicht unmöglich, daß diese Mönche seine verkappten Genossen waren.

Die lange schlanke Deutsche hielt einen Brief in der Hand und sagte mit zitternder Stimme und im besten Italienisch: Vergebung, Herr Graf! Es sind — zwei Landsleute von mir! Sie ersuchen mich nur, eine Bittschrift an mich zu nehmen. Ich werde sie besorgen, ihr — frommen — Väter —! Lassen Sie beide in Güte ziehen, Herr Graf! Willkommen in Rom, Pater — Sebastus und Frater — Hubertus! Wir sehen uns doch noch? San-Pietro in Montorio! Gewiß! Gewiß —! Felicissima notte!

Aber die beiden Mönche standen lichtgeblendet — wie Saulus am Wege von Damascus. Sie konnten sich nicht trennen.

Inzwischen war die Herzogin näher gekommen. Sie erschrak beim Anblick Lucindens, die außerordentlich erschüttert schien. Aber noch mehr entsetzte sie sich vor dem Anblick eines dieser Mönche, der mit seinem kahlen und beinahe fleischlosen Kopf aus seiner niedergefallenen Kapuze ein Bote des Todes schien.

Die Begleiter des Duca Pumpeo, jetzt ohne die Damen, kamen näher, nahmen die Mönche in die Mitte und geleiteten sie aus dem Garten. Graf Agostino erhielt von Lucinden die

Bitte, sie zu verlassen. Als er es trotzdem nicht that, folgte fast der Befehl.

Die Herzogin sah Lucinden noch wie betäubt an den Sockel einer Statue sich lehnen, von welcher aus man auf die Plateforme jener Altane schreiten konnte. Ringsum war es hier dunkel. Die dichtbelaubten Bäume warfen düstere Schatten. Die Herzogin widerstand nicht, Lucinden zu folgen. Diese drängte auf die Altane hinauf, als fürchtete sie entweder hier unten zu ersticken oder aufs neue den Mönchen zu begegnen. Sie sind ja auf den Tod entsetzt, mein Kind! sprach sie theilnehmend. Erholen Sie sich! Diese zudringlichen Bettler in Rom! Die Bittschrift war sicher nur ein Vorwand —!

Lucinde schlich nur langsam die Erhöhung hinauf. Oben angekommen, sagte sie: Nein, nein —! Ich kannte sie beide sehr wohl! Ich wußte, daß sie in Rom sind — aber, ich hätte sie lieber, das ist wahr, vermieden; ich — mag nichts mehr von Deutschland hören! Die Bittschrift ist — an den Bischof — von Robillante. Ich will sie besorgen —

An den Freund meines Cesare! staunte die Mutter still für sich und hätte jetzt fast gewünscht, die Mönche wären nicht vertrieben worden.

Beide Frauen blieben auf der einsamen Altane, wo sie sich auf Sesseln von Baumzweigen niederließen, unter einem Dach von künstlich gezogenem Lorber. Vor ihnen lag, vom Mond beschienen, jenes große stille Meer unabsehbarer Weinstockgewinde. In der Ferne glänzte Feuerwerk und lärmte das Volk, das jeder Rakete ein Evviva! rief.

Obgleich Lucinde sich allmählich zu fassen schien, kam doch die Herzogin nicht mehr auf die Mönche zurück. Gerade diese durch Benno bedingten Wallungen des Interesses zu verbergen, besaß sie eine volle Gewandtheit. Sie pries die erquickende Er-

lösung von dem rauschenden Gewühl, das sich nicht verziehen wollte. Dabei saßen sie so, daß sie durch die Büsche zugleich die Künste des Feuerwerks und über die Weingärten hinweg den stiller gebliebenen Theil der Gegend beobachten konnten. O, hier sind wir sicher vor dieser bunten Posse! sagte die Herzogin. Tritt die Lüge in dieser Welt so rauschend auf, wie sollte sich erst die Wahrheit ankündigen dürfen —!

Die Wahrheit feiert ihre Triumphe in der Stille! entgegnete Lucinde, immer noch athemlos. Diese Triumphe sind die Glühkäfer des Geistes, die uns nur auf einsamen Wegen umschwirren! Wie heißt die Pflanze da, worauf ich immer diese Thierchen, wie die Lichter auf unsern nordischen Weihnachtsbäumen, antreffe —? Lucinde rang nach dem Ton der Gleichgültigkeit.

Die rothen Disteln? sagte die Herzogin. Das sind Artischocken!

Wächst so dummes Gemüse hier so wild und schön! Carciofoli! Ganz recht! erwiderte Lucinde erschöpft.

Eine kurze Pause trat ein. Beide Frauen bewegten ihre Fächer und wehten sich Kühlung zu. Mancher scherzhafte Vorfall des Tages, manche Neckerei an der Tafel, mancher Schmuck, manche überladene Toilette ließen sich besprechen. Bald jedoch stockte das Gespräch. Es zeigte sich — diese beiden Frauen mußten anfangen eine sich für ein Hinderniß der andern zu halten. Die Herzogin hatte sich längst gesagt: Hier ist meine Zeit um! Olympia ist meiner Führung entwachsen! Selbst den Cardinal, ihren Vater, lehnt sie für ihre neue Einrichtung als täglichen Gast ab — Schon hat sie's ihm angekündigt. Ceccone sucht — eine neue Häuslichkeit! Diese Lucinde — lockt, reizt ihn —! Ich sah es heute, er schien über sie ganz außer sich. Lucinde sollte, wie sich gebührt, zu Olympia ziehen. Diese lehnt aber auch Lucinden ab ... Soll also ich jetzt —? Ich —? Ich ahne, was Ceccone aus ihr und — mir machen will! Um sie

„mit Anstand“ zur Nachfolgerin — der Herzogin von Fossembrona, der Marchesina Vitellozzo zu machen, soll ich — als Deckmantel dienen —? Nimmermehr! Das zu verweigern bin ich — jetzt schon allein Benno schuldig, wenn nicht mir selbst.... Was will aber Graf Sarzana? Diese Abenteurerin — wie sie Benno in seinen Briefen schildert — interessirt auch den Grafen Sarzana! Freilich — diese Sarzana's sind arme Teufel!

So empfand die Herzogin. Da sie aber klug und verstellungssicher war, so nahm sie das Gespräch nach einer Weile wieder in friedlichem Sinne auf und sagte: Es ist wahr, das Leben bringt es mit sich, daß nur zuweilen die Stacheln der Disteln, das sind ja Artischocken, jenen nordischen Weihnachtsbäumen gleichen, die ich kenne! Die Illumination der Lüge muß uns ermuthigen, an diese kleinen Glühkäfer in der Nacht der Wahrheit und das hellste Licht, das Aetherlicht — des Schmerzes, zu glauben —! Und da Lucinde nicht zu hören schien, sondern nur den von den Mönchen empfangenen Brief träumerisch betrachtete und ihn seufzend in ihrem Busen barg, so bemerkte sie forschend: Eine Bittschrift an den Bischof von Robillante, sagten Sie —? ... Ist es wahr, fuhr sie fort, daß dieser Priester eine Gräfin liebte, die seit einigen Monaten die Gattin des Grafen Hugo von Salem-Camphausen geworden ist —?

Lucinde fixirte die Herzogin mit scheuen unheimlichen Augen. Nun erst recht antwortete sie nicht. Es fiel ihr ein, daß sie mit einer Frau zusammensaß, gegen die sie sich seit einiger Zeit hatte entschließen wollen einem Serlo'schen Gedanken Gehör zu geben, der in dessen Denkwürdigkeiten so lautete: „Wenn ihr doch nur nicht ewig von Pflichten der Dankbarkeit bei Diensten reden wolltet, die euch keine Opfer gekostet haben —!“

Die Herzogin sprach sorglos, der bittern Stimmung ihres Herzens folgend: Graf Hugo liebte — das hört' ich und sah' ich auch in Wien — ein junges Mädchen, das sich aus Verzweiflung — um ihr Schicksal — den grausamsten Tod gab. Ach, ich sah — ihre — Leiche! Aber ich sah auch des Grafen Trauer. Er schien mit dem Leben abzuschließen und doch — doch — wie mögen auch bei seiner Vermählung die Raketen gestiegen sein —! Erinnern Sie sich in Wien der schönen Altane, der wir Abschied sagten am Tage vor unserer Abreise —? Tiefer Schnee lag auf den düstern Tannen ringsumher —

Ich erinnere mich! antwortete jetzt Lucinde, die sich von Klingsohr und Hubertus allmählich in die Gegenwart zurückfand. Sie betonte scharf. Schon wieder hatte sie der Herzogin Zurücksetzungen nachzutragen, die diese ihr in Mienen und Worten heute an der Tafel widerfahren ließ.

Ob wol das junge Paar an derselben Stelle wohnt, wo — die — arme — Geliebte — mit zerschmettertem Haupte lag —? fuhr die Mutter Angiolinens, nichts ahnend von Lucindens gegen sie so gereizten Empfindungen, fort.

Das — junge — Paar wohnt — in der Stadt! berichtete Lucinde von dem in der That geschlossenen Bunde Paula's und des Grafen Hugo.

Es trat eine lange Pause ein. Ein leiser weicher Windhauch kam vom Südmeer. Im Weinberg zitterten die Blätter...

Es ist doch gut, daß wir den Gespensterglauben haben! sagte die Herzogin feierlich. Wenigstens fürchten wir uns noch zuweilen ein wenig vor den Gräbern —! Die Alten verbrannten ihre Todten, glaubten aber doch auch an eine strafende Wiederkehr; der Geist des ermordeten Cäsar erschien den Mördern in der Schlacht bei Philippi. Die Christen wollten von den Todten so wiedererstehen, wie sie in ihrer schönsten Lebenszeit ausgesehen

hatten. Angiolina hieß — sie —! Sahen Sie schon die Katakomben drüben —? unterbrach sich die Erinnerungsverlorene. Dort blitzt eine goldene Spitze im Mondlicht auf. Das ist Santa Agnese! Dort steigen Sie einmal nieder mit einem guten Führer. Philippo Neri, der Heilige, hat da unten wochenlang gewohnt. Die Erde ist hier ringsum durchhöhlt. Christen- und Römergräber liegen in Eins. Ein Leichenfeld! Das Leben ist's —! Ja, wer war doch der eine dieser Mönche? Er sah wie der Tod aus!

Wie die Auferstehung —! hauchte noch Lucinde für sich; nun aber war der erste Schrecken bei ihr vorüber und sie hatte sich, wie in solchen Fällen immer, wieder in die gegenwärtige Lage zurückgefunden. Ihr Auge fixirte die Herzogin immer unheimlicher, sodaß diese über die fast schielenden Blicke des Mädchens erschrak.

Im Suchen nach einem gleichgültigen Gespräche schilderte Lucinde die Unzufriedenheit der jungen Fürstin Rucca. Da betonte sie sehr scharf den Namen Benno's — sie that letzteres seit einiger Zeit in Gegenwart der Herzogin öfters. Sie hatte bemerkt, daß diese in einer geheimen Beziehung zu Benno stand. Schon in Wien hatte sie das Interesse beobachtet, das sie an ihrem frühern Aufenthalt in Deutschland, an Witoborn, an Schloß Neuhof nahm. Daß sie eine Sängerin gewesen, wußte sie. Aus Leo Perl's Bekenntnissen kannte sie einen gewissen Betrug, den dieser an einer allerdings nicht genannten Sängerin hatte ausführen helfen. Durch ihre wühlende Combination war sie auf den Gedanken gekommen, ob jene „zweite Frau" des Kronsyndikus, die damals in jener Nacht in Kiel der vom Wein Aufgeregte und schon an Wahnsinnfällen Leidende mit dem Degen von sich abwehren wollte, nicht diese jetzige Herzogin von Amarillas sein könnte. Ihrem Spürsinn entging von jeher nichts, was

sich irgendwie aus auffallenden Daten solcher Art als zusammengehörig verknüpfen ließ. Sie hatte auch schon Benno's hinlänglich ihr bekannte, im Familienkreise der Asselyn's und der Dorste's oft besprochene „dunkle Herkunft“ in den Kreis ihrer Combinationen gezogen und staunte schon lange über Benno's Aehnlichkeit mit dem Kronsyndikus und mit der Herzogin. Sie verfolgte diese Gedanken stets und stets seit dem Augenblick, wo sie bemerkt zu haben glaubte, daß die Herzogin oft so wohlgefällig über sie lächelte, sie gering behandelte und zurücksetzte. Heute war Graf Sarzana, als er ihr den Arm geboten hatte, geradezu von der Herzogin auf eine andere Dame verwiesen worden. Diese Kränkung hatte sie nur vergessen, weil sie später von Huldigungen genug überschüttet wurde. Solche Geringschätzungen konnten sich wiederholen; daher sagte sie mit scharfspähendem Blick und sich aller der Vortheile erinnernd, die ihr über die ganze Familie der Asselyns zu Gebote standen: Der Todtenkopf? Nach dem fragten Sie? Den lernte ich in Witoborn kennen, in dessen Nähe ein Kloster liegt. Es ist das Familienbegräbniß jener Wittekind-Neuhof, nach denen mich Ew. Hoheit oft schon gefragt haben — Der vor länger als einem Jahr verstorbene Stammherr, der Kronsyndikus genannt, hat in einem Wortwechsel den andern, dem zweiten Mönch, den Sie sahen, seinen Vater erstochen. Das unglückliche Opfer eines höchst jähzornigen Charakters hieß Klingsohr und war des Freiherrn Pächter. Der Todtenkopf war des Freiherrn Förster und hieß Franz Bosbeck. Letzterer stammt aus Holland, war in Java, gewann auf dem Schloß Neuhof eine Stellung durch die Liebe einer bösen Frau, die dort regierte, Brigitte von Gülpen. Nun, glaub' ich, hing sein Schicksal so zusammen: Da sein Herz an einem andern Wesen hing, rächte sich jene böse Brigitte und veranlaßte den Entschluß ihres Verlobten, der seine wahre Liebe durch den Tod

verlor, sich in ein Kloster zu flüchten. In Indien soll er von den Gauklern Künste der Abhärtung gelernt haben, die ihn trotz Entbehrungen und Strapazen rüstig erhalten. Der eine der beiden Mönche hatte eine Sehnsucht nach Rom, die vom andern aus mir unbekannten Gründen getheilt wurde. So entflohen sie beide aus ihrem Kloster, saßen oder sitzen noch dafür auf San-Pietro in Gefangenschaft und richten nun, wie sie mir mittheilen, in diesem Schreiben an den Bischof die Bitte, sich zu ihren Gunsten zu verwenden. Wie jeder, der einmal in Rom war, fürchten sie sich, nach Deutschland zurückzukehren.

Lucinde hielt inne. Sie wollte die Wirkung ihres mit schlagenden Momenten für die Herzogin gemischten Berichtes beobachten. Diese folgte ihr denn auch mit der höchsten Spannung. Aber Lucinde hatte in der Kunst der Beherrschung ihre Meisterin gefunden. Nach dem ersten leisen Zucken der Mienen, als die Worte gefallen: „Familienbegräbniß der Wittekind-Neuhof", trat trotz der aufs äußerste erregten Spannung und der blitzschnell sie durchzuckenden Vorstellung: Diese Schlange kennt dein ganzes Leben! eine Todtenkälte in die geisterhaft vom Mond beschienenen Züge der Herzogin und sie sagte nichts als: Kommt so der Nachtwind vom Meere herüber? Wovon bewegt sich nur plötzlich so das Laub in den Weinbergen? Sehen Sie nur, als wenn eine einzige große Schlange dahinkröche! So hebt es sich hier und dort und sinkt wieder zusammen — —

Lucinde hatte nur ihr Auge nach innen gerichtet. Beide Frauen waren zu tief in ihre Erinnerungen, zu tief in die Rüstung des zunehmenden Hasses gegeneinander verloren, um einer Beobachtung über den Nachtwind langen Spielraum zu lassen. Die Herzogin ging nach Lucindens Mittheilungen in die Worte über: Ich würde vorschlagen, die Bitte lieber dem Cardinal, bei dem Sie ja allmächtig zu werden anfangen, mitzutheilen,

wenn nicht — allerdings Olympiens Laune zu schwankend wäre! In der That sprach sie schon oft ihre Reue aus, einem Fremdling, wie jenem Bischof, so schnell den Fuß auf italienischem Boden gegönnt zu haben. In ihren Lobpreisungen des Pater Vincente, der sich jetzt am Thor unter den Bettlern befinden soll, erkenn' ich die Gedanken, die in Olympiens Innern Gestalt gewinnen wollen.

Lucinde beobachtete, ob die Herzogin ihr ganzes Interesse für Bonaventura kannte?

Diese fuhr fort: Auch ist der Bischof von Robillante in der That nicht vorsichtig. Dem Erzbischof von Coni hat er mehr die Spitze geboten, als einem so ganz den Vätern Jesu angehörenden, jetzt als Großpönitentiar nach Rom zurückkehrenden Prälaten gegenüber gutgeheißen werden kann. Sein Eindringen in San-Ignazio und die Trinita zu San-Onofrio hat die Dominicaner gegen ihn aufgebracht. Die Dominicaner sind in gewissen Dingen mächtiger, als die Jesuiten! Dieser Orden beruft sich auf die Privilegien der Inquisition. Der Bischof ging sogar noch an die weltlichen Gerichte. Auch das mag ein Beweis von Muth sein, bleibt jedoch für ihn und seine Lage nur eine große Unbesonnenheit. Allerdings mußten neun Waldenser, sieben Proselyten, welche die Waldenser unerlaubterweise in ihre Gemeinde aufgenommen hatten, von den Dominicanern, die sie eingezogen hatten, herausgegeben werden. Um Einen aber, der noch fehlt, kämpft der Bischof noch immer! Wie nur möglich, sich und andere um einen ketzerischen Fremden so aufzuregen! Allerdings galt sein Widerstand einem Deutschen — doch in seiner Stellung gebührte sich gerade gegen seine Landsleute die Vermeidung aller Parteilichkeit —

Lucinde horchte mit gespanntem Antheil. Sie kannte diese Gefahren Bonaventura's nur aus flüchtigen Andeutungen Ceccone's.

Schreiben Sie ihm doch alles das, wenn Sie den Brief etwa noch mit einem Couvert versehen sollten! sagte die Herzogin.

„Schreiben Sie ihm doch alles das —". Das hatte die Herzogin mit einem seltsamen Ton gesagt. Es war der Ton, der etwa sagte: Ich weiß es ja, Sie sind die verschmähte Liebe dieses Bischofs —!

Lucinde sagte, demüthig ihr Haupt senkend und nur im Blick die Fühlfäden verrathend, die sie ausstreckte: Der Bischof rechnet, denk' ich — auf den Beistand der Gönner, die ihm — hier in Rom ihre alte Neigung — sofort wiederschenken würden, wenn — Benno von Asselyn, sein — Vetter zurückkehrt und — nicht länger eine Furcht verräth, die — für einen Mann — doch kindisch ist —

Welche Furcht —? Das Muttergefühl wallte auf. Aus Besorgniß, sich durch Vertheidigung des Sohnes zu verrathen, sagte die Herzogin gezwungen lächelnd: Dürfen Sie am Hochzeitstag der Fürstin Rucca von einem Manne sprechen, der allerdings nicht der beglückte Gegenstand ihrer Liebe werden zu wollen wünscht —? Nicht zu wünschen scheint! verbesserte sich die Herzogin.

Alle Umgebungen der Herzogin und Lucindens wußten, wie das Bild der kurzen wiener Bekanntschaft von Schönbrunn und vom Prater noch immer vor Olympiens Seele stand.

In diesem Augenblick sah sich Lucinde um. Es war um sie her ein Geräusch hörbar geworden. Ueber den Fußboden eilte eine jener kleinen Schlangen, deren Augen einen phosphorescirenden Glanz von sich geben. Lucinde zog erschreckt den Fuß zurück, sah die künstliche Ruhe der an südliche Eindrücke gewöhnten und der Schlange nicht achtenden Herzogin und erwiderte nach einiger Sammlung: Benno von Asselyn fürchtet, an die bestrickende Olympia ein Herz zu verlieren, das — ich will es Ihnen verrathen — einem jungen jetzt in London

lebenden Mädchen gehört! Sagen Sie aber nichts davon der Fürstin —!

Die Züge der Mutter konnten sich jetzt nicht mehr beherrschen und verklärten sich. In ihrem brieflichen Verkehr hatte sie nie auf eine Frage nach Benno's Herzen eine deutliche Antwort erhalten ... Wen liebt — Signore — Benno? fragte sie mit einer sich bekämpfenden Theilnahme, deren leidenschaftlichen Ausdruck jedoch ihr ganzes Antlitz verrieth.

Er liebt unglücklich! sagte Lucinde immer forschender und schon mit triumphirenden Blitzen aus ihren dunkeln Augen hervorlugend. Sein bester Freund nächst dem Bischof und dem Dechanten Franz von Asselyn — Die Herzogin schlug schnell wieder ihre Augen nieder — ist ein junger reicher Kaufherr, Thiebold de Jonge. Beide wurden, ohne es zu wissen, zu gleicher Zeit von einer Liebe zu einem Mädchen ergriffen, das damals noch halb ein Kind war. Armgart von Hülleshoven ist ihr Name.

Armgart von —?

Hülleshoven! wiederholte Lucinde. Der Mutter klopfte das Herz.

Armgart von Hülleshoven! sagte die Listige noch einmal und rüstete sich, der Herzogin ein für allemal das Geringschätzen ihrer Person zu verderben. Sie ist, hauchte sie, die zärtlichste Freundin jener Gräfin Paula, von der Sie wissen, daß sie nun wirklich die Gattin des Grafen Hugo geworden ist. Schon einmal geriethen beide Freunde um diese Neigung in Streit —! Da entsagte aber einer zu Gunsten des andern. Armgart fand inzwischen Zeit, ordentlich erst ein Mädchen zu werden, das überhaupt an Liebe denken darf. Ein wunderliches Aelternpaar hat sie aus Witoborn nach England geschickt, wo sie im Hause einer Lady Elliot lebt und ihre Zärtlichkeit für zwei Liebhaber zugleich nun sogar am Widerstand gegen einen dritten prüfen kann! Dieser

hat wenigstens vorläufig das glücklichere Loos gezogen, jetzt in ihrer Nähe leben zu dürfen. Es wird Sie übrigens interessiren, zu hören, daß dies jener Wenzel von Terschka ist, der, wie man sagt, nur um ihretwillen Priestergelübde und Religion und was nicht alles aufgab.

Pater Stanislaus? sagte hocherstaunt und sich ganz vergessend die Herzogin. In der Ferne donnerten inzwischen Böller und schmetterten Fanfaren.

Sollten Sie in Ihrem Briefwechsel mit Herrn von Asselyn —... wagte Lucinde sich jetzt keck heraus.

Ich —? Mit wem? fuhr wie aus einem Traum die Herzogin auf.

Ja Sie, Hoheit, Sie allerdings — mit Benno von Asselyn —! lächelte Lucinde.

Die Herzogin war aufgestanden. An sich war die Bewegung ihres Schreckens, die zunächst, nach solcher Entdeckung, ihrer Furcht vor Olympien galt, falls diese den Briefwechsel durch Lucindens Verrath entdeckte, erklärlich. Doch konnte der Schrecken auch von etwas anderm kommen. Die Zweige hatten in nächster Nähe gerauscht, wie unter Berührung eines leise Dahinschleichenden.

Man ist doch sicher hier? konnte die Herzogin ihren Schreck maskirend, noch fragen. Da deutete sie schon mit einem Aufschrei auf die grüne Decke des Weinlaubs, woraus sich spitze Hüte und Männerköpfe erhoben. Im selben Augenblick wollte Lucinde entfliehen. Schon hatten sie jedoch von hinten zwei Arme ergriffen. Eine wilde Physiognomie, die nur die eines Räubers sein konnte, grinste sie an. Ein widerwärtiger, dem gemeinen Italiener eigner, vom Genuß des Zwiebellauchs kommender Athem nahm ihr die Besinnung. Sie konnte nicht von der Stelle.

Die Herzogin war an den Aufgang der Altane gestürzt

und rief: Räuber! Räuber! Sie rief diese Worte — sie wußte selbst nicht, ob im Schrecken über den Ueberfall oder in dem über Lucindens Voraussetzung eines Briefwechsels zwischen ihr und Benno. Sie wiederholte ihren Hülferuf muthig, trotzdem alles unter dem Weinlaub lebendig zu werden schien, wilde Männer in abenteuerlichen Trachten den Rand der Altane erkletterten, Pistolen und Dolche blitzten, Lucinde in die Arme eines Athleten geworfen wurde, der bereits die Mauer erklettert hatte, während der erste, der schon oben war und die im stillen Gespräch Verlorene von hinten überfiel, Miene machte, nun auch die Herzogin zu ergreifen. Die Räuber trugen die Tracht der Hirten, kurze Beinkleider, Strümpfe, Jacken, offene blaue Brusthemden; die Gesichtszüge waren von Bart und künstlichen Farben entstellt; die braunen sehnigen Hände eines dritten, der dem zweiten nachkletterte, drückte Lucinden, die vor Schrecken nicht einen Laut mehr von sich geben konnte, ein buntes Tuch in den Mund.

Während nun die Herzogin, halb auf der Flucht, halb wieder mit kühnem Muthe innehaltend, ihre Hülferufe fortsetzte, sah sich Lucinde schon in den Armen des Riesen, der sich, auf den Rücken zweier andern sich stützend, an die Wand festgestemmt hatte und die Beute mit den der Situation völlig widersprechenden Beschwichtigungsworten hinunterzog: Haben Sie doch keine Furcht, schönste Altezza! ... Ew. Excellenza sollen so gut schlafen, wie in Ihrem eigenen Schlosse —! Es ist nur ein Spaß, Signora Eccellenza. Tausend Zechinen! Ei, das wird eine so schöne Dame ihren Freunden doch wol werth sein —!

Lucinde sah den Muth einer Frau, die sie eben noch durch ihre Worte so scharf verwundet hatte, hielt sich jetzt an einem großen Oleanderstamm, der von draußen her die Mauer hinanwuchs, wühlte sich in dessen schwanke Zweige, die sie nicht

lassen wollte, fest und widerstand um so mehr dem Räuber, als sie hinter sich ein wildes Geschrei vernahm, das halb aus deutschen, halb aus italienischen Lauten bestand.

Da fühlte sie, daß die Arme des Riesen schlaffer wurden. Sie hielt sich mit allen Kräften fest. Hinter sich hörte sie schon ein Ringen, ein Kämpfen. Eine Ahnung erfüllte sie. Sie krallte sich fester und fester. Da vernahm sie in der Nähe einen Schmerzensschrei wie den eines Verwundeten . . . Nun folgte ein Pistolenschuß. Sie fiel die Mauer hinunter. Ueber den Rauch um sie her, ihren Sturz, die Angst, die Hoffnung — verlor sie die Besinnung.

Als sie wieder zu sich gekommen war, lag sie noch auf dem Boden des Weinbergs. Von oben ließ man soeben Leitern herab. Die Terrasse oben stand voll Menschen. Waffen klirrten noch. Graf Agostino, seiner schweren Reiterstiefeln nicht achtend, stieg von oben hinunter. Neben ihr lag in seinem Blut der gewaltige Riese, den von der Hand eines Mönches ein Pistolenschuß getroffen hatte. Der Muthige kniete neben einem andern Mönche, der verwundet am Boden lag. Da hüllte sich ihr wieder alles in Nacht.

Als sie aufs neue erwachte, befand sie sich in dem großen Saale der Villa. Wüst durcheinander standen die Tische und Sessel. Das Fest war zu Ende. Die Kronleuchter brannten nur noch dunkel. Die Zahl der Menschen um sie her ließ sich bald übersehen. Düsterblickend stand Graf Sarzana. Sein Auge hatte immer eine Macht, vor der sie jetzt vollends das ihrige niederschlug. Sie hörte Ausbrüche des Erstaunens. Wer hätte sich auch denken mögen, daß an einem so lebhaften Abend, unter so vielen Tausenden von Menschen Räuber es wagen würden, ihren gewöhnlichen Anschlag — Gefangennehmung von Personen, die sich durch Lösegeld loskaufen mußten — in Aus-

führung zu bringen! Die Räuber waren unter dem dichten Weinlaubdach hinweggeschlichen, hatten sich der einsamsten Stelle des Gartens genähert und würden sicher wenigstens mit Lucinden ihren Raub ausgeführt haben, wenn nicht die beiden Mönche, diese freilich ihrerseits auch in unerklärlicher Absicht, den gleichen Weg genommen und ihr somit die Freiheit erhalten hätten. Der Mönch mit dem Todtenkopf hatte einem der Banditen ein Pistol entrissen und auf die gewaltige Gestalt abgeschossen, die bereits Lucinden davontrug. Ihn selbst hatte dann ein leichter Messerstich verwundet. Der jüngere Mönch, Pater Sebastus, war lebensgefährlich von einem Stilet verwundet worden. Lucinde blieb unversehrt. Sogar der Brief an Bonaventura war nicht aus ihrer Brust geglitten.

Das gehört zu Italien! sprach eine Stimme. Kommen Sie, wenn Sie können — Ihr Wagen wartet schon! Die Fürstin ist schon lange fort ... Graf, Sie begleiten doch die Signora —?

Lucinde sah die Herzogin von Amarillas nicht, aber sie entnahm dem Ton ihrer Worte: Diese Signora — Tochter eines Schulmeisters vom Lande, eine Abenteurerin — die ehemalige Braut des einen dieser Mönche — die Genossin des andern bei gewissen, unenthüllbaren, heimlichen Dingen — lassen Sie lieber dies Geschöpf —!

Durch die geöffneten Fenster schimmerten die Sterne. Allerdings! Hätte sich Lucinde je einen solchen mit Klingsohr noch zu erlebenden Abend träumen lassen, als sie in ihrem Pavillon auf Schloß Neuhof unter den Ulmen wohnte und H. Heine's Liederbuch las, das ihr Klingsohr geschenkt. Klingsohr aber — war um ihretwillen jetzt vielleicht schon todt —!

Voll Zuvorkommenheit erbot sich der Graf zur Begleitung. Die Mönche bleiben hier; sagte er. Der eine ist schwer verwundet, der andere leichter. Aber Pater Vincente bewacht und

pflegt beide! Auch ist schon ein Arzt bei ihnen. Sie liegen drüben beim Haushofmeister. Die Villa bleibt die Nacht über sorgfältig bewacht. Der Bargello läßt zehn Mann Wache zurück. Sie werden, denk' ich, ausreichen!

In der That war nun auch alles schon zerstoben und verflogen. Der alte Fürst Rucca war so rasch entflohen, als wenn er sich wirklich an der adriatischen Küste befunden hätte unter den Schmugglern und seinen Zollbeamten. Von dem getödteten Räuber versicherte man, es wäre der berüchtigte Pasquale Grizzifalcone selbst gewesen.

Cardinal Ceccone hatte sich nach dieser Recognition sofort vom Anblick der ohnmächtigen Lucinde losgerissen, war in den Garten geeilt, wo die Leiche lag, und hatte sich jeden Gegenstand verabfolgen lassen, der sich in den Taschen des Gefallenen befand. Dann war er eilends in seine glänzende Carrosse gestiegen und mit seinen beiden „Caudatarien" (Schleppträgern) in seine Wohnung gefahren, die mit derjenigen Sr. Heiligkeit unter Einem Dache lag, nach dem Vatican.

Graf Sarzana lächelte spöttisch bei diesem Bericht und bot Lucinden den Arm. Sie schwankte nur so hin. Tief erschöpft schritt sie bis an den Wagen. Beide fuhren nach dem Palazzo Rucca, der am Pasquino liegt.

4.

Ganz Rom war von dieser Begebenheit erfüllt. Der Schrecken des Kirchenstaats, Grizzifalcone, war von einem deutschen Franciscanermönch getödtet worden. Bei den Meisten hieß es: Besser hätte der Messerstich, unter dem der Genosse des Mönchs zusammengesunken war, diesem selbst gebührt! Grizzifalcone wurde bemitleidet —! „Der Aermste starb ohne Beichte —!" sagten selbst diejenigen, die ihm vielleicht den längst verwirkten Tod gönnten. Mehr aber noch! In der Sphäre der Prälatur, des Adels, des gebildeten Gelehrtenstandes gingen seltsame Gerüchte. Da war Grizzifalcone keineswegs zufällig, sondern aus geheimen Absichten „ermordet" worden! Man sah die Kutsche des Cardinals hin- und herfahren. „Was man solchen Staatsmännern alles aufbürdet! Man beschuldigt sie, selbst ihre besten Freunde nicht zu schonen!" So lautete ein bittres Wort, das aus der Sphäre der „Verschwörungen", wir wissen nicht, ob des jungen oder des alten Italien kam.

Die vom Cardinal in die fürstlich Rucca'sche Villa geschickten Aerzte erklärten, die Wunde, die der andre deutsche Mönch und Gefangene von San-Pietro in Montorio empfangen, wäre so besorgnißerregend, daß sie einen Transport zu den Benfratellen auf die Tiberinsel San-Bartolomeo für unerläßlich hielten.

Der Laienbruder Hubertus kam mit einem leichten Verband davon. Er ließ sich diesen nach seinen ihm eigenthümlich angehörenden chirurgischen Kenntnissen anlegen und bedauerte nur, nicht gleichfalls zu den Benfratellen kommen zu können, wofür nach Pater Vincente's Aeußerung keine Hoffnung war. Wenn der Tragkorb den Pater Sebastus abholte, wollten sie ihm das Geleit geben und dann in ihre luftige Höhe nach San-Pietro zurückkehren. Der Sack des Klosters war gestern über und über gefüllt gewesen; aber im Tumult des Ueberfalls, des Schießens, der allgemeinen Auflösung des Festes war er von irgendeiner vorsorglichen Seele aufbewahrt, d. h. gestohlen worden. Pater Vincente und Hubertus konnten sich auf einen schlimmen Empfang im Kloster gefaßt machen!

Der Stiletstich war dem verwundeten Sebastus in die Rippen gedrungen. Er hatte Besinnung, athmete aber schwer und durfte nicht sprechen. Was in seiner Seele vorging, mühte sich Hubertus statt seiner auszusprechen; doch traf er nicht alles. Pater Vincente, der neben den beiden auf Maisstrohbetten ruhenden Verwundeten und mit dem Luxus einer auf der Erde ausgebreiteten Matratze geschlafen hatte, berührte bereits das Unsagbare näher, wenn er sprach: „So ist es mit all unsrer Sehnsucht! Ich kann mir denken, daß ihr beide euer Leben lang nach dem Anblick Roms geschmachtet habt, und die erste Nacht, wo euch vergönnt war, euch am Ziel eurer Wünsche zu fühlen, sie mußte so verderblich enden! Im Coliseum priesen wir die menschlichere Zeit, die uns nicht mehr den wilden Thieren vorwirft! Raub und Mord sind darum von diesem Boden nicht gewichen —!“

„Man kann Italien nicht verwünschen, das neben Räubern auch einen Pater Vincente hervorbringt!“ dachte Hubertus.

Das sah er wol, Klingsohr's Bewegungen kamen nicht von

den Phantasieen des Wundfiebers allein ... Lucinde war in Rom —! Lucinde lebte in so glänzenden Verhältnissen! Hubertus war es, der die Landsmännin, bei ihrer Annäherung an die Bettlerschaaren, zuerst erkannt und Klingsohr auf sie aufmerksam gemacht hatte. Diesem war sie anfangs eine Täuschung der Sinne, eine Luftspiegelung. Soll diese erste römische Nacht mich gradezu toll machen! rief er. Bald aber entdeckte er, daß sie auch von Lucinde erkannt waren, daß diese vom Offizier, der sie begleitete, fortzukommen suchte und ängstlich ihren Anblick vermied. Nun wagte er dem muthigern Bruder Hubertus zu folgen. Sie umgingen den Stand des Feuerwerks, schlichen sich in den Park, in den Garten, sahen, wie sich Lucinde von ihrer Gesellschaft frei machte und vollends wie entfloh. Dennoch schnitten sie ihr den Weg ab. Nun schien sie ihnen Gehör geben zu wollen und schon hatte Hubertus manchem Fragenden den Brief und die Landsmannschaft als einen äußern Grund bezeichnet, welchen ihr Verlangen haben durfte, jene Dame zu sprechen. Endlich riefen sie ihr zu, redeten sie an — nun war sie gezwungen, sich ihnen zu stellen. Hubertus wußte ja, was Lucinde für Klingsohr gewesen. Und dieser selbst sah, gleich Lucinden, Rom schon längst als das Höchste auf Erden an, als das Paradies der Seligen schon hienieden.

Beim ersten Wort, beim ersten Gruß erging sich Klingsohr in jenem Entzücken seines geknickten Geistes, das ihm in so beglückender Situation, wie in den besten Zeiten seiner Vergangenheit, wiederkehren mußte. Selbst die Eifersucht loderte auf, als Lucinde nach den Offizieren spähte, dann die Aufschrift des Briefes im Dunkeln zu entziffern suchte. Zerreiße den Brief! rief er. Wir wollen ihn nie, nie geschrieben haben! Bist du hier nicht mächtiger, als ein Bischof! Wer feiert eine Hochzeit — als mit dir! Sieh diese Fackeln, diese Feuerflammen — wie

Nero möcht' ich Rom anzünden, um deine Epithalamien zu singen —!

Jesus hilf! sprach diesmal voll Bangen Hubertus statt seiner.

Dazwischen kam dann die Herzogin und bald der Trupp der Offiziere und der jungen Prälaten. Die beiden Bettler wurden verwiesen, hart bezeichnet mit Worten, die ihrer Keckheit gebührten. Aber die Ungeduld, die Freude, die Spannung auf Verständigung nach so langer Trennung hatte sie beide wie im Wirbel ergriffen. Diese wilde festliche Nacht konnte so nicht enden; sie schien alles zu erlauben. Sie ließen somit den Pater Vincente beim Sack des Klosters, den die Köche, Diener und vornehmen Damen füllten, streiften zum Garten hinaus, erkannten die Möglichkeit, ihm wieder von der Landstraße, vielleicht vom Felde her beizukommen. Nur ein Wort noch an Lucinde, nur noch eine Bitte um Wiedersehen, um die Begegnung in einer Kirche, etwa wie im Münster zu Witoborn zu den Füßen des heiligen Ansgarius —! Somit kamen sie in die Lage, jene schleichenden Räuber zu entdecken, wurden Zeugen des Ueberfalls, Lucindens Retter. Klingsohr's Erinnerung an die Zeit der Mensur hatte seinen entnervten Arm gestählt; ohne Waffe erhob er ihn, rang gegen das geschwungene Stilet des Banditen, riß diesen nieder und erlag im Stürzen nur einer größern Gewandtheit und der gereizten Wuth der Entfliehenden, die den Garten sich beleben sahen, während Hubertus schon aus den Zweigen des Oleanders, in denen Lucinde sich festhalten wollte, den Riesen zugleich mit seiner Beute niederzog. Er drückte das eroberte Pistol los — ohne Scheu, wie einem Jäger geläufig war, der schon manchen Wilddieb niedergeschossen hatte.

Pater Vincente erfuhr, daß die gerettete Dame den beiden Deutschen werth und näher bekannt war. Wieder offenbarte er die Vertrautheit mit einigen deutschen Worten. Ueber sich selbst

sprach er wenig. Selbst die Neigung des gesprächsamen Hubertus, sich, wo er nur konnte, in der Sprache des Landes der Schönheit und der Banditen zu vervollkommnen, ergriff er nicht als Anlaß weltlicher Unterhaltung, sondern immer erinnerte er an jene Bitten, die für Kranke zu sprechen die vorgeschriebene Regel des kirchlichen Lebens ist. Dann — ohne den Sack mit Lebensmitteln ins Kloster zurückzukehren —! Eine Aussicht auf einen Dorn zur Märtyrerkrone mehr!

Um elf Uhr sollte der Tragkorb jener Benfratellen kommen, die auch Wenzel von Terschka einst so wohl verpflegt hatten. Wäre Klingsohr nicht Mönch und bereits dem römischen Glauben gewonnen gewesen, jetzt hätte man ihn in eine Anstalt gebracht, wo in Rom „Neuzubekehrende" (Katechumeni und Convertendi) in solchen Fällen leibliche und geistliche Pflege zu gleicher Zeit erhalten. Das Geringste doch, womit sie für die Genesung beim Scheiden danken können, ist — der Uebertritt!

Schon um zehn Uhr kam die junge Signora vorgefahren, die gestern von den Räubern hatte entführt werden sollen und heute der Gegenstand des Gesprächs und der Aufmerksamkeit in ganz Rom war. Man nannte sie, wie solche Verwechselungen vorkommen, bald eine Fürstin, bald eine „spanische Herzogin". Das „Diario di Roma", die Staatszeitung Sr. Heiligkeit, war noch nicht mit dem aufklärenden Bericht erschienen, wenn die schweigsamste aller Zeitungen überhaupt von dem ärgerlichen Vorfall Act nahm.

In Italien ist noch bei Hochzeiten die Sitte des „Lendemain" üblich. Der Palazzo Rucca am Pasquino wurde von Wägen und den Abgeordneten der fünftausend privilegirten Bettler Roms (der „Clientela" der alten Römerzeit) den ganzen Tag nicht frei. Auch nach dem Befinden der Donna Lucinda mußte gefragt werden. Sie selbst hatte ein Dankopfer darzubringen für

ihre Rettung und der dem Ort der Gefahr nächstwohnenden Madonna gebührte der Sitte gemäß diese Huldigung. So hörte sie die Messe in San-Giovanni di Laterano, dem der Rettung nächstgelegenen Gottestempel.

Graf Sarzana hatte sie auf diese Sitten beim Nachhausefahren aufmerksam gemacht. Er war im Wagen zurückhaltender gegen sie gewesen, als vorher in der Gesellschaft. Am Pasquino war er ausgestiegen. Vom Wein, von den Abenteuern und dem Rendezvous bei der Messe — so ließen sich doch wol seine Andeutungen verstehen — erregt, declamirte er Verse an die Säule des Hadrian, an die Obelisken des Venetianerplatzes, an denen sie vorüberfuhren, misbrauchte jedoch keineswegs die Vortheile des Alleinseins mit einem offenbar zum Tod erschöpften schwachen jungen Mädchen. Als sie in der Nacht den Pasquinostein mit Gensdarmen besetzt fanden, sagte er: Ist diese Wache nicht selbst schon eine Satire?

Die Messe war wie immer in dem „stiefmütterlich" behandelten und gegen die St.-Peterskirche zurückgesetzten Gottestempel am Lateran einsam und der große, wie fast alle römischen Kirchen einem Concertsaal ähnliche Raum lag ganz in jenem Schweigen, das die Sammlung unterstützen konnte.

Lucinde kniete und träumte. Graf Sarzana fehlte —! Er hatte sich in aller Frühe schon wegen seines Ausbleibens aus dienstlichen Rücksichten entschuldigen lassen —

Im Duft des Weihrauchs sammelte sie sich. Secreta — Canon — „Wandlung" — sie unterließ keines der vorgeschriebenen Kreuzeszeichen und dachte dabei nur an die noch schlummernden jungen Ehegatten — an die Morgengeschenke, die schon in aller Frühe für sie Ceccone geschickt hatte — auch für Lucinden hatte eine kostbare Broche von venetianer Arbeit dabei gelegen — an Graf Sarzana's Schnurrbart und seine unheimlichen

Augen — an die schlaflose Nacht ihrer Feindin, der Herzogin von Amarillas — an Hubertus und seine Vertrautheit mit der ältesten Geschichte des Kronsyndikus — An Klingsohr's möglichen Tod — an Bonaventura ... Dann sang der Priester: Ite missa est —! Er hatte geglaubt, die Andacht selbst zur Zuhörerin zu haben.

Mit gestärkter Kraft schritt sie über die bunte Marmormosaik des Fußbodens dahin. Sie trat aus den Reihen der großen Porphyrsäulen hinaus auf den Platz der „heiligen Treppe" und ließ sich von ihrem Bedienten in den Wagen helfen. Sie erfuhr jetzt, daß der ganze Weg bis zu Castel Gandolfo, wohin Se. Heiligkeit heute frühe gefahren, des Räuberüberfalls von gestern wegen mit Carabiniers besetzt wäre und eben noch würde er von einzelnen Trupps der Leibwache bestrichen, unter denen sich Graf Sarzana befunden hätte. Lucinde konnte erwarten, daß Se. Heiligkeit selbst sie nächstens berufen und ihr persönlich seinen Glückwunsch über ihre Rettung abstatten würde.

Daß die Regierung hier über den Tod Grizzifalcone's anders dachte, als jeder gewöhnliche Freund der Ordnung, wußte sie bereits. Besonders sollte der alte Fürst Rucca auf verdrießliche Art daran betheiligt gewesen sein. Er hatte ihr kaum einen guten Morgen! gewünscht, als er ihr auf der Marmortreppe seines Palazzo bei ihrer Ausfahrt begegnete und murmelnd in die Bureaux seines Parterre schlich.

Die Fahrt zur Villa Rucca dauerte nur wenige Minuten. Aber der Ueberblick einer Welt konnte sich für ein Wesen wie Lucinde in diesen kurzen Zeitabschnitt zusammendrängen. Das Nächste: Sollte Klingsohr die Nacht über gestorben sein? war bereits bei ihr abgethan. Vor einigen Jahren hätte Lucinde darin eine Gunst des Zufalls gefunden. Auf ihrer jetzigen Höhe war ihr ein in Clausur eines strengen Klosters lebender ehema-

liger Verlobter kein zu gefährliches Schreckbild mehr. Sie hätte lieber mit Klingsohr und Hubertus noch über mancherlei verhandelt. Wurde Klingsohr wiederhergestellt, so mußte es auf alle Fälle geschehen — der Herzogin von Amarillas wegen, die sie „unschädlich" machen wollte.

Wie stand sie überhaupt zu dieser „Posse des Lebens?"

Sie lehnte in ihrem offnen Wagen, die Hände ineinandergeschlagen und auf ihren weißseidnen Polstern ausgestreckt, jetzt wie eine Fürstin! Also das bot ihr denn doch in der That Rom! Seht her, so lohnte sich jener Gang zum Bischof, bei dem sie ihre „hessische Dorfreligion", das Lutherthum, abgeschworen hatte. Der „Augenblick", der goldene „Augenblick", wie er jetzt dem Sonnenstrahl dort oben glich, der auf dem goldenen Kreuz über der Kapelle „zur heiligen Treppe" blitzte, gehörte ihr, ihr, der „vom Leben Erzogenen", mit „Thränen Getauften" — — wie sie im Beichtstuhl zu Maria-Schnee in Wien, anzüglich genug für den ungetauften Bonaventura, gesprochen hatte. Diesen Augenblick wollte sie ihr Eigenthum nennen und ihn sobald nicht wieder fahren lassen. Sie wußte, daß sie gewiß wieder hinuntersteigen würde; das kannte sie schon als ihr altes Lebensloos —! Aber bei einem Sturz kommt es auf die Höhe an, von wo herab! Die Bedingungen des künftigen Elends, das sie vollkommen voraussah, richteten sich nach der Lage, die sie verließ. So dachte sie denn mit Entschlossenheit: Jetzt oder nie!

Was ist das mit dem Grafen Sarzana —? brütete sie. Warum will mich die Herzogin von Amarillas nicht bei sich behalten? Warum flüstert der Cardinal so lächelnd mit dem interessanten, geistvollen Offizier, der mir offenbar den Hof macht und — dennoch — warum lächelten beide so zweideutig? Seitdem Lucinde damals vor Nück zu Veilchen Igelsheimer entflohen

war, hatte sie für die Verwickelungen des Lebens Gigantenmuth bekommen und auch den Muth, vor nichts mehr zu erröthen. Sie ahnte, was zwischen Ceccone und dem Grafen Sarzana vor sich ging. Daß sie nicht um Kleines zu erobern war, hatte sie schon gezeigt. Haßte sie nicht eher überhaupt die Männer?

In „Maria-Schnee" hatte sie Zeit gefunden, Bonaventura alles zu gestehen, was zwischen ihr, Hubertus, Dionysius Schneid, Nück vorgefallen. Wir kennen es. Fügen wir hinzu: Sie hatte das Kattendyk'sche Haus um den Thiebold'schen Streit über die Kreuzessplitter verlassen müssen und war zur Oberprocuratorin Nück gezogen, die sie schon längst ihre wärmste Freundin und Bewundrerin nennen durfte. „Jede kluge Frau" — stand in Serlo's Denkwürdigkeiten — „macht die zu ihrer Freundin, die ihrem Platz bei ihrem Manne gefährlich zu werden droht. Kühlt sich durch eine nähere Bekanntschaft dann nicht schon an sich die Glut des Interesses bei dem Manne oder bei der Freundin ab, so hat die Frau bei ihrem Unglück wenigstens den Vortheil, der Welt die böse Nachrede zu verderben." So dachte freilich die Oberprocuratorin nicht, aber die Wirkung blieb dieselbe.

Lucinde war bei den täglichen, mit Frau Nück gepflogenen Erörterungen über Kleiderstoffe, Farbenzusammenstellungen und die Schaussements ihres Teints nirgends vor dem Mann derselben sicherer als in dessen eigenem Hause. Doch verließ sie auch diese Freistatt, als sie die Bestätigung einer grauenhaften Sage erlebte, die über Nück im Munde des Volkes ging.

Nück hatte es ihr einmal selbst gesagt, daß sich ihm zuweilen eine Binde vor die Augen legte, die ihn verhinderte zu wissen, was er thäte. Dann müßte er Hand an sich selbst legen — ! Es waren Thränen — „der Nervenschwäche", die ihm flossen, als er sagte, in solcher Lage würd' er einmal sterben, wenn nicht ein Wesen um ihn wäre, das ihn vor Wahn-

sam bewahre. Was halfen die „Davidsteine" aus seiner Beichte bei Bonaventura —! Was half die Erkenntniß, daß jeder Geist, auch der reichste, untergehen muß, der anders spricht und handelt, als er denkt —! Am achten Tag nach Lucindens Eingang in sein Haus wollte sie ihm in seine Zimmer einen spätangekommenen Brief tragen und fand ihn unterm Kronleuchter hängend.

Der Anblick war furchtbar. Ihre Phantasie glaubte zu sehen, wie Hammaker den schwebenden Körper schaukelte; sie hörte die „Frau Hauptmännin" ein Wiegenlied dazu auf ihrer Guitarre klimpern; die Blätter in Serlo's Erzählungen vom Pater Fulgentius und Hubertus flogen auf — sie floh vor dem grauenhaften Anblick, ohne den Muth zu haben Lärm zu machen. Noch mehr, sie fühlte mit grausigem Gelüst der That des Hubertus nach — ihn getrost hängen zu lassen — den lebensmüden, gewissenszerrütteten Mann — von dem sie schon in so entsetzliche Verwickelungen des Lebens geführt worden war und von dem so viel Verleumdungen und Zweifel über sie selbst in Bonaventura's Urtheil verpflanzt wurden. Dann aber vor sich selbst, wie einer Mörderin, erbebend, konnte sie nichts thun als die Flucht ergreifen. Lucinde raffte ihre wichtigsten Sachen zusammen, klingelte und lief wie von bösen Geistern verfolgt zu Veilchen Igelsheimer in die Rumpelgasse. Die Nacht über mußte sie annehmen, daß der Oberprocurator — durch ihre Schuld! — todt war. Sie hielt sich einige Tage versteckt, ganz wie die Mörderin des Verhaßten. Allmählich erfuhr sie indessen, daß Nück lebte und nur heftig erkrankt war. Ueber diese Annäherungen ihres Lebens an Brand und Mord verließ sie die Residenz des Kirchenfürsten und folgte Bonaventura nach Wien. Gefeit gegen alles, zog sie Männertracht an und lebte wie ein Mann. Sie hatte seitdem nichts mehr von Nück gehört, als daß er, zurückgezogen von allen Geschäften, auf dem Lande wohnte.

So war sie nun reif für Rom geworden. Ihrem Auge hatte sich die sittliche Welt aller Hüllen entkleidet, wie nur einem katholischen Priester, der, um den Himmel lehren zu können, in den Vorkommnissen der Hölle unterrichtet sein muß. Sie haßte und verachtete, was sie sah — und im Grunde nichts mehr, als die Männer. Für diese hohen Würdenträger der Kirche, für diese Tausende von ehelosen Geistlichen, die Rom zählt, war ihr jeder Begriff von Tugend zur Täuschung geworden. Ist Rom „mit Ablässen gepflastert", wie jener Pilger zu Bruder Federigo gesagt hatte, so sind die Sünden dort wie Straßenstaub. Die Beichtstühle der katholischen Welt scheinen in Rom mit den Geheimnissen der Menschen seit zwei Jahrtausenden umgestürzt und ausgeschüttet worden zu sein. Ja sogar der Heiligste der Menschen, der Bischof von Castellungo, war — „ungetauft" —! Sein Rival, Pater Vincente, hatte für einen geträumten „Kuß in der Beichte" gebüßt —! Lucinde nahm nichts mehr, wie es sich gab; sie zweifelte an Allem.

Dem „ungetauften Heiligen" hatte Lucinde in Wien Dinge gebeichtet, die bei diesem allerdings ihren Besitz der Urkunde Leo Perl's vollkommen in Schach halten konnten. Bonaventura durfte nach diesen Geständnissen ruhiger werden.

Sie hatte begonnen von Picard, von der Urkunde, vom Brande. Sie hatte erzählt von dem Eindruck, den auf eine nicht von ihr genannte, leicht jedoch zu erkennende Person (Bonaventura ergänzte sich: „Nück!") die Mittheilung gemacht hätte, daß jener Hammaker seinem frühern Gönner eine tödtliche Verlegenheit hinterlassen wollte durch eine ins Archiv von Westerhof einzuschwärzende falsche Urkunde. Sie hatte Nück's Betheiligung als eine nur passive dargestellt, ihren eigenen Zusammenhang sowol mit dem Brand wie mit dem Fund des Falsificats und

als die äußerste Anstrengung, das Verbrechen zu hindern. Dennoch — sie gestand es — es war ausgeführt worden!

Ein kurzer Schauder Bonaventura's — ein Seufzen — „Was muß ein katholischer Priester in der Beichte hören und zugleich — verschweigen —!"

Dann fuhr sie fort und berichtete vollständig, Jean Picard hätte sogar für seine Rettung und Flucht den Beistand eines Mannes gefunden, der zufällig in ihm denjenigen erkannte, für dessen Wohl er noch die letzten Anstrengungen seines Lebens hätte machen wollen. (Bonaventura sagte sich: „Hubertus!" ...) Was aus dem Brandstifter geworden wäre, wußte sie nicht. Nück hätte das Geschehene nicht ohne die größte Gefahr für seine Ehre aufdecken können, wäre auch durch nichts dazu gedrängt worden, da sowol ein Ankläger fehlte wie die anfangs von ihm so gefürchteten Gelderpressungen des Brandstifters, der sich von seinem Unternehmen mit gutem Grund die stete Beunruhigung und Ausschröpfung Nück's hätte versprechen dürfen. Picard war in einem Grade verschollen, daß man selbst seinen Tod annehmen durfte — wer weiß, ob nicht von den Händen seines ungenannten, von Bonaventura errathenen Retters —!

Alle diese Vorgänge beichtete Lucinde in ihrer vollen Wahrheit, gedrängt von den Drohungen des Grafen Hugo. Sie warf ihre Sorge auf die heilige römische, alleinseligmachende Kirche, auf die nahe Beziehung derselben zu Gott, auf den Schatz der guten Werke, welcher die reichste Vergebung derjenigen Sünden gestattete, die das Gesetz, die Welt des Gesetzes, die Welt der Fürsten, ihrer Helfer und Helfershelfer „nicht zu wissen braucht — —"

Das war die Lehre der Kirche, die ihr von je so wohlgethan. Diese Lehre gab ihr Muth und das Talent, sogar

eine „Beute“ zu erscheinen. Was auch an Angst über dies Verbrechen in ihrer Seele lebte, sie warf alles auf Bonaventura. Seiner Vermittelung der grauenhaften und für ihren Ruf, ihre Freiheit so gefährlichen Vorgänge vertraute sie — seiner „vielleicht noch für sie erwachenden“ Liebe — seiner Furcht auch vor ihrem zweiten „Geheimniß“ — über ihn selbst —! Zu ausführlicheren Enthüllungen über die Ursachen der Flucht Lucindens aus dem Nück'schen Hause blieb im Beichtstuhl die Zeit nicht gegeben.

Den Ton der tiefsten Entfremdung gegen sie, einen Ton aus dem Ungrund der Seele, den Bonaventura nicht überwinden konnte, milderten die priesterlichen Formeln. Da erklang der sanfte Ton der Güte, da das stille Murmeln des Gebetes, die ernste Ermahnung! Furcht über die Mitwissenschaft an seinem eigenen tiefen Lebensunglück beherrschte ihn nicht mehr. Schon beim ersten Nennen Bickert's unterbrach er sie mit den Worten: Jener Verbrecher, dessen Reue Sie immer noch unvollständig machen durch das Zurückbehalten seines Raubes! Warum erhielt ich nie, was Sie von ihm besitzen? Ist Ihr Bedürfniß, sich an mir zu rächen, immer noch so lebhaft? Warum sagen Sie mir nicht, was ich aus dem beraubten Sarge von Ihnen zu befürchten habe?

All diese Fragen ließ Lucinde ohne Antwort und ihn selbst verhinderte sein Stolz, sein Schmerz um seines Vaters so schwer bedrohtes Schicksal anzudeuten, daß er den Inhalt der Leo Perl'schen Schrift bereits zu wissen glaubte. Vollends mahnte die nächste Gefahr, die vom Grafen Hugo mit Erneuerung des Processes drohte, zu dringend, zu dringend sogar die Möglichkeit, daß Lucinde ihrer Freiheit beraubt wurde und die Beschlagnahme ihrer Papiere, mit ihnen der Schrift Leo Perl's, gewärtigen konnte.

Nachdem Lucinde in Bonaventura's Ohr geflüstert hatte, was sie vom Brand in Westerhof und aus Nück's Mittheilungen über

Hammaker's Vorhaben wußte, verlebte sie Stunden der höchsten Angst. Sie durfte irgendeine Unternehmung, eine Berührung mit dem Grafen Hugo erwarten. Es wurden jedoch Tage daraus — zuletzt Wochen. Niemand mehr erkundigte sich nach ihr, weder der Graf, noch Bonaventura. Hatte dieser den Grafen so vollständig beruhigt, so ganz die von ihr eingestandene Fälschung der Urkunde verschleiert? Sie hörte Bonaventura's italienische Predigt, theilte die Bewunderung der Hörer sowol über den Inhalt, wie über die Form, frischte selbst ihre alte Kenntniß des Italienischen auf und nahm noch ferneren Unterricht darin. Kein Wort kam indessen vom Grafen, kein Lebenszeichen von Bonaventura, der inzwischen nach Italien abgereist war — ohne wieder von ihr irgend Abschied genommen zu haben!

Anfangs sandte sie ihm einen zornigen Fluch nach, dann folgte der Schmerz, dann die Schadenfreude; denn Graf Hugo war wirklich nach Schloß Westerhof gereist und alle Welt erklärte die Heirath zwischen dem Grafen und Comtesse Paula für so gut wie geschlossen. Paula vermählte sich —! Es war das Gespräch der ganzen Provinz, wie sie von dorther erfuhr.

Inzwischen fing sie an bittre Noth zu leiden. Ihre Geldmittel erschöpften sich. Was sollte sie beginnen? Welchen Weg einschlagen, um sich in der so schwierigen Stellung eines alleinwohnenden Mädchens anständig zu erhalten? Durfte sie es ein Glück nennen, wenn sie hier plötzlich — Madame Serlo und ihren Töchtern wieder begegnete —?

Wol durfte die theaterlustige Stadt beide alte Gegnerinnen zusammenführen. Serlo's Kinder waren schnell herangewachsen und gefällige Tänzerinnen geworden. Sie protegirten Lucinden, die sie herabgekommen, eingeschüchtert, in schon schwindender Jugend wiederfanden. Sie boten ihr nicht nur ihren eigenen Beistand, sondern auch den ihrer Beschützer. Die Kinder wa-

ren leichtsinnig. Nun „genoß" die Mutter, wie sie sagte, ihr Leben nach langer Entbehrung; sie genoß es auch im Behagen, prahlen zu können — „Herz" sogar zeigen zu können, gewährte ihr, ganz nach Serlo's Theorie, eine seltsame Genugthuung. Frau Serlo — das war ein elektrischer Leiter für die ganze begrabene Vergangenheit Lucindens —! Die Frau erzählte jedem, was sie von Lucinden und Klingsohr, von Jérôme von Wittekind, vom Kronsyndikus wußte. Daß Dr. Klingsohr in Rom gefangen saß, war allgemein bekannt; oft genug wurde Lucinde in die Lage gebracht, über diese Beziehungen Rede zu stehen.

Dabei wohnte sie in Wiens ärmlichster Vorstadt. Empfehlungen von Beda Hunnius und Joseph Niggl öffneten ihr zwar manches fromme Haus; die Gewohnheiten einer Convertitin behielt sie bei; sie blieb eine der eifrigsten Besucherinnen der Kirchen und der Andachten; aber ihre Lage wollte sich nicht bessern. Von Nück wollte sie nichts begehren. In ihrer steigenden Noth dachte sie: Du schreibst an den Dechanten! wie ihr damals Bonaventura durch Veilchen hatte rathen lassen. Sie unterließ es aber — „Wenn es nicht die Asselyns wären —!"

Sie suchte Stunden geben zu können. Ihre Musik suchte sie hervor. Sie versuchte sich sogar in der ihr gänzlich versagten Kunst des Gesanges. Dies Letztere, um zugleich in der italienischen Sprache sich vervollkommnen und sich rüsten zu können zu ihrer „Pilgerfahrt nach Rom" — „vor'm Zusammenbrechen" — Sie nahm Singstunden bei Professor Luigi Bianchi.

Bei diesem gesuchten Maestro waren die Stunden theuer; aber für jede Stunde, die sie in der Currentgasse nahm, gab sie dafür eine wieder in der Weihburggasse, wo Serlo's Kinder wohnten. Diese wollten den Cavalieren gegenüber, von denen die Tänzerinnen des Kärntnerthors ausgezeichnet wurden, ihre vernachlässigte Bildung nachholen. Eine Weile ging es leidlich. Aber wie

viel Stunden ließen die undankbaren Mädchen, die sie einst auf ihrem Schoos geschaukelt und so oft auf ihrem Arm getragen hatte, absagen und rechneten sie doch nicht an —! Zum Glück — bei ihrer Manie für die Ausbildung im Italienischen konnte sie wol von „Glück“ sagen — wurden eines Morgens die beiden alten Männer Bianchi und Dalschefski — verhaftet —! . . . Der Italiener, der Pole verschwanden auf dem Spielberg bei Brünn, wo die „schwarze Commission“ über die Revolutionen tagte.

Das Aufsehen, das dieser Vorfall in ganz Wien hervorbrachte, der Schrecken, den darüber vorzugsweise Resi Kuchelmeister und Jenny Zickeles empfinden mußten, führte Lucinden diesen beiden Damen näher. Vielleicht würde sie ganz in das Zickeles'sche Haus eingedrungen sein, wenn ihr dort nicht die noch immer bei Madame Bettina Fuld verweilende Angelika Müller, „die diese Abenteurerin schon seit Hamburg kennen wollte“, mit mehr als drei Kreuzen entgegengetreten wäre.

Kurz nach Weihnachten hatte Lucinde Tage der Verzweiflung. Sie sprach italienisch, wie eine geborene Italienerin, aber sie hatte Schulden — Schulden — bis zum Ausgewiesenwerden aus Wien. Schulden machen den Menschen erfinderisch. Sie wecken Genie bei dem, der sonst dergleichen nicht zu besitzen glaubt. Die Resultate des Nachdenkens jedoch über die Mittel, sich zu helfen, sind nicht immer der moralischen Vollkommenheit günstig. Lucinde war nie „gut“; Mittel und Wege, entschieden „schlecht“ zu werden, boten sich ihr genug. Das wohlfeilste darunter, sich unter die Protection irgendwelches Mannes, der sie zu lieben vorgab, zu begeben, vermied sie — aus zunehmender Abneigung gegen die Männer überhaupt? Wozu hatte sie so gut Italienisch gelernt —! „Freund der Seele, ich komme, um meinen Spuk mit dem Fund aus dem Sarge zu entkräften!

ren leichtsinnig. Nun „genoß" die Mutter, wie sie sagte, ihr Leben nach langer Entbehrung; sie genoß es auch im Behagen, prahlen zu können — „Herz" sogar zeigen zu können, gewährte ihr, ganz nach Serlo's Theorie, eine seltsame Genugthuung. Frau Serlo — das war ein elektrischer Leiter für die ganze begrabene Vergangenheit Lucindens —! Die Frau erzählte jedem, was sie von Lucinden und Klingsohr, von Jérôme von Wittekind, vom Kronsyndikus wußte. Daß Dr. Klingsohr in Rom gefangen saß, war allgemein bekannt; oft genug wurde Lucinde in die Lage gebracht, über diese Beziehungen Rede zu stehen.

Dabei wohnte sie in Wiens ärmlichster Vorstadt. Empfehlungen von Beda Hunnius und Joseph Niggl öffneten ihr zwar manches fromme Haus; die Gewohnheiten einer Convertitin behielt sie bei; sie blieb eine der eifrigsten Besucherinnen der Kirchen und der Andachten; aber ihre Lage wollte sich nicht bessern. Von Nück wollte sie nichts begehren. In ihrer steigenden Noth dachte sie: Du schreibst an den Dechanten! wie ihr damals Bonaventura durch Veilchen hatte rathen lassen. Sie unterließ es aber — „Wenn es nicht die Asselyns wären —!"

Sie suchte Stunden geben zu können. Ihre Musik suchte sie hervor. Sie versuchte sich sogar in der ihr gänzlich versagten Kunst des Gesanges. Dies Letztere, um zugleich in der italienischen Sprache sich vervollkommnen und sich rüsten zu können zu ihrer „Pilgerfahrt nach Rom" — „vor'm Zusammenbrechen" — Sie nahm Singstunden bei Professor Luigi Bianchi.

Bei diesem gesuchten Maestro waren die Stunden theuer; aber für jede Stunde, die sie in der Currentgasse nahm, gab sie dafür eine wieder in der Weihburggasse, wo Serlo's Kinder wohnten. Diese wollten den Cavalieren gegenüber, von denen die Tänzerinnen des Kärntnerthors ausgezeichnet wurden, ihre vernachlässigte Bildung nachholen. Eine Weile ging es leidlich. Aber wie

viel Stunden ließen die undankbaren Mädchen, die sie einst auf ihrem Schoos geschaukelt und so oft auf ihrem Arm getragen hatte, absagen und rechneten sie doch nicht an —! Zum Glück — bei ihrer Manie für die Ausbildung im Italienischen konnte sie wol von „Glück" sagen — wurden eines Morgens die beiden alten Männer Bianchi und Dalschefski — verhaftet —! . . . Der Italiener, der Pole verschwanden auf dem Spielberg bei Brünn, wo die „schwarze Commission" über die Revolutionen tagte.

Das Aufsehen, das dieser Vorfall in ganz Wien hervorbrachte, der Schrecken, den darüber vorzugsweise Resi Kuchelmeister und Jenny Zickeles empfinden mußten, führte Lucinden diesen beiden Damen näher. Vielleicht würde sie ganz in das Zickeles'sche Haus eingedrungen sein, wenn ihr dort nicht die noch immer bei Madame Bettina Fuld verweilende Angelika Müller, „die diese Abenteurerin schon seit Hamburg kennen wollte", mit mehr als drei Kreuzen entgegengetreten wäre.

Kurz nach Weihnachten hatte Lucinde Tage der Verzweiflung. Sie sprach italienisch, wie eine geborene Italienerin, aber sie hatte Schulden — Schulden — bis zum Ausgewiesenwerden aus Wien. Schulden machen den Menschen erfinderisch. Sie wecken Genie bei dem, der sonst dergleichen nicht zu besitzen glaubt. Die Resultate des Nachdenkens jedoch über die Mittel, sich zu helfen, sind nicht immer der moralischen Vollkommenheit günstig. Lucinde war nie „gut"; Mittel und Wege, entschieden „schlecht" zu werden, boten sich ihr genug. Das wohlfeilste darunter, sich unter die Protection irgendwelches Mannes, der sie zu lieben vorgab, zu begeben, vermied sie — aus zunehmender Abneigung gegen die Männer überhaupt? Wozu hatte sie so gut Italienisch gelernt —! „Freund der Seele, ich komme, um meinen Spuk mit dem Fund aus dem Sarge zu entkräften!

Jugendzeit. Vom Lauscheraugenblick, als jene Frau vor ihrem spätern Mann auf den Knieen lag, fing ihr ganzes dunkles Leben an.

Lucinde würde zur Verzweiflung gekommen sein, hätte ihr jenes Bild der Jugend nicht auch Treudchen Ley vorgeführt als freundlichere Erinnerung. Durch diese beschloß sie sich zu helfen. Sie schrieb an „Madame Piter Kattendyk“ nach Paris, erzählte, daß sie in der größten Noth wäre, und bat um Hülfe. Bald kam ein zwar unorthographischer, aber höchst liebevoller Brief, der eine Anweisung auf hundert Dukaten einschloß. „Das Glück liegt irgendwo“, sagte sich Lucinde — „wer es nur immer fände —!“

In einem kurzen Sonnenschein des Glücks suchen wir diejenigen zuerst auf, die sich allenfalls darüber ärgern würden, dann die, denen wir gefallen möchten. So eilte Lucinde erst zu den Serlo's, dann zu Resi Kuchelmeister, deren gesunder Ton ihr in freundlicher Erinnerung geblieben war. Sie fand diese in ausdauernder schmerzlichster Trauer um das Schicksal der beiden alten Männer aus ihrer Currentgasse. Resi war an sich so loyal, daß sie jedes dem Kaiserhause und ihrem großen schönen Vaterlande bedrohliche Unternehmen für eine Ausgeburt der Hölle erklärte; seitdem sich aber Dalschefski und Bianchi auf geheimen Umtrieben hatten betreten lassen, anerkannte sie wenigstens die psychologische Möglichkeit politischer Verirrungen — Frauen beurtheilen alles aus dem Herzen.

Bianchi war denn also nur so geizig gewesen zum Besten der Conspirationen! Ein weitverzweigtes Netz von London über Paris, nach Italien, Ungarn, Polen hatte sich auch um ihn geschlungen! Und der gute alte Dalschefski lächelte nur deshalb immer so ironisch, weil hier ein Greis mit Jugendmuth in den schmerzlichen Nachklängen des Finis Poloniae lebte. Emissäre hatte „das arme Lamm“ nach Krakau und Galizien befördert,

Flüchtlinge, Mitverbundene — Spione! Dem „elenden Pötzl" schrieb Resi, vielleicht mit Unrecht, das ganze Unglück der beiden alten Männer zu, die mit ihren „verwöhnten Bedürfnissen", mit ihren „großen edlen Fähigkeiten" jetzt in grauen Kitteln zwischen den Wällen des Spielbergs leben mußten. Resi's Unmuth war ebenso groß, wie ihre Erbitterung über die Gesinnungslosigkeit der Zickeles, wo plötzlich jetzt Jenny that, als erinnerte sie sich kaum des „Schöpfers ihrer Stimme" — sie hatte inzwischen einen neuen Maestro gefunden, der die Methode des vorigen verwarf, wunderbare Enthüllungen machte über den falschen Gang ihrer bisherigen Tonbildung und ihres Stimmansatzes — „eine dilettantische Sängerin ist zu allem fähig!" sagte Resi. Aber auch die Bühne gab inzwischen sie jetzt selbst auf.

Wer kann den unglücklichen Männern helfen! dachte Resi. Sie hatte so vielfache Beziehungen — die einflußreichste, Graf Hugo war zum Unglück nicht anwesend. Da fiel ihr ein: Der Cardinal Ceccone! Die Herzogin von Amarillas hatte so treu ausgeharrt bei Angiolinens Seelenmetten! Zu dieser ging sie in den Palatinus. Olympia, die sie immer noch die Mörderin Angiolinens nannte, war glücklicherweise nicht anwesend.

Als die Herzogin vernommen hatte, daß die vorgetragene Bitte darauf hinausging, sie möchte sich für einen Landsmann beim Cardinal, dieser beim Staatskanzler verwenden, wiederholte sie voll Staunen den Namen: Luigi Bianchi! Sie hörte allem, was Resi in leidlichem Italienisch von einem ihr so wohlbekannten Namen erzählte, mit größtem Interesse zu und versprach zu dessen Gunsten ihr Möglichstes zu thun.

Doch konnte sie nichts ausrichten. Zu Olympien durfte ja kaum der Name Bianchi ausgesprochen werden! Ebenso wenig wie zu Ceccone —! Die Herzogin verschleierte durch einige Zeilen ihr Unvermögen durch die Abneigung des Cardinals, sich

hier in politische Dinge zu mischen. Resi vergab ihr die Wortbrüchigkeit um des Antheils willen, den sie um Angiolinen gezeigt. Resi erzählte das Leben ihrer Freundin, soweit es ihr bekannt war. Die Herzogin war über ihre Mittheilungen zu Thränen gerührt.

Resi's leidliche Gewandtheit im Italienischen bestimmte die Herzogin bei einem Gegenbesuch, den sie ihr machte, von einem Verlangen der Gräfin zu sprechen, eine Deutsche als Gesellschafterin zu engagiren und sie vielleicht mit nach Rom zu nehmen. Olympia glühte noch ganz für Benno, Bonaventura und für alles, was deutsch war. Die Herzogin trug diese Stellung Resi selbst an. Diese ergriff anfangs den Vorschlag und schien nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Dann legte sich aber doch die Anhänglichkeit der Wienerin an ihre Vaterstadt verhindernd zwischen Neigung und Ausführung und so brachte sie für diese Stellung „eine Schülerin Bianchi's“, ein Fräulein Lucinde Schwarz in Vorschlag.

Diese bewarb sich dann und reussirte. Das System, sich anspruchslos, unbedeutend, vorzugsweise nur an den Uebungen der Religion betheiligt zu stellen, stand Lucinden bei allen Anfängen ihrer Unternehmungen hülfreich zur Seite. So sehr sie es aufregen mußte, von jetzt an stets in einer fremden Sprache reden zu müssen, so mächtig dann Phantasie und Herz von den Zaubern Italiens ergriffen werden mußten, sie beherrschte sich, ihre Wallungen zu verrathen. Der Cardinal reiste erst später nach in Begleitung des jungen Fürsten Rucca. Olympia, die Herzogin und Lucinde gingen voraus.

Lucinde erkannte bald die Natur der Gräfin und hörte, daß man von ihr flüsterte, sie wäre die Tochter des Cardinals. Sie erstaunte über die Leidenschaft, die sie für Benno von Asselyn zur Schau trug. Jetzt erst erfuhr sie den eigentlichen Zusam-

menhang, wie Bonaventura, ein Deutscher, zu einem Bisthum in Italien hatte kommen können. Benno wurde in Rom erwartet; die Gräfin sprach von ihm, als sollte ihre Vermählung nicht mit Ercolano Rucca, sondern mit Benno stattfinden.

Als sie in Rom ankamen und Benno dort nicht fanden, vielmehr hörten, daß er wenig Tage vor ihrer Ankunft abgereist war, wurde sein Name mit Verwünschungen genannt. Jetzt hütete sie sich wohl, zu viel von ihrer Bekanntschaft mit Benno zu verrathen. Der junge Principe Rucca erschien ihr eine Art von Piter Kattendyk; der alte Rucca ein Stück Kronsyndikus; die Fürstin Mutter, eine der vielen alternden Koketten, die sie in ihrem Leben schon kennen gelernt hatte. Der allmächtige Cardinal hatte im Geistigen alles von Nück; in seinen nicht minder verfänglichen Manieren war jedoch das Streben nach Glanz und Anmuth vorherrschend. Schon hatte sie einigemal schärfere Urtheile gefällt, Ansichten über die Zeit, über die Verhältnisse Deutschlands ausgesprochen; bei einigen Festen ging sie in gewählter Toilette; nun warf Ceccone verstohlene, glühende Blicke auf sie — Es ließ sich ganz so an, als wenn sie eines Tages seine Beute werden sollte. Sie dachte über die Bedingungen eines so außerordentlichen Sieges nach. Hätte sie sich je dergleichen von Rom träumen lassen! Nur die Herzogin von Amarillas wurde ihr mit einem jeweiligen, sonderbar verächtlichen Lächeln bedenklich.

Den Lebensbeziehungen Bonaventura's war sie wieder in einem Grade nahe, der ihr zur glänzendsten Genugthuung gereichen mußte. Sie sah, daß er sein Amt mit einem auffallenden Streit gegen den Erzbischof von Coni begonnen hatte. Der Gegenstand desselben gehörte den Gerechtsamen der Inquisition an, die zwar nicht mehr mit Scheiterhaufen, immer aber noch mit Einkerkerungen strafen kann. Die Dominicaner sind die

Wächter des Glaubens; sie halten auf ihre Vorrechte, mit um so größerm Eifer, als sie im übrigen von den Jesuiten überflügelt sind. Der gestürzte, von Bonaventura befehdete Fefelotti war nicht im mindesten in dem Grade unterlegen, wie Ceccone gewünscht hatte, und gegen einen unruhigen Bischof seiner Diöcese konnte ihn Rom vollends nicht fallen lassen. Noch mehr; Fefelotti kam in die unmittelbarste Nähe des Vaticans zurück. Er wurde der erste geistliche Minister Sr. Heiligkeit, wie Ceccone der weltliche war. Jetzt wurde Bonaventura's Lage vollends schwierig — Lucinde erfuhr, daß noch ein anderer Schlag gegen ihn in Vorbereitung war, die Verurtheilung der dem apostolischen Stuhl aus Witoborn vorgelegten Frage über den Magnetismus — „ob sich ein Priester nicht durch magnetisches Handauflegen verunreinige"?*)

Mitten im Gewirr dieser sich durchkreuzenden Gerüchte und leider nur halbverbürgten Nachrichten, hörte Lucinde, daß Paula's Bund mit dem Grafen Hugo wirklich im Frühjahr geschlossen war. Resi Kuchelmeister schrieb ihr diese Nachricht und schilderte, was sie vom Act der in der Liborikapelle bei Westerhof stattgefundenen (nun also doch nicht durch Bonaventura vollzogenen) Trauung gehört. Sie schilderte Paula's erstes Auftreten — in Wien — wie die geisterbleiche, mehr dem Himmel, als der Erde angehörende Gräfin ein Aufsehen sondergleichen mache, wie sie alle Schichten der Gesellschaft in Bewegung setze. Lucinde befand sich jetzt im Glück; das machte ihr Urtheil milder. Bonaventura hatte Paula aufgeben müssen; auch das ließ eine Weile ihre Eifersucht schweigen. Auf der Höhe des Verständnisses dieser unglücklichen Liebe stand sie ohnehin und empfand sehr wohl, was in Paula's Seele vorgehen mußte. Graf Hugo

*) Thatsache.

hatte ihr eine schreckhafte Stunde des Lebens bereitet, er hatte zornig und drohend mit ihr gesprochen und so schrieb sie denn an Resi: „Das ist unser Frauenloos! Die Lilie vom See in einen Stall verpflanzt! Veilchenkränze vom Bachesufer in ein mit Tabacksqualm durchzogenes Zimmer! Hände, weich und weiß wie Schwanenflaum, jetzt in einem abgegriffenen Lebensbuch blätternd! Aber gewiß! Der Graf wird sie schonen! All die Künste der «Egards», womit die Männer sich zu verstellen wissen, wird er entfalten. Er wird sich auf den Ton der Tugend und Achtung vor dem Schönen stimmen! Wie wird er um sie her einen Tempel aus bunten Lügen-Wolken bauen, einen Tempel mit schönen Säulen und Vorhängen, die undurchsichtig sind, um — den Stall, die Cigarre, den Wein, die Untreue zu verbergen! Aber manchmal verwickelt sich denn doch noch der Sporn des plumpen Fußes in die zarten Teppiche, die auf dem Boden gebreitet sind; manchmal wird dann all die Herrlichkeit der Lüge zusammengerissen. Da stürzen die alabasternen Vasen, zerbrechen die kleinen Hausgötter des Friedens, der erlogene Seladon wird zum schnurrbärtigen Barbaren, wie ich sie alle gefunden habe, diese Erlauchts, Excellenzen, Durchlauchts. Dann kommen Dinge zu Tage, die für uns Frauen wie Offenbarungen aus der Welt des Mondes sind! Seit dem Anfang der Welt belügen so die Männer die Frauen, misbrauchen mit ungroßmüthiger Kraft unsere urewige Schwäche, die immer wieder die Füße küßt, die uns getreten. Vielleicht führt der Graf seine Rolle wenigstens bis zum stillen Verlöschen des Lichtes durch, das ihm der Himmel zu hüten beschieden hat. Vielleicht besitzt er, da sie ihn gutmüthig nennen, wenigstens die Geduld des Ausharrens bis zum Ende. Ich kann mir den Glauben der Aerzte nicht geben, die Paula wie eine welk gewordene Blume an solchen Küssen und Umarmungen aufleben

sehen und eine gesunde Mutter mit sechs pausbackigen Jungen in Perspective erblicken. Zieht der Graf nach Schloß Salem, so fällt aus der dortigen Luft allein schon ein Mehlthau auf die zarte Pflanze; selbst wenn sie nie erfährt, wer die andre arme Seele war, die einst in den kleinen Entresols des Casinos gehaust hat." Resi Kuchelmeister, die den Grafen verehrte und in seiner Heirath nur eine finanzielle Nothwendigkeit sah, nahm diesen Brief übel und antwortete nicht mehr.

Es war eben in der Welt nur Ein Mann, der Lucinden liebenswerth erschien. Hochthronender denn je unter allem Elend und aller Schwäche dieser Erde lebte er in seinem einsamen Alpenthale. Wie gern hätte sie ihn in seinem jetzigen Glanz erblickt! In seiner langen weißen Dalmatica, mit seinem silbernen Bischofsstab, unter seiner spitzen Bischofskrone, die ein Haar bedeckte, das bereits, wie sie bei ihrer Beichte zu Maria-Schnee gesehen, zu ergrauen begann! Wie gegenwärtig war ihr alles, was Bonaventura über diesen Bund Paula's empfinden mußte. Sie ängstigte sich um die Gefahren, die ihn bedrohten. Hätte sie nur mehr davon erfahren können. Sollte sie sich deshalb an den Cardinal wenden? Ceccone hatte den Kopf mit dem „Jungen Italien" und den Vorwürfen des Staatskanzlers voll und Olympia sprach nur nach, aus Zorn über Benno, mit Hohn über den von ihr zum „Heiligsten der Christen" und zum Bischof gemachten Deutschen. Die Herzogin schien ihr dann eher eine Bundesgenossin; doch mußte sie mit dieser — „erst einen Vertrag abschließen".

Eines Tages hatte sich Lucinde, als Olympia nicht anwesend war, nach einem kleinen Diner bei der Herzogin, dem der Cardinal, einige Prälaten und Offiziere beiwohnten, den Scherz erlaubt, den großen rothen Cardinalshut des erstern aufzusetzen und damit vor den Spiegel zu treten. Das Gespräch war so

lebhaft, das Lachen so natürlich gewesen, daß sich Lucinde diesen kleinen Rückfall in ihre alten „Hessenmädchen“-Naivetäten glaubte bekommen lassen zu dürfen.

Una porporata! rief Ceccone mit glühenden Augen und beifallklatschend.

Der große rothe Sammethut mit den hängenden Troddeln von gleicher Farbe stand dem schwarzen Kopfe in der That allerliebst.

„Die Päpstin Johanna!“ sagte ein Offizier, der Lucinden zu Tisch geführt hatte. Er schien sich gut mit ihr unterhalten zu haben. Man nannte ihn den Grafen Sarzana. Er stand bei der Nobelgarde und war noch nicht lange von Reisen zurück.

Der Cardinal drohte ihm für sein Wort schelmisch mit dem Finger, sagte, wie zur Strafe: „Nein! Die Gräfin Sarzana!“ Damit setzte er Lucinden den schönen Helm des Offiziers auf.

Eine Purpurglut überflog sie. Ihre verunglückte Johanna d'Arc auf der Bühne stand ihr wieder vor Augen. Sie hatte keine Kraft, ein Wort zu sprechen, keine Kraft, den Helm abzunehmen, bis es Herzog Pumpeo that.

Seit dieser Zeit wurde sie mit „Gräfin Sarzana“ geneckt und von niemand mehr als von Ceccone. Der Graf, der sie nach dieser Scene anfangs auffallend gemieden hatte, fing plötzlich sogar selbst an, den Scherz wahrmachen zu wollen. Er zeichnete sie aus. Lucinde wußte, daß Don Agostino ein Graf „ohne Baldachin“ war, d. h. ohne Stellung zum hohen römischen Adel. Ein Marchese ist mehr als ein römischer Graf. Sie wußte, daß Graf Sarzana arm war und unter Cavalieren nach dem Schlag des alten Hasenrittmeisters von Enckefuß lebte. Galanterie und die Kunst, mit 1500 Scudi für sich und ihre Diener auszukommen, erfüllte das Leben dieser „armen Ritter“ — unter denen sich Frangipanis und Colonnas befinden.

Wie sich aber die Neckereien mit der „Gräfin Sarzana" mehrten, trat ihr die Vergleichung des alten Enckefuß mit diesen römischen Rittern noch in einer andern Beziehung entgegen. Der alte Husarenrittmeister hatte Ehrgeiz, Ritterlichkeit, Treue, Aufopferung für gute Freunde, Tugenden, über welche man die Fehler seines Leichtsinns vergessen konnte. Seltsam aber, sagte sie sich, diese romanische Art besitzt von alledem wenig oder gar nichts und regiert dennoch die Welt! Die scheinbar anständigsten Menschen hatte sie hier gewinnsüchtig und schmuzig geizig gefunden; ein gewisser Adel der Auffassungen, der ihr selbst noch in der äußersten Entartung des heimischen Junkerthums, im Kronsyndikus, bei ernsten Krisen erinnerlich war, fehlte hier gänzlich. Sie sah anständig gekleidete Männer Abends in die Kaffeehäuser zu den Gästen treten, die Achsel zucken und den Hut hinhalten — um einen Bajocco zu erhalten. Selbst die Herzogin von Amarillas fand in solchen Vorkommnissen nichts als die allgemeine Consequenz des südlichen Lebens. Mit dem äußern Schein der Demuth verband sich, wo Lucinde hinblickte, eine Gewöhnlichkeit der Anschauungen, die sogar noch über die leichte Art zu denken und zu urtheilen, die ihr eigen war, hinausging. Im Theater, das sie wegen Olympiens Koketterie besuchen mußte, sah sie zwanzig Tage hintereinander dieselbe Oper oder Farce. An manchen Stellen, wo Rührung hervorgebracht werden sollte, zitterten wol die Stimmen der Sänger, der Schauspieler; die Taschentücher wurden gezogen; meist aber waren es Ausbrüche von Klagen, die ihr weit eher lächerlich erschienen. Anderes wieder, das selbst für sie roh und herzlos war, ging bejubelt oder als „großartig" vorüber. Maßstab aller Beurtheilungen war die Klugheit oder Dummheit, die man bewiesen. Eine geschickt ausgeführte List erntete Bewunderung. Und nicht anders im täglichen Leben! Der alte Rucca war, wie

sie alle sagten, ein Gauner. Aber er stand im besten Einvernehmen mit den Cardinälen. Sein Sohn hatte die Eitelkeit eines Affen. Seine Kameraden waren ebenso. Anmaßung, Unwissenheit herrschte überall. Einige der römischen Junker trieben Politik und hielten sich zur „nationalen" Partei. Ihre Unzufriedenheit bestand darin — daß im St.-Peter bei großen Festlichkeiten „die Gesandten und die Fremden die Plätze erhielten, die ihnen gebührten" —! Oder sie fanden, daß der Kirchenstaat zu sehr von Paris, Neapel und Wien beherrscht wurde; sie wollten die Herrschaft der alten Geschlechter wiederherstellen. Selten, daß sich einmal bei der Herzogin eine unterrichtete Persönlichkeit einfand. Die „Prälaten" besaßen Kenntnisse, mehr noch, angeborenen Geist; aber eine Einbildung verband sich damit, die jedes Maß überschritt. Nach ihnen war jede Wissenschaft in Italien zuerst entdeckt worden. Wenn Cardinal Ceccone „auf sein Alter Neuerungen liebte", so bestanden diese nur in dem eifrigsten Verlangen, den Einfluß der fremden Cabinete zu beseitigen. Freilich hatte seitdem der Staatskanzler auch zu ihm von dem „Salz" gesprochen, das gesäet werden müßte auf das dem Erdboden gleichzumachende Italien. Doch ging darum doch alles keck, sicher und maßgebend her! Diese elende Verwaltung —! Die Zölle befanden sich in den Händen von Pächtern, die so rücksichtslos verfuhren, daß Zahlungsunfähige wider Willen zu Flüchtlingen, Räubern und Mördern wurden. Auf Anlaß des gestern von Hubertus niedergeschossenen Pasqualetto wußte Lucinde zwei Thatsachen. Einmal daß sämmtliche fremde Weine, die Ceccone trank und seinen Gästen vorsetzte, unversteuert waren. Zweitens daß Graf Sarzana gesagt hatte: Diese Kugel hat den Pasqualetto für seinen letzten Räuberspaß zu früh gestraft! Er wollte von morgen an ehrlich werden! Er war hier, um

nach Porto d'Ascoli mit einer ehrenvollen lebenslänglichen Pension zurückzukehren —!

Die scharfen und freisinnigen Urtheile des Grafen kamen nur in vereinzelten Augenblicken. Sie schienen einer Stimmung des Hasses gegen den Cardinal zu entsprechen, des persönlichsten Hasses — die sämmtlichen Sarzanas waren Creaturen des Cardinals und ihm auf Tod und Leben verpflichtet. Don Agostino hatte Verwandte, die nicht gerade des Abends in den Kaffeehäusern achselzuckend bettelten, die aber für jede Gefälligkeit eine Bezahlung verlangten. Die Schwester des Grafen war einst eine Geliebte Ceccone's — alt geworden hütete sie seine Landökonomieen. Ein Bruder von ihm verwaltete des Cardinals Oelmühlen. Als er sich aus ihnen zu viel Privatvortheil gepreßt hatte, ließ ihm der Cardinal die Wahl zwischen dem Tribunale del Governo oder der Heirath einer seiner vielen Nichten, die er nicht alle so auszeichnen und unterbringen konnte wie Olympia. Ceccone trieb, das entdeckte ganz aus sich selbst Lucinde, die Ostentation mit dieser Nichte nur deshalb, weil auf diese Art der Schein gewonnen werden sollte, als hätte er überhaupt nur Eine dergleichen zu versorgen —! Der Cardinal lachte überlaut, als ihm Lucinde zwei Tage nach dem aufgesetzten Purpurhut diese Andeutung mit einem verschämten Winzeln durch die Finger ihrer vors Gesicht gehaltenen linken Hand gab — Ein dritter Verwandter des Grafen war durch Verheirathung mit einer andern Geliebten des Cardinals Aufseher aller Häfen geworden. Und Don Agostino selbst —? Bah, dachte Lucinde, sieht Ceccone ein, daß du nicht, wie hier Sitte ist, durch eine Verheirathung mit seinem Majordomo oder seinem Koch zu erobern bist? Sollst du deshalb, deshalb wol gar die Gräfin Sarzana werden —? In diesen Grübeleien lebte sie jetzt. Es gab Entschlüsse zu fassen fürs Leben. Es standen Erwägungen bevor, die eine außeror-

deutliche Anstrengung des Verstandes, der List, der Berechnung, vielleicht des Herzens kosteten.

Sie hatte noch keinen Entschluß gefaßt — Aber das stand fest: Benno von Asselyn urtheilt gering über dich und infolge dessen lächelt seine Mutter und zuckt die Achseln! Das will ich nicht mehr haben! Dies Lächeln der Herzogin von Amarillas soll ihr ein für allemal verdorben sein!

Lucinde wollte auf Villa Rucca den beiden ihr so nahe stehenden Mönchen keineswegs die Theilnahme alter Freundschaft und Dankbarkeit versagen, sich aber auch im übrigen durch sie vergewissern, ob die Herzogin jene Betrogene von Altenkirchen, jene Römerin war, von welcher auf Schloß Neuhof soviel Sagen gingen und die Hubertus doch wol wissen mußte. Einen fatalen Eindruck machte es ihr jetzt beim Anfahren, daß sie die Villa Rucca keineswegs in der Stille antraf, die sie zur Ausführung ihrer entschlossenen Absichten bedurft hätte. Nicht nur wurden eben von einer Menge Arbeiter die Spuren des gestrigen Festes entfernt, sondern auch eine Gerichtscommission war zugegen, von welcher die gestrigen Vorfälle aufgenommen wurden. Ihr Erscheinen kam letzterer gerade zu statten, um von ihr noch einige an sie gerichtete Fragen beantworten zu lassen. Der Cardinal sogar und der alte Fürst Rucca waren dieser Aufstellung der Thatbestände wegen zugegen. Sie hörte bereits, daß beide am Ort des gestrigen Ueberfalls mit den Mönchen Hubertus und Vincente im Gespräche verweilten. Ueber Sebastus erfuhr sie, daß es mit seiner Wunde nicht gut stand und die Benfratellen jeden Augenblick erwartet wurden, ihn abzuholen.

Auch dem Cardinal und dem Fürsten war sie im höchsten Grade und besonders auch als Dolmetscherin willkommen. Beide suchten mit dem drolligen Laienbruder, dessen Aeußeres vom Dienertroß genug belacht wurde, eine Verständigung, die nur

mühsam von Pater Vincente vermittelt werden konnte. Lucinde wurde sofort berufen, in den Garten zu kommen.

Am Ort des gestrigen Erlebnisses harrten ihrer die drei geistlichen Herren und der alte Rucca im lebhaftesten Gespräch. Hubertus grüßte Lucinden mit aufrichtigster Freude und drückte nur mit Trauer Befürchtungen wegen ihres gemeinschaftlichen Freundes Sebastus aus. Seine Augen sagten: Sei doch dankbar! Es geschah ja alles um dich! Bleibe uns ein guter Engel! Entsende den Brief — falls er noch nöthig ist gegenüber deinen mächtigen Verbindungen! Du weißt denn doch wol auch, was wir beide seit Witoborn gemeinschaftlich zu tragen haben —! Lucinde beglückte und beruhigte ihn durch einen ihrer gütigsten Blicke.

Pater Vincente und der Cardinal erhielten von ihr die Ehren dargebracht, welche der kirchlichen Stellung derselben gebührten. Pater Vincente — „der Rival Ihres Bonaventura um die nächste vacante Heiligenkrone“ —! wie Olympia neulich zur Herzogin gespöttelt hatte — Ceccone, das Bild des Versuchers, der mit einiger Reserve über alle Schätze der Erde gebot, wenn man ihn anbetete. Lächelnd stand er und schien Lucinden mit geheimnißvollen Zeichen begrüßen zu wollen. Sie blieb voll Demuth.

Der alte Fürst glich einem luftschnappenden Hecht, der sich nicht in seinem Elemente befindet. Vor dem heiligen Pater Vincente mußte er Ehrfurcht bezeugen und ärgerte sich doch, daß dieser nicht geläufiger deutsch verstand. Mit gemachtem süßsauern Lächeln verwies er Lucinden auf den von Pater Vincente vorgetragenen Stand einer Verhandlung, der zufolge sie zuvörderst erfuhr, daß der Räuberhauptmann Pasquale Grizzifalcone in der That nach Rom gekommen war auf Veranlassung — zunächst des Fürsten Rucca.

Sie traute ihrem Ohre kaum. Der Fürst versicherte jedoch

ungeduldig: Ebbêne! und wendete sich zu Vincente mit einem drängenden Parla dunque! nach dem andern.

Lucinde hörte, daß der berüchtigte Verbrecher, der schon vielfach sein Leben verwirkt hatte, auf dieser Villa hier erwartet wurde zu einem durchaus friedlichen Gespräch, das der Fürst mit ihm unter vier Augen hatte abhalten wollen. Pasqualetto, wie er im Munde des Volkes hieß, hatte die Bürgschaft der Sicherheit verlangt. Diese hatte er erhalten auf das dem Fürsten gegebene Ehrenwort — des Cardinals! Dieser nickte bestätigend ein Ja! und setzte sich jetzt. Zur Summe, welche der Räuber als Bedingung seines Erscheinens verlangte, hatte „dieser dumme Kerl", wie der Fürst sagte, noch eine „buona manchia" extra verdienen wollen; eine Summe von einer der „Prinzessinnen", die sich vielleicht im Garten zu sicher gedünkt hatten. Vielleicht auch — eine Geißel für seine Sicherheit zu denen, die er schon in den Schluchten der Mark Ancona besaß. Dies setzte der Fürst mit einem seltsamen Streiflicht auf das „Ehrenwort" des Cardinals hinzu.

Sie hätten nun gestern beinahe noch zwei solcher Geißeln gefunden, aber Pasqualetto hätte leider dran glauben müssen! Leider! betonte der alte Fürst in allem Ernst und corrigirte sich nur pro forma: Der Bluthund —! Dabei sah er über die Mauer, wo die Spuren der gestrigen Verwüstung noch nicht getilgt waren.

Der Nimmersatt! ergänzte Ceccone ironisch und ließ zweifelhaft, wen er meinte.

Lucinde orientirte sich allmählich.

Der Fürst erging sich in der heftigsten Anklage eines Menschen, der hier den Staatsbehörden völlig in der Eigenschaft einer gleichberechtigten Macht gegenüberstand. Dabei richtete er

seine Vorwürfe geradezu wie die öffentliche Meinung gegen Hubertus.

Dieser Arme verstand sie glücklicherweise nicht und suchte sich nur mit seinen glühenden Augen, die in seinem Knochenschädel hin- und herfunkelten, zu deuten, was seine Ohren nicht begreifen konnten. So viel merkte er allmählich, daß er den hohen Herren keinen Gefallen mit seiner raschen Anwendung des Pistols gethan hatte.

Der Cardinal wiegte sich im Sessel, brach über sich Lorberblätter, die er in seiner flachen Hand zerklopfte, und beobachtete nur scharf fixirend Lucinden. Daß diese die Mönche Hubertus und Sebastus kannte, schien ihm insofern von Interesse, weil sich die kleinen pikanten Episoden der gewöhnlichen Devotion und amazonenhaften Kälte des fremden Mädchens zu mehren begonnen.

Durch diesen Tod, krächzte der alte Fürst offen zu Hubertus heraus, haben Sie die heilige Kirche um eine große Gelegenheit gebracht, Gerechtigkeit zu üben! Sie hätten sich getrost von hier sollen entführen lassen, schöne Signora! scherzte er. Ich würde mit Vergnügen das Lösegeld gezahlt haben — Der Cardinal da hätte den Rest hinzugefügt — setzte er mit sardonischem Lächeln und seine Aufregung zügelnd hinzu.

Senza il supplimento —! Ohne das Agio! erwiderte der Cardinal ebenso trocken ironisch. Er streckte seine rothen Strümpfe vor sich auf die unteren Sprossen eines Sessels aus. Sein Bein war noch untadelhaft. Kopfnickend bestätigte er alles Erzählte, nur mit einer gewissen ironischen Bitterkeit.

Sie können alles wieder gut machen, fuhr der alte Fürst zu Hubertus fort, wenn Sie sich die Gnade des Pater Campistrano erwerben und wirklich diese Reise nach Porto d'Ascoli unternehmen wollen.

Nach Porto d'Ascoli? fragte jetzt Lucinde staunend über die Anrede, die sie übersetzt hatte. Beim Namen des Pater Campistrano blickte Pater Vincente besonders ehrfurchtsvoll — es war der General der Franciscaner. Hubertus stand unbeweglich, dem alten knorrigen Myrtenstamm ähnlich, woran er sich lehnte. Er hatte schon vorhin von einer Reise nach der Küste sprechen hören — das war richtig — er verstand nur noch zu dunkel den Zweck und sah auf Lucinden als dolmetschende Hülfe.

Diese wollte sich erst vollständiger zurecht finden, wollte auch, ehe sie vermittelnd eingriff, die Interessen des Cardinals erst studiren. Wie den Cardinal diese Klugheit entzückte, die er vollkommen durchschaute! Ceccone schien gleichgültig, spielte mit seinem Augenglase, fixirte bald Lucindens Toilette, bald das Curiosum der Gesichtszüge und der Gestalt des deutsch-holländischen Laienbruders, die er zuweilen für sich herzlich belachte.

Hubertus hatte allerlei Dinge von einem Pilger gesprochen, von einem Deutschen, die ihrerseits Lucinde nicht verstand. Erst allmählich lüftete sich ihr folgender, größtentheils von Pater Vincente vermittelter Zusammenhang. Der Räuber Pasqualetto war, wie es üblich im Musterstaat der Christenheit, im Eldorado der katholischen Sehnsucht, unter dem Versprechen der Sicherheit nach Rom entboten worden, um für eine bedeutende Summe dem Fürsten Rucca Mittheilungen über die Lage seiner Interessen an der adriatischen Küste zu machen. Der Gewinn, den der gefürchtete Räuber von seinen Unternehmungen zog, mußte mit seinen Gefährten getheilt werden; diesmal jedoch wollte er die Frucht langer Verhandlungen, eine lebenslängliche Pension ganz für sich allein, wollte seine Wohnung inskünftige in der frommen Stadt Ascoli nehmen und sein bisheriges Leben ganz der Nachsicht der Behörden anempfehlen. Solche letzte Friedensschlüsse der Regierungen mit den Fra Diavolos der Landstraßen sind in

Italien nichts Seltenes und für die geplagte Bevölkerung das bei weitem Erwünschtere, weil Sicherste. Wenn auch zugestanden werden muß, daß sich Ceccone und das Tribunal gegen diese Uebereinkunft sträubten, so wußte Fürst Rucca seinen Wünschen doch Nachdruck zu geben und nicht blos im Scherz sagte er zu den höchsten Richtern: Fürchtet ihr etwa auch, daß eure Namen auf der Liste derer stehen werden, die mir die Füllung des Schatzes des Heiligen Vaters mit der Zeit unmöglich machen werden? Besonders sah Ceccone ohne Zweifel den Enthüllungen des Pasqualetto mit unheimlicher Spannung entgegen. Der Fürst hatte heute ganz den übeln Humor, der jeden Gastgeber am Morgen nach einem Feste, ob es auch noch so schön ausfiel, zu erfüllen pflegt. Er äußerte in aller Offenheit seine Meinung mit den Worten: Ich glaube, diesen Mord des armen Pasqualetto hat jemand auf dem Gewissen, der sich fürchtete, auf zehn Jahre zurück seinen Champagner versteuern zu müssen!

Der Cardinal zog verächtlich die Lippen. Lucinde sah, daß, falls hier der Cardinal etwas fürchtete, doch wol mehr auf dem Spiele stehen mußte als nur sein unversteuerter Champagner. Doch auch schon diese Beschuldigung durfte den Cardinal mit Recht reizen. Er verwünschte alle die, die der Kirche und ihren Cardinälen Uebles nachsagten.

Hubertus horchte nur.

Der Räuber war, erfuhren er und Lucinde, am Tiberstrand mit einigen alten Kameraden aus San-Martino, einem bekannten Räubernest im Albanergebirg, in Berührung gekommen und hatte blos den Spaß am Feste seines versöhnten Feindes noch als „Zugabe zum Fleisch“ ausführen wollen. Die Verständigung zwischen dem Fürsten Rucca und Pasqualetto war auf brieflichem Wege vor sich gegangen — wenn auch mit der größten Schwierigkeit. Der Schmuggler- und Räuberhauptmann konnte

selbst weder lesen noch schreiben. Für sein Vorhaben, sämmtliche Hehler unter den Kaufleuten und die mit ihnen und den Schmugglern unter einer Decke wirkenden vereideten Zollbedienten anzugeben, mußte er sich eines höchst verschwiegenen Beistandes bedienen, der eben schreiben und lesen können mußte. Für solche Fälle gibt es in Italien die Mönche, falls auch die — schreiben können! Aber selbst den Mönchen hatte Pasqualetto nicht getraut. In Ascoli wollte er seine Tage in Ruhe beschließen; er war gerüstet, die Rache der von ihm Verrathenen zeitlebens gewärtigen zu müssen, hatte sich auch deshalb für die Schlimmsten unter den Defraudatoren die Verzeihung erbeten; aber er vertraute sich sogar nicht gern den Mönchen an. Wo fand sich bei ihnen soviel Muth, um Vermittler eines so eine ganze Provinz in Furcht und Schrecken versetzenden Strafgerichts zu werden! Die Mönche mehrerer Klöster, bei denen er anklopfte, baten ihn himmelhoch, keine dergleichen Thorheit zu begehen und in solcher Form reuig werden zu wollen! Wendet Euch doch an uns und an die Madonna! sagten sogar die Aebte. In der Kathedrale von Macerata gab es ein wunderthätiges Marienbild, das alles vergab. Kurz Pasqualetto war loyaler, als die ehrwürdigen Väter und vollends als die einsam wohnenden Landpfarrer, die sich mit einer solchen Provocation der Rache der Betheiligten am wenigsten einlassen wollten. Wie sehnte sich der riesige Pasqualetto, der im Stande war, eiserne Pfosten aus Brettern auszubrechen, nicht aber schreiben konnte, nach einem Dolmetscher seiner Wünsche —! Kaum daß er einige Mönche so weit brachte, für die Verständigung mit dem Generalpächter der Steuern die ersten Einleitungen zu treffen!

Hier wollte der Fürst nun wieder selbst erzählen; denn Pater Vincente trug ihm alle diese Geschichten mit einem zu elegisch ein-

tönigen Klange und wie von der Sündhaftigkeit dieser Welt wenig erbaut vor.

Man hörte indessen doch aus des Priesters Munde: Se. Hoheit waren seit lange in ihren Einnahmen nicht so verkürzt gewesen, wie in den letzten Jahren. Während die statistischen Ausweise aller Staaten eine Zunahme der Zollerträgnisse nachwiesen, sanken in schreckenerregender Weise die des Kirchenstaats. Ein Gewebe von Defraudationen hatte sich gebildet, das neben dem geregelten Steuerwesen des Staats und der Pächter ein zweites der Schmuggler, der treulosen Zollbedienten und der Consumenten bildete. Fürst Rucca schwur, daß er im vorigen Jahr den Ausfall einer halben Million gehabt hätte und in diesem Jahr würde das Uebel noch ärger werden. Er wollte ein Gericht mit Schrecken halten. Wozu war Ceccone's Nichte seine Schwiegertochter geworden —!

Pater Vincente sprach letzteres nicht alles. Lucinde ahnte, was er sagen wollte. Der Pater senkte die langen schwarzen Augenwimpern. In der That sah er heilig aus. Ceccone fing an, ihn schärfer zu beobachten. Er dachte: Feselotti will dich zum Cardinal machen? Das ist von meinem Gegner theils Koketterie mit der neusten Mode der Frömmigkeit, theils eine erneute Schaustellung der Lebensweise Olympiens und eine Verurtheilung Deines Systems! Die geistliche Intrigue ergreift jedes weltliche Mittel. Ceccone versank in brütendes Nachsinnen.

Hubertus aber und Lucinde erfuhren: Pasqualetto wollte sich durchaus noch immer nicht nach Rom begeben, aber auch seine Liste von Kaufleuten, von reichen Grundbesitzern, vielen vornehmen Männern in Rom, vorzugsweise von Zollbedienten und Helfershelfern der Schmuggler blieb von seiner oder eines Fremden Hand ungeschrieben. Das Geschäft rückte nicht vorwärts. Endlich begab sich Pasqualetto mit seinen nächsten Vertrauten ge-

legentlich in die Gegend von Loretto. Dort wollte er nächtlich einen Pfarrer überfallen und ihn mit geladener Flinte zwingen, niederzuschreiben, was ihm „unter dem Siegel der Beichte“ würde dictirt werden. Hier nun, vor Loretto, fiel ihm ein Haufe Pilger in die Hände. Diese, so arm sie waren, plünderte man aus und entdeckte, daß einer derselben, der von allen der ärmste schien, nur eine Bibel (ein verbotenes und allen Steuerbeamten als zu confisciren bezeichnetes Buch) und ein Taschenschreibzeug besaß. Diesen glücklichen Fund hielt man fest. Ein Gefangener, der schreiben konnte! Ein Bettler, der sich, wenn es sein mußte, aus der Welt schaffen ließ, ohne daß viel Nachfrage danach war! Diesen Unglücklichen schleppten die Räuber mit sich und hielten ihn seit Monden gefangen. Es war ein kranker, hinfälliger Greis, er kam von den Alpen her, hatte nach dem südlichen Italien wollen — dieser Gefangene nun war der Vertraute dieser hochwichtigen Staatsaffaire geworden.

Hier eben war es, wo schon bei früherer Erörterung dieser Dinge Hubertus in seiner regsten Theilnahme aufwallte. Ingleichen gab Vincente jetzt wie schon vorhin über diesen gefangenen, dem Verderben preisgegebenen Pilger Zeichen eines gesteigerten Interesses.

Den Pilger zwangen die Räuber, Nachts über die wildesten und schroffsten Felsenwände zu klettern und mit ihnen in einsamen Höhlen zu campiren. In einer verlassenen Zollwächterhütte am Meeresstrande fand sich nach drei Tagen das nothwendige Papier und nun begann die Correspondenz mit Rom. Das war ein Verkehr wie zwischen zwei Cabineten. Grizzifalcone ging vorsichtig zu Werke. Die Actenstücke seines Verrathes mehrten sich. Der Pilger mußte Namen und Orte, alle Waaren, die seit Jahren nicht versteuert gewesen zu sein sich die Schmuggler entsannen, alle Hehler, auch die Schlupfwinkel niederschreiben,

wo die Waaren geborgen wurden, Fischerhütten bei San-Benedetto, Leuchtthürme am Fosso Bagnolo, Felsenschluchten bei Grottamare, Zollwächterhäuser beim Hafen von Monte d'Ardizza — nichts blieb ungenannt. Der unglückliche Pilger hatte Bogen vollgeschrieben mit Geständnissen, die dem Fürsten Rucca Gelegenheit zu einem Strafgericht geben sollten. Und nun entstand die Frage: War dies hochwichtige, künftig eine halbe Million sicherstellende Convolut mit Pasqualetto mitgekommen? Wo befand es sich? Man hatte es überall gesucht und es fehlte.

Hier fragte Lucinde, warum sich der Fürst diese Papiere nicht schon früher hätte zuschicken lassen.

Er erwiderte, er mistraute der Post! Wer kann sich auf Eure Post verlassen! sagte er bitter und zornig.

Ceccone entgegnete, indem er sich bekämpfte: Ah bah, die Post! Sie wollten nur noch mehr vom Pasqualetto erfahren, als was dieser wagen würde niederschreiben zu lassen! Deshalb beeilten Sie die Uebersendung nicht!

Lucinde sah, daß es den alten Fürsten mächtig gereizt hatte, gerade die Würdenträger der Kirche, die festesten Säulen der Prälatur, einer Aristokratie, die noch immer in ihm den Nachkommen eines Bäckers sah, wenn nicht zu bestrafen oder irgendwie zu compromittiren, doch necken und in Schach halten zu können. Er hatte sicher nicht geglaubt, daß der Räuber diese und ähnliche Namen schriftlich angeben würde. Deshalb hatte er dessen persönliches Erscheinen gewünscht.

Vincente's Stimme erhöhte sich jetzt seltsam. War es deshalb, weil sich die Zahl der Unglücklichen, die in den Händen der Räuber lebten, mehrte und es dem Frevel galt, daß sogar das gesalbte Haupt eines Bischofs in diese blutigen Dinge verwickelt wurde —?... Lucinde hörte, daß Grizzifalcone nun hatte kommen wollen. Vorher ließ der Räuber aber noch, zur Mehrung seiner Sicher-

…it, den Bischof von Macerata verschwinden. Vom Besuch eines …einbergs, zwischen den Bergen dahinreitend, war der hohe …älat nicht wieder nach Hause gekommen. Pasqualetto hatte sich …er versichert, um für ihn als Geißel zu dienen. Im „Diario …Roma“ wurde die Schuld dieses Ueberfalls allerdings dem …squaletto zugeschrieben; aber wie sehr man versicherte, daß die …waffnete Macht ausgezogen sei, den gefangenen Prälaten zu be…ien, man konnte seiner nicht habhaft werden und wollte es …ch nicht — das sagte jedermann und jetzt sagte sich's auch Lu…de. In der officiellen Zeitung stand nichts von diesem geheimen …sammenhang eines so betrübenden Vorfalls mit einem großen …aatsact der dreifachen Krone.

Nun endlich sichergestellt, erschien Pasqualetto. Vielleicht, um … noch sicherer zu stellen, raubte er vom Hochzeitsfest des Fürsten …cca einen der Gäste. Da unterliegt er selbst! Alle Hoffnungen … dahin! Die Verhandlungen eines Jahres sind gescheitert!

Der Stand der ganzen Frage beruhte jetzt auf dem Leben …ier Gefangenen, von denen der eine ein hoher kirchlicher …rdenträger war, der andere die Kenntniß der Liste hatte. Wäre … wenigstens diese Liste gerettet! seufzte der Fürst. Die Ge…tspersonen hatten ausgesagt, daß sich, als man die Kleider des …schossenen untersuchte, in den Taschen Amulete, Muttergottes…der, geweihte Schaumünzen genug vorgefunden hätten, auch …mtliche Briefe eines Kochs des Fürsten, der die Correspon…z geführt; aber weder in den Taschen, noch in der Spelunke, … Pasqualetto abgestiegen war, noch bei gefangenen Complicen … sich die Liste, auf welche die ganze Sehnsucht des Fürsten …nnte. Nun bereuete er, den schriftlichen Verkehr durch die …st nicht vorgezogen zu haben. Nun bereuete er seine gestrige …ast, die ihn bestimmte, so eilends zu entfliehen. Wie bitter …kte er dem Cardinal an, daß dieser die Liste wahrschein-

lich gestern sogleich aus der Tasche des Ermordeten zu sich gesteckt hätte.

Es waren nur Blicke und Flüsterworte, durch welche diese und ähnliche Vermuthungen ausgesprochen wurden. Lucinde verstand sie aber. Der Cardinal nannte in allem Ernst den giftig Zischelnden einen Hanswursten und verlangte von ihm — ja von Ihnen, Altezza! rief er — den Bischof von Macerata heraus!

Pater Vincente hatte vom Schicksal des Bischofs mit bebendem Ton gesprochen.

Pasqualetto ist todt! rief Ceccone. Wo finden wir das gesalbte Haupt eines der frommsten Priester der Christenheit wieder —! Sie sind es, Fürst, von dem wir ihn zurückfordern müssen!

Ha! Wo find' ich — die — die von dem Pilger geschriebene Liste! fiel der Fürst nicht minder erzürnt und drohend ein. Der Koller des Zorns ergriff den kleinen Mann zum Schlagtreffen. Wenn er den fremden Franciscanerbruder nicht um seine vorschnelle Art, hier in Rom auf Spitzbuben Pistolen abzuschießen, persönlich mishandelte, wenn er sich durch die Ankunft der Donna Lucinda hindern ließ, die Worte, die er vorhin gesprochen, zu wiederholen: „Ihr hättet eine Zofe wie diese, und wäre es auch Eure spanische Herzogin selbst gewesen, zehnmal sollen zum Teufel fahren lassen —! Wo in aller Welt ergreifen hier Mönche die Waffen!“ so war es, weil er wiederholt von Hubertus verlangte, daß dieser seine Uebereilung durch eine That voll Muth, Entschlossenheit, Discretion wieder gut machen sollte.

Hubertus stand erwartungsvoll und im höchsten Grade bereit dazu. „Wie soll ich es?“ fragte nur über die nähern Einzelheiten statt seiner die erstaunte Lucinde.

Sie hörte jetzt noch mehr von jenem schreibkundigen Pilger. Hubertus hatte erklärt, diesen Pilger zu kennen. Unfehlbar müsse

es derselbe sein, mit dem er über die Apenninen geklettert und zuerst beim Besuch der „heiligen Orte“ des St.-Franciscus auf der Penna della Vernia zusammengetroffen war. Das Leben dieses Pilgers hing ohne Zweifel an einem Haar. Falls er noch unter den Räubern geblieben war und sich unter den Zollbedienten die Kunde seiner Beihülfe zum Verrath verbreitete, die Kunde seines vielleicht abschriftlichen Besitzes der Liste, so war er verloren. Hubertus hatte schon so viel von diesem Pilger erzählt, daß Lucinde begreifen konnte, warum Pater Vincente ebenso lebhaft für ihn eingenommen sein konnte und einmal über das andere das Schicksal des armen Gefangenen beklagte.

Lucinde hörte das Gepolter des Fürsten. Sie hörte ein Durcheinander, das sie unmöglich vollständig übersetzen konnte. Die Schilderung der unzugänglichen Schluchten am Meer, wo Pasqualetto zu hausen pflegte; die Schilderung der List und Verschlagenheit, womit man allein sich diesen eigenthümlich organisirten Banden zu nähern vermochte; die Schilderung der Ehren und Auszeichnungen, die den Pilger hier in Rom erwarten sollten, wenn ihn Hubertus glücklich auffände und über die Gebirge brächte. Sie übersetzte eine wiederholte Aufforderung des Fürsten an Hubertus, die dahin lautete: Reiset nach der Gegend von Porto d'Ascoli! Sucht, da Ihr muthig und unerschrocken seid, das Gefängniß des Bischofs von Macerata und des Pilgers von Loretto! Alle Briefe, die Pasqualetto seit Monaten schon mit mir wechselt, sind von diesem frommen Mann geschrieben worden! Gewiß halten ihn die Räuber zu diesem Behuf in den unwegsamen Höhlen verborgen!

Ceccone ergänzte: Der Bischof von Macerata ist ein Greis —...

Der Bischof von Macerata ist ein Greis, sagen Se. Eminenz — fuhr Lucinde fort. Aber mit allen Fähigkeiten der Jugend ausgestattet, setzen Se. Hoheit, den Pilger betreffend, hinzu. Seine

Briefe — der Cardinal meinen die Klagen des armen Bischofs — sind gewandt und in jeder Beziehung vollkommen, meinen Se. Hoheit — Beide sprechen zu Euch: Kann eine fromme Seele dulden, daß die Mittel, die den Stellvertreter Christi auf Erden in seiner nothwendigen Würde erhalten sollen, durch Schurken, ungetreue Haushalter, Judasse verkürzt werden? Hätt' ich das Verzeichniß, spricht der Fürst, das dieser Mann unter den Flinten der Räuber schreiben mußte! Oder. könnte den Pilger, wenn Ihr ihn findet, Eure Entschlossenheit überreden, Euch die vorzüglichsten Namen zu nennen, die auf diesem Papier zur Schande der Christenheit zu lesen waren! Die Namen von Herzögen und Excellenzen behält man doch wol —! Ich will ihm hier in Rom die glänzendste Wohnung einrichten, will ihn schadlos halten für alles, was er erduldete! Suchtet Ihr den Pilger und — den Bischof, sagen der Cardinal, so würdet Ihr eine Krone mehr im Himmel gewinnen! Ich fahre sofort, sagen Se. Hoheit, nach Santa-Maria und werfe mich dem Pater Campistrano zu Füßen, um Eure Verzeihung, Eure Freiheit zu gewinnen, damit Ihr einen Zweck vollführt, der Euch in jeder Beziehung den Dank der Christenheit erwerben wird —!

Hubertus übersah nunmehr in voller Klarheit das an ihn gestellte schwierige und jedenfalls lebensgefährliche Begehren. Seine Bereitwilligkeit aber, einer so ehrenvollen, wenn auch den Tod — und nicht allein von Räuberhand! — drohenden Aufgabe sich zu unterziehen, gab sich mit der ihm eigenen Liebe zu Abenteuern um so mehr kund, als ihm die Gewißheit innewohnte der Identität des Pilgers mit jenem Deutschen, welchen er trotz seiner Ketzerei auf der Reise nach Rom so liebgewonnen hatte. Zuletzt konnte er hoffen, durch solche Dienste, welche er dem Heiligen Vater leistete, auch für seine Wünsche über die Person Wenzel's von Terschka ins Reine zu kommen. Hatte er erst bei

seinem General die Freiheit und vollends die Wanderfreiheit gewonnen, so wollte er unerschrocken seine desfallsigen Wünsche vortragen, noch ehe er die Reise antrat. Das Vertrauen, heil und gesund nach Rom zurückzukehren, besaß er vollauf.

Jetzt ergänzte mit verklärten Augen Pater Vincente seine Mittheilungen. Alles, was Hubertus erzählt und Lucinde übersetzt hatte, traf auf die Erinnerungen zu, welche Pater Vincente vom Bruder Federigo zu Castellungo hatte. Auch Lucinde kannte diesen Deutschen, bei dem sich Porzia Biancchi die Fähigkeit erworben hatte, sich als Müllerin Hedemann in Witoborn mit ihren deutschen Mägden verständlich zu machen. Endlich sprach sogar zu ihrem höchsten Erstaunen der Cardinal: Nun denn, gelobt sei unsere gute Mutter Kirche! Diesem Pasqualetto verdanken wir, wie es scheint, mehr als einen großen Gewinn! Nicht daß ich die Hoffnung hege, Ew. Hoheit in den Stand gesetzt zu sehen, Ihre Klagen über die Diener der Gerechtigkeit und über unsere Subalternen bestätigt zu erhalten — ich würde nur auf die Aussagen eines Räubers am Fuß des Schaffots, nicht auf die Lügen eines Bösewichts etwas geben, der sich mit lächerlichen Hoffnungen schmeichelte, ja noch als Bürgermeister von Ascoli ein Leben der Achtung führen zu können wähnte —; aber darin hat er uns einen großen Gewinn verschafft, daß er den edeln Söhnen des heiligen Dominicus Gelegenheit gibt, eine Beweisführung der Milde zu geben, die sie gegen die Ketzer schon zu lange ausüben! Signora, Sie fragten mich vor kurzem nach den Streitigkeiten des Bischofs von Robillante? Hören Sie nun, was so überraschend eintreffen muß! Wenn der apostolische Eifer des Herrn von Asselyn sein neues Vaterland beschuldigt, daß Ungläubige hier spurlos in den Kerkern der Inquisition verschwinden können — so erleben wir die glänzendste Genugthuung! Frommer Bruder, rettet den Bischof von Macerata! Wagt Euch

in die Klüfte, wo diese Räuber hausen! Rettet aber auch den Pilger! Gebt den Beweis, daß dieser Flüchtling, den von uns die sardinische Regierung reclamirt, den die Gesandtschaften Englands, Schwedens, der Niederlande, Preußens in den Händen der Dominicaner vermuthen, in keinem heiligen Inquisitionsofficium, weder sonstwo, noch hier in Rom, festgehalten wird! Er ist gefangen! Von den Räubern! Er muß, auf den Tod bedroht, diesen die Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt erleichtern, wodurch ihm Verzeihung werden könnte für die viele Mühe und Sorge, die uns bereits die Nachfragen nach dem Verschollenen nicht blos von Castellungo und Robillante aus, sondern bereits von Turin, London, Berlin und Wien gemacht haben! Fefelotti wird mir, so wenig er es sonst um mich verdient hat, dankbar sein, wenn ich ihm den Beweis an die Hand liefere, daß nichts mehr im Wege steht, sich mit seinem feuerköpfigen Nachbar zu versöhnen! Guter Bruder! Ihr seid von einem Blut, das Euch zu leicht in Euern schönen Kopf steigt! Wandert getrost, wandert immerhin! Leiht unserm Vorschlag eines Eurer drolligen Ohren! Laßt für Euch in Santa-Maria Se. Hoheit jenen Fußfall thun! Euch wird es Segen bringen und einem so vornehmen Mann, wie ihm, kann's auch nicht schaden —!

Ceccone hatte sich lächelnd erhoben und schüttelte Hubertus, dessen Augen vom Feuer seines Unternehmungseifers blitzten, die Hand. Dieser küßte die seinige voll Demuth. Pater Vincente stand aufhorchend und feierlich. Lucinde staunte des Zusammenhangs aller dieser seltsamen Unternehmungen. Nur der alte Rucca zwinkerte mit den Augen und zweifelte — Ceccone schien ihm auf alle Fälle eine doppelte, wahrscheinlich doch nur ihm feindliche Rolle zu spielen.

In diesem Augenblick hörte man in der Ferne das Läuten einer kleinen Handglocke. Das Glöcklein der Benfratellen! sagte

der Cardinal. Sie kommen mit der Tragbahre, den zweiten unsrer tapfern deutschen Lanzknechte des Heilands abzuholen! Frater Hubertus, gebt ihm vorläufig das Geleite; grüßt Euern Guardian in San-Pietro und dann — ans Werk! Ihr seid, bei St.-Peter, der rechte Mann für diese Aufgabe, welche ich niemand in Rom so gut wie Euch anzuvertrauen wüßte. Ihr aber, Pater Vincente, wandte sich Ceccone ehrerbietig zu diesem, — die junge Fürstin Rucca hatte gestern das dringendste Verlangen nach Euerm Segen! Ich hoffe, Euer Kloster wird mit dem Thier nicht unzufrieden sein, das, statt Eines Sackes, jetzt deren zwei zu tragen, die frischgefüllt wurden, Euch draußen empfangen soll! Die Zeiten müssen wiederkehren, wo unsere rothen Hüte auf die Stirn von Priestern gedrückt werden, die dem Volk das Schauspiel der Demuth geben. Laßt mir die Ehre, den rothen Zaum von einem meiner Rosse zu nehmen und den Esel zu schmücken, den Eure Hand durch die Straßen Roms führen wird —!

Dies war keine jener südländischen Artigkeiten, denen zufolge der Spanier sein eigenes Haus demjenigen anbietet, welcher die Lage desselben reizend findet; es versteht sich von selbst, daß das Anerbieten abgelehnt wird. Bei Pater Vincente lag in der That eine Bezüglichkeit des Ernstes nahe. Er durfte voll Erröthen und mit Nachdruck die angebotene Auszeichnung ablehnen. Grüßen Sie die junge Fürstin, sprach er leise zum Cardinal, und sagen Sie ihr, daß ich oft für das Heil ihres neuen Bundes beten werde —! Er faltete die Hände. Das Glöcklein der Benfratellen erklang düster und traurig. Vincente's Auge erhob sich, wie von einem sanften Liebesstrahl entzündet. Die beiden so weltlich gesinnten Männer mußten erleben, daß Pater Vincente sie zum Beten zwang. Ecce, Domine, sprach er mit dem Psalmisten in einer eigenthümlich erhöhten Stimmung, tu cognovisti omnia, novissima et antiqua! Quo ibo a Spiritu tuo? Et quo a

facie tua fugiam? Si ascendero in coelum, tu illic es! Si descendero in infernum, ades! Vide, si via iniquitatis in me est et deduc me in viam aeternam! Amen —!

Es war ein Gebet ganz wie die Sühne für die sündhafte Weltlichkeit aller dieser Verhandlungen.

Vincente's Augen blieben gehoben wie mit der Bitte, ein Strafgericht des Himmels abzuwenden. Der Geist Bartolomeo's von Saluzzo, der Geist des Filippo Neri schien über ihn gekommen. Sein schöner, weicher Mund betonte scharf die Worte: „Via iniquitatis!“ Er richtete damit die Falschheit und Unreinheit dieser Welt und schüttelte fast den Staub von seinen Füßen, als er Hubertus' Hand ergriff und ihn beinahe so fortführte, als würde ihm eine Seele abwendig gemacht, die ihm anvertraut worden.

Bei alledem blieb es entschieden, daß der Fürst wirklich zum General der Franciscaner fuhr und diesen unternehmenden Mönch sich auserbat, der zwar den Grizzifalcone ohne Beichte getödtet hatte, nichtsdestoweniger aber den Muth besaß, noch den Bischof von Macerata und den Pilger von Loretto retten zu wollen. In dem Muth, der zu einer solchen Unternehmung gehörte, lag allein schon die Bürgschaft des Erfolgs. Dem Italiener imponirt jede Kühnheit. Bald mußten über den „Bruder Todtenkopf in der braunen Kutte“ Sagen hinausgehen — märchenhaft und wie ein entwaffnender Schrecken.

Ceccone starrte mehr noch dem Pater Vincente. Ist das Papst Sixtus V., der sich als Cardinal so lange unbedeutend stellte, bis er als Papst die Maske abwarf? dachte er. Nun sah er sogar den alten Heuchler, den Fürsten Rucca, beim Abschied an der Villa den Strick des Paters ergreifen, diesen küssen, dann sogar niederknieen, Hubertus und Lucinden gleichfalls, alle um den Segen des begeisterten Sprechers zu empfangen. Diesen Segen

ertheilte Pater Vincente denn auch mit dem bekannten verzückten Liebesblick des St.-Franciscus.

Die Jesuiten haben ihren Popanz für den Stuhl der Apostel gefunden! sagte sich Ceccone. Er blickte staunend den beiden Mönchen nach, die sich jetzt empfahlen, begleitet von dem alten, gleich einem Aal sich bis in die Villa windenden Fürsten Rucca. Das Glöcklein der Benfratellen tönte draußen fort und fort.

Miracolo! rief Ceccone Lucinden zu und pries galant die Dienste, die sie geleistet.

Lucinde stand gedankenverloren. Sie sah nun die Gefahren, die den Bischof von Castellungo umgaben.

Der Cardinal konnte sich jetzt nicht weiter aussprechen. Die „Caudatarien", die ihn an eine Sitzung im Vatican und die Anwesenheit seines Secretärs zu erinnern hatten, standen harrend in der Nähe. Er plauderte, wie gleichgültig, von der heutigen Speisestunde im Palazzo Rucca und seufzte über seine Sorgen. Eine „Hochzeitsreise" hatte Olympia abgelehnt. Sie feierte ihren „Lendemain" nach italischer Sitte. Vor hunderttausend Zeugen! Heute Abend sollten zwei Musikchöre die halbe Nacht hindurch am „Pasquino" spielen. Große Feuerbecken beleuchteten dann den Platz. Fässer, mit Reisholz gefüllt, Pechkränze wurden abgebrannt. Der Volksjubel sollte nicht enden.

Der Fürst war in der That schon nach Santa-Maria zum General der Franciscaner gefahren. Die Benfratellen befanden sich im Nebenbau, um den Pater Sebastus zu holen. Pater Vincente leitete das bequemere Heraustragen. Hubertus suchte noch einen Moment Lucinden beizukommen, der sich eben der Bischof von Camuzzi genähert hatte.

Lucinde verbeugte sich ausweichend dem Priester, der sie gestern eine „Creolin" genannt, und versicherte Hubertus, soweit es in

der Eile ging, daß er sich aus seiner Haft als entlassen betra
ten dürfte. Darum gab sie aber doch den Brief an Bonaven
nicht zurück. Eine Gelegenheit, sich dem Bischof in Erinnerun
zu bringen, behielt sie fest. Und konnte sie ihm doch auch j
Aufklärungen und Warnungen über den Bruder Federigo schrei
Sie forderte Hubertus auf, sie erst noch im Palazzo Rucca
besuchen, wenn er wirklich den Bischof von Macerata und
Pilger entdecken und befreien gehen wollte. Ihr unternehmt
Erschreckendste und doch thut Ihr beinahe, als rieth ich in Wi
born gut, als ich damals sagte: Flieht in einen hohlen Ba
stamm? fragte sie lächelnd.

Hubertus, der unruhige Waldbruder, hätte die endlich
rungene Freiheit des Wanderns und des Lebens wieder in fr
Luft laut ausjubeln mögen. Ohne die mindeste Furcht zu zei
bejahte er die Frage und zeigte nur traurig auf den verde
Tragkorb, den eben die schwarzen Söhne des heiligen „Jo
nes von Gott" aus dem Hause brachten.

Lucinde zuckte bedauernd die Achseln und neigte sich auch d
Mönchen.

Der Cardinal fuhr inzwischen in seinem Wagen mit
weißen, purpurgeschirrten Rossen zur Porta Laterana hin.
„Caudatarien" fuhren in einem zweiten Wagen hinterher.
einem dritten mußte Monsignore Camuzzi, Bischof in parti
der erste Secretär des Cardinals, folgen.

Lucinde wartete, bis das Glöcklein der Benfratellen verklun
war. Hinter dem verdeckten Korbe, der ebenso eilends dahin
tragen wurde, wie Klingsohr in letzter Nacht die Leiche h
tragen sehen, trottete der vorher erwähnte, von Ceccone's Ma
duomo besorgte Esel mit den zwei übermächtig, gewiß das Klo
versöhnenden, gefüllten Säcken. Pater Vincente schritt mit demüt
gesenktem Haupt und hielt den Esel an einem einfachen Zü

ubertus hatte einen Jasminblütenzweig am Portal der Villa
brochen und wehrte damit, gedankenvoll in sich selbst verloren,
m Thier die Fliegen ab.

Nun setzte Lucinde sich in ihren Wagen und fuhr mit blitz-
neller Eile an dem unheimlichen Tragkorb und dem Esel
rüber. Unter dem weißen ausgespannten Leintuch des Korbes
g Klingsohr —! Sie schauderte — als sie im Vorüberfahren wie
f ein Leichentuch blicken zu müssen glaubte.

Der Wagen fuhr am Coliseum vorüber, durch den Bogen des
itus, die Basilika entlang. Der Kutscher ließ das Capitol links
d lenkte zur Säule des Trajan. Lucinde lebte innenwärts.
ie merkte nicht, daß sie schon an Piazza Sciarra, dicht in der
he des „Schatzes der guten Werke" war. Hier hielt der
gen.

Der Kutscher blickte sich fragend um, ob sie nicht zur Her-
in von Amarillas wollte, die hier wohnte. Sie winkte: Weiter!
eiter! Sie mußte zu Olympien. Die höchste Zeit war es,
e — nach ihrer Brautnacht zu begrüßen! Sie durfte nicht
hlen zur Chocolade, die heute das junge Paar allen Gästen, die
re Aufwartung machten und die Neuverbundenen mit lächelnder
weideutigkeit nach ihrem Befinden fragten, nach römischer
itte in goldenen und silbernen Tassen mit eigener Hand zu
edenzen hatte.

5.

In der „Stadt der Wunder" bewohnte die Herzogin von Amarillas einen dem Cardinal gehörenden, äußerlich dunkeln und ganz unansehnlichen Palast in einer den Corso durchschneidenden Straße zwischen Piazza Sciarra und der Gegend um Fontana Trevi.

Mit seiner verschwärzten Außenseite stand das heitere und bequeme Innere im Widerspruch. War der Thorweg geöffnet, so sah man wol erst einen kleinen düstern Hof, umgeben von einem hier und da von Marmorkaryatiden geschmückten viereckten Arcadengang von Travertingestein, sah in der Mitte ein kleines blumengeschmücktes Bassin, das ein wasserspritzender Triton aus Bronze dürftig belebte, sah Remise und Stallung kaum von den Arcaden bedeckt; aber die hintern Fenster des einen Flügels gingen in einen hier ungeahnten kleinen Hausgarten von Rosen, Myrten und Orangen hinaus. Sie hatten ein volles, schönes Licht und gewährten im geräuschvollsten Theil der Stadt ein friedlich beschauliches Daheim. Zudem war in der Einrichtung dieser hohen und geräumigen Zimmer nichts gespart. Es war eine Wohnung, die verlassen zu müssen Schmerz verursachen durfte.

Und doch konnte die Herzogin dies Ende voraussehen! Der Cardinal behauptete seit einiger Zeit, ihre Augen nicht mehr ertragen zu können. Was Olympia von ihm gesagt, das sagte er

von der Herzogin. Ihre Augen hätten für ihn die Wirkung des „Malocchio“. Der Italiener hat vor dem „bösen Blick“ eine selbst von Aufgeklärten nicht überwundene Furcht.

Diese üble Wirkung ihrer Augen, von welcher sie hörte, erläuterte die Herzogin nur aus Ceccone's Gewissen. Wohl müssen meine Augen einen giftigen Eindruck auf ihn machen, sagte sie ihrem alten Diener Marco, der schon früher im Unglück bei ihr gewesen und nur des Alters wegen nicht damals mit nach Wien gefolgt war. Meine Augen nennen ihn undankbar!

Keineswegs wollte die Herzogin sagen, daß der „böse Blick“ eine Fabel ist. Als echte Italienerin glaubte auch sie an solche Menschen, welche „Jettatore“ heißen. Sie können Krankheit und Tod „anblicken“. Sie hatte ihre alte Freundin und Gesellschafterin Marietta Zurboni schon lange begraben, aber die Fabel- und Traumbücher derselben waren ihr und dem alten Marco geblieben. Konnte sie doch zittern vor Angst, als eines Tages Olympia, die ebenso dachte wie sie, sagte: „Seh' ich im Leben diesen Signore d'Asselyno wieder und er verräth, daß ich Wahnwitzige ihm in zwei Tagen meine ganze Seele zum Geschenk gab, so laß' ich die Erde aus der Stelle ausschneiden, die sein Fuß berührte, und hänge sie — in den Schornstein!...“ Um Jesu willen! hatte die Herzogin erwidert, du wirst solche Sünden unterlassen! Sie wußte, daß ein solcher Zauber einen Abwesenden langsam zum Tod dahinsiechen läßt.

Olympia war nach dem ersten Rausch der Flitterwochen und nach den vorauszusehenden Zankscenen mit ihren Schwiegerältern ins Sabinergebirg gezogen. Dort und im Albanergebirg besaßen Ceccone und die Ruccas prächtige Villen. Zur Zähmung des wilden Charakters der jungen Fürstin hatte der welt- und menschenklnge Cardinal angerathen, sie zu beschäftigen. Er hatte (von der Hand der ihm immer vertrauter werdenden Lucinde)

einige anonyme Briefe an sie schreiben lassen, in denen von Unterschleifen in der Verwaltung dieser Güter die Rede war. Unterschleifen, die zu bestrafen, Uebelthätern, die zu züchtigen waren. Das wurde dann sogleich ein Feld für die erste unruhige Thatenlust der jungen Ehefrau. Einige Wochen hindurch, vielleicht einige Monate konnte man auf diese Art Hoffnung hegen, daß sie sich in ihrer neuen Stellung als Fürstin und Gattin gefallen würde. Bis dahin hatte sie ohne Zweifel mit den Aeltern vollständig gebrochen, hatte das Personal in der Rucca'schen Verwaltung umgewandelt, hatte soviel Scenen des Zanks, soviel angedrohte Dolchstöße, auch Fußfälle und Handküsse erlebt, daß sie damit vollauf beschäftigt war. Lucinde und der Cardinal stimmten in dem Serlo'schen Wort überein: „Die Seele des Menschen will gefüttert werden wie der Magen."

Die Herzogin erzürnte den Cardinal immer mehr durch ihre Festigkeit, Lucinden als Mitbewohnerin ihrer Behausung abzulehnen. Lucindens neuliches Wort von ihrem „Briefwechsel mit Benno" war beim Begegnen von ihr nicht wiederholt worden. Vielleicht hatte auch nur der Schrecken über den gleichzeitigen Ueberfall durch die Räuber ein Misverständniß veranlaßt. Auch auf Villa Torresani, einem Erbgut der alten Fürstin Rucca, wo jetzt die junge Fürstin wohnte, wurde die „Abenteurerin", wie sie Benno mehrmals genannt hatte, abgelehnt. Lucinde wohnte bei der alten Fürstin Rucca, beim Wasserfall von Tivoli, in einer andern Rucca'schen Villa, Villa Tibur genannt. Niemand kam nun noch zur Herzogin, da der Cardinal nicht mehr kam. Seltener und seltener kam sie selbst aus ihrem Palast heraus, in dem es gespenstisch öde und einsam wurde. Wie mußte sie bereuen, ein Wesen von so gefährlicher Schmiegsamkeit in die Kreise ihres bisherigen Einflusses gezogen zu haben! Lucinde wurde immer mehr die Seele in dem alten Rucca'schen Kreise

und in dem jungen ... Und wenn sie sich geirrt hätte! Wenn Lucinde wirklich von einem Briefwechsel zwischen ihr und Benno damals gesprochen! Dann fehlte nur noch das eine Wort: Benno von Asselyn ist dein Sohn! und ihre Niederlage war für die Sphäre, wo Olympia herrschte, entschieden. Olympia würde dann gesagt haben: Nun versteh' ich alles! Du warst es, die den Angebeteten von mir entfernt gehalten hat und ein Opfer meiner Rache hab' ich zunächst nun in Dir!

Daß den Cardinal, von welchem sich die junge Fürstin nicht minder wie von ihr zu befreien suchte, eine Leidenschaft für die fremde Abenteurerin ergriffen hatte, wurde immer mehr zum öffentlichen Geheimniß. Und bei alledem konnte doch niemand die demselben deutschen Mädchen dargebrachte Huldigung des Grafen Sarzana begreifen. Hätte es sich um eine Scheinehe gehandelt, durch welche die Schulden eines leichtsinnigen Cavaliers gedeckt werden sollten, so würde man in Rom, in der Stadt der Heiligung des Priestercölibats, dies Benehmen Don Agostino's begriffen haben; denn solche Arrangements kommen hier täglich vor und konnten niemanden auffallen — die Contracte werden nur nicht in den Archiven der Curie niedergelegt. Don Agostino war jedoch keiner der Leichtsinnigsten unter den „Achtzig", ja er besaß Kenntnisse, liebte sie zu vermehren und galt seinen Kameraden für einen Pedanten. Die Wartung seiner Uniform, seines Pferdes, noch mehr seiner kleinen Häuslichkeit war bis in die minutiösesten Dinge sauber und zierlich. Seine Familie war verwildert, alle wußten das, die Umstände hatten aus ihr Creaturen eines geistlichen Würdenträgers gemacht, dessen Unregelmäßigkeiten sie decken mußte. Graf Sarzana würde die Hand keiner Dame auch nur zweiten oder dritten Ranges in Rom haben erhoffen können. Doch auch eine Geliebte des Cardinals zu nehmen zwang ihn nichts. Noch weniger begriff man seine Leidenschaft,

wenn sie eine aufrichtige war. Lucinde konnte die Capricen des ermüdeten Alters reizen, sie konnte die Vorstellung einer Vernunftehe durch eine darum noch nicht ausgeschlossene Möglichkeit jugendlicher Reminiscenzen mildern; was war sie einem jungen, noch in Lebensfrische befindlichen Krieger? Sie besaß Geist, Belesenheit, Koketterie. Fesselte das ihn vorzugsweise? Seine Kameraden pflegten ihn mit seinem Einsiedlerleben, das der Lectüre gewidmet war, zu necken; sein wärmster Freund sogar, der Herzog von Pumpeo, hatte ihm den Beinamen des „Küsters vom Regiment“ gegeben. Bei alledem ließ es sich immer mehr dazu an, daß die Herzogin den Palast würde zu verlassen und — dem jungen Ehepaar Sarzana einzuräumen haben!

Ihrem Giulio Cesare schrieb die Mutter von allen diesen ihren Leiden und Befürchtungen nichts — nichts von den Gefahren, die ihr durch Lucinden drohten. Einestheils wollte sie Benno's bei solcher Mittheilung leicht vorauszusehende Absicht ihr zu helfen nicht früher hervorrufen, als nöthig war; anderntheils vermochte es ihr Stolz nicht, Befürchtungen auszusprechen, die sie mit dem größten Zorn erfüllten, so oft sie nur an sie dachte. Benno hatte ihr die Versicherung gegeben, daß der einzige Vertraute ihres Briefwechsels nur Bonaventura blieb.

Eines Morgens lag die Herzogin noch in ihren Hauskleidern auf der Ottomane und blätterte in den französischen Zeitungen, die in Rom verboten sind, jedoch vom Cardinal gehalten und noch nach alter Gewohnheit, wenn sie benutzt waren, an sie abgeliefert wurden. Um so lieber las sie in ihnen, als die einheimischen Blätter fast von nichts als von Festen und großen Ceremonien berichteten, zu denen sie nicht mehr geladen wurde. Auch bei einem großen Ereigniß, das vier Wochen nach Olympiens Hochzeit statthatte — es war die wirklich erfolgte Ein-

kleidung des Paters Vincente als Cardinal — hatte sie gefehlt (nie hatte sie sonst bei einem solchen Fest, das wiederum ganz Rom in Bewegung setzte, gefehlt) — bei einem Fest, wo Olympia und Lucinde die üblichen Honneurs des ersten Cardinalsempfanges machten — bei einem Fest, das eine Woche dauerte und alle Zeitungen erfüllte! Voll Demuth, aber durchaus gewandt, fand sich der neue Cardinal Vincente Ambrosi in seine Würde.

Unmuthig warf die Herzogin die einheimischen Blätter fort; wieder auch war im Gebirg eine große Kirchenfestlichkeit gewesen, wo die junge Fürstin Rucca als erster Stern am Himmel der Gnade und Wohlthätigkeit geglänzt haben sollte. Und schon ergriff sie die Feder und wollte dem Cardinal schreiben, sie bedürfte Unterhaltung. Sie bäte um einige Einlaßkarten für den Tag, wo die Räuber guillotinirt würden, die man als Complicen Grizzifalcone's aufgegriffen hätte — Die Mission des Bruders Hubertus war ihr durch die vorläufig wirklich erfolgte Befreiung des Bischofs von Macerata bekannt geworden. Sie wollte ihrem Schreiben hinzufügen, der Cardinal vergäße seine — unversteuerten — Weine, die in ihrem Keller lagerten. Sie grübelte allen Intriguen Ceccone's nach, allem, was sie von ihm wußte und dessen Erwähnung ihn schrecken konnte. Benno's letzter Brief lag vor ihr, worin dieser auf Anlaß des von Lucinden an Bonaventura eingesandten Briefs der beiden deutschen Flüchtlinge und eines inhaltreichen Couverts, das sie hinzugefügt, geschrieben: „O fände sich doch dieser Wanderer nach Loretto! Wäre es der, den mein Freund schon seit fast dreiviertel Jahren sucht! Er wird es nicht sein. Die Dominicaner haben ihre anderen Gefangenen herausgeben müssen — diesen schickten sie nach Rom, wo ihre Gefängnisse unzugänglicher sind, als hier. Ceccone verweigerte bisjetzt die Genehmigung, die Kerker des heiligen Officiums

untersuchen und den Dominicanern einen Beweis von Mis
geben zu lassen. Frà Federigo schmachtet in ihren Händen
Galiläi, Benno, Pignata und so viele andere Opfer der
duldsamkeit!" Daß in Rom schreckenvolle Dinge möglich w
wußte die Herzogin. Sie wußte, daß Ceccone mit dem M
was er that, eine andere Absicht verband, als von der
vorausgesetzt wurde. Zwischen dem alten Rucca und dem
dinal war es bereits zu einer Spannung gekommen, sei
zwar Hubertus durch eine List den Bischof ans Tageslich
bracht hatte, aber von einer Entdeckung des Pilgers nichts
und sehen ließ, ja seit einiger Zeit sogar von sich selbst
mehr. Schon war das Gerücht verbreitet, die Carabinie
Grenzwache hätten vorgezogen, statt den römischen Abges
in seinen Bemühungen zu unterstützen, ihn todt zu schlage

Ueberall sah sie Gewalt und Intrigue. Sie kannte Cec
Ansichten über die Zeit und die Menschen. Wo durchgr
Zwecke auf dem Spiele standen kümmerte ihn Menschenlebe
nig. Durch einen der Verwandten Sarzana's, eine der vo
beförderten Creaturen, hatte Ceccone alle Häfen auch der
Küste in Obhut. Wer konnte auf diese Art im vorlie
Falle wissen, was aus dem Rucca'schen Sendboten, dem
schen Mönche Hubertus, geworden war. Jenseits der A
nen, am Fuß des Monte Sasso, an der Grenze der Ab
war jede Controle abgeschnitten und dorthin hatten sich i
That die letzten Wege des kühnen deutschen Mönches verlor

Die Zeitungen waren durchflogen — „mit ihren Lü
wie die Herzogin vor sich hin sprach. Die Herzogin konnt
an den Besuch einer Messe denken. Da bemerkte sie, d
Hause laut gesprochen wurde. Sie wollte klingeln.
war nach dem Pantheon auf den Fleisch- und Gemüsemark
ein Mittagessen einzukaufen; die Dienerinnen waren a

...heit. Schon hörte sie Schritte. Sie unterschied die Stimme ...lympiens. Dann war alles wieder still.

Die Herzogin glaubte sich getäuscht zu haben. Schon öfter ...r ihr geschehen, daß ihre aufgeregte Phantasie Menschen nicht ... hörte, sondern deutlich vor sich stehen und wandeln sah, ...nschen, die mit ihr sprachen. Sie brauchte nur ihren gehei... Schrank aufzuschließen, nur Angiolinens blutiges Haar aus ...em großen Pastell-Medaillon des Herzogs von Amarillas ...auszunehmen, dies Haar nur eine Weile vor sich hinzulegen ... und deutlich sah sie Angiolinen sich an ihren Tisch begeben ... hörte sie laut mit ihr sprechen. In dieser Art trat Benno ...n Abend in die Zimmer der von Ueberspannung ergriffe... Frau. Nach Benno hatte sie die Sehnsucht einer Braut — ... Sehnsucht voll Eifersucht. Aber kein Madonnenbild mehr ...nte sie sehen in dieser madonnenreichen Stadt, ohne voll ...lichkeit an Armgart von Hülleshoven zu denken, die ihr Lu... ...e als ihres Cesare Ideal bezeichnet hatte.

Die Stimmen kamen wieder näher. Diesmal aber rief ...lich Olympia selbst: Da nicht! Nein, nein! Dort geht ... Kamin entlang! Die Hitze ist für ein Bett unerträglich.

Was will — die Mörderin meiner Tochter? fuhr die Her...in mit sich selbst sprechend auf. Weiß sie denn in der That ...h, wo ich wohne? Will sie doch wieder zu mir ziehen oder ...t —? Was soll — das Bett — von dem sie spricht?

Nebenan rückte man die Möbel. An einer andern Stelle ... Hauses hörte man ein so starkes Hämmern, als sollten ...uern eingeschlagen werden.

Indem öffnete sich die Thür und aus dem Empfangssalon ... die kleine Fürstin, in glänzend outrirter Toilette; Lucinde, ... minder gewählt gekleidet; die Schwiegermutter, eine noch ...mer anziehende und gefallsüchtige Frau; Herzog Pumpeo, der

für ihren Liebhaber galt; hinter ihnen zwei junge elegante, n
frisirte Prälaten; zuletzt auch Graf Sarzana.

Alle schienen überrascht zu sein, die Herzogin anzutr
Sie wollten sogleich, Olympia ausgenommen, wieder zu
Sie hatten die Herzogin nicht anwesend vermuthet oder t
wenigstens so. Olympia hielt sie jedoch fest, schritt weiter, a
nicht auf die am Tisch beim Sopha erstaunt Verharrende,
dern rief, beim Durchschreiten des Zimmers: Hierher wü
rathen, von jetzt an das Eßzimmer zu verlegen. Oeffne
diesen Balcon, so hat man das Beste, was dieser alberne G
bieten kann, etwas Kühle. Chrysostomo! Wir nehmen ein F
stück! Setzen Sie sich, Lucinde! Graf, Sie werden hu
sein! Kommen Sie doch! Wir sind ja bei uns!

Mit Widerstreben und in offenbar ungekünstelter Verleg
war Graf Sarzana gefolgt, hatte sich der Herzogin, di
nicht mehr wohnhaft geglaubt wurde, stumm verbeugt un
in das Balconzimmer zu den übrigen, die unterdrückt ki
— Lucinde ausgenommen, die von einem der Prälaten g
wurde und scheu zur Erde blickte.

Die junge Fürstin, wenig bis über den Thürdrücker,
schönen bronzenen Greifen-Flügel, hinausreichend, warf
die Thür zu.

Im ersten Augenblick hätte ihr die Herzogin nachspringe
sie zerreißen mögen. Viper, Schlange, Basilisk! zitterte
ihren Lippen. Die Worte erstickten. Sie hatte in diese
genblick keine andere Waffe, als ein lautes, gellendes
Hahahaha! schallte es sogleich nebenan zur Antwort. Ol
war es, die in gleichem Ton erwiderte. Dabei klirrten
und Gläser.

Olympia hatte ein Frühstück hieher beordert. Der
Chrysostomo wollte ihr eben durch eine andre Thür folge

bereits ein Plateau voll Gläser und silberner Gefäße. Die
...gin ergriff den Diener und warf ihn zur Thür hinaus.
... schloß sie sämmtliche Thüren so hastig zu, als fürchtete
...rmordet zu werden.

...lympia lachte und sprach nebenan mit gellender Stimme
...mmer allein. Sie that wie jemand, der hier noch zu
... war. Demnach wurde also die Herzogin, da sie nicht
...lbst ging, gleichsam zum Hause hinausgeworfen. Hatte
...ia vielleicht erfahren, wer Benno war? Verdankte die
...in diese Demüthigung Lucinden? War diese wirklich in
...en eingedrungen oder woher dieser plötzliche Angriff, diese
... ohne jede Vorbereitung —? Sie wußte es nicht und
...felte.

... Herzogin besann sich freilich, daß Olympia dergleichen
...n ihres Charakters auch ohne alle Veranlassung aus-
... liebte. Es konnte ein ganz momentan gekomme-
...fall des Uebermuths sein. Möglich war, daß sie sich
...ige Tage mit ihrer Schwiegermutter ausgesöhnt hatte,
...ser vielleicht eine Anerkennung für einen neuen pariser
...stoff fand und so wurde denn ein gemeinschaftlicher „Car-
...spaß“ auf Kosten einer Person ausgeführt, „die der Lä-
...keit zu verfallen“ anfing.

... Herzogin weinte. Sie dachte an die Jahre, die sie da-
...eben an dies herzlose Wesen, an die sorgenvollen Stunden,
... Olympia krank gewesen. Da sie Olympia's angeborene
... entschuldigen und dafür Ceccone verantwortlich machen
..., so hätte sie diesem an den Hals springen und ihn erwür-
... mögen. Sogar Lucindens Haß auf sie ließ sie gelten; denn
... hatte abgelehnt, der Deckmantel eines Verhältnisses zum Car-
...l zu sein. Aber seltsam! auch Lucinde war wieder versöhnt
... Olympia? Hatte doch Olympia die Erklärung der Herzogin,

Lucinden nicht bei sich wohnen zu lassen, gebilligt! Olympia w
eifersüchtig auf den Einfluß und die Macht, die Lucinde auf i
ren Onkel gewann, und die Herzogin hatte geglaubt, von Oly
piens Eifersucht auf Lucinden Vortheil ziehen zu können. N
sah sie das Leben dieser Menschen des Müßiggangs und
Glücks, diese Zerwürfnisse, diese Versöhnungen um nichts.
irgendein auf der Villa Torresani gesprochenes Schmeichelw
Lucindens war Olympia dennoch im Stande zu sagen: W
ist das nur mit dieser armseligen Herzogin? Ihr Palast
jetzt bald nur Ihnen und Sarzana gehören! Machen wir
damit einen kurzen Proceß —! Oder irgendetwas dem Ae
liches war vorgefallen. Männer waren dabei zugegen, Pri
sogar! Ja sogar Graf Sarzana, der sie zwar immer kalt, a
höflich behandelt hatte!

Sich aus diesem Zimmer entfernen konnte die Herzogin ni
da das ganze Haus sich belebt hatte. Von den Küchen der j
gen Fürstin war ein Frühstück überbracht worden. Ein T
von Dienerschaft schien aufgeboten. Dabei arbeitete man im
benzimmer zur Linken, klopfte und hämmerte — Es wa
Schreiner und Tapezierer in Thätigkeit. Die Gardinen wu
abgenommen, die Tapeten abgerissen. Das Ganze war
Unterhaltung des Uebermuths. Wer konnte hier so schnell
ziehen wollen? Die Declaration des Grafen Sarzana war
wol noch in weiter Entfernung.

Vernichtet sank die somit mit Gewalt Verjagte auf ihr Kan
zurück. Ihre Brust hob sich in hörbaren Athemzügen. Se
sie rufen: Megäre, lade noch deine Mutter zu deinem Ge
drüben die tolle Nonne aus den Gräbern der „Lebendigbegra
nen"! Was half das jetzt —! Sie hatte nicht einmal
Muth, dem alten Marco zu erwidern, der ihr am Schlüsse
unverständliche Worte wisperte. Sarzana, Sarzana! sprach

[illegible]derholt vor sich hin, auch Er läßt die Mishandlung einer [illegible]n zu und ißt und trinkt und stößt mit dem Teufel in Men[illegible]gestalt an! Wenigstens malte sie sich das alles so aus.

Mit doppelt starker Stimme, damit davon nichts der Herzo[illegible] nebenan verloren ging, rief beim Mahle Olympia und fast [illegible]er allein sprechend: Wie viel Lösegeld würde damals wol [illegible]n Pasquale für Sie gefordert haben, Signora Lucinda? ... [illegible] sagen Sie, Graf? ... Zum Gelde würde es gar nicht ge[illegible]men sein? ... Sie hätten sie mit Ihrem Säbel herausge[illegible]en? ... Haha! Ich weiß noch ein anderes Mittel, falls [illegible] Herzogin mit gefangen gewesen wäre; ein Mittel, wodurch [illegible] alles in die Flucht geschlagen hätte! Durch eine ihrer alten [illegible]en —!

Schallendes Gelächter folgte.

Gewiß hatte sie auf meiner Hochzeit die Hoffnung, zum Singen [illegible]efordert zu werden. Darüber vergaß sie den Auftrag meines [illegible]nnes, mir die Anwesenheit des Cardinals Ambrosi anzuzeigen.

Jetzt blieb alles still.

Erhebend und mit einem tiefen Seufzer sagte sich die Her[illegible]in: Das war der Grund dieses plötzlichen grausamen Ein[illegible]s? Nimmermehr! sagte sich die Herzogin. Oder doch —? [illegible] Erhebung des Paters Vincente war auffallend genug. Man [illegible]ieb sie der Absicht zu, dem neuen Großpönitentiar, Feselotti, [illegible]vorzukommen. Er hatte diesen Mönch zur nächsten Cardinals[illegible]hl empfohlen. Ceccone hatte sich dann rasch des neu zu er[illegible]nenden Cardinals selbst bemächtigt. Olympia hatte die Hon[illegible]urs seiner Ernennung im dazu hergeliehenen Palazzo Rucca [illegible]macht; alle Welt war in den schönen jungen Cardinal Ambrosi, [illegible]r wie ein Ganymed, ein David im Purpur aussah, verliebt; [illegible] nicht unmöglich, daß Olympia ihre erste Untreue als Frau [illegible] einer geistigen machte und wieder in leidenschaftlicher Andacht

für einen Priester schwärmte, den sie schon einmal so unglück
gemacht hatte.

In der That — die Herzogin konnte hören: Zieht sonst n
mand hier ein, den der Onkel lieb hat, so ist das kleine H
durchaus geeignet, von einem so bescheidenen Priester bewo
zu werden. Ich mache dem Cardinal Ambrosi seine ganze E
richtung.

Cardinal Ambrosi soll hier wohnen? Benno's Nachfol
in deinem — oberflächlichen Herzen? sprach die Herzogin zu
selbst.

In der That wurde das Gespräch jetzt rücksichtsvoller gefü
und die Herzogin verstand nichts mehr.

Herzog Pumpeo machte den Wirth und schenkte ein. Trin
Sie, Graf Sarzana! rief er. Oder haben Sie noch im
Ihre geringe Meinung über den Champagner nicht verloren,
Sie damals — vor drei Jahren — auf unserer Landpartie n
Subiaco das „Bier der Franzosen" nannten?

Graf Sarzana, Sie sind überhaupt inconsequent! fiel Ol
pia ein. Wie konnten Sie je die Deutschen und die Franzo
so hassen! Jetzt lieben Sie — ein deutsches —

Halt, Principessa! unterbrach einer der Prälaten. Wir
ben in diesem Augenblick gar nichts — als die Heiligen! Die S
norina hier kennt alle Gebräuche der Beatification vom Tu
Petrus an bis zur Rede des Advocatus Diaboli —!

Wenn die Seele der Eusebia Recanati nächstens heilig
sprochen wird, fiel der andere der Prälaten ein, wer wird
Rolle des Advocaten der Hölle übernehmen?

Schweigen Sie! Keine Lästerungen, Monsignore! unterbr
Olympia mit energischem Ruf.

Die Herzogin lachte bitter auf und sprach für sich: Fürch
du diese „heilige" Eusebia, weil sie dich — an deine Mutt

kümmert? Oder ängstigen dich die Ansprüche, die selbst der Teu-
fel an die Heiligen macht — wie vielmehr an deinesgleichen —!
Graf Sarzana's Stimme, ein wohlklingender voller Baryton,
wurde mit den Worten vernehmbar: Cardinal Ambrosi lebt
noch vierzig Jahre. Also erst in 140 Jahren ist es möglich, auf
die Kanonisation anzutragen. Auch bei ihm wird jemand den
Auftrag bekommen, geltend zu machen, welche Rechte der Teufel
an ihn hat. Abbate Predari! Gesetzt, Sie bekämen diese Auf-
gabe! Wie würden Sie Ihr Thema anfassen? Halten Sie
die Rede gegen den Cardinal Ambrosi zum Besten der Hölle!
Vergessen Sie aber dabei nicht diesen schönen Palast!
Und die nichtswürdige Art, wie er eingeweiht wurde! er-
gänzte die Herzogin zähneknirschend.
Und die zerbrochenen Beine, als die Tribüne einstürzte, auf
welcher bei seiner ersten Messe im St.-Peter Tausende von Men-
schen standen! bemerkte die alte Fürstin.
Die schlechten Plätze, die der römische Adel gewöhnlich be-
kommt! ergänzte der zweite der Prälaten, ein jüngerer Chigi.
Lassen Sie mich! rief sich räuspernd Abbate Predari. Die
Rede halte ich! Ich kann von Ambrosi's erster Jugend anfangen,
von seinen ersten Ketzereien bei den Waldensern. Ich war sein
Schulkamerad in Robillante ...
Dann wird nur zu sehr die Stimme des Neides aus Ihnen
sprechen! unterbrach ihn Olympia, die befürchten mußte, selbst
in dieser Rede eine Rolle zu spielen. Genug! Genug! unterbrach
sie aufs neue die Ermunterungen zu einer Rede, die auch Abbate
Predari durchaus halten wollte. Aber ihre Furcht war unbe-
gründet. Als Advocat des Teufels würde er doch schwerlich gesagt
haben: Siehe, ich sandte dir einst eine meiner Botinnen in den
Beichtstuhl! ... Von allen diesen „Blasphemieen“ wollte aber
Olympia nichts hören und erklärte jetzt, denjenigen strafen zu

rannten die convertirten Engländer nach den Katakomben –
schwärmten die Deutschen von den Bildern des Fiesole –
knieten die Franzosen in Trinità di Monti und küßten d
Hände einer Gräfin-Aebtissin der hier eingepfarrten „Soeu
grises" aus den ersten Geschlechtern Frankreichs. Rom spi
seine äußere heilige Rolle mit Glanz. Wer kennt das J
nere —!

An Benno schrieb die in Wahrheit vernichtete Frau j
noch nicht alles, was ihr begegnet war. Sie erschien s
zu tief gedemüthigt! Auch hatte sie zu lange Jahre hindurch
den Umgang verscheuchende und die Menschen vereinsamende Wi
kung des Unglücks kennen lernen. Dann beredete sie sich,
wollte lieber erst die Antwort abwarten auf einen Brief, den
an Ceccone schrieb und in welchem sie nichts von ihren Empfi
dungen zurückgehalten hatte. Schließlich hatte Benno selbst s
Wochen nicht geschrieben. Sie fing für die Sicherheit ihres Bri
wechsels immer mehr zu fürchten an.

Am vierten oder fünften Tage weckte sie aus einem Zusta
der Erstarrung, den das fortgesetzte Nichteintreffen eines Leben
zeichens von Benno mehrte, der erste Besuch, den sie in ihr
neuen Wohnung empfing. Eine glänzende Equipage stand
Hause. Sie kam aus Villa Tibur und brachte — Lucinden!

Mit kalter Ruhe und Sammlung führte sich diese bei ihr
den Worten ein, der Cardinal hätte sie beauftragt, der Herzog
einen Jahrgehalt anzubieten, den er ihr mit Dank für die ge
steten Dienste ausgesetzt hätte. Er bedauerte, fügte sie hin
den Einfall der jungen Fürstin, an welchem er gänzlich schul
los wäre — wie wir alle — Olympia schwärme, fügte sie hinz
für den Cardinal Ambrosi und sie wollte wol auch, sag
sie lächelnd, alle diejenigen strafen, welche dem Bischof von Ro
billante den Ruf des ersten Priesters der Christenheit gegeben

hätten — Cardinal Ceccone, schloß sie, würde selbst gekommen sein —

Wenn er nicht meine bösen Augen fürchtete! fiel die Herzogin ein und in der That schien in diesem Moment ihr Blick den Tod androhen zu können. Kaum reichte der ausgesetzte Jahresgehalt für die Wohnung und eine für Italiens Sitten so nothwendige Equipage aus.

Lucinde zuckte die Achseln. Für allzu viele Erörterungen schien sie nicht aufgelegt zu sein. Sie behauptete, Eile zu haben; sie sagte, sie käme überhaupt nur selten in die Stadt — ihr ganzes Wesen war voll Unruhe, gemachter Vornehmheit, Uebermuth.

Sie kam von Santa-Maria, dem Mutterkloster der Franciscaner, wo sie bei Klingsohr gewesen. Dort hatte sie den nach glücklich vollendeter Heilung wieder zu Gunst und Gnaden angenommenen Pater Sebastus am Sprachgitter gesprochen. Sie hatte ernste Dinge mit dem vor Schwäche allerdings noch an Händen und Füßen Zitternden, aber in ihrem Anblick Ueberglücklichen verhandelt.

Nach dem, was sie von Hubertus schon in Palazzo Rucca, als dieser daselbst von ihr Abschied genommen, über die zweite Gemahlin des Kronsyndikus erfahren, ließen die jetzt endlich möglich gewordenen Mittheilungen Klingsohr's keinen Zweifel, daß allerdings diese zweite Gemahlin eine ehemalige kasseler Sängerin Fulvia Maldachini, also die — Herzogin von Amarillas gewesen sein mußte. In dem lateinischen Bekenntniß Leo Perl's hatten die Namen gefehlt und auch noch jetzt bei Verständigung mit Klingsohr hütete sie sich, die Fingerzeige allzu grell zu geben; auch mußte sie den kaum Genesenen schonen. Gab ihm das Wiedersehen einen erhöhten Ausdruck der Spannung und

Kraft, so forderte sein todblasses Aussehen, seine gekrümmte grei-
senhafte Haltung zur Schonung auf. Von Benno sprach sie
Klingsohr nicht, da auch Hubertus nichts von Kindern dies
zweiten Ehe gewußt hatte. Noch war sie schreckhaft erregt v
Klingsohr's Hosianna des Dankes für ihren Beistand, vo
Triumphgesang seiner Hoffnungen für eine neue Zukunft in R
wo „selbst der Tod mit leichterer Hand abgewehrt würde,
anderswo". Krampfhaft hatte er ihre Hand, die sie ihm dur
Sprachgitter reichte, festgehalten und sie mit Versen begrüßt,
für den Fall, wo er sie wiedersehen würde, schon bereit gehal
schienen. Er gab alles, Minerva, die Weisheit, Maria,
Glauben, hin — denn nur von ihr, der Botin Aphrodite's,
ihm die volle Lebenskraft.

Pallas Athene! Wär' ich immer
Gefolgt nur Deinem Schild und Speer —
Ich wäre längst ein Abendschimmer,
Begraben in dem ew'gen Meer!

Was zog mich nur mit Zauberbanden
Hinauf zu Schnee und Alpenhöhn
Und ließ in fernen, heil'gen Landen
Mich Ziele noch und Wünsche sehn?

Krank, todmatt, ausgedörrt die Lunge —
Nahst kaum dem Auge Du, dem Ohr,
Raff' ich mich schon mit Löwensprunge
Ein Held zu neuer That empor.

Was komme jetzt? Du nur gebiete!
Zum Frühling wird des Kerkers Haft.
Maria —? Pallas —? Aphrodite —?
Gib ihr den Preis — der Liebeskraft!

Sie berichtete dem Wahnbethörten, fieberhaft sie Anblicken
von Reflexionen Umgewirbelten, daß ihn der Cardinal bei
Congregazione del' Indice für die Beaufsichtigung deutsch

Kunst und Wissenschaft verwenden wolle.*) Von Hubertus wußte man auch in Santa-Maria noch nichts. Klingsohr versicherte, seines tapfern Freundes Entschlossenheit würde sich in jeder Lage zu helfen wissen.

Sie wohnen sehr hübsch hier? fuhr Lucinde, sich im Empfangzimmer der Herzogin umsehend und von ihrer Erschöpfung durch die empfangenen Eindrücke sammelnd, fort.

Hundert Fuß vom Erdendunst entfernter, als an Piazza Sciarra —! lautete die Antwort.

Wiederholt drückte Lucinde der Herzogin über die neuliche Scene mit Olympien ihr Bedauern aus und versicherte, ihrerseits angenommen zu haben, die Herzogin wäre bereits ausgezogen.

Der Cardinal hatte, denk' ich, die Absicht, Ihnen dies Palais — als Aussteuer anzubieten? sagte die Herzogin.

Immer hörte Lucinde von dieser Frau nur gewisse höhnische Betonungen. Immer nur gewisse Zweifel der Ironie —!

Graf Sarzana wird doch wol den Dienst bei Sr. Heiligkeit nicht aufgeben? fuhr die Herzogin fort. Sie hoffen ein stilles und glückliches Leben führen zu können? Vergessen Sie nicht, wenn der Cardinal Ambrosi die Wohnung zu beziehen ausschlagen sollte, einige Verbesserungen — des Küchenherdes im Palais vorzunehmen. Sonst ist alles gut im Stande.

Schwach sind die Frauen wahrlich nicht, wenn sie ihre Empfindungen aussprechen. Auch darauf hin kannte Lucinde ihre Mitschwestern. Aber der „Küchenherd" schien ihr denn doch eine Anspielung geradezu wie auf die Zeit, wo sie wirklich eine Magd gewesen.

---

*) Die Stelle Augustin Theiner's aus Schlesien.

Sie sehen mehr, als ich, Hoheit! sagte sie, ergrimmt auf die Lippen beißend.

Sind die Verhältnisse noch nicht so weit? fuhr die Herzogin fort.

Welche Verhältnisse? Ew. Hoheit haben mich ja in die Verhältnisse empfohlen.

Sie sind auch für diese Empfehlung recht dankbar, lächelte die Herzogin ironisch.

Sie aber sind nicht großmüthig, Hoheit! sagte Lucinde. Ich höre, daß Sie diese mögliche Zukunft zu verhindern suchen und mich nicht für würdig halten, eine Gräfin zu werden. Ich bin allerdings keine geborene Marchesina von Montalto, wie Sie. Ich bin eine einfache deutsche Bäuerin — das ist wahr! Oder hat man Ihnen aus Robillante etwas Anderes geschrieben?

Aus Robillante —? Mir? . . . So hört' ich — also neulich am Hochzeitstage — doch recht? Wie kommen Sie denn —

Sie stehen im Briefwechsel mit Robillante! unterbrach Lucinde schnell und entschieden.

Ich — mit — Ihrem Bischof wol —? entgegnete die Herzogin, zwar noch mit einer gewagten Sicherheit, aber schon zitternd.

Nein, mit Ihrem Sohne Benno von Wittekind-Neuhof mein' ich —! Lucinde warf diese Worte wie einen den Sieg verbürgenden Trumpf aus.

Erst wollte die Herzogin auflachen. Dann deutete sie auf Lucindens Stirn, als wäre ihr Verstand wol nicht recht in Ordnung.

Aber Lucinde hielt sich in unbeweglicher Ruhe und wiederholte langsam, was sie soeben gesprochen hatte.

Die Herzogin ergriff Lucindens Arm, starrte sie mit auf-

geschlossenen Augen an und schwankte an die Thüren, um diese wenigstens fester anzusehen.

Sie litt nicht für sich — was hatte sie zu fürchten! Sie litt für Benno, der ihr unter solchen Umständen seines zweideutigen Ursprungs nicht froh werden zu können schien. Sie ist — wirklich — ein Teufel! hauchte sie und setzte sich halb ohnmächtig nieder.

An diesem „Wirklich“, sagte Lucinde, erkenn' ich die mich betreffenden Stellen Ihres Briefwechsels. Ja, jenseits der Alpen ist man noch immer nicht im Reinen, für welchen Ofen der dante'schen Hölle ich passe, aber das soll auch diesseits gelten, und Ihr Sohn ignorirte mich doch noch mit einer gewissen mitleidigen Toleranz. Uebrigens ein vortrefflicher Mensch, nur mit dem Einen Fehler, daß er zu den Männern gehört, die den Verstand, den auch einmal Frauen besitzen können, für Anmaaßung halten.“

Eine lange Pause des Triumphes trat ein. Allmählich raffte sich die Herzogin auf und suchte das Fenster, um Luft zu schöpfen.

„Ich spreche eine Vermuthung aus, die ich beweisen kann! fuhr Lucinde fort, indem sie ihr nachblickte. Der Geistliche, der Sie traute, hieß Leo Perl. Es war ein Jude. Die Trauung geschah auf dem Schloß Altenkirchen. Ich kenne manche Folgen dieses abscheulichen Betruges, arme Frau! Benno von Asselyn ist die beste davon. Wie gesagt, ein trefflicher Mensch, ob er sich zu sehr den — guten Eigenschaften des Kronsyndikus ähnelt als — Ihren Fehlern. Madame, Sie wissen, daß ich nur wenig Freunde im Leben gefunden habe! Lassen Sie mir die, die ich mir gewinne! Ich verspreche Ihnen, Sie werden von mir unbehelligt bleiben! Daß nur die Jesuiten und der General der Franciscaner, Olympia im Allgemeinen, hier Ihr vergangenes Leben kennen, weiß ich vom Cardinal. Arme Frau! Da die

erste Hochzeit falsch war, konnte man Sie glücklicherweise der Bigamie anklagen, was in der Absicht Ihrer und der Ceccone's lag. Glorreich wurden Sie gerechtfertigt. Das Geheimniß mit Benno — das weiß außer mir niemand; werde es zu bewahren wissen. Nur — bitt' ich von j und befehl' es Ihnen, lächeln Sie nicht mehr, wenn mein genannt wird —! Lächeln Sie nicht so spöttisch, ob di wähnung nun in Verbindung mit dem Cardinal oder m Grafen geschieht! Lassen Sie sich von Ihrem Sohne üb nichts erzählen, was Sie etwa veranlassen könnte, den H gen, die ich habe, mögen sie sein, welche sie wollen, zu Das ist es, was ich Ihnen schon am Hochzeitsfest z hatte und nur verschob, weil uns die Räuber hindert wir seither im Gebirge kaum zur Besinnung kamen! No und in aller Aufrichtigkeit: Erneuern Sie die Warnun den Bischof von Robillante! Schreiben Sie davon Ihrem Man erwartet Fefelotti hier. Er bringt die Einleitun Processes auf Absetzung des Bischofs. Entsetzlich, wenn Bischof um eine einzige ketzerische Persönlichkeit so fortreiß Gräfin Erdmuthe auf Castellungo so bestimmen ließe! De dinal meinte es in allem Ernste aufrichtig, als wir den zu entdecken suchten. Nicht seine Schuld, daß auch H jetzt so räthselhaft an der Grenze der Abruzzen verschwun Hören Sie aus alledem, daß ich der Meinung bin: W Freunde, Verbundene, Herzogin! Waffenstillstand, Frie schen uns! Kein Wort an Olympien! Nimmermehr! sen Sie sich auf mich! Das versprech' ich Ihnen. Je muß ich auf Villa Tibur zurück. Der Weg ist weit. A dert Scudi nur, Herzogin! auch ich find' es erbärmlich! kann ich aber thun! Sagen Sie das Ihrem Sohne — Sie sind glücklich, einen solchen Sohn zu besitzen! Wo f

ihn? Wie erkannten Sie sich? Sie haben recht! für Olym-
war er zu gut. Aber nie, nie darf sie davon erfahren!
Rache würde keine Grenzen kennen. Regen wir uns aber
auf!. Sie kennen jetzt meine Wünsche, meine — Befehle!
Wiedersehen!

ucinde war verschwunden, wie sie gekommen. Sie selbst
geklingelt, um die Bedienung in Bereitschaft zu halten.

Die Herzogin blieb zurück, erstarrt — an Händen und Füßen
gebunden. Sie fühlte ganz die Wirkung, die Lucinde beab-
gt hatte. Mußte sie „diese Schlange an ihrem Busen er-
nt" — sie selbst nach Rom gebracht haben! Unter die-
Damoklesschwert sollte sie nun leben! Was war aber zu
? Was um Benno's willen zu unterlassen? Ihre Corre-
denz schien ihr nicht mehr sicher, trotz der Adressen, die hier
in Robillante an die geringsten Leute gingen. Diese Sprache,
kurze Eröffnung, diese Schonungslosigkeit des kecken deut-
n Mädchens! Von Angiolinen hatte sie geschwiegen. Wußte
von dieser nichts? Sie sah, Lucinde wußte genug, um sie
ewige Fesseln zu werfen.

Alles das mußte die vereinsamte Frau in sich selbst verwinden.
otz des Vorwands, den sie für ihren Umzug in der „bessern Luft
Monte Pincio" fand, verließen die Ausgestoßene alle ihre Be-
nte. Sie hatte ohnehin nie die erste Rolle spielen dürfen, auch
lange sie mit Ceccone und Olympia lebte. Was war sie der Welt!
tzt bereuete sie zu klug gewesen zu sein und sagte: Wie viel
ben bei alledem die Menschen voraus, die sich nur den Aus-
üchen ihres Temperaments hingeben! Sie erleben immer noch
was mehr Unglück und Demüthigung, als wir andern, die
ir so klug sein wollen, das ist wahr; aber ihre Personen fes-
ln und ihre Natur läßt ihre Verhältnisse vergessen. Nicht ein-
mal ein paar alte Prälaten hatten noch das Bedürfniß, bei ihr

zu speisen. Von Benno erhielt sie keine Andeutung, wie sie sich verhalten sollte. Seine Briefe blieben aus. Sie war in Verzweiflung.

Ihr Geist hatte seit einem Jahr ganz dem geliebten Sohne gelebt. Die Briefe, die sie von ihm empfing, waren wie an ein Ideal gerichtet. Nur einen einzigen Tag hatte er die Mutter gesehen und gesprochen und gerade darum war ihm alles neu und reizvoll an ihr geblieben. Die ganze, seit so lange von ihm beklagte Heimatlosigkeit seines Daseins fand in diesem neugewonnenen Besitze Ruhe und Sammlung. Und auch sie lebte nur in seinen Mittheilungen und bildete sich jetzt aus ihnen, so fragmentarisch sie waren, ihre Welt. Zitternd las sie alle seine letzten Briefe. Sie waren der einzige beglückende Eindruck, der ihr noch geblieben! Da lag vor ihrem fernblickenden Auge die schöne Alpengegend Piemonts —! Da lagen die Thäler, die schattenreichen Kastanien- und Nußbaumwälder, in denen sich der Geliebte mit Bonaventura erging —! Da schilderte Benno das rege Leben der Bewohner und die blühendste Seidenzucht —! Ort reihte sich an Ort — erkennbar war jeder Weiler an den viereckigen Kirchthürmen mit den heitern Glockenspielen —! Schlösser standen auf höchster Höhe, gebrochene Zeugen der Wildheit des Mittelalters; tiefer abwärts von diesen Trümmerstätten lagen wohnliche neue Sitze des Adels, darunter Castellungo, erkennbar schon in weiter Ferne am wehenden Banner der Dorstes —! Wie oft hatte der Kronsyndikus sie vor Jahren versichert, daß gerade um dieser Dorstes willen seine zweite Ehe noch geheim bleiben mußte! Sie sah Benno hinüber- und herüberreiten zwischen Robillante, einem freundlichen Städtchen, und Castellungo.

Die alte Gräfin Erdmuthe bediente sich seiner als Vermittlers zwischen ihr und dem Bischof, den sie seltner sah, obgleich er ganz in ihrem Sinne wirkte und Benno nicht genug von Bona-

ventura's Muth schreiben konnte, der jenen von der Gräfin beschützten Waldensern die altverbrieften Gerechtsame wahrte. Sie sah die Eichen von Castellungo, die verlassene Hütte des Einsiedlers, die Processionen zur Kapelle der „besten Maria!". Seltsam durchschauerte sie's von Geheimnissen, die auf allen diesen Beziehungen liegen mochten. Sie wußte bereits, daß jene Gräfin Paula, die inzwischen die Nachfolgerin ihres Kindes geworden war, dem Bischof besonders werth gewesen. Sie fühlte die Dämmerungsschleier so vieles Zarten und Ahnungsvollen, das auf jenen Gegenden lag, und die sich schon ihr selbst auf Auge und Herz zu breiten anfingen. Selbst die Anstrengungen Bonaventura's, jenen Eremiten den Händen der Inquisition zu entreißen, machten ihr einen fast persönlich gewordenen Eindruck. Wie ein stilles traulich(es) Abendläuten vernahm sich alles, was von dort herüberklang. Nun sollte sie an Benno die unheimliche Nachricht schreiben: Dein Geheimniß ist in den Händen dieser Lucinde, die mich entwaffnet, versteinert hat — ich konnte ihr nicht widersprechen — konnte dich nicht verleugnen! Schien sie doch voll Antheil für unser aller Schicksal! Die Nachricht, jene düstern Gemäuer von Coni, die erzbischöfliche Residenz würde ihren Souverän, den grimmen Fefelotti entsenden und dieser selbst würde neue Schalen angesammelten Zornes mitbringen, um sie über die ihr so werthen Menschen auszugießen, war ihr die peinlichste. Und dabei der stete Ruf: Wenn er nur endlich, endlich selbst schreiben wollte!

Zunächst mußte ihr die Kraft ihres stillen Liebescultus für den Sohn und die Erinnerung helfen. Sie legte sich schon lange als Pflicht auf, die Plätze zu besuchen, von denen sie wußte, daß vorzugsweise von ihnen bei seinem Aufenthalt in Rom Benno gefesselt worden. Benno hatte an der Ripetta gewohnt, mit der Aussicht auf die Peterskirche. Er hatte seine Betrachtungen an so manches geknüpft, was sie bisher verhindert gewesen war,

wieder in Augenschein zu nehmen und nach Benno's Weise auf sich wirken zu lassen. Sie staunte, alles so zu finden, wie Er geschildert — in Briefen geschildert, die ihr ein Heiligthum wurden und die sie in ihren einsamen Stunden wieder und wieder las. Jetzt sagte sie: Ja, er hat Recht: Die Peterskirche macht keinen gewaltigen Eindruck! Die gelbangestrichenen Säulenarcaden drücken sie zum Gewöhnlichen herab —! Sie sagte: Er hat Recht: Das Innere der Peterskirche ist kalt; man athmet hier nur in der Sphäre des Stolzes und der Vermessenheit der Päpste —! Er hat Recht: Die Engelsburg ist wie ein Reitercircus —! Er hat Recht, wenn er schreibt: Als ich nach Rom kam, erschien mir der Engel auf ihrer Spitze wie ein Lobgesang auf die Idee des Christenthums, jetzt nur noch wie eine Satire —! Er hat Recht: Die Kirchen sind Concertsäle; nicht eine hat die Erhabenheit eines deutschen Domes —! Er hat Recht, wenn er schreibt: In den Museen verweilt' ich lieber unter Bildsäulen, als unter Bildern; sie lehren Vergänglichkeit und Trauer und das Museum auf dem Capitol ist geradezu die heiligste Kirche Roms; nur dort hab' ich Thränen geweint, unter den gespenstischen Marmorgöttern, den Niobiden, den sterbenden Fechtern, den gefangenen Barbarenkönigen —! Er hat Recht: Kein christlicher Sarkophag hat mich so gerührt, wie im Lateran die heidnischen Aschensärge mit den zärtlichsten Inschriften, wie: „Die Gattin dem Gatten —!" Er hat Recht: Nichts hass' ich so, wie das Colisеum! Ich kann es nicht mehr ansehen —! Er hat Recht: Wie wenig kann ich mich mit Michel Angelo befreunden! So oft ich von ihm ein Werk finde, hab' ich das Gefühl, er hätte etwas geben wollen, worauf die gewöhnlichen Vorstellungen vom Schönen nicht passen, und nach Neuem und Außerordentlichen gehascht — Rafael allein hat das Einfache und Richtige! Was ein Ding sein muß, das ist es bei Rafael; bei

Michel Angelo ist's immer etwas anderes, als das natürliche Gefühl erwartet —! Rafael's Bilder betrachtete sie nun stundenlang — die Madonnen waren dann Armgart — süßer heiliger Friede senkte sich auf Augenblicke in ihre Brust — Dann fuhr sie wieder auf und ängstigte sich um die Ahnung, daß sie Benno nicht wiedersehen würde. Nun fehlte ein Brief schon seit Wochen von ihm. Und ihr Herz, ihre ganze Seele war so übervoll —!

Es war die Zeit, wo in Rom jeder, der nur irgend kann, auf dem Lande lebt. Die Herzogin mußte sich diesen Schutz gegen die Wirkungen der „Malaria" versagen. Neulich war sie in ihrem vom Schrecken des Gemüths gehetzten „Wiederaufsuchen Roms nach Benno's Anschauungen" beim Kloster der „Lebendigbegrabenen" angekommen. Die Nonnen hatte einen schönen, luftreinen Garten. Oefters schon war sie hinübergegangen zu diesen Schwestern der „reformirten" Franciscaner; sie wohnten an Piazza Navona, nahe der Tiber. Sie, die Mitwisserin eines so schweren Geheimnisses, wie Olympiens Geburt, blieb dort noch immer gut aufgenommen, aber um achthundert Scudi jährlich kauften die Andern ihr Schweigen ab —! Sie, sie war es, die diesem Kloster die Last Olympiens abgenommen! Nicht alle Gründe hatte sie Benno erzählt, die damals die fromme Genossenschaft bestimmten, eine so gewagte Handlung zu begehen und eine Nonne einzukleiden, die ihnen eine geheime Commission des peinlichen Tribunals als eines Attentats auf den Inquisitor Ceccone verdächtig überwiesen hatte und die schon allein deshalb abzuweisen war, weil sie keine Jungfrau war und niederkommen mußte. Nichts Seltenes, daß Verbrecher den Klöstern zur Aufbewahrung übergeben werden; aber eine Braut des Himmels, gesegneten Leibes — und sogar von einem Monsignore, der unter Umständen, die keine nähere Untersuchung des

Frevels wünschen ließen, von ihr einen Mordanfall erlitten hatte —
Das Kind blieb am Leben und wurde aus dem geräumigen Kl
ster nicht entfernt. Für diese Zurückbehaltung hatte man Gründ
Vorzugsweise fürchtete man, solange man ein pflegbefohlene
Kind lieber selbst hütete; weniger für den Ruf des Klosters, d
leicht seine gegenwärtige Auszeichnung, die Pallien weben z
dürfen, verlieren konnte und sie an andere Klöster abtreten müßt
die nicht wenig eifersüchtig waren auf diese Ehre und den reich
Gewinn. Außerdem hatte dies Kloster noch eine andere Ehren
aufgabe, auf welche die jungen Prälaten neulich angespielt h
ten. In der zu ihm gehörigen Kirche befand sich eine „Mumie"
— der Leichnam der Stifterin des Klosters, einer Franciscanerin
die im Jahre 1676 die strengere Regel Peter's von Alcanta
angenommen hatte. Bei zufälliger Oeffnung ihres Sarges im
Beginn dieses Jahrhunderts fand man die Schwester Eusebi
Recanati nicht verwest. Der Leichnam hatte sich in seiner ur
sprünglichen Gestalt erhalten, während die Gewänder, der braun
Rock, der schwarze Schleier, das weiße Kopf- und Halstuch zu
sammenfielen. Ohne Zweifel lag hier ein Wunder vor! Sei
dreißig Jahren petitionirte nun das Kloster um die Anerkennung
dieses Wunders, um die Heiligsprechung der Eusebia Recanati,
die an gewissen Tagen in einer Kapelle der Kirche, in einem ver
schlossenen Schrank, unter Verglasung, in sitzender Stellung dem
Volke gezeigt wurde. Seit dreißig Jahren bestand eine Com
mission zur Prüfung der Ansprüche, die Eusebia Recanati auf
den Schmuck des Heiligenscheins hatte. Dem Kloster wäre die
wirklich erfolgte Heiligsprechung und ein unversehrter Heiligenleib
zur Quelle des reichsten Gewinnes geworden. Aber die andern
Orden regten sich voll Eifersucht — die schwarzen Oblaten und
Ursulinerinnen, die weißen Camaldulenserinnen und Karthäuserin-
nen, die hellbraunen Olivetanerinnen, die schwarzweißen Philip-

nen; die schwarzbraunen Augustinerinnen, die weißschwarzen Dominicanerinnen, die braunen Karmeliterinnen und Kapuzinerinnen; die blauen Annunciaden, die rothen Sakramentsanbeterinnen und hinter ihnen her die entsprechenden Mönchsorden mit Gewändern. Die geringere bloße „Seligsprechung" der mit genügte den „Lebendigbegrabenen" nicht, sie wollten Christenheit eine heilige Eusebia geben, die in der That Kalender noch fehlte. Sie bewiesen, daß diese schreckhaft scheinende, verschrumpfte, vollkommen braunem Leder gleichende Eusebia Recanati, dies geschmückt mit den glänzenden Kleidern und mit goldenen Spangen befestigte Grauenbild Wunder verrichtete, Lahme gesund machte, Blinde sehend. Die Opposition blieb jedoch zu stark. Dreißig Jahre schmachteten Nonnen um Entscheidung der Cardinäle! Als einen vorläufigen Ersatz erhielten sie das Palliumweben, in dem sie sich, wenig an der Zahl, auszeichneten wie Penelope auf Ithaka; Mumie war es, der sie zum Festhalten ihrer Hoffnungen auf Heiligsprechung der Mumie ermunterte. Auch wären sie gewiß schon durchgedrungen, seitdem sie das Meisterstück ihres guten Willens, die Verheimlichung eines Prälatenkindes ausgeführt; wären nur nicht Feselotti und die Jesuiten ihre Feinde geworden. Diese beschützten die vornehmen neuen Orden, die Salesianerinnen, die Annunciaden, die Sakramentsanbeterinnen, vorzugsweise die Damen vom Herzen Jesu. Die Jesuiten ließen mit dem Schein „wahrer Aufklärung", der ihnen überall an geeigneter Stelle durchaus geläufig ist, alle Wunder, welche diese Mumie vollzogen haben sollte, ärztlich untersuchen und erklärten sie für null und nichtig. Jesuiten lehrten auf der Universität Roms, der „Sapienza", die Heilkunde und Naturwissenschaften. Die Gutachten, die ihre Commission für die Heiligsprechung der

Eusebia Recanati übergab, waren von einer Freimüthigkeit, a
hätte sie Humboldt verfaßt.

In solchen Klöstern, wo ein Industriezweig getrieben wi
z. B. das Blumenmachen, sieht es wie in einer Fabrik a
Man läßt anderwärts Zöglinge und Kinder zur Mithülfe z
die „Lebendigbegrabenen“ repräsentirten ihr kleines „Manche
für sich. Ihr Fleiß hielt gleichen Schritt mit der Sterblich
unter den Bischöfen von 131 Millionen Seelen. Sie scho
und spannen und webten und die Herzogin von Amarillas k
einige Uralte unter ihnen nicht anders betrachten, als unter
Bilde der Parzen Clotho, Lachesis und Atropos. Auch Lucre
Bianchi spann. Dazu sang sie alte Lieder — Freiheitslie
die sie von ihren Brüdern gelernt hatte, weniger von Napole
als von Marco und Luigi. Für einen kleinen Schwestersohn v
ihr, den die „schöne Wäscherin“ vom Tiberstrande schon er
als sie die neue Judith zu spielen begann, hatte der liebe
Ceccone gesorgt. Er war, als seine Oheime Luigi und Na
leone nur durch die Flucht von den Galeeren freikamen und
Marco sogar zum Tode verurtheilt, dann jedoch zu den Gale
begnadigt, schließlich verbannt wurde, erst sieben Jahre a
Ceccone ließ den kleinen Achille Speroni verschneiden und z
Sopransänger der Sixtina erziehen.

Die Herzogin besuchte am Abend nach der Schreckenssc
mit Lucinden den Garten dieses Klosters. Da saß die Mu
Olympiens, die ihrem Kinde, als sie es empfing, fluchte,
irrsinnige, magere, hohläugige Lucrezia und spann wie imm
Selbst aufgeschreckt, wie ein verfolgtes Wild, erzählte sie ihr
ihres Bruders Luigi Gefangenschaft in Brünn. Die Spinne
hielt einen Augenblick inne und zeigte auf die Wolle am Ro
und auf den langen Faden, den sie aufgewickelt hatte. Das

...t! Er muß Geduld haben! sagte sie und feuchtete den Faden ... Ja, sagte die Herzogin, du meinst die Zeit! Schwester ...epha — so war sie beim Einkleiden getauft worden — der ...e Faden ist die Zeit! Auf den müssen wir viel, viel auf...n —!

Die drei Parzen in der Nähe lächelten und nickten Beifall. ... Herzogin beneidete fast die Schwester Josepha um ihren Irr... Dies arme Wesen, das einst auf einen Mann, in dessen ... sie geruht, ein Messer zücken konnte, wußte nichts von ih... Kinde, das eine Fürstenkrone trug und die Menschen tyran...te. Sie hatte die fixe Idee von ausbleibenden Briefen — ...sen, die Gott, Jesus, St.-Johannes, die Heiligen an sie ...eben — es waren die Briefe ihrer verbannten Brüder —, ...in den Gefängnissen Roms, unter all den Torturen gesessen ...n, die vom Rechtswesen des Mittelalters am längsten im ...enstaat zurückgeblieben sind.

...Als die Herzogin aus dem Klostergarten, von den kleinen ...mern, den Webstühlen zurückkam, war sie über ausbleibende ...efe ebenso trostlos wie Schwester Josepha. Endlich mußte ... doch auf alle Fälle Benno den Vorfall mit Lucinden, über...pt alles berichten, was seit fünf Tagen ihr widerfahren war. ...it Benno's letztem Brief waren Wochen verflossen. Täglich ...te sie bei einem Lotteriecollecteur, der eine große Correspon... unverfänglich führen durfte, ob nichts für sie angekommen ...e. Endlich, endlich durfte doch wol ein Brief — morgen ...treffen!

Er kam auch morgen nicht. Auch nicht am nächsten Tage. ...hon fragte die Verzweifelnde und wie auf der Flucht vor sich ...st Dahinwankende das Orakel der Karten, das sie stundenlang ...r sich ausgebreitet hatte und bei verschlossenen Thüren durch-

forschte. Sie nahm eines jener schöngeformten eisernen Ges
in welche man in Italien die Waschschüssel stellt, und stand
Pythia am Dreifuß, um an den Wellenschwingungen, die
Wasser geworfene Kiesel hervorbringen, zu erkennen, ob
Ringe, große oder kleine, Glück oder Unglück bedeutende w
Sie nahm Asche vom Feuer des Herdes, streute sie Nachts
den Sims eines vom Wind bestrichenen Fensters und schrieb
zitterndem Finger die Frage, ob Benno gesund wäre: „Sano
Am Morgen dann las sie mit banger Erwartung, was der
phetische Wind aus den Buchstaben gemacht haben würde.

Das Orakel antwortete: Santo. Wie, dachte sie den
über — er ist doch wol nicht gar auch in ein Kloster gegan
Auch er will ein Priester werden?

Damit quälte sie sich einen Tag. Kein Brief kam.
Abend schrieb sie wieder: Sano? Am Morgen las sie in
verwehten Aschenstaube: Cane.

Himmel, dachte sie jetzt und raufte sich wie wahnsinnig
Haar, ein toller Hund hat ihn gebissen —!

Am dritten Tage las sie: Caro. Das machte sie ein w
ruhiger. So war er doch vielleicht nur verliebt und vergaß
um — wessentwillen? Etwa Armgart's?

Am vierten las sie: Sale — Salz oder Verstand —
Ironie des Zufalls lehrte sie nicht, daß sie ihre Thorheiten
sen sollte. Sie grübelte, worin Benno's Schweigen gerade
ein besonderer Beweis von Verstand sein konnte.

Als sie am Tage, wo sie Sale gelesen hatte, von einer Sp
fahrt nach Hause kam, wieder am Hause des Lotteriecollecte
nichts für sich gefunden hatte, schleppte sie sich halb zusamm
brechend die Treppe hinauf.

Eben wollte sie ihre Hauskleider anlegen. Da hörte sie

...Straße her einen Wagen anrollen und halten. Nach einer ...ile klingelte es und mit hochaufgerissenen Augen kam Marie ...brachte die Wundermär: Cardinal — — Feselotti!

Die Herzogin traute ihrem Ohr nicht und erhob sich.

Es war in der That Erzbischof Feselotti, Cardinal und ...pönitentiar der Christenheit — in eigener Person.

Von solchem Besuch ahnte sie jetzt nichts Uebles. Das ...alz" des Orakels — „Verstand" traf zu. Nicht besonders ...war Feselotti geworden, seitdem die Herzogin ihn zum letzten male gesehen hatte. Im Gegentheil, die Ruhe in Rom, die ...erstellung seiner Unternehmungen durch die Jesuiten, die ...wendigkeit, die gottseligste Miene zu zeigen, hatte die sonst ...er sehr lebhaften Verzerrungen seines unschönen Gesichts gemildert. Sind die Hunde aus den Wölfen entstanden, so ...Feselotti jenen Uebergang vor, wo möglicherweise zuerst ...Wölfe anfingen sich in den Gewohnheiten des Hausthiers zu ...chen. Seine runde Nase, seine buschigen Augenbrauen, sein ...Pockennarben zerrissenes Angesicht war wie sonst dasselbe, ...eine heilige, so zu sagen gesättigte Ruhe lag auf seinen Mie... Konnte er doch wahrlich lächeln über seinen neuesten Sieg. ...te er doch über seine Rückkehr aus einer Verbannung lä... ...wo er für den „schlechtesten Christen" hatte gelten sollen, ...man zur „Versöhnung der Gottheit" den „besten" gegen...gestellt! Konnte er doch mit vollstem Behagen lächeln über ...one's ohnmächtiges Schnauben, wovon er sogleich andeutete, ...er jetzt schon anfinge sich an Frauen auszutoben. Ja, das ...die Dame, zu welcher Feselotti sonst als Prälat so gern ge...en war, die jedoch seine Intrigue mit den „kleinen Wölfin..." ...ben „Lebendigbegrabenen" und die Verhinderung der Cardinalserhebung Ceccone's gekreuzt hatte!

In solchen Fällen denkt kein Italiener an ein Verschleiern

seiner Empfindungen. Fefelotti lachte sich weidlich aus. Ge
über die Höhe der Treppen, die er hatte ersteigen müssen,
über die Möbel, wie über die Dienerschaft und — ein „C
merlogis“ auf dem Monte Pincio! Sie kluge Frau, sagt
ich habe Sie immer so gern gehabt! Wie konnten Sie sich
von meiner Fahne entfernen! Sie haben sechzehn Jahre I
Lebens verloren. Wie hoch ist die Pension, die ihnen mein
Freund Don Tiburzio zahlt?

Die Herzogin hatte die Schule der Leiden in einem G
durchgemacht, daß sie sich weder über Fefelotti's Besuch
erstaunt zeigte, noch auch Ceccone's Undankbarkeit ganz nach
Empfindungen schilderte, die sie darüber hegte. Sie wü
dem Großpönitentiar Glück zu seiner neuen Erhebung, lie
von ihr betonte wahrscheinlich nahe bevorstehende Papstwahl
ohne Bezüglichkeit für die Hoffnungen des ehrgeizigen Pri
— sie klagte Ceccone keineswegs allzu heftig an.

Fefelotti sah die Schlauheit der weltgewandten Frau.
mäßigend schlug er die Augen nieder, beklagte die Leiden
Heiligkeit und gestand offen, daß durch die Wiederherstellun
Jesuitenordens, dessen Affiliirten er sich schon seit lange ne
konnte, endlich Festes und Dauerndes in die schwankenden
von den Persönlichkeiten der Päpste abhängigen Zustände
Kirche gekommen wäre. Seine eigene Wiederberufung be
daß sich ohne den Rath des Al Gesù nichts mehr in der k
lischen Welt unternehmen lasse.

In der Art, wie sich's dann Fefelotti unter den vom
pelnden Marco inzwischen angezündeten Kerzenbüscheln be
machte, wie er sogar herbeigeholte Erfrischungen nicht abl
lag das ganze Behagen ausgedrückt, sich bei einer Frau z
finden, die nach aller Berechnung menschlicher Natur seine
bündete werden mußte. Von Ceccone's „häuslichen“ Ver

ssen ließ er sich erzählen. Er hatte seine Freude an dem klein-
n Verdruß, den das Schicksal „seinem guten Freunde" berei-
hatte. Er stellte sich wie ein in einem kleinen Landstädtchen Begra-
er, nur um Neues, Ausführliches und recht viel kleine pikante
tails erfahren zu können. Und die Herzogin war klug genug,
ihrer Abneigung gegen den häßlichen Mann, dessen falsche
hne nach jedem Satz, den er sprach, ein eigenes Knacken der
nnlade von sich gaben und gegen den noch jetzt Ceccone ein Apoll
r, doch dies Verlangen nach Befriedigung seiner Schaden-
de nicht ganz unerfüllt zu lassen. Sie gab eine ungefähre
ilderung der Mühen und Sorgen, unter denen allerdings
cone's Ehrgeiz stöhnte und schmachtete.

Fefelotti schlürfte Sorbett. Seine Zähne bekamen vorüber-
end einen bessern Duft von den Orangen, aus denen das
frorne bereitet war und sie knackten nur noch von der Berüh-
g mit dem Löffel. Immer mehr gewöhnte sich die Herzogin
das Wiedersehen eines Mannes, der doch ohne Zweifel nur
ein der Anstifter jener den Jesuiten nicht geglückten Verfolgung
en sie wegen Bigamie gewesen. Kannte er alle Geheimnisse
es Lebens? Kannte er die Existenz Benno's? Ihr An-
il an seinem Kampf mit Bonaventura, gegen den er vielleicht
en Proceß auf Absetzung instruirte, rüstete sich, ihn über dies
d anderes möglichst unverfänglich zu befragen. Sie ließ den
fährlichen den vollen Vorgeschmack der Annehmlichkeiten und
ortheile, die er durch diesen Besuch gewinnen konnte.

Roms Lage ist schwierig, sagte Fefelotti bei Erwähnung des
ccone'schen Aufenthalts in Wien. Auf der einen Seite bilden
ir das Centrum der Welt, auf der andern das Centrum Ita-
ns. Wir sollten rein geistlich und für die Ewigkeit auf die
emüther wirken und sind von allen politischen Strudeln des

Tags ergriffen. Die neue Zeit hat dem apostolischen Stu
eine fast unerschwingliche Aufgabe gestellt. Ohne die weltli
Würde kann die geistige Souveränität des Heiligen Vaters ni
auf die Dauer bestehen. Beides für die Zukunft zu vereinig
erfordert die äußerste Anstrengung. Ich billige ganz, wa
Ceccone seine kleinen Koketterieen mit den sogenannten „Hoffnu
gen Italiens" zu unterlassen angefangen hat. Erzählen S
mir doch noch mehr von Wien —!

Die Herzogin bestätigte, daß Ceccone von Wien in sein
politischen Neuerungstrieben bedeutend abgekühlt zurückgekomm
Der Fürst Staatskanzler hätte ihn belehrt, daß die Trib
Roms sich immer erst am Entthronen der Päpste und am Hal
abschneiden der Cardinäle geübt hätten.

Fefelotti lachte mit vollem Einverständniß. Die Herzog
dachte an Bruno und dessen Freunde. Sie gab der guten Lau
des Schrecklichen die gewünschte Nahrung. Sie erzählte: Ce
cone hätte beim Nachhausefahren von einer solchen Scene m
dem Staatskanzler immer nur Fefelotti! Fefelotti! gerufen.

Bestia! unterbrach der Cardinal.

Dann hätte Ceccone, erzählte sie, Olympien geschildert, w
„politische Reformen" wären. „Nur Ein Bedienter für di
monatlich nur Ein Paar neue Handschuhe und die Nothwend
keit, deine Hemden selbst nähen zu müssen!"

Fefelotti hielt sich die Seiten vor Lachen. Ich bin mit Ce
cone's politischer Haltung ganz einverstanden, sagte er. Sie
jetzt streng und durchaus fest. Sie läßt sich auf keine Tran
tionen mehr ein. Man ist unterwühlt von Verschwörunge
Verbannung nur und Galeere können helfen! Das Geringste
das Verbot aller zweideutigen Schriften — Apropos — Wiss
Sie — nichts Näheres über den Grizzifalcone —?

Die Herzogin hörte Gesinnungen, die sie haßte, verbarg
och ihre Aufwallung hinter einem Erstaunen über die Verbin-
ng Grizzifalcone's mit Roms — Politik.

Der Cardinal drückte seine kleinen Rattenaugen zu. Ein be-
ſames Knacken seiner Zähne trat wieder an die Stelle seiner
te. Der Duft der Orangen verflog. Glücklicherweise nahm
eine zweite Schale Sorbett.

Die Herzogin mußte die Geschichte der Gefahr erzählen, die
an Olympiens Hochzeitstage überstanden hatte. Lucindens
e mußte genannt werden. Dieser war ihm keineswegs un-
nnt.

Eine Neubekehrte? warf er ein.

Sie hütete sich schon, ein Wort der Misachtung auszu-
chen!

Feselotti kehrte dringender auf Grizzifalcone zurück. Glauben
, sagte er, daß Ceccone jene für den Fürsten Rucca be-
nte Liste in den Taschen des Räubers fand und einsteckte?
glaube es nicht. Diese Liste besaß Ceccone ohne Zweifel
st vorher in Abschriften genug. Er brauchte sie ja — Hm!
hselhaft sind die Aufträge, die dem wilden deutschen Francis-
erbruder gegeben wurden. Nun sagt man ja, er wäre spur-
verschwunden. Mit jenem Pilger zugleich! Hörten Sie da-
nichts? Der Pilger und der Mönch sind von den Zollwäch-
, die verrathen zu werden fürchteten, ohne Zweifel erschlagen
den.

Die Herzogin entsetzte sich. Und warum „brauchte Ceccone
Liste“? fragte sie sich.

Eine Weile verzog sich der bisherige heitere Ausdruck der
nen Feselotti's, seine schwarzen Brauen senkten sich auf die
en Augen, die ein verderbliches wildes Feuer zu verbergen

schienen. Dennoch suchte er die Stimmung des Scherzes zurü-
zuführen. Er sprach von Olympien, die er beschuldigte,
allen neuen Opern in der „Argentina" diejenigen Stellen
beklatschen, die für die Tausende von Carbonaris, die
in Rom wären, gewisse Losungsworte gäben. Das junge
lien hat allein zwölf Comités in Rom! schaltete Fefelotti ein.
erzählen Sie von Olympien —!

Die Herzogin hörte nur und hörte.

Fefelotti sah, daß die Herzogin in politischen Dingen
cone's Vertrauen nicht mehr besessen hatte. In die Arge
geht Olympia jetzt seltener, sagte sie mit bitterer Erinne
an den neulichen Spott Olympiens über ihre Beziehung
Musik. Sie verlangte von mir, daß ich erklärte: Unsere
Musik anhören zu müssen verdiente, daß die Componisten
den Ohren angenagelt würden!

Diese Strafe trifft in der Türkei die Bäcker, wenn
schlechtes Brot backen! Dieser Witz wird den alten Nucca
gert haben, wenn er ihn hörte! sagte Fefelotti.

In dieser heitern Weise dauerte die Unterhaltung noch
Auch auf den Cardinal Ambrosi kam Fefelotti zu sprechen.
habe ihm, sagte er, sofort eine Amtswohnung anweisen l
indem ich ihn zum Vorstand der „Congregation der Reli
und Katakomben" machte. Vielleicht ist er so galant, Olym
mit der Heiligsprechung der Eusebia Recanati ein Gegenge
für seine Erhebung zu machen. Sie wissen doch noch, daß
einst um die kleine „Wölfin" bei den „Lebendigbegrabe
auseinander gekommen sind — Sie schlimme Frau, die Sie
auch in Wien einen noch gottseligeren Priester auf Erden
deckt haben, als dieser Vincente sein soll und versteht sich,
selbst — Ja Sie! Sie! Ich weiß es — Meinen Nachba
Coni — den magnetischen Bischof Bonaventura von Asse

Den haben Sie zuerst Olympien empfohlen. Der Spott dabei
auf mich kam allerdings wol nur von dem kleinen Grasaffen
er.

Die Herzogin spitzte ihr Ohr. Jedes Wort in diesen leichten
Scherzen und drohenden Reckreden war ihr bedeutungsvoll. Ihr
alais an Piazza Sciarra stand also noch leer? Cardinal Am-
rosi hatte sich dem Verehrungscultus Olympiens entzogen?

Bonaventura's heiliger Ruf wurde keineswegs von ihr abge-
hnt. Mit einem fast schelmischen Trotz berief sie sich auf das
rtheil der deutschen Kirche.

Gut, daß ich mich an diesem Eindringling auf italienischen
oden habe überzeugen können, wie gefahrvoll diese deutsche
irche wird! Kaum in sein Amt eingeführt, begeht der Freche
ne Unthat nach der andern! Der Verbündete einer Ketzerin,
e auf dem Schlosse Castellungo haust, wahrt er den durch die
ilde der Zeiten noch übrig gebliebenen Resten einer schismati-
hen Sekte die Rechte, die sie verbrieft besitzen wollen, bestreitet
s ihnen streng eingeschärfte Verbot, Proselyten zu machen,
hauptet, die Dominicaner hätten außer diesen gefänglich ein-
zogenen, dann freigegebenen religiösen Fanatikern noch einen
remiten eingekerkert, der die Rolle eines Wohlthäters des Vol-
s spielt und nur ein Verbreiter ruchloser Lehren war. Auch
eser Eremit war ein Deutscher! England und Deutschland!
as wird unser Kampfplatz werden! In Deutschland ist es
hon wieder wie zur Zeit Luther's. Ein Priester ist aufgestan-
n, der dem Bischof von Trier die Aussetzung des Heiligen
ocks zum Verbrechen am „Geist der Zeit“ macht! Die ketzeri-
hen Bewegungen auf dem Gebiet der Lehre, ja des Cultus neh-
en überhand. Erkundigungen, die wir über den Bischof von
obillante eingezogen haben, machen ihn zur Absetzung reif.
Und der blinde Wahn dieses Mannes geht so weit, hieher nicht

als ein Angeklagter, sondern als ein Richter kommen zu wollen.

Hieher —? Er wird berufen? fragte die Herzogin erbebend vor Angst und doch wieder vor Freude.

Der Bischof behauptet, fuhr Fefelotti in gesteigerter Aufregung fort, die Nachricht, daß man jenen Eremiten in der Mark Ancona als Pilger gesehen hätte, wäre ein absichtlich ausgesprengter Irrthum; im Gegentheil, dieser Eremit wäre nach Rom überführt worden und säße in irgendeinem hiesigen Kerker. Der Pilger von Porto d'Ascoli, erklärte er noch kürzlich, wäre ein anderer. Seit man nun jetzt verbreitet, jener wäre ermordet worden, hat sich eine Scene mit ihm, die zu seiner sofortigen Verhaftung hätte führen müssen, zugetragen, wäre nicht die besonnene Vermittelung eines seiner Verwandten dazwischengetreten.

Des Signore — Benno — vielleicht? fragte die Mutter nach Gleichmuth ringend.

Der Cardinal bestätigte den Namen.

Benno lebt denn also noch! dachte die Mutter und verbarg hinter Bewegungen, welche ihr als Wirthin eines so hohen Besuches zukommen durften, das Gemisch ihrer Freude und Besorgniß. Fefelotti sprach Benno's Namen harmlos aus. Er schleuderte nur seinen Bannstrahl über Deutschland und Bonaventura. Dann fragte er wiederholt nach Lucinden. Er wußte, daß sie dem Cardinal nahe stand und Aussicht hatte, Gräfin Sarzana zu werden. Nach den Berichten der kirchlichen Fanatiker Deutschlands nannte er sie eine Hocherleuchtete, der sich nur Eine Schwäche nachsagen ließe, die, daß sie für jenen Bischof von Robillante eine unerwiderte Liebe im Herzen getragen.

Die Herzogin nahm ihm nichts von allen diesen Vorstellungen. Sie sah, dem Großpönitentiar lag das Leben aller Men-

schen aufgedeckt. Er fragte wiederholt, was die Herzogin über
Donna Lucinde wisse und ob sie selbst mit ihr gut stünde.

Die Herzogin sah, daß Feselotti bei Ceccone eine Spionin
chte. Vielleicht fand er sie in Lucinden. Sie hütete sich, Lu-
nden nach ihrer Auffassung und eigenen Erfahrung zu charak-
isiren. Eine Vermittelung dieser Bekanntschaft durfte sie aus
he liegenden Gründen — um Ceccone's willen — ablehnen.

Es war schon halb elf Uhr, als der Cardinal sich endlich
hob. Er hatte ein paar angenehme, höchst trauliche, für ihn
nnichfach anregende Stunden zugebracht. Er hatte sich schnell
eder in den römischen Dingen orientirt und versprach wieder-
ommen. Dann küßte er der Herzogin mit aller Galanterie
Hand, sagte ihr die Tage und die Orte, wo er „zum ersten
le aufträte" — d. h. die Messe lesen oder sie mit Pomp
hören würde. Das waren Schauspiele, wo sich alles, was
Gesellschaft gehörte, versammeln mußte. Er versprach ihr
„besten Plätze", unter andern zu einem morgenden Gebet
ihm in der Sixtina. Daß ich, sagte er beim Gehen, Cec-
e's Feind nicht mehr sein will, beweise ich dadurch, daß ich
Schein von ihm entferne, als könnte er einer Dame, wel-
sich seine Ehre lebenslang verpflichtet fühlen sollte, wie
nen, undankbar gewesen sein. Mit dieser artigen Wendung
pfahl er sich.

Die „Dienerschaft", die der alte Marco rasch durch einige
sgenossen scheinbar vermehrt hatte, stand in den Vorzimmern.
e Umwohner hatten sich den Schlaf versagt, um dem Schau-
el der Abfahrt eines Cardinals beizuwohnen. Feselotti's
rde trugen am Kopfgestell der Zäume die rothen Quasten.
e Kutsche war vergoldet; zwei Lakaien sprangen hinten auf,
hrend ein dritter mit dem Ombrellino an der Hausthür war-

tete und beim Einsteigen den kleinen stämmigen Priester begleitete, der seinerseits nur einfach, mit dem rothen dreieckigen Interimshut erschienen war.

Einige Freude empfand die gedemüthigte Frau denn doch über diesen Besuch. Sah sie auch Gefahren über den Häuptern der ihr allein noch im Leben werthen Menschen sich zusammenziehen, so blitzte doch in solchen Nöthen ein Hoffnungsstrahl auf durch die Beziehung zu einem so mächtigen Manne, der glücklicherweise ihren wahren Antheil an den Schicksalen der Bedrohten nicht ahnte. Benno hatte also jener von Fefelotti erwähnten Scene beigewohnt und ihren schlimmen Ausgang gemildert. Sie wollte noch einen Tag warten und dann auf jede Gefahr hin dem Sohn mittheilen, worin sie ihre Sorge auf ihn, seinen Rath und seinen Beistand werfen müßte. Die Vorladung Bonaventura's schien noch nicht entschieden zu sein.

Am Abend nach dem Besuche Fefelotti's kam die Herzogin aus der Sixtinischen Kapelle, wo Fefelotti sein „erstes Abendgebet" gehalten hatte. Der kleine Raum war überfüllt gewesen. Der Qualm der Lichter, die Atmosphäre so vieler Menschen hatten sie fast ersticken lassen. Fefelotti hatte der Herzogin in aller Frühe schon einen reservirten Sitz zur Verfügung gestellt.

Wie kräftig sprach er sein „Complet" — las den 90. Psalm Qui habitat in adjutorio Domini, sang mit jenem conventionellen Tone, der so sanft der Rührung vom Herzen den Weg durch die Nase läßt, sein Gloria Patri, worauf die Kapelle mit Simeon's Lobgesang: Nunc dimittis antiphonisch einfiel. Nicht eine der zu Ceccone's engeren Beziehungen gehörenden Persönlichkeiten war bei diesem Debut Fefelotti's zugegen. Ceccone hatte jahrelang nur die ersten Weihen, er nahm vor kurzem auch die letzten; er übte sich täglich im Messelesen, um seinerseits mit den

unerläßlichen Bedingungen zur Papstwahl hinter andern nicht zurückzubleiben, Feselotti's Virtuosität in allen kirchlichen Functionen war ihm ein Gegenstand besondern Neides.

Die Herzogin versank auch hier wieder in die schwärmerischste Sehnsucht nach ihrem Sohn. Gerade diese kleine Kapelle, die für die Hausandacht der Päpste bestimmt ist, enthielt Michel Angelo's, „Jüngstes Gericht". Man sieht nur noch an den lampenrußgeschwärzten Wänden ein unklares Durcheinander dunkler Farben. Benno hatte ihr geschrieben, der berühmte Gesang in dieser Kapelle hätte ihm nie die mindeste Erhebung gewährt; die unglücklichen Verstümmelten, die zur päpstlichen Kapelle gehörten, hätten im Discant gesungen wie Hühner, die plötzlich den Einfall bekämen, wie die Hähne zu krähen; die Bässe wären küstermäßig roh; die alten Weisen Durante's und Pergolese's kämen in ihrer einfachen Erhabenheit unwürdig zu Gehör. Und für alles das schwärme der deutsche Sinn! Diese Sixtinischen Kapellenklänge allein schon wirkten wie ein Zauber der Sehnsucht nach Deutschland hinüber! Erst der germanische Geist, der sonst schon das Christenthum überhaupt zur weltgeschichtlichen Sache des Gemüths gemacht hätte, hätte auch hier wieder in das Abgestorbenste, in die Kirchenmusik neues Leben gebracht. Wie klang das alles der Herzogin beim Schlußgebet des Erzbischofs von Coni jetzt so ganz in ihrem Sinne nach —!

Gestern Nacht hatte sie in die Asche „Sano?" geschrieben und der Wind hatte in der That an diesem Morgen etwas wie „Canto" daraus gemacht. Darum war sie mit Hoffnung in die Kapelle gefahren —! Sie war im Wagen die Treppe hinaufgekommen an den salutirenden, hanswurstartig gekleideten Schweizern vorüber; sie hatte, vorschriftsmäßig vom schwarzen Schleier verhüllt, zur Menschenmenge nicht aufgeblickt von dem kleinen ihr reservirten Plätzchen aus. Die von Michel Angelo in die Hölle

geschleuderten Bischöfe und Cardinäle waren ihr heute nicht wiewol sonst Gegenstände der Zerstreuung, wenn sie in ihnen zum Sprechen ähnlich getroffene noch lebende Würdenträger suchte. Das verschrumpfte Antlitz Achille Speroni's auf dem Singchor sah sie ohne Lächeln... Speroni, der Cousin der jungen Fürstin Rucca, stand in seinem violetten Rock mit dem weißen Spitzenüberwurf und der rothen Halsbinde anfangs wie ein Mann, sang auch eine Zeit lang wie ein Mann: Maria, ad te clamamus exules filii Evae! Plötzlich, bei den für einen exul filius Evae doppelt rührenden Worten: „Maria, zu dir seufzen wir auf, weinend und flehend, in diesem Thal der Thränen!" sprang der Unglückliche in die äußerste Kopfhöhe über, fistulirte eine Weile und war zuletzt bei den für einen Entmannten erschütternden Worten: „Zeig' uns, Maria, die gesegnete Frucht deines Leibes!" ein vollständiges Frauenzimmer. Die Herzogin kannte nicht wörtlich den Inhalt dieser für die Trinitatiszeit normalen abendlichen Horengesänge; sie verstand nicht, wie die Worte in schneidender Ironie zur Verstümmelung des Sängers standen; im Geist aber hörte sie Benno's Aeußerung: Schon um diese krähenden Hühner der Sixtinischen Kapelle allein muß die römisch-katholische Kirche, wie sie ist, untergehen!

Mancher lächelnde und ironische Blick haftete an der Herzogin. Er sollte ihrem Sturz gelten. Sie dagegen durfte diesen Monsignores, Ordensgeneralen, Uditores und Adjutantes di Camera nicht minder ironisch lächeln. Wie nur eine Hofdame bei einer großen Cour die Geheimnisse all dieser so steif sich verbeugenden Welt von ihrer Reversseite übersieht, so auch blickte sie auf alle diese tonsurirten Häupter, die aus ihrem Leben das Frauenthum ausgeschlossen zu haben schienen und die alle, alle gerade doch vom Frauenthum am meisten abhängig waren — nächst ihrem Ehrgeiz.

Ihren Wagen behielt sie und befahl dem Kutscher, sie heute auf den Corso und in den Park der Villa Borghese zu fahren. Sie kam sich wie wiederhergestellt vor.

Wie sie gegen neun Uhr nach Hause kam, hörte sie, daß ein Fremder nach ihr verlangt hätte. Er wollte morgen zeitig wiederkommen — hieß es.

Dem beschriebenen Wuchse nach war es Benno. Ein dunkler, voller Bart, der das ganze Gesicht beschattete, ein grauer Calabreserhut — das stimmte freilich nicht zu ihrer Erinnerung. Aber — wer konnte es anders sein?

Zu Nacht speiste sie nichts vor Aufregung.

Mit zitternder Hand schrieb sie in ihre Asche: „Sano?"

Kaum, daß sie einige Stunden schlief. . . .

Am Morgen las sie: „Salve!" . . .

Einige Stunden später lag sie in Benno's Armen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

6.

Wenn ein geliebter Freund aus weiter Ferne zurückkehrt, breitet er zuvor seine Gaben aus. Benno brachte genueser Korallenschmuck und mailänder Seidenstoffe. Kostbarer, als alles, war das Geschenk seines eigenen Selbst.

Und war er es denn wirklich? Jener liebenswürdige junge Mann, der vor einem Jahr am Kärntnerthor zu Wien aus dem vierspännigen Wagen der Herzogin gesprungen? Aeußerlich machte er den Eindruck eines Italieners. Gestern, frisch vom Postwagen gekommen, hatte er noch einen Calabreser aufgehabt. Heute hatte er der Mode zwar den Tribut eines schwarzen Hutes gebracht, seinen verwilderten Bart ein wenig gestutzt; das lange schwarze Haar jedoch, die Bräune des Antlitzes, die leichte, heitere Beweglichkeit, alles war durchaus nicht so, wie es die Mutter aus den wenigen unvergeßlichen wiener Augenblicken des äußersten Schmerzes und der äußersten Freude kannte. Aber es war schöner noch, verwandter, heimatlicher als die Erinnerung. Sie erstickte seine ersten Worte mit ihren Küssen und Umarmungen. Er war es — ihr Giulio Cesare!

Nichts ist anziehender als ein lebensmuthiger, froher, sorgloser junger Mann. Ihm gehört die Welt. Alles, was ihm

die Gegenwart versagt, muß sich ihm zu Gefallen noch ändern. De
Tag rauscht dahin, Jahre werden vergehen, aber den Reichth
seiner Lebenskraft scheint nichts berühren zu können. Gefüh
Leidenschaften, Gedanken, mit denen das Alter geizt, von de
die Erfahrung nur noch Einzelnes und Abgegrenztes entgeg
nimmt, ihm ist alles noch eine in sich zusammenhängende gr
Welt, welche den ganzen Menschen ergreift, alle Sinne
gleicher Zeit, die Seele und den Leib, den Leib und die Seele.

Benno verrieth anfangs nur die Stimmung, in welche i
die glückliche Lage versetzen durfte, von seinem Bruder Witte
anerkannt worden zu sein. Seine Geldmittel flossen nach
dürfniß. Schon hatte er sich bei Sopra Minerva eine Woh
gemiethet. Endlich — er war bei seiner Mutter!

Allmählich staunte er, die Mutter auf dem Monte Pi
zu finden. Wie oft hatte er im letzten Herbst den Palast
trachtet, wo er wußte daß sie wohnte. Das ihm nun enth
Schicksal der Mutter durfte ihm gleichgültig erscheinen, was
Geldmittel anbelangte. Dennoch betraf es ihn schmerzlich.
noch, er deutete mit lindem Vorwurf an, wie verdrießlich es
war, diese Veränderung erst jetzt zu erfahren.

Warum, mein Sohn —? fragte die Mutter voll Besorg

Er wäre dann vielleicht nicht gekommen! sagte er.

Die über eine so kurz- und rundweg gegebene Erklär
Betroffene erzählte ihm die Einzelheiten ihres Bruchs mit Cec

Dieser Elende! rief Benno. Dann aber sprach er dumpf
sich hin: Hätt' ich doch — das nur geahnt!

Aber warum nur? Was hast du? fragte immer besor
die Mutter. Du rechnetest auf Olympiens Liebe —? setzte
angstbeklommen, wenn auch lächelnd hinzu.

Benno erröthete und erwiderte nichts. In seinem Schwei
lag seltsamerweise — ein aufrichtiges Ja!

Die Mutter stand mit bebenden Lippen vor ihm und hielt seine beiden Hände.

Benno verhieß jede Aufklärung. Jetzt sprach er von einem Freund, der ihn bei dem jungen Fürsten Rucca vielleicht schon ngemeldet hätte.

Ich Thörin! wehklagte die Mutter. Ich mistraute der Sicherheit unserer Briefe und schrieb dir nichts. Noch wagte nicht ie Mutter von Lucinden zu sprechen.

Benno wurde zerstreuter und abwesender. Er schützte für ne vorläufige Entfernung das Suchenmüssen seines Freundes r. Dieser hatte bereits vor ihm eintreffen wollen. Er erhlte nur noch einiges von Bonaventura's schwieriger Stellung, om Dank, den sich sein Freund durch die Befreiung einiger pfer der Inquisition erworben, von Bonaventura's Mistrauen gen die ihm von Rom durch Lucinde und die Mutter gewordenen ittheilungen über die Identität jenes Pilgers mit dem Eremiten râ Federigo, der sich nach allgemein dort verbreiteter Meinung den Kerkern der Inquisition zu Rom befinden müsse, von efelotti's bedenklicher Feindschaft, die es indessen zu einer förmhen Anklage durch die Congregazione de Vescovi e Regolari ch nicht hatte kommen lassen.

Die Mutter wagte sich mit einigen ihrer Erfahrungen hervor. ie erzählte von Fefelotti, erzählte endlich auch — Lucindens itwissenschaft um das Geheimniß seines wahren Namens.

Von dieser Seite kann doch immer nur das Verhängniß kommen! erwiderte Benno mit den lebhaftesten Zeichen der Beoffenheit.

That ich recht, mit einem solchen Dämon Frieden zu schließen? agte die Mutter und las voll Angst in seinen Mienen.

Gewiß! gewiß! sagte er fast abwesend. Er wollte gehen und en Freund suchen. Offenbar kämpfte sein Inneres irgendeinen

Kampf. Die Mutter sah es und wollte ihn nicht lassen. Als er dann aber doch gegangen war mit dem Versprechen, gegen Abend zurückzukehren, als sie in die letzte Umarmung die ganze Empfindung gelegt hatte, die sie vorm Jahr nach ihrem: „Auf Wiedersehen!“ in ihr Herz verschlossen und angesammelt, überfiel sie jenes Bangen, wovon wir selbst nach der mächtigsten Freude und dann sogar ohne allen Grund erschreckt werden können. Salve! Salve! rief sie ihm zwar nach und ihres Orakels dankbar gedenkend. Aber das wiedereroberte Glück wuchs nun zu solcher Höhe, daß sie ein Schwindel ergriff. Ist es denn möglich, rief sie, sein Vaterland scheint nicht mehr dieser kalte Norden zu sein! Er spricht nicht blos so schön in den Lauten unserer Zunge, er spricht im Geist seiner Mutter!

Daß sie in dieser Seligkeit nicht lange verweilen durfte, machte sie weinen. Was hat er nur mit Ceccone — mit Olympien? Zwei Stunden war er bei ihr gewesen. Nun erst dachte sie allem nach, was er gesprochen. Er hatte politische Aeußerungen fallen lassen. Er hatte nach einigen freisinnigen Namen, nach Lucian Bonaparte gefragt. Himmel, rief sie, ich sollte erleben, daß ich eine Römerin werde wie die Mutter der Gracchen! Cäsar, Cäsar, ich bin nicht so stark wie Cornelia! Ich zittere vor Gefahren, in welche du dich begibst! Dann grübelte sie: Was ist ihm nur verdorben durch meinen Bruch mit Ceccone —? Bedarf er eines so Mächtigen? Fühlt er sich nicht sicher? Sie erschrak, als er von einem Gang auf die österreichische Gesandtschaft als von etwas für seine Lage Ueberflüssigem gesprochen hatte. Er lehnte den Wunsch eines Zusammenhangs mit Deutschland ab.

Nun drängte sich anderes in ihre Erinnerung an diese seligen zwei Stunden. Wie sinnig hatte er das Pastellmedaillon des Herzogs von Amarillas betrachtet! Wie wehmuthsvoll umflorte sich sein Auge, als sie dies Medaillon geöffnet und Angiolinens

blutiges Haar hervorzog. Sie hatte ein geheimes Fach eines Schreibsecretärs aufgezogen und ihm Erinnerungen an Kassel, Schloß Neuhof, Altenkirchen gezeigt, die gefälschten Dimissorialen, die Zeugenaussagen der Freunde Wittekind's. Alledem sprach er Worte voll Ernst und Charakter.

Zuletzt nahm sie alles leichter. Sein Lächeln war zu lieb und sicher gewesen. Er hatte sie zu innig umarmt, zu oft an den Spiegel geführt und sich mit ihr verglichen; ihre Hände küßte sie an den Stellen, wo er diese geküßt hatte. Sie fühlte ihre Jahre nicht mehr, sie gedachte ihrer grauen Haare nicht, sie liebte Benno mit dem Feuer eines Mädchens, das ein Abbild ihrer Träume gefunden. Zu Lucinden hätte sie hinausfahren und ihr rufen mögen: Er ist da und was willst du nun? Ueber Armgart, auf welche sogleich die Rede kam, hatte sich Benno nur träumerisch ablehnend geäußert.

All ihre Unruhe sammelte sich jetzt in der Sorge um ein würdiges Empfangen des Sohns für den Abend. Er kam dann vielleicht mit seinem in Aussicht gestellten und vielleicht nun gefundenen Freunde. Letzterer hätte schon drei Tage vor ihm in Rom sein sollen, hatte Benno erzählt und seinen Namen mehrmals genannt. Daß sie ihn behielt, war von einer Italienerin nicht zu erwarten. Auch Marco und die andern Dienstboten, die befragt wurden, ob jemand nach Baron d'Asselyno im Hause gefragt hätte, behielten ihn, obgleich ihn Benno auch ihnen nannte, nur unter dem Namen des vielleicht noch kommenden „Signore biondo" — des „blonden Herrn". Sonst schien man wegen eines so außerordentlich warm begrüßten Fremden wie Benno im Hause nicht eben neugierig. Marco beherrschte sich. Er war das Prachtexemplar eines italienischen Bedienten. Schon in den Vor-Ceccone'schen Zeiten der Herzogin hatte er Abends ihren Kammerherrn, Vormittags die Scheuerfrau gemacht.

Jetzt sank er zwar nicht ganz zu dieser Vielseitigkeit herab, aber den Koch mußte er heute Abend doch mit dem Kammerherrn zu verbinden wissen. Er versprach ein Souper herzurichten, wie es sich für eine Herzogin zu geben geziemt. Die Mutter ordnete und schmückte die Wohnung und sich selbst. Das Haus war in Aufregung. Una conoscenza della Padrona — aus Wien! Wozu brauchte es weiterer Aufklärung!

Das beste Zimmer der Etage bot einen Ausgang auf eine prächtige Altane — das Dach eines vorgebauten, niedrigeren Hauses. Hier war die Plateforme mit riesigen-großen Blumentöpfen besetzt, mit kleinen Orangen-, großen Oleanderbäumen. Die geöffnete Thür ließ die Wohlgerüche der Pinciogärten in d einfache, heute doppelt sorgfältig geordnete Zimmer einziehe Noch wurden Teppiche auf die von den Blumenstöcken leer g lassenen Stellen gebreitet. Es war die unschuldigste Nachahmu der „hängenden Gärten der Semiramis"! Ein ungehindert Fernblick zeigte ein Häusermeer, aus dem die Kirchen, Säu und Obelisken, schon von den Strahlen der sinkenden Sonne leuchtet und rosig verklärt, emporragten. Die Luft noch frühlingsmilde. Die Mutter hätte der Welt rufen mögen: W ist heute eine größere Festesfreude, als bei mir!

Marco lief hin und her und kaufte ein. Mag er ein we die Ohren spitzen, mag er sogar denken: Das ist wol gar d Vielbesprochene, um den die Fürstin Rucca so manche Tasse ze brach und an den Kopf der Diener so manchen Teller schleudert So dachte sie sich's. Aber nun: Was wird Olympia sagen! D stand sie beim Arrangement ihrer Blumen still und flüstert Wohl! Wohl! Was wird Olympia sagen! Mehr schon zu fass und zu denken vermochte sie aber noch nicht.

Benno kam dann rechtzeitig und noch vor dem Abend.

Der Freund war nicht angekommen. Er hieß Thiebold

Jonge — „Tebaldo“, wie man wenigstens den Vornamen nun behielt.

Ist es denn wol der? fragte die Mutter und erzählte was sie von Lucinden über Armgart's drei Freier wußte.

Benno zog die gelben Handschuhe aus, knöpfte den schwarzen Frack auf, strich den langen lockigen Bart, der auf die weiße Weste niederglitt, und sagte: Es ist unwürdig, von Armgart in einem Augenblick zu sprechen, wo ich nur zu sehr verrathe, daß — ich bedauere, von Olympien vergessen worden zu sein!

Wieder dasselbe Räthsel, wie heute früh.

Die Mutter begriff diese Aeußerung nicht. Aber sie wußte, daß die Aufklärung nicht fehlen würde. Jetzt hatte sie nur mit Benno's Person, mit dem Glück, ihn zu besitzen, zu thun und sie war mit ihm wie eine Braut. Eine Braut ist in den ersten Tagen ihres Glückes ganz nur von stiller Prüfung und Beobachtung erfüllt, wie sich der Geliebteste in der ihm jetzt gestatteten engeren Vertraulichkeit des Umgangs ausnimmt, wie ihm die Berührung mit ihrem eigenen kleinen Dasein steht, wie ihre Blumen, ihre Bücher, ihre kleinen Pedanterieen am Nähtisch von ihm beurtheilt werden, wie in die tägliche Ordnung des Aelternhauses sein Wesen sich bescheiden oder wol gar — o Wonne und Glück! — ihre aparten Ansichten über diesen Brauch und jenen Misbrauch den Aeltern gegenüber unterstützend fügt. Wohl dem Bund, wo dann alles so still beklommen Beobachtete die Seligkeit des Besitzes mehrt, kein plötzlich ausbrechender Thränenstrom verräth, daß oft ein einziges, allzu sorglos hingeworfenes Wort den Cultus eines ganzen ersten Jugendlebens zusammenwirft — Welten wie Spinneweben zerreißt! Wohl dem Bund, wo dann die Harmonie der Herzen auch eine des Geistes und vor allem unsers irdischen, allerdings oft launisch genug bedingten äußern Daseins wird!

Benno spöttelte immer noch gern und war nie ein — Zwirnabwickler, wie Armgart Männer nannte, die sie nicht mochte. Aber „Mutter Gülpen" in der Dechanei hatte ihn doch ein wenig für die Schwächen der Frauen erzogen. Wo er mußte, fügte er sich dem Ton, den die Frauen lieben. Auch Gräfin Erdmuthe hatte hier nachgeholfen. Er kam so geschult, so rücksichtsvoll und artig, daß die Mutter ihre Freude hatte zu sehen: So nimmt er sich aus vor den andern! So gleicht er — dem bösen Vater und so gleicht er ihm auch nicht! Das Haar unter dem großen Medaillon des mit Orden bedeckten weißlockigen Herzogs von Amarillas hatte er sich wieder betrachten zu dürfen erbeten. Benno sah ebenso voll Wehmuth den Inhalt der Kapsel, wie mit Interesse das Bild des greisen Herzogs, der in jedem Zug den Spanier verrieth.

Die Politik war in der That die Seele von allem, was Benno in längerer und ausführlicherer Erörterung sprach. Er sah sich um, ob sie unbelauscht blieben. Die Mutter führte ihn auf die nunmehr dunkelnde Altane hinaus. Hier war alles still. Da saßen sie unter den duftenden Blüten. Ihre Hände ruhten auf dem Schoos der Mutter ineinander.

Benno's die Mutter außerordentlich überraschende Berührung mit den politischen Umtrieben der Jugend und den Flüchtlingen Italiens beruhte auf einem persönlichen Erlebniß. Nachdem er seiner Fürsorge für Bonaventura's Gefahr noch einmal alles hatte berichten lassen, was die Mutter von Fefelotti vorgestern gehört, erzählte er jenes. Sein Grübeln über den Anlaß aller dieser Lebenswirren — es war Bonaventura's Schmerz um das traurige Geschick seines Vaters — unterbrach er fast gewaltsam damit.

Er erzählte, daß er vorm Jahre mit den Depeschen des Staatskanzlers nach Triest und von dort zu Schiff nach Ancona

gereist wäre — den kürzesten Weg, um in Zeit von acht Tagen Rom zu erreichen. Auf diesem Dampfboot hätte er eine Bekanntschaft gemacht. Ein hoher stattlicher Mann wäre ihm aufgefallen, ein Greis mit weißen Haaren, doch kräftigen dunkelgebräunten Antlitzes, eine Erscheinung, vor welcher die Bemannung des Schiffes ebensowol, wie die Passagiere die größte, wenn auch eine etwas scheue Hochachtung bezeugt hätten. Bald hätte er erfahren, daß dieser in einen grauen militärischen Oberrock, sonst in Civil gekleidete Mann einer der ersten Namen des Kaiserreichs war, Admiral der österreichischen Flotte, Francesco Bandiera.*) Italiener von Geburt, Venetianer aus den alten Geschlechtern, hatte Bandiera die angeborene Seemannsnatur zu Gunsten des Staates ausgebildet, dem ihn die Geschicke Europas nach dem Sturz Napoleon's zugewiesen. Er hatte die kaiserliche Marine ebenso vervollkommt, wie ihrer Geschichte Lorbern errungen — er befehligte die österreichische Fregatte „Bellona", die noch vor kurzem ein englisches Bombardement vor St.-Jean d'Acre unterstützte. Reisen nach Amerika hatte er gemacht und trug, wenn er sich in ganzer Repräsentation seiner Würde hätte zeigen wollen, die Brust mit Orden bedeckt.

Die Herzogin kannte die Lage dieses Mannes. Sie wußte, warum sein Blick so traurig und die Ehrfurcht vor ihm hatte so scheu sein müssen. Zwei seiner Söhne, bestätigte Benno, hatten die Loyalität des hochgestellten Vaters auf eine in Oesterreich mit Indignation, in Italien mit Jubel aufgenommene Weise compromittirt. Attilio und Aemilio Bandiera standen als Marinelieutenants unter ihrem Vater.**) Mit dem Pistol in der Hand und im Bund mit einigen Verschworenen hatten sie sich das

*) Geboren 1780 in Venedig.

**) Wir geben Thatsachen.

Commando der Fregatte „Bellona" erzwingen und mit ihr nach der Küste der Romagna segeln wollen, wo ein gleichzeitig organisirter Aufstand den Versuch einer Insurrection erneuern sollte, der schon einmal bei Forli und Rimini gescheitert war. Bandiera selbst, der Admiral, ihr Vater, hatte sich damals den für einen Italiener zweifelhaften, für einen Oesterreicher achtbaren Ruhm erworben, die Trümmer der in Rimini und Forli gesprengten Insurrection — Louis Napoleon Bonaparte war unter den Entkommenen, sein älterer Bruder unter den Gefallenen — zur See vernichtet zu haben. Aber der Ueberfall der Fregatte „Bellona" mislang. Die beiden dem „Jungen Italien" affilirten Söhne des Admirals entflohen. Bandiera, vor dem Kaiserstaat in seinen Söhnen compromittirt, riß sich im ersten Anfall seines Schmerzes die Epauletten von den Schultern, band sich die goldene Schärpe ab, legte seine Würde nieder und begab sich nach seinem Landgut Campanede bei Mestre an den Lagunen Venedigs; er bekannte sich seiner Stellung ferner für unwürdig.

Die Herzogin kannte diese ergreifenden Vorfälle.

Wohl kannst du denken, fuhr Benno fort, wie mich der Anblick des Greises erschütterte! Die markige Gestalt war vom tiefsten Schmerz gebeugt. In die Wellen blickte Francesco Bandiera wie jemand, der den Tod einem Leben ohne Ehre vorzieht. Abgeschlossen hielt er sich von der ganzen Equipage des Schiffs. Man flüsterte, er wollte nach Korfu, wohin seine Söhne geflohen waren, wollte ihnen zureden, zurückzukehren, sich dem Kriegsgericht zu stellen, das sie ohne Zweifel zum Tode verurtheilen würde — er wollte sie ermuntern, sich der Gnade des Kaisers zu empfehlen und eine Gefängnißstrafe zu büßen, die vielleicht keine lebenslängliche war. Auch ihm persönlich konnte dann noch vielleicht möglich bleiben, eine Stellung zu behalten,

die er trotz seiner Jahre liebte. Das Blut eines alten Seemanns geht nicht im gleichen Takt mit dem Leben auf dem Lande.

Die Mutter verstand die Schwere eines solchen Schicksals und horchte. „Eine Mutter", sagte sie, „ist die Vorsehung ihres Kindes!" Das waren deine Worte, mein Sohn, als wir an Angiolinens Leiche standen! Ein Vater aber, fuhr sie fort, ist noch mehr, ist der Sohn selbst! Das ist nur Eine Person mit ihm — Vater und Sohn, beide haben nur eine und dieselbe Ehre —!

Benno seufzte. Er verfiel auf Augenblicke in ein Sinnen. Nicht um den Kronsyndikus, wie die Mutter dachte. Nein, ebenso hatte Bonaventura gesprochen, der keine Ruhe mehr im Leben finden zu können erklärte, solange er wüßte, in einem Kerker der Inquisition schmachtete sein Vater. Benno theilte die Ueberzeugung, daß Frâ Federigo Friedrich von Asselyn war. Er sah Conflicte kommen mit Friedrich von Wittekind, der seinen alten Freund todt glauben mußte.

Sich aufraffend fuhr er fort: Die Begegnung des Vaters mit seinen Söhnen schien eine Scene des höchsten Schmerzes werden zu müssen. Ich betrachtete den gebeugten Helden mit jener Rührung, die uns immer vom tragischen Geschick eingeflößt wird. Doch gerade meinen Blick vermied er. Es hatte sich herumgesprochen, daß ich als Kurier für die Regierung reiste. Meine Tasche mit den Depeschen verrieth mich; Geheimhaltung war mir nicht anbefohlen worden.

Benno war schon so auf die Weise des politischen Lebens in Italien gestimmt, daß er den besorglichen Blick der Mutter verstand. Ein Kurier mit österreichischen Depeschen ist in Italien nicht seines Lebens sicher.

Die Fahrt dauerte zwei Tage und zwei Nächte, erzählte Benno. Die Küste der Romagna kam und verschwand wieder.

Die hohen Apenninen sah das Fernrohr bald, bald verloren sich die zackigen, zuweilen schneebedeckten Höhen. Jenseits derselben lag Rom! Auf die Länge war nicht zu vermeiden, daß Bandiera mit mir in ein Gespräch verwickelt wurde. Er erkundigte sich nach meiner Heimat. Da er sie nennen hörte, sprach er von einem mir unendlich theuern Namen, der aus dortiger Gegend gebürtig ist. Den englischen Obersten Ulrich von Hülleshoven hatte Bandiera auf der Rückreise von Rio-Janeiro, wohin er die Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich als Kaiserin von Brasilien überführt hatte, in Canada kennen gelernt.

Den Vater deiner Armgart! sagte die Mutter mit lächelndem Forschen und trauerndem Ton.

Benno erwiderte: Du sahst wol an Lucindens Schilderung, daß diese Liebe mehr ein Gegenstand des Spottes als des Glückwunsches geworden ist. Schon hab' ich mich gewöhnt, sie wie meinen Stern des Morgenlands zu betrachten, dem die Lebensreise unbewußt folgt. Ich hoffe um so weniger auf Erfüllung, als ja der Freund, den ich jeden Augenblick erwarte, ebenso leidet wie ich.

Mein Sohn, sagte die Mutter voll Theilnahme, es gibt in der Liebe vielerlei Wege. Die gerade Straße führt nicht immer zu dem, was für uns bestimmt ist. Hoffe!

Benno hielt einen Augenblick inne und schüttelte seine ihm fast auf die Schultern reichenden schwarzen Locken. Nach einer Weile fuhr er fort: Auf diese Mittheilung, die mich außerordentlich überraschte, wurde ich mit Admiral Bandiera vertrauter. Daß der vom Staatskanzler mir gegebene Auftrag eine ganz zufällige Veranlassung hatte, schien ihn fast zu erfreuen. Er faßte Vertrauen, als ich ihm sagte: Die Jugend des jetzigen Europa wächst in neuen Anschauungen auf! Zwei Offiziere, die ihren Eid brächen, könnte man freilich nicht entschuldigen; aber wie oft

hätten auch die Völker und die Fürsten in diesen Zeiten ihre Eide brechen müssen! Nein, nein, wallte er auf, ich schieße sie nieder, die Fahnenflüchtlinge, Verräther an ihrem Kaiser, ihrem Schiff, dem sie angehörten, dem Palladium ihrer Ehre! Die Erregung, wie der greise Admiral diese Worte sprach, glich der des Brutus, der seine Söhne zu richten hatte. Dennoch konnt' ich erwarten, daß diese Reise nach Korfu, wo die Söhne ein Asyl bei den Engländern gefunden, die Wendung der Versöhnung nahm. Ich bemitleidete den Greis, dessen Inneres von Folterqualen zerrissen schien.

Die Mutter nahm schon längst Partei nur für die Söhne. Sie machte eine jener verächtlichen Mienen, von denen auch nur, wenn innerliche Abneigung sie ergreift, so die Südländerin ihre Gesichtszüge entstellen läßt.

Ihren Pahs! und Ehs! erwiderte Benno: Ich rechnete zu des Vaters Leiden die mir vollkommen ersichtliche Liebe und Theilnahme für seine Söhne. Sie schienen die Augäpfel seines Lebens zu sein. Beide Söhne waren der Stolz der Mutter, die nach Mailand geeilt war, um die Gnade des Vicekönigs anzurufen. Sie hatte tröstende Versprechungen zurückgebracht, falls die Flüchtlinge renig wiederkehrten. Ja im Stillen gährte in des Alten Brust die Regung des gebornen Italieners. Er glaubte vollkommen an die Möglichkeit dieser Verirrung, schrieb sie auch nur auf Rechnung der Verführung — Er, er wollte ihnen lieber die kaiserliche Kugel vor die Stirn brennen lassen, rief er aus, als sie mit diesen Mordbrennern und Mördern in London, Malta, Korfu, wo die Junten des „Jungen Italien“ säßen, Hand in Hand gehen sehen — Bald jedoch setzte er hinzu: Dort suchen und finden sie die Kugel sichrer, als wenn sie nach Venedig zurückkehren, ihren Richtern sich stellen und ihr Schicksal der Gnade des Kaisers empfehlen! Was thun solcher Jugend, fuhr er wie

— ein Italiener zu calculiren fort, ein paar verlorene Jahre? Bis dahin ändert sich viel. Aemilio, mein jüngerer, ist kräftig; Attilio, der ältere, zarter — erst dreiundzwanzig Jahre alt —

Das Auge der Herzogin leuchtete hell auf. Ihr Herz schlug für die jungen Flüchtlinge, die zu jenem Bunde gehörten, von welchem zwölf Logen auch in Rom wirken sollten — zu jenen Verschwörungen, um derentwillen Fefelotti und Ceccone scheinbar Frieden geschlossen hatten. Nur blieb sie besorglich gespannt. Wie konnte diese Begegnung Veranlassung sein, daß Benno so plötzlich nach Rom kam und sogar wünschen konnte, Ceccone und Olympien wieder zu begegnen? Ihre Augen, die wie glühende Fragezeichen auf dem sonnenverbrannten Antlitz des Sohnes hafteten, sprachen: Was willst du aber mit alledem?

Mutter, sagte Benno liebevoll, ich gestehe dir's, ich habe bei allen diesen Beziehungen nur an dich gedacht, habe aus deinem Sinn heraus darüber geurtheilt — du hattest mich schon in Wien zum Italiener gemacht.

Divino! flüsterte die Herzogin und küßte Benno's Stirn.

Benno drückte ihre Hand und fuhr fort: Ich empfand Mitleid mit dem Vater und den Söhnen. Die Söhne schienen ihren Vater zu lieben und die Schande vollkommen zu erkennen, die sie ihm bereiteten. Er erzählte die rührendsten Züge ihrer Anhänglichkeit. Wie erkannt' ich das schöne Band, das einen Sohn an seinen Vater fesseln kann — wie den Schmerz, nicht mit ihm dieselbe Bahn gehen zu dürfen! Ich vergegenwärtigte mir den Mann, dessen Namen auch wir tragen sollten und sagte mir: Hättest du ihn im Leben zur Rechenschaft fordern dürfen, wer weiß, ob sein Anblick dich nicht entwaffnet haben würde!

Orest tödtete seine Mutter! wallte die Herzogin auf.

Aber die Furien verfolgten ihn dafür! entgegnete Benno.

Ein unheimliches Brüten trat in die Augen der Herzogin.

Sie schien sich auf die Momente Wittekind's zu besinnen, von denen sie selbst erzählt hatte, daß sie bestrickend sein konnten. Sie brütete, ob sich Benno etwas daraus machen würde, sich mit der Zeit einen Wittekind zu nennen. Fefelotti konnte mit einem Federstrich ihre Ehe legitimiren. Für wissentliche und unwissentliche Bigamie gab es in Rom dicht an der nächsten Straßenecke die officielle Entsühnung.

In Ancona nahm ich Abschied von dem greisen Helden, fuhr inzwischen Benno fort. Obgleich das Schiff einen Tag rastete, blieb der Admiral auf seinem Element. Anconas Thürme schreckten ihn. Er hatte die Fahne des „Jungen Italien" auf ihnen gesehen. Er hatte die Flüchtlinge von Forli und Rimini aufgefangen und an die Kerker des Spielbergs ausgeliefert. So lohnte ihm die Nemesis! Er drückte meine Hand, ermahnte mich, wenn ich Aeltern hätte, ihnen Freude zu machen, empfahl sich dem Obersten von Hülleshoven und zeigte nach Südost, hinüber zu den Jonischen Inseln. Die Heimat des Ulysses! sagte er und deutete damit an, ihm würde keine Ruhe mehr werden. Er wollte seiner Weinreben in Campanede warten. Der Gedanke an seine Gattin, die Mutter dieser geliebten Söhne, füllte sein Auge mit Thränen.

Die Herzogin machte eine Miene, als wollte sie sagen: Ah bah! Was hilft das uns! Kümmere dich nicht um ihn!

Ich erlitt in Ancona eine Verzögerung, fuhr Benno fort, weil Grizzifalcone damals den Weg nach Rom besonders unsicher machte. Der Eilwagen fuhr in Begleitung eines Detachements Carabinieri.

Ueber den Angriff bei Olympiens Hochzeit, über die Gefahr der Mutter, den Tod des Räubers hatten sich die Briefe genugsam ausgesprochen. Dennoch kam Benno mit neuem Bedauern darauf zurück. Er kürzte dafür die Schilderung seines Aufent-

halts in Rom ab, der bis zum Carneval und bis zur Ankunft der Mutter gedauert hatte.

Da entflohst du wieder! sagte sie. Bereitetest meiner Sehnsucht die schmerzlichste Enttäuschung! Nun ich von deiner Liebe zu Armgart weiß, versteh' ich es — und alles das nennst du deutsch! Deutsch ist euch die Ehrlichkeit —! Haha! Dein Vater war nun auch ein Deutscher und dennoch — Doch fahre fort! Ich ahne — sagte die Mutter mit zagender Stimme — du lerntest die Gebrüder Bandiera selbst kennen.

Ich ging nach dem Süden, sprach Benno mit bejahender Miene, sah Neapel, schwelgte in Sorrent, kletterte über die Felsen Capris und Ischias, lernte die Sprache des Volks, die eine andere als die der Grammatik ist, und reiste nach Sicilien. Ich machte die Reise mit einigen Engländern, die ich in Sorrent kennen gelernt hatte im Hause der Geburt Tasso's. Wir stimmten beim Anblick einer alten Bronzebüste des Dichters überein, daß nach diesem Abbild Tasso die häßlichste Physiognomie von der Welt gehabt haben mußte und seine Stellung zu Leonore d'Este eine neue und komische Beleuchtung dadurch erhielt. Ich blieb mit diesen heitern Engländern zusammen. Wir reisten nach Palermo. Dort besuchten wir ein englisches Kriegsschiff, das im Hafen lag. Wir dinirten am Bord desselben; köstlicher und fröhlicher, als ich seit Jahren auf dem Lande gelebt. Der Wein floß in Strömen. Die Engländer meiner Bekanntschaft waren mit dem Kapitän von der Schule zu Eton her bekannt. Am Tisch saßen zwei junge Männer, Italiener, die bei dieser ausgelassenen Schwelgerei die Zurückhaltung und Mäßigkeit selbst waren. Sie sprachen Deutsch und Englisch, waren bildschön, hatten Augen von einem glühenden und doch wieder so milden Feuer —

Wie du! unterbrach die Mutter wie mit dem Ton der Eifersucht.

Sie weidete sich an Benno's Anblick, der in anderm Sinne ein edler und männlicher war.

Sage, wie — verkleidete Angiolinen! entgegnete Benno. Die Söhne Bandiera's waren wie Castor und Pollux. Redete man den einen an, so erröthete statt seiner der andere. Nach Tisch wurde auf dem freien Element bei einem Sonnenschein, der alle Herzen der Menschen mit Liebe und Versöhnung hätte erfüllen sollen, politisirt. In der Ferne lag das rauschende wilde Palermo mit seinen Kuppeln und Thürmen; sein Kauffahrteihafen mit Hunderten von Masten; das englische Kriegsschiff mit achtzig Kanonen lag dicht am Castell und diente zur Unterstützung einer Differenz des englischen Leoparden mit der Krone Neapels.*) Dicht lag es an dem abgesonderten Festungshafen Castellamare. Ich erzählte den Brüdern meine Begegnung mit ihrem Vater und fragte nach dem Resultat. Sie sehen es, sagten beide zu gleicher Zeit und zu gleicher Zeit füllten sich beider Augen mit Thränen. Abwechselnd, wie nach Verabredung und doch nur infolge ihrer guten Erziehung und brüderlichen Eintracht, sprach immer der eine und dann erst der andere. Ihr Gemüth schien ein einziges Uhrwerk zu sein. Was auf dem Zifferblatt der eine zeigte, schlug mit dem Glockenhammer der andere. Sie erzählten, daß sie wohl gewußt hätten, welchen Kummer sie dem Vater und der Mutter bereiteten und wie sie des erstern ehrenvolle Laufbahn unterbrachen. Sie hätten aber schon lange keinen freien Willen mehr. Einmal eingereiht in den Bund des „Jungen Italien" müßten sie vollziehen, was ihnen befohlen wird. Die Befehle kämen von London, Malta und Korfu. Nur durch diese blinde Unterwerfung und gänzliche Gefangengabe seiner eigenen Persönlichkeit könnte eine große Zukunft erzielt werden. Italien müßte frei von den

*) Die bekannte „Schwefelfrage".

Fremden, frei von seinen eigenen Unterdrückern, müßte einig werden und eine große untheilbare Republik. Ich mochte, weil dieser Wahn zu eingewurzelt schien, ihn nicht bekämpfen.

Wahn? unterbrach die Mutter. Glaubst du, daß diese Ceccones, diese Feselottis so zittern würden, wenn sie solche Hoffnungen für Wahn hielten? Alle Cabinette Italiens fürchten sich vor diesen beiden Jünglingen.

Die Republik, sagte Benno, ist nur möglich für Völker, die in dieser Staatsform eine Erleichterung für ihre übrige tägliche Sorge, für eine vom Gewinn oder von der Furcht gestachelte einzelne Hauptthätigkeit ihres geselligen Verbandes finden. Sie ist möglich bei einem Volk, das in der Lage ist, sich täglich vertheidigen zu müssen, wie die Republiken Griechenlands; sie ist bei leidenschaftlichen und den Erwerb liebenden Ackerbauern, wie in der Schweiz, bei leidenschaftlichen Industriellen, wie in den Niederlanden und in England, bei Handeltreibenden, wie in Holland und Amerika möglich. Jede Nation aber, die sich Zeit zum Träumen lassen darf, die nichts erzielt, nichts hervorbringt, Nationen, wie sie Südamerika, Spanien, Italien, selbst Deutschland bietet, sind unfähig zur Republik.

Die Herzogin erwiderte: Der Italiener liebt den Gewinn mehr, wie Einer.

Italien sind nicht die Gastwirthe! entgegnete Benno und wollte dem Thema ausweichen.

Die Mutter aber hielt es fest und sah in Italien die Republik unter dem Schutz eines verbesserten Papstthums wieder aufblühen. Rom beherrscht noch einmal die Welt! sagte sie. Ich meine, das erhöhte, zur wahren Capitale der Christenheit erhobene Rom!

Mit oder ohne Jesuiten? fragte Benno ironisch.

Ein spanischer Jesuit lehrte, es sei erlaubt, Tyrannen zu morden!

Ketzerische Tyrannen!

Marco hatte sein Souper beendigt, hatte sich in seinen schwarzen Frack geworfen und ging lächelnd und schmunzelnd wie ein alter Hausfreund drinnen im Salon auf und nieder. Mutter und Sohn mußten schweigen, weil der Alte näher kam, auf die Blumenterrasse durch die halbgeöffnete Thür blickte und fragte: Altezza werden nicht mehr auf den Corso fahren —?

Marco that, als wäre es ganz in der Ordnung, wenn man hier jeden Abend ein gewähltes Souper fand.

Hier ist unser Corso —! sagte die Mutter.

So will ich die Pferde ausspannen lassen, blinzelte Marco und ging.

Die Pferde waren gar nicht angespannt gewesen. Ein Miethkutscher in der Nähe lieferte sie nach Bestellung. Wurden sie nicht bestellt, so war es eine kleine Ersparniß.

Benno, der diese kleinen Manöver, die Marco machte, um die Armuth seiner Gebieterin zu verbergen, mit Rührung bemerkt hatte, lenkte, da die Herzogin den Nachtimbiß noch etwas verschieben zu wollen Marco nachgerufen hatte, wieder auf seine Erzählung ein. Er schilderte den Eindruck, den ihm die Brüder Bandiera gemacht hätten, als einen so nachhaltigen, daß er seit jenem Besuch des Kriegsschiffs in den Interessen dieser jungen Männer wie in denen seiner ältesten Freunde lebte. Ich habe, sagte er, an jungen Bekannten in Deutschland die gleichen Stimmungen und Ueberzeugungen oft bespöttelt und ihnen keine Lebensfähigkeit zugestanden; aber selten auch fand ich einen idealen Sinn in solcher Reinheit, eine dem Unmöglichen zugewandte Ueberzeugung so fest und als selbstverständlich aufrecht erhalten. Diese Brüder hatten sich ebenso zu Kriegern wie zu Gelehrten gebildet. Sie sprachen von den Wurfgeschossen bei Belagerungen mit derselben Sachkenntniß wie von Gioberti's Philosophie. Sie hatten Ugo

Foscolo, Leopardi, Silvio Pellico, alles, was die Censur in Oesterreich verbietet, in ihr Lebensblut aufgenommen und bei alledem blieben sie Jünglinge, die wie aus der Märchenwelt gekommen schienen. Daß sie sich unter den Eindrücken der See, der rohen Matrosen, des zügellosen Hafenlebens so rein hatten erhalten können, sprach für die Mutter, die sie bildete, für die strenge Mannszucht, die der Vater geübt. Den Aeltern, sagten sie, hätten sie Lebewohl sagen müssen für diese Erde. Der Vater hätte sie anfangs begrüßt wie — Schurken! Geschieden wäre er von ihnen wie ihr Bundsgenosse. Er wohne jetzt zu Campanede wie ein Sklave, der blos zu alt wäre, um noch seine Fesseln zu brechen. Die Mutter würde ihm die Freude an seinen im Leben wenig genossenen Blumen und Früchten versüßen und ihn von seinen jungen Tagen erzählen lassen, da sie fünfundzwanzig Jahre mit ihm verheirathet gewesen wäre und nicht fünf Jahre ihn besessen hätte. Mögen Venedigs Gondeln, sprach Attilio, mit ihren geputzten Sonntagsgästen, mit ihren Stutzern und Damen unter leuchtenden Sonnenschirmen, an Mestre vorüberfahren und auf Campanedes kleine Häuser deuten, wo ihr Vater wohne — sie würden nicht lachen, sie würden ihm — um ihretwillen stille Evvivas bringen.

Ha ragione! sagte die Mutter fest und bestimmt. Sie hatte keine Theilnahme für den Vater, sondern nur für die Mutter und die Söhne. Doch wollte sie diese nicht als Märtyrer, sondern als Sieger sehen. Die Rosse sollten ihnen vom Schicksal so wild und stolz gezäumt werden, wie den olympischen, die sich drüben auf dem Monte Cavallo aus des Praxiteles Hand emporbäumten. Diese Evvivas, sagte sie, werden bald laut werden und Sieg bedeuten!

Benno zuckte die Achseln. In seinen Mienen lag der Ausdruck des Zweifels. Es lag aber auch der Ausdruck der Kämpfe

in ihnen, die schon lange in seinem Innern vor sich gingen. Er war nie ein Ghibelline gewesen im Sinn der Bureaukratie Deutschlands wie sein Bruder, der Präsident — aber ein Welfe zu werden, wie etwa Klingsohr, Lucinde, andere Abtrünnige, widerstand ihm ebenso. Der Mutter konnte er seine irrenden Gedankengänge nicht mittheilen. Er erzählte nur.

Zunächst berichtete er, wie er die Brüder auf dem Kriegsschiff täglich besucht und mit ihnen politisirt und philosophirt hätte, bis das Schiff die Anker lichtete und nach Malta segelte. Später, als die Hitze in Sicilien und bei seinen Wanderungen auf den Aetna zu unerträglich geworden, wäre auch er ihnen nach Malta gefolgt; er hätte sie auf dem felsigen Eiland wiedergefunden wie zwei Engel des Lichtes mitten unter den für sein Gefühl zweideutigen Elementen der emigrirten Verbannten. Schreckhaft, fuhr er in seiner Darstellung fort, war die Seefahrt an sich. Nach Tagen der drückendsten Hitze sprang das Wetter um und ich erlebte einen Sturm. Die Küste Siciliens wurde ein einziger Nebelball. Das dunkelgraue, bald nur noch einem weißen Gischt gleichkommende Meer wälzte sich wie von einem unterirdischen Erdbeben gehoben. Das Schiff, ein englischer Dampfer, sank und stieg, wie von geheimen Schlünden ergriffen, die es bald hinunterzogen und wieder ausspieen. Jeder Balken ächzte. Der Regen floß in Strömen. Das Arbeiten der Maschine mehrte unsere Beklemmung, die den Untergang vor Augen sah. Schreckhaft, wenn nur immer die Räder der Maschine hochauf ins Leere schaufelten — man fühlte dann die furchtbare Gewalt des Dampfes, der keinen Gegenstand fand und die Esse hätte sprengen müssen. Aber in diesem Toben und Rasen des Sturms und des Wassers erkennt man die allgemeine Menschenohnmacht und ergibt sich zuletzt — fast wie der Träger einer Schuld, die gleichsam unser Vorwitz schon seit Jahrtausenden gegen die Natur auf sich ge-

laden hat. Auf dem engen Lager der Kajüte hingestreckt, erfüllte mich zuletzt Seelenruhe, auch wenn in der Nacht das Schiff auf ein Riff oder ein ihm begegnendes Fahrzeug wäre geschleudert worden. Der Tod infolge einer Naturnothwendigkeit hat, wenn man sich daran zu gewöhnen Zeit findet, nichts Schreckhaftes mehr. Ich erzähle das alles, weil Aemilio Bandiera ganz ebenso vom Segeln auf den Wogen der Zeit sprach.

Die Mutter machte alle möglichen Zeichen der Abwehr und des Protestes gegen eine solche Ergebung in das Unglück. Mitgefühl und Aberglaube lagen auf den gespannten Zügen ihres Antlitzes, das jedesmal, wenn eine edle Leidenschaft es erregte, einen lichtverklärten Anhauch ehemaliger Schönheit erhielt.

Attilio setzte hinzu, fuhr Benno fort, bei solchen Schrecken stünden soviel unsichtbare Engel zur Seite und fingen den Streich der Nothwendigkeit auf und soviel Tausende riefen: Uns ging es ja ebenso! Oft, wenn ich mit den Brüdern auf dem Molo von La Valette spazieren ging, rings das weite Meer wie nach beruhigter Leidenschaft in lächelnder Majestät lag, wenn ich mich in allem erschöpft hatte, was die Geschichte und die gesunde Vernunft gegen die italienische Form, die Freiheit der Völker zu erringen, lehrten — antworteten sie: Das mag auf euch passen, aber nicht auf uns! Und auch auf euch paßt es nur den Männern, nicht der Jugend! Die Jugend und ein unreifes Volk folgen der Ueberlegung nicht, sondern dem Instinct. Wir wissen, daß unsere Einfälle, die wir da oder dort in das Erbe der Tyrannen machen, für jetzt noch scheitern müssen. Aber weit entfernt, daß sie darum dem Spott unterliegen, lassen sie immer etwas zurück, was dem nächstfolgenden Versuch zugute kommt. Immer ist dabei wenigstens Ein heroischer Zug, Ein überraschender kleiner momentaner Erfolg vorgekommen, der dann für den nächsten Versuch ermunternd wirkt; man hatte ein

Schiff, einen Thurm erobert, es waren einige der Gegner gefallen — Wenn Sie Recht haben sollten, daß die Freiheit immer nur eine Folge eines andern historischen großen Impulses ist — wie Graf Cesare Balbi lehrt, der für Italien erst den Untergang des osmanischen Reichs als erlösend betrachtet — so muß für eine solche möglicherweise eintretende Krisis die Gesinnung vorbereitet sein. Wir müssen diese Aufstände, so nutzlos sie scheinen, nur allein der Anregung wegen machen. Sie werden noch lange Jahre hindurch scheitern, manche Kugel wird noch die Besiegten mit verbundenen Augen in den Festungswällen niederstrecken, manches Haupt wird auf dem Henkerblock fallen. Das thut nichts; alles das hält nur die Frage wach und bereitet vor für ihre künftige Entscheidung.

Die Mutter horchte voll süßen Grauens.

Als ich entgegnete: Lehrt durch Schriften und Gedanken —! lachten beide und erwiderten: Italien und ein Kind begreifen nur durch Beispiele! Der Buchstabe, Dank der langen Beschränkung desselben, kommt dem Verständniß unseres ungebildeten, wenn auch geistesregen Volks nicht bei; hier will man sehen, mit Händen greifen, die Wundenmale berühren! Von den Jesuiten erzogen, wird dies Volk belehrt, daß die Patrioten lächerlich und schwach wären. Aber das Beispiel eines Aufstands in Genua oder Sicilien oder in der Romagna beweisen deshalb auf einige Tage doch das Gegentheil. Italien bewundert Räuber um ihres Muthes willen! ergänzte Attilio. Was ist der Tod! fiel Aemilio, der jüngere, wieder ein. Schreckhaft nur, wenn man im Leben Dinge verfolgt, die sich ausschließlich an unsere eigene Person knüpfen. Aber schon der Krieger gewöhnt sich und sogar im Frieden durch die Tausende, die mit ihm in gleicher Lage sind, von seinem Ich als einem Gleichgültigen zu abstrahiren. Einer da mehr oder weniger — wen darf es schrecken! Vollends,

sprach der ernstere und ruhigere Attilio, wenn man die Philosophie zu Hülfe nimmt! Die Erde ist ein Atom im Weltgebäude; diese Luft, diese Gestirne, diese Welten, diese Bäume, diese Menschen sind nur Schatten eines andern wahren Seins, das mit unzerstörbarer Göttlichkeit über dieser Welt der flüchtigen Erscheinungen thront!

Die Herzogin erhob sich, überwältigt von den angeregten Empfindungen. Sie wollte, wenn von Italien die Rede war, nur vom Siege, nur von Kränzen des Triumphs hören. Der Tod ist nur für die Feigen da, für die Tyrannen! rief sie.

Auch Benno war in höchster Erregung aufgestanden. Auch durch seine Adern pulste das Blut in mächtigerer Strömung. Nach einigen Gängen hin und her auf der dunkelgewordenen Altane beruhigte er sich und fuhr leiser sprechend fort: Ich blieb länger auf Malta als meine Ueberlegung hätte gestatten sollen. Die liebenswürdigen jungen Männer, mit denen ich auch über Deutschland, über unsere Dichter und Denker so gut wie über Italien sprechen konnte, fesselten mich zu lebhaft. Ich wußte nicht, um was ich sie mehr lieben sollte, ob um ihrer Freundschaft und brüderlichen Eintracht willen oder um einen sich so bewundernswerth ruhig gebenden Fanatismus. Was nur Schönes in der Menschenbrust leben kann, diese Jünglinge hatten es sich zu erhalten und auszubilden gewußt. Die Schilderung der Sternennacht auf den Lagunen Venedigs, als sie nach ihrer von London erhaltenen Weisung beschließen mußten, zum Verräther an ihren nächsten Lebenspflichten, an ihres Vaters Ehre, an ihrer eigenen, am Herzen der Mutter zu werden, war erschütternd — Sie erzählten, daß sie unschlüssig gewesen wären, ob sie sich nicht selbst erschießen sollten. Ich nannte im Gegentheil das Martyrium unserer Zeit: Sich Dem nicht entziehen, worauf uns Geburt, Stellung und das Vertrauen der Menschen angewiesen haben!

Möglich, daß ich dies Axiom zu sehr von Priestern entnahm, die unter dem Druck ihrer Gelübde leben müssen und sie nicht brechen wollen — aus Furcht, einer Sache zu schaden, die sie in ihrem tiefern Wesen lieben. Mit einem Wort — ich ließ ein Herz voll Freundschaft in Malta zurück. Und auch voll Dankbarkeit. Das felsige Eiland fesselte mich mit seinen geschichtlichen Erinnerungen länger, als ich hätte bleiben sollen; bald bildeten sich unter den Flüchtlingen zwei Parteien; eine, die das Vertrauen der Brüder Bandiera zu mir theilte, eine andere, die mich für einen Spion erklären wollte. Meine Kurierreise von Wien war bekannt geworden und sprach gegen mich. Ich fing an mich vertheidigen zu wollen und, wie in solchen Fällen geschieht, verwickelte mich nur um so mehr. Ich fürchtete Concessionen zu machen, die über mein noch nicht reifes Nachdenken über diese Fragen hinausgingen. Die Mischung der Charaktere, die ich antraf, war abenteuerlich genug. Kaum waren reine und consequente Gesinnungen unter Menschen vorauszusetzen, unter denen ein wankelmüthiger, schwacher, aus Furcht vor seiner Schwäche tückisch gewaltsamer Mensch wie Wenzel von Terschka eine Hauptrolle zu spielen scheint —

Auch Pater Stanislaus war zugegen? wallte die Mutter erschreckend auf.

Nicht in Person — er dirigirt von London aus!

Wo er dein Nebenbuhler ist —!

Lucinde hat dich gut unterrichtet! sagte Benno. Da sprach sie sicher denn auch von Thiebold de Jonge?

Auch von ihm —

Thiebold wurde die Ursache, daß ich endlich von Malta und den immer bedenklicher gewordenen Verpflichtungen aufbrach. Mein Freund war nach Italien gekommen und wartete auf mich in Robillante. Wenn ich dir die Versicherung gebe, daß Thiebold de Jonge zwar das närrischste Italienisch spricht, das je an dein

Ohr gedrungen sein mag, aber das beste Herz von der Welt und eine Freundschaft für mich hat, wie sie nur die Brüder Bandiera gegeneinander besitzen, so wirst du mir vergeben, wenn ich ihn zum Vertrauten — meiner ganzen Lebenslage gemacht habe.

Die Mutter horchte auf.

Noch mehr! fuhr Benno fort. Ich habe nur im vollen Einverständniß mit ihm gewagt hierher zu reisen und einen Plan zu verfolgen, der — mir — eine Sache des Herzens war. Indessen — jetzt —

Welchen Plan? fragte die Mutter, noch immer der letzten Aufklärung harrend.

Marco meldete sich im Eßzimmer mit dem Geklapper seiner Anrichtungen.

Benno sprach leiser: In hastiger, völlig unüberlegter Eile hat mich die Freundschaft für die Brüder Bandiera hierhergeführt. Nachdem ich Malta verlassen, blieben sie mit mir im Briefwechsel. Ich kann sagen, es sind die ersten Männer, die mir im Leben nächst meinem Freunde Bonaventura imponirten. Selbst wo ich ihre Ansichten verwerfen muß, rühren sie mich. Ich ordnete mich ihnen schon in Sicilien unter. Ich möchte diese herrlichen Jünglinge ebenso meinem Leben, wie dem Leben der Menschheit erhalten; ich möchte sie dem Vater, der Mutter erhalten, ihnen, die zwar äußerlich tief gebeugt und voll Demuth an den Ufern der Lagunen wandeln, innerlich aber ihren Stolz auf „die Knaben" behalten haben — Mein Gott! Die Stunden der armen Unglücklichen sind gezählt —

Wie? Warum? rief die Mutter.

In wenig Wochen vielleicht schon — flüsterte Benno.

Ein Aufstand?! fuhr die Mutter empor und hielt Benno's Hand mit ihrer eigenen krampfhaft ausgestreckten Rechten.

Ein umfassend vorbereiteter! sprach Benno leise. Es gilt

Rom selbst! Der Herrschaft Ceccone's! Der Einschränkung dieses freiheitsfeindlichen Papstes! Man erwartet Mazzini in Genua, Romarino in Sardinien, erwartet einen Aufstand in Sicilien. Die Brüder Bandiera sind von Malta aufgebrochen. Sie ließen zweifelhaft, wohin sie gingen. Einige ihrer Freunde waren weniger gewissenhaft. Sie dirigirten Flüchtlinge, die über die Alpen aus der Schweiz kamen, nach Robillante. Unter mancherlei Gestalten, als Pilger, als Mönche reisen sie vorzugsweise nach der adriatischen Küste der Romagna. Dort, bei Porto d'Ascoli, dort, wo seltsamerweise jener Pilger und der deutsche Mönch verschwunden sind, soll alles vorbereitet sein zu einem Handstreich. Die Brüder Bandiera werden eine Landung befehligen. Ancona, Ravenna, Bologna werden von den Verschworenen an einem und demselben Tage überfallen sein. Der Erfolg kann meiner Ueberzeugung nach kein glücklicher werden!

Warum nicht? rief die Mutter.

Die Brüder werden in die Hand Ceccone's fallen —

Nimmermehr! ...

Sie werden das Schaffot besteigen — Die Führer all dieser Aufstände des „Jungen Italien" sollen, das ist die gemeinschaftliche Verabredung der betheiligten Cabinette, auch des Cabinets der gekreuzten Himmelsschlüssel, den Tod durch Henkershand finden.

Jesu Maria! rief die Mutter.

Ich sehe diese edeln Jünglinge das Schaffot besteigen! Das ist die Angst, die mich nach Rom geführt hat!

Die Mutter stürzte an den Hals ihres Sohnes. Nun hatte sie die Ursache, warum Benno wünschte, sie wäre bei Olympien und — Olympia begrüßte ihn noch mit ihrer frühern Neigung. Benno hatte gehofft, so den Brüdern Bandiera das Leben retten zu können. Marco! Einen Augenblick! Laß doch! Laß doch! rief

die Mutter in den Salon und warf die Glasthür zu. Als sie mit Benno auf der Altane abgeschlossen war, warf sie sich ihm wiederum mit Ungestüm an die Brust. Ich Olympien zürnen! sprach sie. Nimmermehr! Wenn du ihrer bedarfst, hab' ich nie etwas von ihr erduldet! Laß sie mich mit Füßen getreten haben — wenn sie dich nur liebt, wenn sie deinen Wünschen nur Erhörung gibt — Jesu, nur diese Söhne Italiens vor dem Henkersschwert bewahrt!

Benno stand gedankenverloren.

Die Mutter fuhr fort: Ich weiß es, Ceccone brütet furchtbare Dinge. Er muß es thun. Fefelotti, das Al Gesù, der Staatskanzler, seine eigene Liebe zur Macht treiben ihn dazu. Aber — sei ruhig, mein Sohn! Laß nur Olympien in deinen Armen ruhen! Laß sie die Hände zu deinem stolzen Nacken erheben. O sie sind zart, diese Hände —! Sie mordeten — nur Lämmer. Sie werden dich beglücken, deine Freunde am Leben erhalten. Olympia ist ein Kind! Noch jetzt! Noch jetzt! Vielleicht, daß du, du sie zum Guten erziehst! Vielleicht, daß du mit deinem Liebeskuß das Eis ihres Herzens aufthaust! Sie kann schön sein, wenn sie liebt! sagt' ich dir schon in Wien. Sie kann vielleicht auch gut sein, wenn sie liebt! Mein Sohn, habe Muth, vertraue! Wir Frauen sind alles, was ihr aus uns macht! Fliege hin zu ihr, höre das Jauchzen ihrer gestillten Sehnsucht, fühle die Glut ihrer Zärtlichkeit, sei, sei, was sie in dir besitzen will —!

Es ist zu spät —! erwiderte Benno.

Um meinetwillen zu spät? fuhr die Mutter fort und raunte ihm ins Ohr: Ich beschwöre dich! Ich habe dich hier nie als einen Rächer für mich erwartet. Pah! Attilio Bandiera hat Recht: Was sind denn unsere Personen! Das Vaterland ist die Losung ... Sollen diese Jünglinge, deine Freunde, die Hoffnun-

gen Italiens verderben —? Nimmermehr! Ein Kuß von deinem Munde und Olympia zerreißt alle Todesurtheile!

Benno strich sich das Haar in wildester Erregung. Seine Augen glühten. Seine Brust hob sich. Der Raum der Altane war zu eng für das mächtige Ausschreiten seines Fußes.

Ist es denn aber auch gewiß, fragte die Mutter leise, gewiß, daß diese Invasion bevorsteht?

Die Küste der Adria ist reif zum Aufstand! flüsterte Benno. Die Zollbedrückungen Rucca's sollen unerträglich sein. Die achtbarsten Kaufleute arbeiten der Insurrection in die Hände. Und hier in Rom —

Zwölf Logen gibt es hier! fiel die Mutter ein.

Benno schwieg. Er schien mehr zu wissen, als er sagte.

Die Brüder Bandiera, fuhr die Mutter fort, sind, wenn ihr Beginnen scheitert und sie nicht fallen oder entfliehen können, nicht anders vorm Tode zu retten, als durch Olympia. Ich weiß es, selbst die Hand des Heiligen Vaters scheut das Blut der Rache nicht mehr für die, so die dreifache Krone antasten —! Auch das zweischneidige Schwert Petri ist gezückt —! Laß alles! Geh' zu dem jungen Rucca! Verständige dich mit deinen wiener Freunden — Auch mit Lucinden! Kenne mich nicht mehr in Rom! Ich verlange es!

Benno stand, immer in dumpfes Brüten verloren.

Ich verlange es! wiederholte die Mutter. Weiß ich dich nur in meiner Nähe! Kann ich deine Stirn nur zuweilen küssen! Laß mich, mein Sohn — Du fühlst wie ein Sohn meines Landes! Das macht mich allein schon glücklich! Benno — Soll ich so dich nicht lieber nennen — nicht Cäsar? Wage du dich aber nicht selbst an Dinge, die mich um das Glück deiner Liebe bringen müssen. Oder — doch? Thu', wie du mußt! Nur geh' morgen zum jungen Rucca, den du — in Wien vorm Tode

durch einen Elefanten rettetest! Dein Name, dein Anblick wird Wunder wirken. Ich kenne Olympiens verzehrende Sehnsucht nach dir!

Nach den Begriffen des italienischen Volks ist Größe der Empfindung mit List vollkommen vereinbar. Wie ihr mir, so ich euch! lautet die Moral des Südens. Die Herzogin schilderte die Lächerlichkeit des jungen Ercolano Rucca, sein Prahlen mit jenem Angriff eines Elefanten auf ihn, die Sehnsucht, die er noch immer nach dem Bestätiger seines Muthes ausspräche, seine Sorglosigkeit Olympien gegenüber, die bald über sie gekommene Langeweile, die sie vorläufig im Gebirge in Reformen der Ackerwirthschaft austobe. Zwar wäre sie auf die Grille gekommen, den ehemaligen Pater Vincente, von dem ich dir in Wien schon erzählte, zum Cardinal zu erheben und ihn jetzt wie eine Puppe zu behandeln, die sie schmückt. Aber dein erster Gruß löscht alle diese Flammen aus —

Im Lauf der sich überstürzenden Schmeichel- und Ermuthigungsreden der Mutter bemerkte Benno: Von diesem Vincente Ambrosi hab' ich in Robillante seltsame Dinge gehört. Jener Eremit von Castellungo bekannte sich zu den Lehren der Waldenser, die das erste apostolische Christenthum besitzen wollen. Eine zahlreiche Gemeinde bildete sich. Zu ihr gehörte ein junger Zögling des Collegs von Robillante, der sich zum Priester bilden wollte. Die Lehren des Eremiten zogen ihn an. Oft soll er Tage und Nächte bei ihm im Walde zugebracht haben. Die Gesetze verbieten aufs strengste den Uebertritt zu den Waldensern. Eines Tages verschwand der junge Ambrosi und war Franciscaner geworden. Man schickte ihn zu seiner weitern Ausbildung nach Rom. Seine dortigen Schicksale erzähltest du. Ueberraschend ist es, daß mancher in Robillante glaubt, er hätte sich durch sein Buß- und Leidensleben nur einem von jenem Eremiten ihm er-

theilten Auftrag unterzogen und stünde noch jetzt mit ihm in Verbindung.

Die Herzogin hörte nichts mehr. Sie war zu erfüllt von der einzigen Nothwendigkeit, daß Benno zu Olympien müßte. Sie blieb bei ihrem Wort: Olympia läßt von allem, wenn nur du erscheinst! Du bleibst der Sieger!

Wenn sich Benno im Lauf dieser Ermunterungen und Versicherungen allmählich scheinbar für überwunden erklärte, ja sogar dem Ernst seiner Mienen einige Streiflichter des Scherzes folgen ließ, so war ein Gedankengang daran schuld, den die Mutter nicht sofort verstehen konnte. Er sagte, mit dem Kopfe nickend: Bin ich nun nicht glücklich? Ich habe eine Mutter, die mich verzieht und mir gegen alles Verdienst schmeichelt; einen Bruder, der mir bei Torlonia einen Creditbrief offen hält, wovon ich dir die Pension Ceccone's verdoppeln zu können hoffe; einen Oheim, der mich und Bonaventura zu seinen Erben macht, wenn auch Frau von Gülpen bis an ihr Lebensende die Nutznießung seines Vermögens behält; dann hab' ich in meinem jungen Leben vier wahre Freunde gefunden, Bonaventura, Thiebold, Attilio, Aemilio. Nun höre noch dies, Mutter! Ich wollte nicht übermüthig sein. Ich wollte mich in die Strudel des Wiedersehens der jungen Fürstin mit Vorsicht wagen. Hatten wir Stunden der Trauer zu erwarten, mein Freund Thiebold de Jonge sollte uns Erheiterung bringen. Das Idol seines Herzens — schon einmal hat er es mir geopfert. Und auch jetzt wollte er meinem Gewissen einen tapfern Beistand leisten. Mit einer Gemüthsruhe, die nur verständlich ist, wenn man die Bekanntschaft dieses närrischen Menschen gemacht hat, sprach er, als er meinen Kampf und die Furcht sahe, mich nach Rom zu begeben: Bester Freund — —

Noch hatte Benno das Lieblingswort Thiebold's: „Ich kann

mich vollkommen auf Ihren Standpunkt versetzen" nicht ausge-
sprochen, als es draußen heftig klingelte.

Wer stört uns! rief die Herzogin, stand auf und wollte den
Befehl geben, daß sie für niemand anwesend wäre.

Schon aber klingelte es zum zweiten mal.

Mutter, sagte Benno, das kann nur mein stürmischer Freu[nd]
sein! An dieser kurzen Pause zwischen dem ersten und zweit[en]
Klingeln erkenn' ich Thiebold. Gegen alle Verabredung hat [er]
sich verspätet. Ich ging zu Land, er den kurzen Weg über Gen[ua]
zu Wasser —

Man hörte die laute Stimme eines radebrechenden Frem[den,]
der nach „Ihrer Hoheit der Herzogin von Amarillas" verlan[gte.]

Er ist es! sagte Benno. Ich bin wenigstens froh, daß er n[och]
am Leben ist!

Die Mutter wußte, daß der alte Marco die Gewohnheit hat[te,]
vertraute Gespräche seiner Gebieterin nicht zu unterbrechen. [Sie]
wußte, daß er solche Störungen mit völlig unklarem Bew[ußt-]
sein, ob Altezza zu Hause wäre oder nicht, zu beantwor[ten]
pflegte. So kam er auch jetzt mit einer fragenden Miene. A[ber]
kaum sah er: Willkommen! im Antlitz seiner Gebieterin, so w[ar]
er auch schon wieder draußen und mit den heitersten Scher[zen]
vernehmbar. Die gute Laune kam wieder, da er sah, es fi[ng]
um seine Gebieterin an wieder lebhafter zu werden.

Thiebold de Jonge trat ein. Er sah aus wie ein Räub[er-]
hauptmann. Nur mit dem Unterschied, daß dieser einmal g[e-]
legentlich, etwa zum Behuf einer ihm vom Aerzten vorgeschrie[be-]
nen Badereise, eine elegantere Toilette angelegt hat. Sonst kon[nte]
er von seiner „Verwilderung kein Hehl machen". Die Gesich[ts-]
farbe war braun „wie ein kupferner Kessel". Sein Bart w[ar]
wie die Mähne eines Löwen. Im übrigen trug er sich vom K[opf]
bis zu Fuß in Nankingstoffen. Auf dem weißausgelegten Hem[de]

von bielefelder Leinwand blitzte eine Brustnadel von Diamanten, die abends jedem Räuber eine Aufforderung zu einem kühnen Griff erscheinen durfte. Weste, Pantalons, gefirnißte Stiefel, alles war von jener Fashion, die dem Modejournal und den heimatlichen Gewohnheiten entsprach. Mindestens glich er bei alledem einem „Schiffskapitän, der zweimal die Linie passirte". Mit einem Gemisch von Worten, das wahrscheinlich bedeutete: „Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, Frau Herzogin!" kam er über die Schwelle des Salons gestolpert. „Noch taumelte das kaum verlassene Schiff mit ihm." An seinem Strohhut, den er, wie er Benno zurannte, „in erster Verlegenheit" zerdrückte, flatterten zwei rothe Bänder, wie am Hut eines Matrosen. Seine Corpulenz hatte zugenommen. Bei alledem war er anziehend und für Italien als Blondin interessant.

Seinen Freund Benno noch in der Hauptsache ignorirend, radebrechte er, immer zur Herzogin gewandt, daß er eben angekommen wäre und seinen Freund aufgesucht und dessen Spur bei Piazza Sciarra und endlich auf dem Monte Pincio aufgefunden hätte. Bitte, Hoheit, ich bin nur da, um ihm meine Adresse, die auf ein vis à vis seiner Wohnung lautet, zu bringen oder etwa eine Verabredung für morgen zu treffen oder falls Hoheit heute Abend noch Befehle hätten, sie auszuführen. Ich werde überhaupt in Rom lieber Ew. Hoheit, als einem Menschen folgen, der mir den Weg über Genua angerathen hatte, ohne zu wissen, daß die Dampfschiffe von Genua nicht auf Passagiere warten, die sich von den wunderbaren Kaffeehäusern und Hotels in Nizza und Genua nicht gut zu trennen vermögen. So bin ich aus Zerstreuung in Genua sitzen geblieben und wider Verabredung um fünf Tage zu spät gekommen, hoffe indessen, daß der von meinem Freunde beabsichtigte Feldzug auch ohne die Tranchéen, die ich —

Dies schwierige Bild aus der Kriegstaktik auszuführen scheiterte nicht gerade an Thiebold's Sprachkenntnissen, wol aber an seinem Gedächtniß. Er hatte seine Rede italienisch gehalten und sie offenbar präparirt und auswendig gelernt. Die Ehren, die er der Herzogin ließ, waren ungefähr solche, wie sie etwa in Deutschland einer regierenden Landesmutter von Braunschweig oder Nassau hätten erwiesen werden müssen.

Die Herzogin reichte dem närrischen Signore Tebaldo die Hand und bat ihn, sogleich zum Souper zu bleiben. Sie klingelte, ließ ihr kleines Mahl anrichten, trat am Arm Tebaldo's in ein Eßzimmer, wo die kleine Tafel sinnig geordnet war, und fand sich in ihm so gut zurecht, als hätte sie ihn seit Jahren gekannt. Das Gefühl, in ihm einen Mitwisser des Geheimnisses zwischen ihr und Benno zu sehen, durfte sie nicht stören; Signore Tebaldo war nur durch die ihm nicht geläufige Sprache und die Anwesenheit der Diener verhindert, sofort jeden „Zwang als bei ihm völlig überflüssig" zu bezeichnen und die „Sachlage" und die „vollendete Thatsache" und überhaupt alles auf „seine natürlichen Voraussetzungen zurückzuführen". Sein Sprachgemisch, wozu sich als letzte Aushülfe Französisch gesellte, sein Benehmen gegen Benno, die Art, wie er die Terrasse „himmlisch" und „stellenweise die drei Treppen allerdings belohnend" fand, die Kritik des „kühlen Speisesaals", die Leichtigkeit, womit er seinen Stuhl ergriff und die entzückende Natur Italiens, selbst mit „radicaler Unerträglichkeit" solcher Strecken wie von Civita-Vecchia bis hierher, die Einfachheit der Sitten, die Frugalität der Soupers — „mit Ausnahmen" — anerkannte, Roms Trümmerwelt als einen „das Auge mehr oder weniger beleidigenden polizeilichen Skandal der Jahrhunderte" bezeichnete, alles das hatte etwas so Vertrauenerweckendes und über jede Schwierigkeit sogleich Hinwegsetzendes, daß die Herzogin nicht die mindeste

Scheu vor ihm empfand. Zwischen eine Erzählung über seine Reiseabenteuer von Robillante bis hierher und die ersten Erfahrungen in einem römischen Hotel, das er sofort verlassen hatte, weil sich gegen ihn der „erste Cameriere das Benehmen eines Ministers erlaubte“, ließ er bei Abwesenheit der beiden Diener die kühn stilisirten Worte fallen: Altezza, anch' io suon un' filio perduto, ma ritrovato! Auch ich hab' 'nmal eine Mutter gehabt, die in einem Zeitalter gestorben ist, wovon ich mir nur noch eine dunkle Erinnerung bewahrt habe! Jedoch an jedem Sterbetag der frühvollendeten Dulderin hab' ich mit dem alten Mann, meinem Vater, eine Messe für sie lesen lassen und ging in die Kirche, was sonst weniger meine Gewohnheit ist. Gott, das sind jetzt zwanzig Jahre her und oft hat mich schlechten Menschen diese Gewohnheit genirt. Aber ich that's um meines Vaters willen. So lang' ich lebe und es noch Kirchen gibt, setz' ich diese Gewohnheit fort an jedem vierzehnten October, Tag des heiligen Burkard, vorausgesetzt, daß unsere Kalender stimmen, Hoheit! Ich bin nicht ganz so aufgeklärt, wie mein Freund da — Asselyn. Ich kann Ihnen, wenn Sie es wünschen, Herzogin, auf jede Hostie — selbst eine wunderthätige — beschwören, daß ich mir die Ehre, Mitwisser Ihres „übrigens längstgeahnten“ Geheimnisses zu sein, durch eine Discretion verdienen werde, die Ihnen möglicherweise selbst auf die Länge peinlich werden dürfte! Unglaublich! Wirklich — der Kronsyndikus —! Na, wissen Sie, Benno, wie wir damals bei dem Leichenbegängniß — Doch kein Wort weiter! In der Kunst, sich dumm zu stellen, hab' ich die Vortheile voraus, die einem gemeinschaftlichen Freund von uns zugute kamen, der eines Tages die Entdeckung machte, daß durch systematisches Ignoriren sich am besten die Ignoranz verdecken läßt! Bruto e muto! . . . So wahr wie —

Marco's Kommen unterbrach einen, wie es schien, auf Haarsträubendes berechneten Schwur.

Die Herzogin verstand aus den französischen Beimischungen seiner Rede, was er andeuten wollte, und Benno küßte die Hand der Mutter — Thiebold bat um die gleiche Gunst. Die Glückliche saß, wie sie sagte, wie die Perle im Golde.

Marco schien ihr alles das von Herzen zu gönnen. Er sah zunächst auf nichts, als auf die Leistungen seiner Kochkunst.

Die trauervollste, ernsteste Stimmung mußte durch Thiebold de Jonge immer mehr gemildert werden. Thiebold erzählte, bald italienisch, bald deutsch, bald französisch und noch öfter Benno zum Uebersetzen veranlassend, von einem aus Paris von Piter'n vorgefundenen Brief. Er verbreitete schon damit allein über die Züge der Herzogin den Ausdruck einer Heiterkeit, die sie seit Jahren nicht gekannt hatte. Thiebold's Humor hatte die seltene Eigenschaft, beim Scherz dem etwaigen Ernst, der eingehalten werden mußte, nicht im mindesten seine Würde zu nehmen. Jede vom ab- und zugehenden Marco und seinem Genossen, der eine stattliche Livree trug, gelassene Pause benutzte er, die Saiten zu berühren, die in Benno's Innern zu mächtig nachbebten. Wie wuchs die Verehrung vor ihrem Sohn, als die Mutter sah, daß Benno solche Freunde gewinnen konnte! Thiebold äußerte in noch verstärkterem Grade die Besorgniß, die Benno über das Schicksal der beiden Männer hatte, die ihm so werth geworden. Er theilte „unbekannterweise" ganz diese Sympathie für die „Gebrüder Bandiera" — und noch dazu „ohne allen Neid". Er sah eine Sorge im Gemüth des Freundes und suchte ihr abzuhelfen; das war ihm Aufgabe genug. Ohne selbst Politik zu treiben, konnte er sich „dergleichen Wahngebilde von einem fremden Standpunkt aus vollständig erklären". Es war der immer gleiche Trieb der Gefälligkeit, der in Thiebold's Herzen so freundliche Wirkungen her-

vorbrachte. Dieser Trieb verband sich mit dem behaglichen Gefühl seiner sorglosen Lebenslage, seiner reichlichen Mittel, vorzugsweise freilich auch — mit dem ungewissen Halt seiner eigenen Bildung. Sah er kluge Leute von einer Sache interessirt, so war er seinerseits auch klug genug, ihren Meinungen „vollständig Rechnung zu tragen". Italien und Rom „waren nun einmal da"; die Interessen dieses „überhitzten und in einem allerdings sehr südlichen Klima gelegenen Landes" waren ebenso abzuwarten, wie der Hemmschuh des Vetturins. Vollends war „die Guillotine kein Spaß". Thiebold besaß jene seltene Toleranz, die eine fremde Welt um so mehr achtet, je weniger sie selbst davon versteht.

Nur schade, daß die Herzogin der „neuerfundenen Mischsprache" Thiebold's nicht immer folgen und so recht die Gegensätze und Natürlichkeiten genießen konnte, die in dieser empfänglichen Seele zu gleicher Zeit Platz hatten.

Die Nacht war herniedergestiegen. Millionen Sterne funkelten am dunkeln Himmel. Auf der Altane, auf die man nach dem Souper, dem sogar Champagner nicht gefehlt hatte, zurückkehrte, brannte eine Lampe. Drei so traulich Verbundene saßen unter dem Duft der Blumen, umwoben vom Zauber südlicher Natur, der sich selbst beim nächtlichen Gewirr der Städte nicht verliert. Glocken läuteten; die Luft, die nach dem Untergang der Sonne anfangs kühl geweht, hatte wieder ihre alte Weiche gewonnen; die Lampe warf geheimnißvolle Reflexe in das tiefdunkle Grün der hohen Zierpflanzen und zog schwirrende kleine Käfer an, die in ihr eine lichtere Schlummerstätte zu finden glaubten, als die Orangen- und Granatenblüten waren, in deren Kelchen sie schon gebettet waren. Die Armen! So erliegen wir den Ausstrahlungen der höhern Ziele, die ein Gesetz unserer schwachen, dem Irrthum unterworfenen Natur rastlos uns auch dann noch suchen läßt, wenn wir uns schon längst hätten genügen sollen.

Benno und die Mutter knüpften an die frühere, von Thiebold unterbrochene Stimmung an. Thiebold konnte nun wiederholen, was eben Benno als die von ihm bei einer möglicherweise verhängnißvollen Wiederbegegnung mit Olympien in Aussicht gestellte Hülfe hatte berichten wollen. Ja — Armgart —! seufzte Thiebold. Wir lieben ein und dasselbe Mädchen, Hoheit, und längst hab' ich entsagt zu Gunsten meines Freundes. Ich beanspruche nur noch bei ihm Pathenstelle. Seine Großmuth lehnt nun freilich mein Opfer ab und darin hat er Recht: Der Gegenstand unserer Liebe neckte einen mit dem andern! Diese Cigarrentasche, die von ihr ist — sehen Sie, Hoheit, diese so — höchst mangelhafte Arbeit — deutet auf eine Berechtigung, das Andenken der Geliebten gleichsam zur Lebensgefährtin machen zu dürfen, während mein Freund einen Aschenbecher erhielt, ein Mobiliar, das sich nur innerhalb der vier Wände benutzen läßt. Er vergaß es in Robillante — ich hab's aber mitgebracht, lieber Freund! Andererseits könnte damit freilich das Princip der Häuslichkeit angedeutet sein. Genug — „sei dem, wie ihm wolle" und wie sehr wir besorgen müssen, daß eine raffinirte Natur wie die des Ex-Paters Stanislaus mit Hülfe so fanatisch lichtfreundlicher Aeltern uns beide aus dem Felde schlägt, ich habe meinem Freund als einzigen Ausweg aus dem Labyrinth seiner möglichen Verirrungen mit Fürstin Rucca den Ariadnefaden meiner eigenen Liebe zu ihr vorgeschlagen.

Die Herzogin begriff immer noch nicht.

Altezza! Ich kenne überraschende Wirkungen der blonden Haare in Italien! unterbrach Thiebold Benno, der genauere Auskunft geben wollte. Ich habe haarsträubende Erfolge erlebt! Ich werde noch mehr gewinnen, wenn ich Fortschritte in dieser verdammten — wollt' ich sagen, göttlichen Sprache mache, die mich beschämend genug an mein altes Latein — Secunda — erinnert.

Ich liebe die Fürstin Rucca bereits bis zur Narrheit! Ich werde Benno's Erfolge paralysiren.

Die Herzogin fragte nach dem Sinn dieser Worte und fixirte den Sohn, den Thiebold nicht aufkommen ließ.

Es ist dies, sagte Thiebold: Ich, ich liebe Gräfin Olympia Malvachini bereits aus dem Garten von Schönbrunn, schon aus der Menagerie im Prater! Nämlich die Erzählungen über sie wirkten so auf mich, daß ihr die Wahl zwischen mir und Benno unmöglich werden soll. Schon vor fünf Tagen sollt' ich im Palazzo Rucca meine Karte und einen Empfehlungsbrief von Benno an den jungen Elefantenkämpfer abgegeben haben. Nun ist es später geworden und der Fürst ist auf dem Lande. Ich reise morgen in erster Frühe nach Villa Torresani, auch nach Villa Tibur, wo Lucinde wohnt, bekanntlich im Widerspruch mit allen, die sie verdammen, auch eine leidenschaftliche Neigung von mir. Scherz bei Seite, Hoheit, die Schilderung der Persönlichkeit der Fürstin Olympia hat mehr, als meine Neugier erregt. Grüner Teint, blaue Haare, Wuchs bis Benno's Taille — ich werde Lucinden sofort Erklärungen machen und um die Vermittelung meiner Wünsche bitten. Ich mag diese kleinen Figuren! Armgart ist auch nicht groß. Ich werde der Fürstin zeigen, was bei uns in Deutschland schwärmen heißt. Weiß ich dann allerdings auch, daß mich die spätere Ankunft Benno's, die ich in Aussicht stellen muß, aus dem Sattel heben wird, so werd' ich doch sein Schicksal so lange durchkreuzen, aufhalten und nur über meine Leiche hinweg ihn zum Sieger über diese gebietende Göttin des Kirchenstaates werden lassen, daß darüber das Schicksal der „Gebrüder Bandiera" sich entschieden haben dürfte. Ich weiß nicht, ob ich deutlich gewesen bin, Hoheit?

Die Mutter begriff halb und halb und sah lachend auf Benno, der eine abwehrende Miene machte.

O, fuhr Thiebold auf, ich weiß durchaus nicht, ob es nach genommener Verabredung ist, daß mich mein Freund Asselyn hier in unserm Plan durch ein ironisches Lächeln unterstützt! In Robillante waren wir einig. Wir wagen uns beide in die Höhle des Löwen! Wir bitten die Herzogin von Amarillas um ihre Protection! Wir unterwerfen uns Sr. Eminenz dem Cardinal Ceccone in gebührender Demuth! Wir lassen in dieser großen, vornehmen Welt, in der Sie leben, gnädigste Frau Herzogin, unser Licht leuchten so gut es geht und sollte mir mein Freund Asselyn wirklich von jenem grünen Teint und von jenen blauen Haaren in Gefahr für seine Tugend gerathen, so verderb' ich ihm jedes Rendezvous und setze das so lange fort, bis Rom entweder eine Republik geworden ist oder Ceccone, was mich wahrscheinlicher dünkt, die Sentenz für die „Gebrüder Bandiera" bereits halb und halb unterschrieben hat —

Die Herzogin sah den Irrthum Thiebold's über ihre gegenwärtige Lage, unterstützte aber seinen überraschenden Einfall durch jede Geberde. Sie unterdrückte die Einsprache Benno's, nannte Ceccone ihren Freund, ihren Gönner, Olympia ihr treuestes Pflegekind. Sie ermuthigte beide, mit dieser jungen Frau ihr Heil zu versuchen.

Es schlug nun elf Uhr. Thiebold mahnte zum Aufbruch. Benno blieb traurig und schien keinen Willen mehr zu haben.

Die Mutter ließ ihn nur mit den Beruhigungen scheiden, die sie verlangte. Er mußte versprechen, morgen im Palazzo Rucca nach dem Principe Ercolano zu fragen und seine Karte abzugeben — Thiebold sollte inzwischen schon ins Gebirge hinaus und auf die Villa Torresani reisen.

Das alles stand fest und unwiderruflich. Die Mutter führte Benno an das Medaillon des Herzogs von Amarillas, ergriff seine drei Schwurfinger und flüsterte ihm — „bei Angiolinens

Angedenken!" — einen Schwur zu. Er sollte geloben, daß er sich mit Lucinden verständigte und in die Welt Ceccone's und Olympiens einträte, ohne die mindeste Rücksichtsnahme auf irgendetwas, was ihm in seiner Mutter persönlich begegnet war.

Benno erwiderte: Rom ist die Tragikomödie der Welt! Er gab der Mutter in dem, was sie vorläufig begehrte, nach.

Beim Nachhausegehen war Thiebold entzückt von dieser „seltenen Frau". Er verwünschte seine mangelhaften Kenntnisse im Italienischen, schwur, täglich sechs Stunden Unterricht zu nehmen und erstaunte dann nicht wenig, als ihm Benno beim Herabsteigen von jener großen Treppe, die auf den Spanischen Platz führt, erzählte, daß sich die Stellung seiner Mutter zu Ceccone und Olympia verändert hätte. Nun erst begriff Thiebold die kalte Aufnahme, die er an Piazza Sciarra erfahren hatte, als er dort nach der Herzogin von Amarillas fragte. Er verwünschte die römische Welt nicht wenig.

Dann verglich er „Rom bei Nacht" mit seiner Vaterstadt bei Nacht. Die Beleuchtung war hier „unter der Würde" — Rom verwarf bekanntlich damals als „revolutionäre Neuerung" nicht blos die Eisenbahnen, sondern auch die Gasbeleuchtung.*)

Die Freunde verabredeten sich, morgen in alter Weise gemeinschaftlich zu frühstücken und ernstlich das Weitere zu berathen. Thiebold wollte zu Benno kommen. Den Aschenbecher vergaß ich in Robillante! rief Benno Thiebold nach, als dieser schon an die Pforte seiner Wohnung geklopft hatte, die derjenigen Benno's gegenüber lag. Bringen Sie ihn doch morgen früh mit!

Das war das einzige Wort, womit Benno die zum Tod betrübte Stimmung seines Innern verrieth.

*) Thatsache.



7.

Die Wirkung einer Karte, worauf zu lesen stand: „Monsieur Thiebold de Jonge, recommandé par le Baron Benno d'Asselyn" war auf Villa Torresani außerordentlich.

Sie fiel in die Siestenstunde, wo die junge Fürstin Rucca bei herabgelassenen Jalousieen auf schwellenden Polstern ausgestreckt lag und vielleicht in Liebesschauern vom schönen Cardinal Ambrosi träumte. Sie fuhr empor. Halbentkleidet hatte sie auf einem Ruhebett ausgestreckt gelegen. Dicht war sie gegen die bösen, stechenden „Zanzari" in Musselinvorhänge eingehüllt. Mit halbschlafendem Brüten hatte sie ein Deckenbild des Bettes, eine Amorettenscene von Albani angestarrt.

Villa Torresani war der Mittelpunkt einer durch Kunst und Natur zum reizendsten Aufenthalt bestimmten Schöpfung. Sie lag auf Bergabhängen hingehaucht wie im tändelnden Musenspiel. Alles an ihr war leicht, zierlich und gleichsam ohne Mühe geschaffen. Die Treppenaufgänge waren in ihren Geländern mit zierlichster Symmetrie durchbrochen, auf ihren Wangen mit Statuen, Aloë- und Cactustöpfen geschmückt. Wo sich bei jeder neuen Etage die Treppe zwiefach theilte, plätscherten Springbrunnen oder muschelblasende Tritonen. Oben auf der gekieselten Plateforme erhob sich ein Bau voll Pracht und Schönheit, in zwei Stockwerken, verschwenderisch geziert von Säulen, Nischen,

Statuen, abgeschlossen hoch oben von einer Attika, deren vier Ecken freischwebende Marmorbilder begrenzten. Eine silberweiße Herrlichkeit war es, weithin leuchtend aus einem dunkeln Boschetto von Lorberhecken und urmächtigen Eichen. Hier rauschten die Wasser, dort sangen die Vögel, summten die Käfer. Weit hinaus zur Ebene verfolgte das Auge die gelblichen Fernsichten herbstlicher Stoppelfelder; sie milderten sich durch die quer hindurchlaufenden Weingehänge und die breitastigen, nicht ängstlich beschnittenen Pappeln. In der Ferne erhob sich Rom, die Peterskuppel, sie, der immer hocherhobene Finger, der die Welt aus dem Erdendunst gen Himmel weisen soll. Wer aber schweift hinaus bei so beglückender Nähe —! Hier waltete die Kunst und die in ihren Weihemomenten überraschte Natur. Durch die zur Erde gehenden Fenster des Palastes sah man die an den Capitälen bronzirten schwarzen Marmorsäulen eines großen Speisesaals mit dem weißschwarzen Marmorgetäfel des Fußbodens. Nach hinten empfingen die Schlaf- und Siestenzimmer die Kühle einer angrenzenden Cypressengruppe, den Duft des zur Berglehne reichenden Blumengartens, wo die Pflanzen eines noch tieferen Südens im Winter durch Glasdächer geschützt wurden. Dort reiften Bananen. Dicht am Fenster, wo Olympia schlief, hauchte eine Gruppe Gardenien aus ihren weißen, mächtigen Blütentrichtern und aus der wollüstig feuchten Wärme einer fortdauernd in ihrem Erdreich zu erneuernden Berieselung einen Duft aus, gegen den der Duft der Rose verschwand.

Olympia lachte im Halbschlaf — Sie lachte sogar des Cardinals Ambrosi, der sich ihren Sorgen für eine seiner würdige Einrichtung durch den eifersüchtigen Fefelotti hatte entziehen müssen. Dann erschrak sie, weil den — Cardinal-Conservator der Reliquien nichts als Todtenschädel umgaben. Durch eine naheliegende Ideenverbindung kam sie auf den deutschen Mönch

Hubertus und Grizzifalcone. Sie warf sich auf die andere Seite und wieder lachte sie ihrer Schwiegermutter, die sie fortwährend hofmeistern wollte. Sie lachte Lucindens, des Cardinals und der Herzogin von Amarillas.

Da eben erscholl das Klopfen des betreßten Dieners — Da kam die Karte. Drei, vier Klingeln gingen durcheinander, als sie die Karte gelesen hatte. Portier, Diener, Kammerzofe — wem hatte sie nicht alles Befehle zu ertheilen! „Recommandé par le Baron d'Asselyn —!"

Die Fürstin, außer sich, weckte ihren nebenan schnarchenden Ercolano. Für diesen war sogar ein Brief von Signor d'Asselyno durch den draußen harrenden mit Extrapost vorgefahrenen Monsieur Thiebold de Jonge selbst überbracht worden.

Jetzt herrschte sie dem schlaftrunkenen Gatten zu, er sollte den Fremdling so lange unterhalten, bis sie sich in Toilette geworfen hätte. Den Brief nahm sie selbst und erbrach ihn sofort. Benno von Asselyn beklagte in diesem Briefe sein bisheriges Loos, das ihn in der Welt hin- und herzureisen gezwungen und erst jetzt nach Rom zurückgeführt hätte. In acht Tagen spätestens würde er dem Fürsten seine Glückwünsche und der Fürstin sich selbst zu Füßen legen! „Zu Füßen —!" So schallen auf der Insel Ceylon plötzlich wunderbare Klänge aus der Luft. So richtet sich die Blume auf, die nach langer Dürre ein stürzender Regen erfrischt. Olympia flog — wie eine Mänade in ihre Garderobe.

Thiebold de Jonge hatte indessen in einer Empfangsrotunde Gelegenheit, die Geschichte der alten Kunst zu studiren. Neun Marmorstatuen, geschmackvoll in Nischen angebracht, zierten dieselbe; sie sowol wie der Mosaikfußboden gehörten dem wirklichen Alterthum an. Das alte Rom war hier noch nicht untergegangen.

Später hat es Thiebold oft erzählt, wie bei ihm der erste Anblick der „kleinen Heuschrecke", die nach einer halben Stunde

in gelbnaturseidenen, mit grünen Blättern und bunten Blüten bedruckten Gewändern hereinrauschte, Lexikon, Grammatik, Alberti's Complimentirbuch in vollständige Verwirrung brachte. Die „gelbe Hexe" wäre viel, viel anziehender gewesen, als er erwartet.

Dennoch mußte er sich früh erholt haben. Er „reussirte" schon beim ersten Gruße. Benno hätte sich getrost noch acht Tage in Rom können versteckt halten. Thiebold beschäftigte den Fürsten und die Fürstin schon am ersten Tag mit all den Erfolgen, die wir als die gewöhnliche Belohnung seiner gefälligen Talente kennen. Sogar ein Begrüßen der Villa Tibur wurde ihm am ersten Tage nicht ermöglicht. Das Französische unterstützte die Verständigung. Olympia und Ercolano ließen den liebenswürdigen „Baron" de Jonge nicht wieder frei.

Der Brief, die Ankunft Thiebold's hatten sich verspätet. Folglich mußte Benno schon am Tag nach dem Siebentraum erscheinen. Ercolano holte ihn selbst wie im Triumph aus Rom ab. Der junge Römer hatte hier nun den Mann, der es möglich machte, die an einen bekannten Vorfall mit König Pyrrhus von Epirus erinnernde Geschichte von seinem „Kampf mit einem Elefanten" zu wiederholen. „Dies ist der Herr, der mich damals in Wien —". Ercolano erdrückte Benno mit seinen Umarmungen. Und siehe da! Als Benno auf Villa Torresani ankam, hatten sich — Thiebold und Olympia gerade schon bei einem Ausflug in den Gebirgen verspätet.

Es konnte kein Wunder nehmen, daß in drei Tagen Thiebold und Benno auf der Villa Torresani selbst wohnten. Im Garten gab es mehrere, die reizendste Aussicht gewährende Pavillons. Diese allerliebsten kleinen Häuschen mit den grünen Jalousieen! hatte Thiebold seltsam kokettirend zur Fürstin gesagt und sogleich wurde eines aufgeschlossen. Es war die Zeit, wo alles auf dem

Lande lebte. Was wollen Sie in Rom, was in Tivoli! — wo die Freunde sich eingerichtet hatten im Gasthof zur Sibylle — Sie wohnen bei uns! jubelte Ercolano. Lucinde wohnte tausend Schritte weiter an den Wasserstürzen Tivolis. Weder Benno noch Thiebold hatten sie begrüßt und schon wohnten sie in dem Pavillon der Villa Torresani. Sonst sind die Italiener nicht gastfrei. Hier aber traten Gründe ein, bestimmend genug, um diese beiden jungen Fremdlinge nicht wieder frei zu lassen. Schon das erste Zusammentreffen des Besuchs mit einer Visite der Schwiegermutter, das Hinzukommen anderer Nachbarschaften entschied dafür, denn alle sagten: Diese beiden Deutschen werden die Löwen der römischen Gesellschaft!

Thiebold's Kunst, die Menschen und Verhältnisse in Verwirrung zu bringen, ohne die erstern übermäßig zu reizen und die letztern zu unglücklich ausgehen zu lassen, bewährte sich auf eine bestrickende Art. Benno konnte in der That einige Tage zweifelhaft sein, ob nicht Thiebold den Sieg davontrug. Thiebold hatte sogar den Muth, des Abends sentimental zu werden. Beim Anblick der Wirkungen, die er damit auf die junge Fürstin machte, erleichterte sich ihm die anfangs beklommene Brust, erheiterte sich sein Rundblick auf die Verhältnisse, in die ihn die Sorge um zwei Freunde Benno's, die dem Tode bestimmt waren, wider alle Neigung gezwängt hatten. Benno, dem noch immer die Fürstin gleichsam schmollte, blieb ernst und düster.

Nun haben wir's, sagte Thiebold, als Benno das reizende Gartenhaus mit seiner Aussicht auf das vom Kaiser Hadrian „Tempe" genannte glückselige Thal mit ihm bezogen hatte und voll Verdruß die glänzende Einrichtung, die bronzirten Sessel, die Sammetkissen, die Verschwendung an Marmor und Krystall sah, nun werden Sie ohne allen Zweifel eifersüchtig auf mich!

Wir streiten uns, entgegnete Benno, wie zwei Fechter, die zum Tode bestimmt sind! Auf dem Programm der Niedermetzelungen geschieht dem einen weniger Ehre, als dem andern! Bin ich etwa darum — traurig?

War allerdings Olympia, als sie mit Benno zum ersten male allein war und von Wien zu reden begann, erblaßt und hatte zitternd, keines Wortes mächtig, das Zimmer verlassen und gab sie sich auch, um nur Fassung zu gewinnen, den Schein mit ihm zu schmollen, so war dies eben nur Schein und Täuschung. Bald stand sie auf dem Gipfel alles Erdenglücks. Sie ritt, sie fuhr, wie in ihrer fröhlichsten Zeit. Thiebold machte sich noch nebenbei zu ihrem dienenden Cavalier und sie ließ sich's mit beiden gefallen. Thiebold plauderte amusant, war immer lebhaft und gefällig — immer „präsent" — so wollen es die Frauen —! Sie konnte vollkommen mit zwei solchen jungen Männern zu gleicher Zeit fertig werden. Thiebold hatte Recht, wenn er sagte: Ihr Embarras de richesses verassecurirt unsre Tugend!

An lange Einsamkeit und an ein ungestörtes Begegnen war dabei wenig zu denken. Die Fürstin war eine Neuvermählte, Ercolano rauchte nicht eine Cigarre ohne sie, trank nicht ein Glas deutscher „Birra" ohne Benno und sein Leben bestand aus Trinken und Rauchen. Reiter und Fuhrwerke belagerten die Thore der Villa Torresani. Zankte auch wol der alte Fürst, der aus der Stadt ab und zu kam, über einen Landaufenthalt, der so gänzlich seinen Zweck zu sparen verfehlte, so war nun einmal Olympia die Nichte des regierenden Cardinals und hatte als solche den Zustrom der Fremden und Einheimischen. Da gab es Monsignori, die Carrière machen wollten; Aebte, Bischöfe kamen von nah und von fern; Fefelotti sogar ordnete sich Ceccone's gesellschaftlicher Stellung unter. Fremde kamen, die aus Kunstinteresse, andere, die aus Frömmigkeit, die meisten, die aus Ge-

seligkeitstrieb nach Rom wallfahrteten. Das Princip der römischen Aristokratie, so unzugänglich wie möglich zu sein, ließ sich hier nicht durchführen. Olympia wollte nicht aufhören, die Beherrscherin Roms zu bleiben.

Und wie war die Zeit bewegt! Kuriere kamen und gingen. Außerordentliche Botschafter von Neapel, Florenz und Modena gab es zu empfangen. Schon hörte man von Verhaftungen in Rom; von Aufhebung einzelner „Logen". Die Gefängnisse der Engelsburg und des Carcere nuovo füllten sich so, daß die Gefangenen des Nachts, mit starken Escorten, nach Civita-Vecchia und Terracina geschickt werden mußten. Von ungewöhnlichen Streifcolonnen hörte man, die durch die Gebirge zogen. Die Marine Neapels, Sardiniens, Oesterreichs kreuzte in den Gewässern von Genua, um Sicilien herum und im Adriatischen Meere. Schon wurden allgemein die Brüder Bandiera als Anführer von Trupps genannt, die demnächst an verschiedenen Stellen Italiens landen würden.

Ceccone, der Benno sehr artig begrüßt und dem demüteren Gefährten Thiebold die Hand zum Kusse dargereicht hatte, war, das beobachteten beide, in äußerster Aufregung. Seine Kutsche fuhr hin und her. Sie wurde regelmäßig von zwölf Berittenen der Nobelgarde begleitet, wenn er nach Castel Gandolfo fuhr, wo der Heilige Vater eingeschlossen lebte und mismuthig über sein Körperleiden die Bullen, Breves und Allocutionen unterschrieb, die man ihm aus den verschiedenen Collegien seiner Weltregierung überbrachte. Bücher wurden verboten, Excommunicationen ausgesprochen. Wächter der Kircheninteressen gab es genug, wenn auch der Hohepriester selbst nichts las, als medicinische Schriften, nichts hören wollte, als ärztliche Consultationen. Seine Hoffnung war damals, wie bekannt, ein deutscher Arzt geworden.

Olympia hatte in der That jetzt keine geringe Abneigung

gegen die „Erhebung Italiens". Sie räderte und köpfte — „Ein paar Handschuhe monatlich — Ein Bedienter nur — Und deine Hemden selbst flicken —"? Mazzini, Guerazzi, Wenzel von Terschka — jeden erwartete, wenn man seiner habhaft werden konnte, ein eigener Galgen. Bekanntlich unterschreibt der Heilige Vater die Todesurtheile nicht selbst; man überreicht sie ihm und wenn er dagegen nichts einwendet, so hat die Gerechtigkeit ihren Lauf. Man kann die Religion der Milde nicht milder betrügen! sagte Benno.

Als Benno zum ersten mal mit Ceccone beim jungen Rucca dinirte, bedurfte er der ganzen Erinnerung an die Verstellungskunst — des ihm schon einmal in seinem Leid aufgegangenen Hamlet. Er gab jede Auskunft, die der geschmeidige Priester zu hören wünschte. Er widersprach keinem Urtheil, das sich an dieser Stelle nicht berichtigen ließ. Er hörte nur mit Schrecken: Wir wissen alles! Wir sind unterrichtet über die Personen! Wir kennen die Orte —! Wir wissen, wo die Fackel der Empörung zuerst auflodern soll! Zwanzig Mitglieder der „Junta der Wissenden" haben auf die Hostie geschworen, mich binnen einem Jahre zu tödten —! Ich weiß, daß geloost worden ist! Ich weiß, daß in Rom ein Mann, in meiner unmittelbaren Nähe leben soll, der die Aufgabe hat, mich zu ermorden! Nun wohlan! Ich will es aufgeben zu forschen — sonst mistrau' ich noch jedem, der mich grüßt, jedem, der in die Nähe meines Athems kommt!

Eben war bei Tisch gesprochen worden von einigen Königsmördern, die kurz hintereinander in Frankreich guillotinirt worden. Benno horchte, ob bei allen diesen Schilderungen ein Advocat Clemente Bertinazzi würde genannt werden, der ihm als Mittelpunkt der Verschwörer in Rom bezeichnet war und der ihn sogar selbst erwarten durfte. Er erblaßte, als Cola Rienzi

genannt, Rienzi's Haus am Tiberstrand geschildert wurde — Bertinazzi wohnte dicht in der Nähe desselben. Niemand jedoch sprach von Bertinazzi.

Benno bedurfte der neuen Anmahnung seiner Mutter, um in dieser peinlichen Lage harmlos und unbefangen zu bleiben. Nur endlich zu Lucinden zu gehen, beschwor sie ihn. Immer noch war er nicht auf die Villa Tibur gekommen. Die Schwiegermutter Olympiens war wieder einmal mit ihrer Tochter in Streit — Lucinde sollte „Farbe halten" und nicht auf Villa Torresani erscheinen. Das verlangte die alte Fürstin. Und die junge verlangte von ihren Hausgenossen das Gleiche. Ceccone emancipirte sich. Das sahen Benno und Thiebold mit Erstaunen — Nach den Diners fuhr Ceccone auf Villa Tibur. Die Voraussetzung, daß dennoch Graf Sarzana dieser Donna Lucinde in redlichster Absicht den Hof machte, hörte Benno in der That. Diesen Cavalier hatte er noch nicht gesehen; aber genug beobachtete er schon die Art, wie in Italien die Ehe geschlossen wird und sich um ihrer Unauflöslichkeit willen mit allen Verirrungen der Leidenschaft verträgt. Lucinde — eine Gräfin! Er konnte sich die Wirkung dieser Nachricht in Witoborn, Kocher am Fall und in der Residenz des endlich freigegebenen Kirchenfürsten vergegenwärtigen.

Thiebold war nicht mehr zurückzuhalten, Lucinden zu besuchen. Er kam von ihr zurück und hatte sie außerordentlich „vornehm" gefunden. Sie gäbe Audienzen wie eine Fürstin. Sie hätte sich höchst bitter über Benno beklagt, der sie nicht zu begrüßen käme. Nur die Nähe eines „Conclaves von Prälaten", darunter Fefelotti, hätte verhindert, daß er sich darüber vollständig mit seiner „alten Freundin" ausgesprochen — mit ihr, die ihm den Streit über die Kreuzessplitter als Ursache ihrer gegenwärtigen Anwesenheit in Rom von Herzen gedankt hatte.

Olympia hörte diesen Bericht voll Neid und sagte grimmig lachend: Benissimo! Die Kammerzofe meiner Schwiegermutter!

Sie aber werden sie nicht sehen! Ich verbiete es Ihnen ... wandte sie sich zu Benno.

Benno brauchte sich nicht zu verstellen, wenn er seine Geringschätzung Lucindens andeutete. Endlich mahnte aber sogar der Cardinal um den Besuch in Villa Tibur. Olympia hörte diese Flüsterworte und wollte aufs neue widersprechen.

Benno warf ihr einen einzigen Blick zu und sagte: Ich reite morgen hinüber, Eminenz!

Die junge Fürstin sah empor zu ihm, wollte bitter schmählen, dann schlich sie still davon. Welch ein Glück beherrscht zu werden von dem, den man liebt! Wie gern hätte sie so ihr ganzes Leben ihm zu eigen gegeben —!

Der Cardinal sah alles das und verstand es. Er lachte dieser demüthig niedergeschlagenen Augen, mit denen sein Kind, erst zornig aufwallend, sich beherrschte und hinter den Säulen des Eßsaals verschwand. Dergleichen war ihm an Olympien noch nicht vorgekommen.

Am andern Tage fuhr sie dann aber doch mit Thiebold und ihrem Manne nach Rom — eines Modeartikels wegen, sagte sie — Sie zeigte Benno ein gemachtes Schmollen. Als dieser fest blieb und bat, ihm ein Pferd nach Villa Tibur bereit zu halten, weinte sie und zog ihre Fahrt bis zum Abend hinaus. Lucinde schien ihr die Einzige, die ihren beiden Freunden gefährlich werden konnte.

Benno durfte hoffen, Lucinden allein zu finden. Er hatte gehört, daß auch die alte Fürstin in Rom war, wo sie öfter verweilte als auf dem Lande — Pumpeo's wegen — Seine erste Aufwartung hatte ihr Benno schon in Rom gemacht.

Lucinde, die Benno in so vielen sich widersprechenden Situationen, in Demuth und Glück, in Verzweiflung und Ueber-

muth, schön und häßlich, fromm und heuchlerisch, verführerisch und abstoßend gesehen hatte — Sie jetzt auf solcher Höhe! Ihr sich beugen zu müssen, von ihr durchschaut zu werden, sich und seine Mutter abhängig von ihrer Großmuth, von ihrer Selbstbeherrschung zu wissen — wohl durfte ihn alles das mit Bitterkeit und Mismuth erfüllen.

Er umritt das schon im Abendgold schwimmende Tivoli und suchte dem Bett des Anio von der Seite des rauschenden Sturzes desselben beizukommen. Der Lärm des Städtchens oben, die Schrei-Concerte der Esel, das Lachen und Schwatzen des Volks, das Begegnen der Fremden hätten seiner Stimmung wenig entsprochen. Anfangs mußte er sich vom Rauschen des Wasserfalls in seinen verschiedenen Spaltungen entfernen, dann kam er ihm wieder näher. Vögel flogen über ihn her, wie aufgeschreckt vom Donnerton der stürzenden Gewässer. Sie flogen zur Linken — Unglücksboten, wie er nach antikem Glauben sich sagen durfte beim Anblick des wohlerhaltenen Vestatempels, der oben auf der Höhe schimmerte; auch in Erinnerung an die Sibylle Albunea, die hier einst die Orakel verkündete.

Liegt die Villa Tibur so nahe dem Rauschen des Anio? sprach er zu sich selbst und gedachte — Armgart's, die so einst beim Rauschen der Mühlen von Witoborn Ruhe und ihre Aeltern gefunden hatte.

Die schon dunkle Schlucht mit ihren silbernen Schaumterrassen, ihren feuchtkühlen Grotten, ihrem wilden Baum- und Pflanzengewucher blieb zur Rechten. Villa Tibur lag noch höher in die Berge hinauf. Nur wie ein fernes Meeresrauschen, immer gleich, immer rastlos, nie endend als nur durch die einstige Zerstörung dieser Felsen beim Weltgericht — so mußte der Sturz vernommen werden in der kleinen Villa, die sich durch Olivenwälder und Bergzacken endlich unterscheiden ließ.

Hoch oben glänzte noch der goldene Sonnenschein, der hier unten im Geklüft bereits fehlte. Die Cypressen an der endlich erreichten Thorpforte standen so ernst, wie nebenan einige Hermen. Ein Reitknecht in Livree war zunächst zur Hand, der schon ein Roß am Zügel hielt. Das Roß des Grafen Sarzana! dachte Benno. In der That war dieser der Herr des Knechtes. Er erwartete ihn, sagte er, jeden Augenblick von oben zurück. Gleich an der Pforte lag ein Wirthschaftsgebäude, wo, wie Benno sah, an Dienern kein Mangel war. Ihnen gab er zur Hut das Pferd aus Ercolano's, des jungen Fürsten, Stall.

Ueber sich schlängelnde und terrassirte Wege ging es aufwärts zur Villa, die sich an Großartigkeit mit Villa Torresani nicht messen konnte. Sie war so klein, daß Lucinde hier höchstens nur zwei Zimmer bewohnen konnte. Schön aber war auch sie, wenn auch alterthümlicher, als die auf der andern Seite des Berges. Die Decke des Vestibüls enthielt Lunettenbilder von ersten Meistern. Der Garten bot Laubengänge und Boskets. Man zeigte einen Gang hinunter, den die Weinrebe aus lieblichen Guirlanden gebildet. Dort sollten Donna Lucinda und Graf Sarzana verweilen. Dieser Gang endete in einem Rundbogen von geschnittenen Myrten.

Hob sich hier vom dunkelgrünen Hintergrund in blendendweißem carrarischen Marmor eine in Schilfblättern kniende Nymphe mit einem Schöpfkrug als eine Erinnerung an die Wasserwelt des fernher rauschenden Anio an sich schon bedeutungsvoll ab, so noch mehr die an das Postament dieser Gruppe gelehnte Gestalt Lucindens. Benno sah, was das Glück vermochte. Lucinde, die in St.-Wolfgang von der alten, über die Alpen ihrem Pflegling, dem Bischof, nicht gefolgten Renate verachtet wurde, von Grützmacher nach einem Steckbrief verglichen, von Tante Gülpen aus der Dechanei verwiesen, Lucinde, die sich in der

Residenz des Kirchenfürsten nur durch Nück's Interesse für sie erhalten hatte, die nicht unverdächtig der Theilnahme an einem Verbrechen auf Schloß Westerhof geblieben war (sein Beichtwissen durfte Bonaventura auch an Benno nicht verrathen), sie, die Bonaventura in Männerkleidern nach Wien gefolgt war (so viel hatte Benno von ihm erfahren) sie, ein Kind der Armuth, in ihrer ersten Jugend eine Magd — da stand sie nun — in einem purpurrothen Kaschmirshawl, den sie um beide Arme geschlungen hielt. Ihr weißes Gewand eng sich schmiegend an ihre schlanke Hüfte. Ihr Haar, um den Kopf in Flechten gewunden, war frei. Im starren Auge lag die alte Unheimlichkeit des Blicks, ihre Rache an dieser Welt für etwas, das sie mit näherer Bezeichnung vielleicht selbst nicht angeben konnte. Ihre blinzelnde Augenwimper, ihre leise, zurückhaltende Sprache — letztere schon in der Todtenstille angedeutet, die Benno antraf, obgleich ihr gegenüber auf seinen langen Degen sich stützend Graf Sarzana stand, den bebuschten silbernen Helm in der Hand. Dennoch unterhielten sie sich. Benno konnte den Bewerber erst erblicken, als sein Fuß schon in die Myrtenrotunde eingetreten war. Vorher stand nur Lucinde seinem Auge ersichtlich — Sie, die Richterin über das Geheimste, was mit seinem Dasein zusammenhing!

Herr von Asselyn! sprach Lucinde Benno dem Grafen vorstellend — ohne einen Schritt weiter zu gehen oder sich in ihrer Stellung zu verändern. Zu Benno sagte sie lächelnd: Kommen Sie also endlich doch noch?

Sie hatte den Ankommenden schon beim Absteigen vom Pferde gesehen und längst ihrem Blute Ruhe geboten.

Graf Sarzana hatte sich eben entfernen wollen.

Benno betrachtete Lucinden, die so ruhig that, als hätte sie ihn erst gestern zum letzten mal gesehen, betrachtete den Cavalier,

der in so seltsamer Umstrickung lebte. Er mußte es bei Beiden mit dem größten Befremden thun. Graf Sarzana war ein Mann zwischen den Dreißigen und Vierzigen. Seine Augen ruhten auf Benno mehr finster, als freundlich.

Er verneigte leicht sein Haupt und sagte, daß er schon von Signore d'Asselyno gehört hätte. Auf den nahe liegenden Besitzungen des Cardinals hatte Benno Verwandte des Grafen gesprochen, die da und dort die Oekonomie verwalteten.

Ein Brautpaar konnte Benno kaum zu sehen glauben. Die Kälte und Ruhe Lucindens war der Ausdruck der höchsten Abspannung. Graf Sarzana schien aufgeregter, wenigstens stand ein unausgesetztes Streichen der Haare seines Helms mit seiner scheinbaren Ruhe im Widerspruch. Unwillkürlich bot sich für Benno die Vergleichung mit Paula und dem Grafen Hugo. Wie anders aber dies Gegenbild!

Der Abschied des Grafen verzögerte sich. Benno's scharfes Auge glaubte einen gemachten Zug von Verachtung vor dem sich Empfehlenden auf Lucindens Lippen zu sehen; sie wollte wol nur damit an ihre Liebe für Bonaventura erinnert haben. Aber auch der Graf schien nur eine eingelernte Rolle zu spielen. Zwar blieb er artig und plauderte noch einige Dinge, die einen Fremden interessiren durften. Die Stunden, wo der Heilige Vater seine Segnungen ertheilt, sind jedem Fremden in Rom von Wichtigkeit; sie sind das, was anderswo die Wachparaden und Manöver. Einige Paläste, einige Sammlungen sind schwer zugänglich. Graf Sarzana's Erbieten zur Vermittelung war freundlich. Auch unterrichtet schien er und behauptete Sammler zu sein. Er bewunderte, wie beide Deutsche sich in die italienische Art gefunden hätten, rühmte die deutschen Schulen und schien vorauszusetzen, daß Lucinde eine Erziehung genossen hätte, die ihr die Kenntniß des Lateinischen schon durch die Fürsorge

des Staats verschafft hätte. In allem, was er sprach, lag ein Anflug von Ironie.

Graf Sarzana hatte auf ein Convolut von Papieren gedeutet, das auf einer Bank lag. Das sind deutsche Acten! sagte Lucinde und fuhr fort: Der Graf thut, als wenn ich so frischweg die Gedichte lesen könnte, die drüben auf den Wasserfall da Catull gemacht hat! Ich verstehe das Brevarium — Das ist alles!

Der Graf that, als hinderte ihn am Gehen eine Zärtlichkeit, die Benno für gemacht halten mußte. Er wollte Lucinden die Hand küssen, die diese ihm mit Koketterie entzog. Ihre Reserve hatte von je etwas Anlockendes. Der Graf hörte in der Ferne das Stampfen und Wiehern seines neapolitanischen schönen Rosses und konnte nicht fortkommen. Unter anderm sprach er von einem Fest, das der Heilige Vater noch dem jungen Rucca'schen Ehepaar nachträglich zu Ehren geben wollte. Es war eine Gunstbezeigung, die nicht zu selten ertheilt wird, ein Mahl im Braccio nuovo des Vatican. Die dort aufgestellten Meisterwerke der alten Bildhauerkunst werden dann im Glanz der festlichsten Beleuchtung gesehen. Lucinde kannte diese Wirkung noch nicht und bedauerte, daß nur Eine Dame, welche dann die Honneurs macht, dabei anwesend sein durfte — diesmal Olympia selbst. Der Vatican, bestätigte Graf Sarzana, gilt allerdings für ein Kloster. Lucinde kannte viel Ausnahmen von den Regeln der Klöster. Ihr Lächeln konnte beim Nennen der im Braccio nuovo aufgestellten Sculpturen dem Vorfall mit dem von Thorwaldsen restaurirten Apollin gelten. Sie that, als sähe sie ganz die Furcht, die Benno schon in Wien hatte, für die junge Fürstin das zu werden, was dem Uebermuth des Kindes jene Statue gewesen. Ihr Blick blieb forschend. Inzwischen zeigte sich der Graf unterrichtet über die Meister und die Schulen, denen jene Bildwerke zugeschrieben werden.

Endlich ging er und bald hörte man nur noch das Klirren seiner Sporen, bald nur noch den Hufschlag seines dahinsprengenden Rosses.

Nun, endlich! - Kommen Sie! sagte Lucinde. Wir haben dort einen bequemeren Platz und ich bin ermüdet —! Sie deutete an, daß sie den Grafen nicht im mindesten liebte und nur von seiner Bewerbung fatiguirt wäre.

Mit einigen Schritten befand man sich in einem ringsgeschlossenen traulichen und völlig einsamen Bosket, wo mehrere gußeiserne Sessel standen. So finden wir uns wieder! ... sprach sie jetzt. Und ich sehe schon — Sie kommen voll Zorn auf mich! Hat mich die Herzogin so verklagt?

Im Gegentheil, erwiderte Benno, des Mädchens, ihrer Umgebung, ihrer Haltung staunend; meine Mutter rieth mir, mit Ihnen Frieden zu schließen! Sie wissen, ich habe das immer als das beste Mittel erkannt — mit Ihnen auszukommen.

Ein Lachen deutete an, daß sie sich nicht verletzt fühlen wollte. Nun, nun, sagte sie, wundern Sie sich nur erst recht aus! Ja, das ist hier Italien, das ist Rom, die Villa des Mäcenas drüben — das hier Villa Tibur! Nicht wahr, wer das alles von Ihrem und unserm Leben geahnt hätte, als ich unreifes Kind auf Schloß Neuhof lebte, unter Männern voll Grausamkeit und Tücke, von denen der allerärgste Ihr Vater war! Der beste von allen — war mein guter, närrischer Jérôme, Ihr — Bruder! Seltsam! Ich hatte dort schon Träume, die mir alles zeigten, was seither eingetroffen ist. Ich sah Ihre Mutter — wie oft! — in den Kellern des Schlosses. Ich sah die alte Hauptmännin Buschbeck mit der Giftschale in der Hand. Ich sah das Dasein Ihrer Mutter in den Visionen Ihres Vaters. Wie ich Ihnen dann zum ersten mal an der Maximinuskapelle begegnete! Wissen Sie noch? Sie trugen den rothen Militär-

tragen jener blonden, hellblauäugigen Sandlandsklugheit, der, Sie Gott sei Dank! Valet gesagt haben. Frau von Sülpen ahnte schon meine Mitwissenschaft an so manchem und wies mich deshalb aus der Dechanei. Wie ich diese stille Stätte des Friedens und der Hoffnung verlassen mußte, brach mir das Herz! Denn ach! Ihr Onkel war so gut. Und Ihnen ist er der Retter Ihres Lebens geworden! Nun, ich liebe, im Vertrauen gesagt, die Reue nicht, ganz wie die Spinozisten — alle Magdalenenbilder sind mir schrecklich — aber schön und ein ganzes Leben verklärend war Ihres Pflegvaters Reue über einen schlimmen Antheil, den er doch wol auch an Ihrem Dasein hatte — denn der Kronsyndikus war sein intimster Freund! Wie geht es dem Dechanten?

Er freut sich jeder frohen Botschaft aus Italien.

Grüßen Sie ihn von mir! „Frohe Botschaft aus Italien!" Kämen ihrer nur mehr!... Ich fürchte, ihr, ihr gerade siedet und kocht ihm nichts, was ihn laben wird. Euer Bischof bringt ein Ungestüm von jenseits der Berge, das diesseits nicht am Platze ist. Wer ist denn nur jener Eremit, um den er sich noch ins Verderben stürzen wird? Ein Deutscher! Erinnern Sie sich Ihrer Scherze mit dem Gipsfigurenhändler, als wir über den St.-Wolfgangsberg keuchten? Halt! unterbrach sie sich plötzlich... Ich vergaß die Papiere, wo wir standen. Holen Sie sie mir!

Benno folgte, wie von einem mächtigen Willen regiert. Er hörte und hörte nur. Ueber den Eremiten hatte sie harmlos und so zu sagen waffenlos gesprochen. Nach wenigen Schritten war Benno zurückgekehrt und gab Lucinden ein Pack sauberer Velinpapierbogen, die deutsche Scripturen enthielten.

Sie war aufgestanden und setzte sich wieder. Sie ahnen wol nicht, was diese Papiere enthalten! — sprach sie, das Convolut neben sich legend. Sie verwies ihn auf den nächsten Stuhl.

Ich höre, Sie und Klingsohr sind die Referenten der Curie in deutschen Angelegenheiten geworden! erwiderte Benno. Wir haben, Sie wissen es wol, jetzt eine Reformation in Deutschland. Sind das die betreffenden Actenstücke?

Sie schüttelte den Kopf, ließ den angeregten Gegenstand fallen und fixirte nur Benno mit prüfenden Blicken. Seltsam! sagte sie. Ihr Haar ist von der Mutter! Die Augen haben Sie vom Vater! Ihr Blut scheint von Natur langsam zu fließen, wie — durch Kunst bei Ihrer Mutter. Ihr Verstand, der ist hitzig, wie beim Kronsyndikus — und wissen Sie, ich hätte Sie schon in St.-Wolfgang mit ruhigem Blut in allerlei Unglück sehen können — Nicht dafür, weil Sie kein Interesse für mich hatten — Armgart hatte es Ihnen schon damals angethan — Nein, Sie trugen den Kopf so schrecklich hoch — um Ihrer Klugheit willen! Das haben Sie ganz von Ihrem Vater. Der konnte auch jedem einen Thaler geben, wer ihn klug nannte. Ich lästere ihn nicht. Mir war der Schreckliche gütig. Nur zuletzt nicht mehr. Hätt' er mich da noch aufrecht gehalten, ich würde nicht so elend in die Welt hinausgefahren sein. Es — ist — nun alles so —

Dafür machen Sie jetzt Ihren Weg! fiel Benno mit Bitterkeit ein. Wann werden Sie Gräfin Sarzana sein?

Sie hörte auf diese Frage nicht, sondern sagte träumerisch: Wenn ich rachsüchtig wäre —

Manche bezweifeln Ihre Großmuth —

Und wenn ich sie nun nicht hätte, habt ihr mich nicht dahin kommen lassen?

Etwa auch meine arme Mutter?

Der Herzogin, das ist wahr, war ich zu Dank verpflichtet; aber sie war nicht gut gegen mich. Wir Frauen wissen, daß wir Ursache haben, uns im Leben an eine starke Hand zu halten. Nun finde ich hier vielleicht eine solche. Konnt' ich ertragen, daß

tragen jener blonden, hellblauäugigen Sandlandsklugheit, der, Sie Gott sei Dank! Valet gesagt haben. Frau von Sülpen ahnte schon meine Mitwissenschaft an so manchem und wies mich deshalb aus der Dechanei. Wie ich diese stille Stätte des Friedens und der Hoffnung verlassen mußte, brach mir das Herz! Denn ach! Ihr Onkel war so gut. Und Ihnen ist er der Retter Ihres Lebens geworden! Nun, ich liebe, im Vertrauen gesagt, die Reue nicht, ganz wie die Spinozisten — alle Magdalenenbilder sind mir schrecklich — aber schön und ein ganzes Leben verklärend war Ihres Pflegvaters Reue über einen schlimmen Antheil, den er doch wol auch an Ihrem Dasein hatte — denn der Kronsyndikus war sein intimster Freund! Wie geht es dem Dechanten?

Er freut sich jeder frohen Botschaft aus Italien.

Grüßen Sie ihn von mir! „Frohe Botschaft aus Italien!" Kämen ihrer nur mehr! ... Ich fürchte, ihr, ihr gerade fiebet und kocht ihm nichts, was ihn laben wird. Euer Bischof bringt ein Ungestüm von jenseits der Berge, das diesseits nicht am Platze ist. Wer ist denn nur jener Eremit, um den er sich noch ins Verderben stürzen wird? Ein Deutscher! Erinnern Sie sich Ihrer Scherze mit dem Gipsfigurenhändler, als wir über den St.-Wolfgangsberg keuchten? Halt! unterbrach sie sich plötzlich ... Ich vergaß die Papiere, wo wir standen. Holen Sie sie mir!

Benno folgte, wie von einem mächtigen Willen regiert. Er hörte und hörte nur. Ueber den Eremiten hatte sie harmlos und so zu sagen waffenlos gesprochen. Nach wenigen Schritten war Benno zurückgekehrt und gab Lucinden ein Pack sauberer Velinpapierbogen, die deutsche Scripturen enthielten.

Sie war aufgestanden und setzte sich wieder. Sie ahnen wol nicht, was diese Papiere enthalten! — sprach sie, das Convolut neben sich legend. Sie verwies ihn auf den nächsten Stuhl.

Ich höre, Sie und Klingsohr sind die Referenten der Curie in deutschen Angelegenheiten geworden! erwiderte Benno. Wir haben, Sie wissen es wol, jetzt eine Reformation in Deutschland. Sind das die betreffenden Actenstücke?

Sie schüttelte den Kopf, ließ den angeregten Gegenstand fallen und fixirte nur Benno mit prüfenden Blicken. Seltsam! sagte sie. Ihr Haar ist von der Mutter! Die Augen haben Sie vom Vater! Ihr Blut scheint von Natur langsam zu fließen, wie — durch Kunst bei Ihrer Mutter. Ihr Verstand, der ist hitzig, wie beim Kronsyndikus — und wissen Sie, ich hätte Sie schon in St.-Wolfgang mit ruhigem Blut in allerlei Unglück sehen können — Nicht dafür, weil Sie kein Interesse für mich hatten — Armgart hatte es Ihnen schon damals angethan — Nein, Sie trugen den Kopf so schrecklich hoch — um Ihrer Klugheit willen! Das haben Sie ganz von Ihrem Vater. Der konnte auch jedem einen Thaler geben, wer ihn klug nannte. Ich lästere ihn nicht. Mir war der Schreckliche gütig. Nur zuletzt nicht mehr. Hätt' er mich da noch aufrecht gehalten, ich würde nicht so elend in die Welt hinausgefahren sein. Es — ist — nun alles so —

Dafür machen Sie jetzt Ihren Weg! fiel Benno mit Bitterkeit ein. Wann werden Sie Gräfin Sarzana sein?

Sie hörte auf diese Frage nicht, sondern sagte träumerisch: Wenn ich rachsüchtig wäre —

Manche bezweifeln Ihre Großmuth —

Und wenn ich sie nun nicht hätte, habt ihr mich nicht dahin kommen lassen?

Etwa auch meine arme Mutter?

Der Herzogin, das ist wahr, war ich zu Dank verpflichtet; aber sie war nicht gut gegen mich. Wir Frauen wissen, daß wir Ursache haben, uns im Leben an eine starke Hand zu halten. Nun finde ich hier vielleicht eine solche. Konnt' ich ertragen, daß

Ihre Mutter über mich lachte und ihrem Briefwechsel mit Ihnen, den ich voraussetzen durfte, Ihre und des Bischofs Urtheile über mich entnahm und weiter verbreitete. Ich leugne nicht meine Herkunft und meine ehemalige Lage. Ich weiß auch, daß mich im Leben noch niemand gemocht hat, und habe mir längst darüber mein System gemacht. Ich ahne sogar — im Vertrauen — daß auch hier diese Herrlichkeit bald zu Ende sein wird. Aber was ich mir an Unglücksfällen ersparen kann, das will ich denn doch nicht unterlassen haben. Ihrer Mutter, einer höchst gefährlichen, völlig in sich unklaren, halb ehrlichen, halb listigen Frau, einer echten Italienerin, mußt' ich einen Vergleich anbieten. Ich will wünschen, daß sie die Bedingungen ebenso hält, wie ich sie halte. Sie sind mit der jungen Fürstin Rucca intim, fragen Sie sie in einer Schäferstunde, ob ich geplaudert! Selbst über Armgart werden Sie sie nicht unterrichtet finden — Sie Ungetreuer! Was wird Armgart sagen! Nicht nur Sie, sondern auch Herr de Jonge brechen ihr die Treue! Meine Herren, sie erfährt alles! Darauf verlassen Sie sich! Herr von Terschka wird sie von allem in Kenntniß setzen. Apropos, hüten Sie sich doch vor den politischen Grillen Ihrer Mutter —!

Benno mußte anerkennen, daß ein Ton des Wohlwollens durch alle diese Reden klang. Dennoch lag er auf der Folter und hätte mit einem einzigen Wort die Maske seiner Selbstbeherrschung abwerfen mögen.

Werden Sie den Namen Asselyn behalten? fragte Lucinde nach einer Weile.

Benno konnte die quälende Erörterung nicht mehr pariren. Auch sah er, daß sich ihr Sinnen immer mehr und mehr auf den Bischof richtete. Der Name Asselyn —? erwiderte er. Er klingt dem Italiener nicht fremd —

Der Präsident, Ihr Bruder, ist kinderlos — fuhr sie fort —

Wenn Sie da. — Nein, nein — lassen Sie die Wittekinds aussterben! Bleiben Sie der räthselhafte „Sohn der Spanierin", der Neffe des guten Dechanten, ein Asselyn! Ich habe mir viel Mühe gegeben, hinter Ihr Geheimniß zu kommen, das ist wahr. Aber es wissen nicht mehr darum, als der Bischof, ich, ohne Zweifel der Dechant und meine alte Freundin, Frau von Gülpen. Aber Thiebold de Jonge scheint eingeweiht. Das ist thöricht! Sie müssen ihn freilich erprobt haben. Ganz so dumm, wie Piter Kattendyk ist er nicht. Sagen Sie, wie können Sie dergleichen Menschen um sich aushalten!

Benno erhob sich und sagte halb scherzend, halb im Ernst: Nun wollen wir von den neuesten mailänder Moden sprechen. Sonst erleben Sie, daß ich Sie auf Pistolen fordere!

Pistolen! sagte sie, kopfschüttelnd. Auch das kommt in Italien nicht vor. Wer uns hier beleidigt, fällt durch das Stilet eines Rächers, den man dafür bezahlt. Das ist schrecklich und doch — ist es nicht eine unendliche Wonne, aus den deutschen Verhältnissen erlöst zu sein? Rom hat seine Lügen, seine Schlechtigkeiten — aber dieses Uebermaß von schwatzhafter Tugend, eitler Sittsamkeit, biederer Langeweile von jenseits der Berge gibt es hier nicht. Erzählen Sie mir aber —! Ja wie geht es Nück? Ich weiß durch Herrn de Jonge, daß er ohne seine Frau in Wien ist und noch unentschlossen sein soll, ob er nach dem Orient geht oder nach Rom.

Ein solches unentschlossenes Umherblicken wird seine Halsschmerzen vermehren! sagte Benno lachend.

Sie sind boshaft! Lucinde erröthete und schwieg.

Woher erfuhren Sie die näheren Umstände meines Geheimnisses? begann Benno, der endlich mehr die Oberhand gewann. Gewiß ist vorzugsweise Nück betheiligt?

In diesem Augenblick läutete es von Tivoli herüber. Lucinde senkte den Blick und sprach für sich den englischen Gruß.

Benno durfte sich der frommen Sitte nicht entziehen.

Darüber hatte sie Zeit gewonnen und kam auf die verfängliche Frage wegen Rück nicht zurück.

Die Dämmerung war hereingebrochen. Ueber die Höhen des Gebirges sah man Streifen des Mondes schimmern, die bald ihr mildes Licht über die dunkelnde Schlucht verbreiteten.

Läßt mir der Bischof nichts, gar nichts sagen? begann Lucinde.

Nein! erwiderte Benno und sprach der Wahrheit gemäß.

So war es ja immer, sagte sie mit stockender Stimme. Lieblos entzogt ihr mir die rettende Hand! Hinweggeschleudert habt ihr mich wie ein Wesen ohne Bildung! Wie hab' ich gerungen nach euerer Freundschaft, nach euerer Schonung nur! Kalt, grausam habt ihr mich zurückgestoßen! Nun mußt' ich mir freilich selbst helfen. Das ist die größte Feigheit der Männer: Ein Weib um ihrer Thorheit willen leiden sehen und sie dann auf Vernunft und Besinnung verweisen —! Vernunft und Besinnung haben wir ja nicht. Nur in der That, sei's der That der Liebe, sei's dem Rausch des Wahns oder dem Klaggeschrei der Enttäuschung, nur in Handlungen und Zuständen sind wir, was wir sind. Vernunft und Besinnung! Nachdenken und Reflexion! Was soll das uns! ... Dem Bischof vergebe ich doch nie, was er alles, alles an mir gethan hat —!

Benno wußte kaum, was er einem weiblichen Wesen erwidern sollte, das auf einen katholischen Priester Rechte der Liebe zu haben behauptete. Er begnügte sich, die Wildaufgeregte zu beruhigen mit einem einfachen und ironischen: Sie beteten eben in aller Frömmigkeit Ave Maria — und verlangen doch das Unheiligste! Sie haben nie das Gemüth dieses edelsten der Menschen verstanden.

Ein Gemüth ist's, wie das dieser Bildsäule! sagte Lucinde zornig. Als wenn ein Priester von seinen Gelübden sprechen könnte, der sie doch einer andern gegenüber nicht hält! An jenem Abend auf dem Friedhof von St.-Wolfgang schon, wo wir unter den Gräbern wandelten, funkelten die Sterne herab, als wollten sie sagen: Halte sie doch fest, die Stunde der Versöhnung! Sieh, dies wahnsinnige Weib, so sprachen die Sterne, hat zwei Jahre geschmachtet nach Wiedervereinigung mit dir! Nun kommt sie und pocht voll Hoffnung an deine Hütte! Du — du opferst sie aber schon der alten Magd, die dich bedient! Lachen Sie nicht —! Die Sterne sprachen noch mehr. Sie sagten: Du schmähst ihre Verehrung, die so ganz ohne Interesse, nur ein reines Opfer der Liebe ist! Ich bin um diesen Mann katholisch geworden — ich wäre schon glücklich gewesen, nur dann und wann mit ihm sprechen zu dürfen ... Daß ich seine Magd hätte sein können, mich wirklich als Bäuerin bei Renate verdingen, davon will ich gar nicht reden. Ich war heimisch in ihm, als ich ihn das erste mal sah. Ich fand einen Menschen wieder, der todt war und in ihm sein Testament zurückgelassen hatte. Schon damals, als Ihr Vetter geweiht wurde, kannte ich seine Zukunft; ich kannte die ganze kommende Zerrissenheit seines Gemüths; wußte, daß er dort enden würde, wo er jetzt steht — an einem furchtbaren Abgrund, den nur noch seine äußere Würde deckt. Ich kannte alles, was ihm über die Leiden dieses Daseins hinweggeholfen hätte. Er verschmähte es! Nun folg' ich dem Ruf in die Dechanei, erlebe die Demüthigung, zum Hause hinausgeworfen zu werden; ich klammere mich an den Saum seines Kleides, an den Teppich der Altäre, die sein Fuß berührt; ich wage mich in die schwierigsten, demüthigendsten Lebensverhältnisse, nur um eine Erhörung meines — um Güte und Vertrauen — Gott, ich sage nicht: um Liebe — verschmachtenden Herzens zu finden. Keine

Hülfe! Nichts als die kalte Sprache der Lehre und Ermahnung. Mit der Zeit konnt' ich ihm furchtbar erscheinen, konnte ihm drohen, ich that es auch —! Als ich mich dennoch bekämpfte, dennoch von dem beweinenswerthen, rasenden, wahnsinnigen Gefühl für diesen Mann mich beherrschen lasse, alle meine Waffen senke, find' ich noch immer keine Regung der Versöhnung, kein Wort der Güte, keines des Vertrauens! Noch in Wien stößt er den Nachen zurück, auf dem ich mich zu ihm geflüchtet. Das ist wahr — er nahm mir in Wien eine Bürde ab, die mich zu Tod niederdrückte — aber kaum fließen meine Thränen, so läßt er mich auch wieder hinaus auf die stürmende See in ein Leben, das bisher nur Noth und Demüthigung mir gebracht. Jetzt hab' ich einen kurzen Augenblick des Glücks! Er macht — euch alle schwindeln! Mich nicht! Ich weiß, was ich thue! Ja! Wie eine Bettlerin will ich nicht wieder vor euern Thüren stehen —!

Lucinde war aufgestanden. Benno erbebte vor ihrem Blick. Er fürchtete für Bonaventura's schwierig gewordene Stellung. Sie sind bei alledem dem Bischof werth . . . sagte er und mit voller Ueberzeugung.

Sie anerkannte diese Aeußerung, fuhr aber fort: Weil er mich fürchtet! Weil ihr alle mich fürchtet! Ich habe mich freilich rüsten müssen gegen euch! Gesucht hab' ich nichts — ich fand alles von selbst. Auf dem Schlosse Ihrer Väter hab' ich schon als Mädchen von sechzehn Jahren die sibyllinischen Bücher aufgeschlagen gesehen und verstand nur noch nicht die Zeichen, die in ihnen wie durchstochene blutige Herzen funkelten. Jetzt liegt mir jeder Traum der Kindheit offen. Ich verstehe das Wimmern und Seufzen unter den Ulmen des Schloßparks von Neuhof, ich sehe die Verwirrung euerer ganzen Familie und euer — tragisches Ende! Mit dem Bischof hab' ich Mitleid. Er liebt, ein umgekehrter Jupiter, statt eines Weibes eine Wolke. Erzählen

Sie mir von Paula! Ich denke, ich verdiene schon, daß Sie sich's etwas kosten lassen, mich ein wenig — zu unterhalten.

Diese Worte waren freundlich. Benno mußte ihr den vorangegangenen Ton des übermüthigen Emporkömmlings vergeben. Sie setzte sich wieder. Benno sollte es ebenfalls thun. Angezogen hatte sie ihn niemals so wie heute. Die Leidenschaft verjüngte Lucinden zu ihrer ersten Jugendschönheit. Ja sie fiel sogar in ihren naiven „Hessenmädchen"-Ton. Also — Paula! Bitte, bitte! ... Erzählen Sie!

Ich kann Ihnen nur erzählen, sagte Benno, was alle wissen! Ich ehre den Bischof zu sehr, als daß ich ihm durch unberufene Fragen Gelegenheit geben sollte, sich über Gefühle auszusprechen, die ihm schmerzlich sind —

Die Wunde nicht berühren, heilt sie euch! schaltete Lucinde ein.

In den meisten Fällen ist es auch so! Ob beim Bischof und bei Paula — ich weiß es nicht. Ich kann nur berichten, daß dieser Ihnen so undankbar erscheinende Bonaventura an Verklärung und Hoheit der Gesinnung von Tage zu Tage wächst. Er entschwebt dem Irdischen und ich mag ihn durch Fragen nicht niederziehen aus seinen reinen Höhen. So viel aber weiß ich, daß Er es doch war, der Sie vor allen mislichen Folgen Ihrer Verbindung mit Rück geschützt hat. Ich weiß, Graf Hugo gab seine Absicht, die Urkunde anzuzweifeln, erst nach einer langen Unterredung mit dem Bischof auf.

Lucinde horchte.

Sagen Sie selbst, fuhr Benno fort, was hätte den Bischof verhindern können, dem Grafen zu rathen: Handeln Sie getrost nach allem, was Ihnen Terschka mitgetheilt hat! Zu offen lagen aller Welt die räthselhaften Vorgänge des Brandes in Westerhof. War ich doch selbst ein Zeuge derselben. Dieser Bruder Hu-

bertus — der — leider — so räthselhaft auch — jetzt wieder verschollen ist —

Den also ich unter die Räuber und Mörder wahrscheinlich schickte? sagte Lucinde verächtlich.

In der That — überall stellen sich seiner Vernehmung eigenthümliche Hindernisse entgegen! Den Dionysius Schneid hat er gerettet, hat die Hälfte seiner Erbschaft aufgenommen und nach London geschickt, wohin jener Bickert oder Schneid, unzweifelhaft der Brandstifter, über Bremen entkommen sein soll —

Also wer und was schützte mich — — vor dem Zuchthause? unterbrach Lucinde.

Wenigstens vor der Anklagebank schützte Sie Graf Hugo von Salem-Camphausen! Er that dies infolge einer Bürgschaft, die ohne Zweifel für Sie nur der Bischof übernahm. Er mag dem Grafen Dinge über Sie gesagt haben, die Ihnen nicht würden gefallen haben; aber sie bestimmten ihn, sich dem Unvermeidlichen zu fügen. Er hat die Urkunde anerkannt —

Lucinde hätte gern gesagt: So kann also euer edler Bischof wirklich auch — lügen? Sie hörte nur voll Spannung über die Folge von Bekenntnissen, von denen Benno nicht einmal zu wissen schien, daß sie in kirchlicher Form stattgefunden hatten.

Dann, fuhr Benno fort, erfolgte die Verständigung mit Schloß Westerhof.

Worin lag zuletzt für Paula die Bürgschaft des Werthes, den Graf Hugo, nach dem Zeugniß, das ihm der Bischof ausstellen sollte, ihr haben durfte? fragte Lucinde. Die Bedingung, die Paula gestellt haben soll, kannte ja die ganze katholische Welt!

Ich denke in der Art, sagte Benno, wie Graf Hugo die Ergebnisse der Rücksprache aufnahm, die Bonaventura mit Ihnen gehalten. Beide Charaktere lernten sich zum ersten mal kennen, sprachen sich aus und schätzten sich.

Ganz und ohne Rückhalt? zweifelte Lucinde lachend.

Ich traue ihm zu, daß er ehrlich zu Bonaventura sagte: Sie lieben Gräfin Paula!

In der That?

Sie freilich glauben nicht an das Wahre und Gute in der Welt —

Wenigstens nicht an den Sieg des Wahren und Guten ...

So weiß ich keine andere Erklärung! Der Graf kennt ebenso Paula's Empfindungen für Bonaventura wie Bonaventura's für Paula —! Dieser blieb mit jenem nur einen einzigen Tag auf Schloß Salem allein und die Folge war die Reise des Grafen nach Westerhof.

Eine Andeutung, daß der Graf — katholisch werden wird! sagte Lucinde. Er hat unsere Religion in den Bekenntnissen eines Priesters achten lernen! Was sagt seine Mutter dazu?

Benno schwieg eine Weile. Allerdings wußte er, daß der Graf von der tiefsten Verehrung Bonaventura's seit jener Unterredung erfüllt war. Er wußte, daß die alte Gräfin auf Castellungo sich auf Grund dieser Verehrung zum Bischof von Robillante mit bangem Herzen verhielt und die Freundschaft des Grafen für den Bischof deshalb nur nicht nachdrücklicher bekämpfte, weil dieser ihre Theilnahme für die Waldenser und für den Eremiten Federigo theilte.

Benno erstaunte, daß Lucinde, die alles wußte, was ihn und Bonaventura betraf, nicht in diesem Eremiten den Vater Bonaventura's erkannte. Alle diese Rückhaltsempfindungen verbarg er unter den Worten: Die beste Religion, die wir haben könnten, wäre eine auf die Erkenntniß der tiefsten und edelsten Möglichkeiten und Fähigkeiten unserer Menschenbrust begründete! Liebe, Freundschaft, Vertrauen, alles Edle im Menschenherzen — ich dächte, das ist die einzig wahre Bürgschaft der Gottesnähe!

Lucinde zeigte auf den kleinen Vestatempel, der über dem Katarakt auf der Höhe des Gebirges wie ein weißer Nebelring schwebte. Sogar Benno von Asselyn schwärmt! sagte sie. Nein, diese Religion, die Sie da nennen, ist keine! Oft schon hat die Gottheit versucht, ob sie sich im reinen Menschenthum offenbaren könne. Die Götter kamen auf die Erde in allem Reiz menschlicher Phantasie. Da verwilderten sie! Dann kamen sie noch einmal im Reiz des menschlichen Duldens. Auch das — im Vertrauen gesagt — erlag — für den Denker! Die Götter wohnen in jeder Beziehung jenseits dieser Welt!

Es war still ringsum. Das Dunkel mehrte sich. Lucinde warf ihre religiöse Maske ab. Sofort aber, als wenn sie darüber Reue befiel, ergriff sie die Papiere, erhob sich und deutete auf einen Weg zur Villa, wo es heller war. Dabei sprach sie: Sie haben ganz Recht! Paula, Graf Hugo und Bonaventura gehören einer einzigen Kirche an. Doch die Kinder? sagte sie plötzlich, zu den Religionsformen der Erde zurückkehrend und des ihr immer gegenwärtigen Bundes gedenkend, den der heilige Franz von Sales gerade mit einer verheiratheten Frau, mit der Stifterin der Visitandinen geschlossen — Aber sie beantwortete sich selbst ihre Frage. Nein! Nein! Kinder werden nicht kommen! Wenigstens nach dem Urtheil der Aerzte nicht — Die Gräfin hat ihre Visionen noch immer. Sogar jetzt in Witoborn, wohin sie nach dem wiener Winter mit dem Grafen gereist ist. Die in Salem heftig eingetretene Rückkehr ihrer Visionen, die Aufregung derselben für Wien, das Andrängen der Aerzte, die Neugier der Forscher und Träumer brachten beim Grafen den Entschluß zur Reise, seine Güter um Westerhof zu besuchen. Vielleicht regte sich in Paula die Sehnsucht nach des Obersten von Hülleshoven magnetischer Hand.

Ueberraschend! entgegnete Benno. Die Nachrichten hatten wir noch nicht in Robillante. Woher wissen Sie das alles?

Unwillkürlich fiel sein Blick auf die Papiere, die ihm Lucinde entzog. Seine Neugier mußte sich steigern, als sie fortfuhr: Auch Sie sollten nun doch für immer in Rom bleiben und sich hier nützlich machen! Sie sollten Partei ergreifen! Wem kann das Glück mehr lächeln als Ihnen? Fürchten Sie sich doch nicht so sehr vor einem Roman mit Olympia Rucca! Die Zeiten sind vorüber, wo böse Frauen ihre ausgenutzten Liebhaber vom Thurm zu Nesle stürzten. Jetzt geben sie ihnen Anstellungen und manchmal sogar noch ein hübsches junges Mädchen dazu. Bleiben Sie in Rom! Nehmen Sie hier eine Stelle, die nicht zu gebunden ist! Schon ließ Sie der Staatskanzler, hör' ich, in eine verlockende Zauberlaterne blicken. Für Ihre Heimat haben Sie seit Ihrer Kurierreise den Credit verloren. Auf dem Venetianischen Platz kann ich das große schöne Haus mit dem schwarzgelben Banner nicht ansehen, ohne die Stelle wenigstens eines österreichischen Legationssecretärs an Sie zu vergeben. Rom ist die Welt! Und selbst wenn Sie Rom nur studiren wollten — ich kenne Ihr Verhältniß zu Ihrem Bruder, dem Präsidenten von Wittekind nicht — so brauchen Sie dazu ein Leben. Sie können hier jeden Tag eine andere Inschrift, jeden Tag einen andern Marmorstein vornehmen. Und verstellen Sie sich nicht! Ganz gleichgültig ist Ihnen Olympia nicht. Man flieht nicht so eifrig vor etwas, das man verachtet. Wär' ich ein Mann, mich würd' es vollkommen reizen, diesen Panther zu bändigen. Oder schwärmen Sie in der That noch immer für die lindenwerther — Kindereien?

Da Sie alles wissen, erwiderte Benno mit dem Ausdruck jener Toleranz, die Männer ein für allemal der kecken Rede aus Frauenmund nothgedrungen gewähren müssen, was wissen Sie von Armgart?

Von den englischen Cardinälen, entgegnete Lucinde, von jenen beklagenswerthen, die sich alle drei Jahr dem Martyrium aussetzen müssen, sich in England von den Roheiten John Bull's beschimpfen zu lassen, hat Cardinal Talbot Armgart in London gesehen. Bei guter Laune verglich er sie dem Heiland, der als Kind im Tempel predigte. Sie legt die Bibel aus, wie ihre Mutter. Eine englische Krankheit das — nur findet Armgart bisjetzt noch immer das in der Bibel, was die Engländer erst sehen, wenn sie in den Katakomben waren. Wenn sie nicht auf die andern Thorheiten der Engländer einginge, würde man sie kaum dulden. Glücklicherweise reitet sie nicht nur und schießt, sie schwimmt und angelt auch. Sie könnte die Herzogin von Norfolk sein, hör' ich, wenn die Auswahl ihrer Bewerber nicht zu groß wäre. Ob sie für die beiden jungen Männer, die ihr einmal eine Flucht aus der Pension erleichterten, noch die alte Pietät bewahrt, bezweifl' ich fast. Im Bericht des Cardinals erfuhr ich nichts davon. Mit Baron Terschka hat sie sich ausgesöhnt. Ja, ja, auch die Gefühle junger Mädchen wollen ihre Nahrung haben. Thut man durchaus nichts, lieber Herr, um sie an sich zu erinnern, so unterhält solche kleine Koketten mehr noch der Haß, den sie auf manche Menschen werfen, als eine bald verklingende Liebe aus der Pension.

Benno widersprach nicht. Er war in die Erinnerung an sein zu Armgart gesprochenes Wort, sie würde einst noch lange in der Irre gehen und dann voll Wehmuth an ihn zurückdenken — so versunken, daß Lucinde eine Frage wiederholen mußte, die sie an ihn gerichtet hatte: Was halten Sie von Paula's Visionen?

Ich glaube nicht an sie, aber sie können zutreffen, sagte Benno.

Das ist ein Widerspruch!

Niemand kann für gewöhnlich sehen, was die Zukunft erst ins Leben rufen muß. Aber ein Auge wie Paula's blickt von den

Verhältnissen, die uns andere zerstreuen, unbeirrt. Wir würden alle ein wenig so zu sagen allwissend sein, schärften wir nur mehr unser inneres Auge, das auch nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen sieht.

Nun — dann hoffen Sie! Paula sieht Armgart in ihren Visionen — immer nur mit Ihnen verbunden! Sie staunen? Ueber diese Papiere? ... Nun ja freilich, das sind Abschriften der Visionen Paula's. Genau gesammelt seit einer Reihe von Jahren und fortgeführt bis in die neueste Zeit. Ich erwarte schon morgen aus Witoborn eine neue Sendung. Wer sie niederschreibt, weiß ich nicht. Frau von Sicking — oder Norbert Müllenhoff in ihrem Auftrag — möglich. Sie wissen vielleicht nicht, daß Fefelotti die Frage zu entscheiden hat, ob das magnetische Leben innerhalb des Christenthums Berechtigung hat. Ich fürchte, man wird den Magnetismus verwerfen. Die Concilien sprechen nichts davon. Mich ängstigen die Gefahren des Bischofs, wenn ich auch beim Lesen dieser Blätter lachen — freilich auch viel mich ärgern muß. Ich sehe die Zipfelmütze des alten Onkels Levinus und seine gelehrten Forschungen — sehe die Tante Benigna und ihre Schweinemast. Aber auch vieles Andere. Nur seltsam! Die wahren Verhältnisse der Asselyns und Wittekinds, wie ich sie kenne, sind Paula trotz ihrer Allwissenheit unbekannt.

Benno wurde eben von einem der näher gekommenen Diener mit einem Blick befragt, ob sein Pferd in Bereitschaft gehalten werden sollte. Im Wandeln waren sie schon dicht am Pfortenthor angekommen. Reiten Sie jetzt zurück! sagte Lucinde. In Italien ist die Nacht unheimlich.

Und Sie, Sie übersetzen diese Visionen ins Italienische? fragte Benno erstaunt.

Im Auftrag Fefelotti's! bestätigte Lucinde. Fefelotti ist es, der die Kirche regiert.

Und glauben Sie nicht, daß man dem Bischof hier die Kerker der Inquisition öffnet und jenen greisen Bewohner des Thals von Castellungo herausgibt?

Das ist nicht möglich — und zwar deshalb nicht, weil man ihn nicht in Gewahrsam hat!

Das glaubt der Bischof nicht!

Es ist aber doch so. Als es hieß, Pasqualetto hätte den Vielbesprochenen in Gestalt eines Pilgers von Loretto gefangen genommen, freuten wir uns des Beweises, den jetzt die Dominicaner nicht mehr zu geben brauchten, indem sie ihre Gefängnisse öffneten. Letzteres thun sie ohnehin nicht. In Rom gewiß nicht, verlassen Sie sich darauf! Hubertus wurde entsandt, den Pilger aufzusuchen. Leider sind seither beide verschwunden. Warnen Sie den Bischof, diesen Streit nicht wieder aufzunehmen! Fordert man ihn vor die Schranken eines geistlichen Gerichts, schlägt man hier in den Archiven nach, wo über Tausende von Seelen der katholischen Welt — Geständnisse und Aufklärungen liegen —

Lucinde hielt inne. Sie konnte nicht wissen, ob nicht in der That die Curie von Witoborn von Leo Perl's Geständnissen damals nach Rom Bericht gemacht hatte.

Daß man die Frage über den Magnetismus anregt, ist mir schon ein Beweis, wie man in unsers Freundes Vergangenheit einzudringen sucht — fuhr sie nach einiger Besinnung fort. Ich wünsche ja aufrichtig, daß Bonaventura hier eine ganz andere Krone als die des Märtyrers trägt! Wäre er darum nach Italien gekommen, um hier — in einem Kloster elend unterzugehen —?

Die Wasser des Anio rauschten so mächtig, daß das Gespräch durch sie übertönt wurde. Beide hatten die Eingangspforte mehrmals umkreist. Das Roß scharrte ungeduldig im Kieselsande.

Es wird zu spät! sagte sie. Ich lade Sie nicht ein, bei mir zu einem Nachtimbiß zu bleiben. Auch ist die Fürstin Ihnen

gram. Sie hat ihrem Sohn Vorstellungen gemacht über die Aufführung seiner jungen Frau. Sie verlangt — hören Sie's nur — daß Sie und Thiebold von Villa Torresani wegziehen. Das alles findet sich — besonders wenn Sie der guten Dame selbst ein wenig den Hof machen. Ach, wir haben soviel gemeinschaftliche Sorgen! Warum denn nicht auch Freuden! Glückauf in Rom! Geben Sie mir die Hand! Lassen Sie uns Verbundene bleiben!

Benno reichte die erstarrte, kalte Hand.

Lucinde schied mit einer Miene der Protection, mit wirklicher Theilnahme und — Koketterie. Sie sagte: Versprechen Sie mir, daß Sie auf Villa Torresani nie anders von mir reden, als so, daß ich Männern noch in einer einsamen Abendstunde gefährlich werden könnte — Sie kalter Mensch! — Damit schlug sie nach ihm mit einer Päonienblüte, die sie am Wege abgebrochen hatte und in ihrer gewohnten Weise zu zerzupfen anfing.

Der Diener hatte den Rücken gewendet. Die deutsche Unterredung schützte beide vor dem verfänglichen Inhalt ihrer Worte. Benno schwang sich in den Sattel... Lucindens „Auf Wiedersehn!" war wie ein Gruß zu einer Reihe der unterhaltendsten und vertraulichsten Beziehungen auf lange, lange Zeit.

Benno schied halb aufs neue gefesselt, halb in der Hoffnung, binnen wenig Wochen vom giftigen Hauch dieser ganzen Atmosphäre befreit zu sein — Der Weg war dunkel und abschüssig. Er mußte langsam reiten. Hinter der finstern, scheinbar vom Silber des Wassersturzes mehr als vom Mond erleuchteten Schlucht unterhalb Tivolis wurde der Weg breiter. Die Krümmungen des Anio hatten hier Anbau. Zur Linken ragten die Trümmer der zu einer Schmiede gewordenen Villa des Mäcenas mit dem Schimmer der Cascatellen, die aus ihren Fenstern gleiten, und mit Feueressenglut auf. Ringsum war es still, doch nicht ein-

sam. Einzelne Wanderer hielten am Wege inne. Da und dort erhob sich aus den hohen, noch nicht abgeernteten Maisfeldern ein spitzer Hut.

Benno ritt tief in Gedanken verloren. Paula, Bonaventura, alles was ihm theuer war, umschwebte ihn. Welche Welt gestaltete sich in seiner Brust! Welches Chaos rang zum Lichte! Es waren nichts als glühende Tropfen, die Lucinde auf seines Herzens geheimste Stätten hatte fallen lassen.

Allmählich belästigte es Benno, von drei Reitern, in der Tracht römischer Landbesitzer, mit hohen Flinten auf dem Rücken, ledernem Gürtel, Gamaschen bis weit übers Knie, auf unruhigen, ohrspitzenden Maulthieren, fast in die Mitte genommen zu werden. Eben wollte er seinem Roß die Sporen geben, um sich dieser unfreiwilligen Begleitung zu entziehen, als die Reiter innehielten, wie der Blitz abschwenkten und zur Schlucht zurückritten. Hatten sie sich in seiner Person geirrt? Wenige Secunden und Benno begriff, daß ihr Auge und Ohr schärfer als das seinige gewesen. Er hörte den gleichmäßigen Trab bewaffneter Reiter. Bald sah er einen Trupp Carabinieri, denen in einiger Entfernung eine Kutsche folgte.

Es war die Kutsche des Cardinals Ceccone. Benno gab seinem Pferd die Sporen. Windschnell suchte er vorüberzufliegen. Er mußte vor einem zweiten Reitertrupp abschwenken, der die Arrièregarde des Wagens bildete. In die unheimlichsten Gespenster schienen sich ihm jetzt rings die Bäume und Felsen zu verwandeln. Wie von einem Höhnen der Natur verfolgt, sprengte er dahin. So schuldlos ihm sein eigenes Innere erscheinen durfte, immer mehr Schrecken begehrten Einlaß in seine Brust. Ist das Rom, das gelobte Zauberland der Christen —! Ceccone fuhr soeben zu Lucinden, die der Mann im Purpur ohne Zweifel in der Villa allein wußte. Die Unterredung mit ihr hatte Benno's

ganzes Interesse gewonnen. Er hatte erkannt, daß Lucinde in der That, wenn der Trieb ihrer Liebe zu Bonaventura sie beseelte, auf Wegen wandeln konnte, wo man ihr die Anerkennung nicht versagen durfte. Nun stürzte wieder alles zusammen. Er sah nur noch das Zweideutige.

Wie glücklich war er, als er die hohen spitzen Aloes und Statuen erblickte, welche die Treppengeländе der Villa Torresani zierten, und sich überzeugte, daß in den Sälen kein Licht war. So war Olympia doch noch nicht von Rom zurück. Und sie blieb wol über Nacht dort. Er sprang vom Pferde und flüchtete sich in die Einsamkeit seines Pavillons.

Wer waren die drei Reiter? Schwerlich Räuber. Man kennt dich in den geheimverbundenen Kreisen als einen Freund der Bandiera — du hast die Begrüßungsformeln des „Jungen Italien" und dennoch weilst du in der Nähe eines Mannes, den — Mord und Verrath umschleichen —!

In seiner gewagten Doppelstellung glaubte Benno sich nicht mehr lange halten zu können. Es mußte zu Entscheidungen, zu Entschlüssen fürs Leben kommen.

So suchte er die Ruhe, von der er wußte, daß er sie nicht finden würde. Man brachte ihm noch einen Brief, der während seiner Abwesenheit angekommen war. Die verstellte Handschrift war die seiner Mutter. Die Mutter schrieb, daß sich in seiner Wohnung, dann bei ihr selbst der berühmte Advocat Clemente Bertinazzi hatte erkundigen lassen, ob Herr von Asselyn nicht bald aus dem Gebirge zurückkehrte.

Das war eine Mahnung, der er sich entschließen mußte, Folge zu leisten. Sie konnte gefährliche Folgen nach sich ziehen, wenn er nicht darauf hörte.

8.

Als Olympia doch noch nach Mitternacht von Rom zurückgekommen war und sie ihm in der Frühe beim Wandeln im Garten begegnete — immer Thiebold in der Nähe und heute, komisch genug, mit dem Begießen von Blumen beschäftigt — sah Benno wol ein, daß auf die Länge des Freundes Beistand nicht mehr vorhalten konnte. Mit der Gießkanne und ähnlichen Hülfsmitteln konnte er nicht überall hin folgen. Olympia wollte heute sogar ihre Schmähungen über Lucinden Benno nur allein anvertrauen.

Menschen wie Thiebold können für den Umgang unentbehrlich werden; doch erfüllen sie nicht die Phantasie. Sie lassen sich als Freunde und als Gatten, weniger als Liebhaber denken. Benno erhielt wieder seinen vollen Platz in Olympiens Herzen und die Stunde rückte näher und näher, wo die zunehmende Vertraulichkeit um so mehr eine schwindelnde Höhe erreichen mußte, als sein „bester Freund" Ercolano plötzlich schüchtern und verlegen zu werden anfing. Die Mutter hatte in der That seine Eifersucht mächtig angeregt. Das Wohnen auf seiner Villa hatte sie einen lächerlichen Beweis von Schwäche genannt. Olympia trotzte der Zumuthung, die deutschen Freunde aus ihrer Nähe entfernen zu sollen. Darüber ging Ercolano wie in der Irre.

Thiebold war bald nur noch der Vertraute ihres Geheimnisses mit Benno. Er wurde nichts als eine „schöne Eigenschaft“ seines Freundes mehr. Thiebold übernahm die Commissionen ihrer Launen, wofür sie den Angebeteten selbst zu hoch hielt. Thiebold mußte „das Verhältniß zum Cardinal Ambrosi“ lösen, d. h. die letzten Aufmerksamkeiten und Geschenke überbringen, die für dessen Einrichtung noch bestimmt waren. Sonst aber ärgerte sie sich schon lange über Thiebold's Allgegenwart. Bald hatte der Unbequeme gerade an derselben Stelle, wo von ihr niemand anders als Benno erwartet wurde, seine Brillantnadel, bald sein Portefeuille verloren; er suchte und fand den Freund immer an einer Stelle, wo sie mit Benno allein zu sein gehofft. Wenn sie geneigt wurde, beide aus dem Pavillon der Villa Torresani nach einer ihr noch bequemeren Besitzung des Cardinals umzulogiren, so war es, weil Thiebold Benno's Schatten blieb.

In Rom spielte selbst im Sommer eine Operntruppe. Olympia besuchte diese Vorstellungen wieder. Das Sitzen in den Logen bot Zerstreuung, Gelegenheit zu koketter Unterhaltung, neckendem Fächerspiel, zum Hin- und Herfahren, Abholen, Sichbegleitenlassen, Verfehlen u. s. w. Da die Freunde trotz der Schönheiten des Landlebens von den Merkwürdigkeiten Roms gefesselt sein mußten und manchen Tag in der Stadt blieben, so wollte die junge Fürstin zu gleicher Zeit mit Villa Torresani auch die „Brezel“ an der Porta Laterana bewohnen. Die Aeltern waren entschieden dagegen und beriefen sich auf die Ehepacten, die jeden Punkt der Vergünstigungen bezeichneten. Sie verlangten, daß ihre Schwiegertochter die Villa Torresani bis zu einem bestimmten Tage nicht verließ. Manchen Menschen, sagte Lucinde zu Thiebold, der diesen Streit vermitteln sollte, ist es Bedürfniß, sich zu ärgern. Wenn die Fürstin ihre Tochter in ihrer Nähe entbehren sollte, entgeht ihr ein Motiv der Aufregung.

Die Mutter ist so gut gewachsen, daß sie sich gern ihrer Schwiegertochter als Folie bedient. Wir Frauen heben ja nicht den Arm auf, ohne zu berechnen, wie unser herabströmendes Blut ihn weißer machen muß! Bester Herr de Jonge, heirathen Sie niemals!

Vierzehn Tage — drei Wochen gingen in dieser Weise vorüber. Zum Glück hatte man Anzeichen, daß die Nachricht einer Insurrection jeden Augenblick von der Küste des Adriatischen Meers kommen mußte. Kuriere gingen und kamen; die bewaffnete Macht war aufgeboten, vervollständigt, marschfertig. Die Consulta hielt täglich Sitzungen. Der Verkehr mit den auswärtigen Gesandten nahm Ceccone's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Von Angst und Sorgen sah er in der That niedergedrückt aus.

Wie beim herannahenden Sturm jede Hand ihr Haus verschließt und den Gefahren der Zerstörung vorzubeugen sucht, so zeigte sich auch jetzt in den Umgebungen dieser Machthaber mehr politisches Leben, als sonst. Mancher Mund sprach sogar beredt und frei. Manche geheime Hoffnung sah eine Erfüllung voraus und verrieth vorschnell ihre Freude. Jene große Mehrzahl von Menschen, die als Ballast nur den ruhigeren Gang der Fahrt entscheidet, gleichviel unter welcher Flagge ihre Fahrzeuge segeln, warf sich hin und her. Vorahnend machte sie gleichsam nur ihr Gepäck leichter, um bequemer von einem Lager ins andere überlaufen zu können. Wie richtig hatten diese Bandiera die Italiener beurtheilt! sagte sich Benno. Der Erfolg ist hier alles! Der Muth zu einer That entscheidet ihre sittliche Berechtigung!

Nur in der Priestersphäre waltete unerschütterliche Zuversicht. Dort stand es fest, daß ein Kampf mit dem Interesse „Gottes" Jeden zerschmettern müsse — „Selbst die Pforten der Hölle werden dich nicht überwinden!" lautete der tägliche, seit dreihundert

Jahren im Mund der Katholiken übliche Refrain, der auch hier über das Antlitz der jungen und alten Prälatur einen lächelnden Sonnenschein verbreitete. Den „bösen Mächten" gehört ja die Welt, dem Zufall, der Intrigue, der Selbstverstrickung alles Guten — Wie kann — gesetzt die Revolution wäre das Gute — „in dieser Welt das Gute siegen!" Das hatte Lucinde ganz im Geiste der Jesuiten gesagt.

Unter den Freigesinnten gab es zwei Richtungen, die sich mit Schärfe bekämpften. Für die ausführlichere Begründung ihrer Ansichten fanden sich in England, in Frankreich, in der Schweiz und auf den Inseln um Italien Gelegenheiten zum Druckenlassen. Die eine Partei wollte ein einiges Italien, an dessen Spitze der Heilige Vater als wahrer Friedensfürst und Verbreiter aller Segnungen stehen sollte, welche durch die Christuslehre dem Menschen verbürgt und nur noch nicht genugsam anerkannt sind. Die andere sah im apostolischen Stuhl die gefährlichste Anlehnung der Despotie, verwies den Papst aus den Reihen der Souveräne, ließ ihm nur allein noch die Bedeutung, Pfarrer einer Metropolitankirche der Christenheit, der Peterskirche, zu heißen und nahm seinen irdischen Besitz in die allgemeine Verwaltung eines republikanisch regierten Italiens hinüber. Freiheit von Oesterreich wollten beide Parteien. Die Souveräne und Würdenträger der Hierarchie waren auf die Hülfe dieses Staates angewiesen; die Väter der Gesellschaft Jesu machten die Vermittler zwischen Wien und allen denen, deren Besitz in Italien bedroht war. Da die Jesuiten dem Staatskanzler zu wesentliche Dinge überwachten, da sie ihm zu viel Dämonen der Weltverwirrung mit gebundenen Händen überlieferten, so hatte er sich wohl gewöhnen müssen, sie zu schonen und ihnen über seine eigene Macht hinaus den Paß zu gewähren, den sie gewinnen wollten für die ganze Welt. Das übrige Deutschland, selbst im Norden, gehörte schon den

Jesuiten. Der Kirchenfürst war freigegeben worden. Der Protestantismus schien alles Ernstes zur Unterwerfung wieder unter Rom durch die Innere Mission und die Wiederaufnahme der Romantik vorbereitet zu werden.

Das Wunderlichste war der Contrast, in welchem die Rücksichten der Geselligkeit zu den Zerwürfnissen in der Ruoca'schen Familie standen. Selbst wenn Ceccone keine Fremden zu bewirthen hatte, keine Prälaten aus der Provinz, keine Gesandten und hohe Reisende, so fehlten doch auf Villa Torresani Ercolano's Freunde nicht, die jeunesse dorée Roms, Aristokraten, deren Leben nur von Liebesabenteuern und von den neuesten Moden erfüllt wurde. Der Baron d'Asselyno und der Marchese de Jonge wurden in alle Geheimnisse dieser Gesellschaftssphäre eingeweiht. Niemand verbreitete mehr Geräusch von seinem Dasein, als die jungen Prälaten. Diese geistlichen Stutzer machten das Glück der Familien zweifelhaft. Der Eine nahm dabei die Miene eines Tartüffe, der Andre die stolze Zuversicht eines künftigen Papstes an. Ehrgeiz und Selbstgefühl drückte jede ihrer Lebensäußerungen aus. Einige Jahre hatten sie in der Gefangenschaft der Jesuiten gelebt, nachdem diese wieder die Leitung der Studien an sich gerissen haben; dann traten sie in die Welt mit all den Ansprüchen, die unter einem Volk voll Ignoranz schon eine geringe Bildung geben darf. Sie standen spät des Morgens auf, machten wie Frauen ihre Toiletten, ließen sich stutzerhaft frisiren, schlugen in ihren Listen nach, wo sie seit lange in diesem oder jenem Hause nicht zum Besuch gewesen — Den Tag über rannten sie müßiggängerisch durch Rom und seine Kirchen. Manche ihrer Liebesabenteuer nahmen sie ernst und führten duftende, nicht selten versificirte Correspondenzen. Alles das verband sich auf das leichteste mit einer ununterbrochenen Ehrfurcht vor diesem Altar, jenem Crucifix, vor jeder geweihten Stelle, welche zu küssen die Sitte

verlangte, selbst wenn damit kein besonderer Ablaß verbunden war. Die Religion ist in Rom ein Gesetz der Höflichkeit, wie bei uns das Hutabnehmen und Grüßen vor Hochgestellten oder guten Bekannten.

Nach einer heftigen Scene mit seiner Mutter hatte Ercolano vorgezogen, dem Baron d'Asselyno als Ehrencavalier seiner Gattin eine legitime Stellung zu geben. Das ist in Italien eine sociale Position wie die jedes geschäftlichen Compagnons. Ercolano wollte keinen Bruch. Er war im Stande, außer sich in den Gartenpavillon zu rennen und Benno zu beschwören, „besser" mit seiner Frau zu sein, nachgiebiger, aufmerksamer. Sie drohte, krank zu werden, wenn Benno Zerstreuung, Abwesenheit, Melancholie verrieth und sie vernachlässigte.

Zwei Tage vor dem glänzenden Fest im Braccio nuovo des Vatican war eine große Gesellschaft auf Villa Torresani. Olympia saß in den Reihen ihrer Geladenen und lebte nur für Benno. Ihre Augen sogen sich den seinigen mit dem zärtlichsten Verlangen ein. Die Mutter Ercolano's verließ voll Verdruß darüber sogleich nach Tisch die Villa Torresani. Herzog Pumpeo eilte ihr nach, um sie zu beruhigen. Sogar Thiebold wollte folgen. Er hatte die Absicht, Lucindens Rath zu befolgen und die feindselige Stimmung der alten Fürstin durch ein neues „Opfer seiner Tugend" zu paralysiren. Lucinde hielt ihn jedoch zurück. Der Augenblick war nicht günstig; Herzog Pumpeo galt für einen Raufbold. Sarzana war ebenfalls anwesend und führte Lucinde zu Tisch. Sein Benehmen war lebhafter, denn je. Ausgelassenheit stand ihm aber nicht. Lucinde mußte sagen: Benno überragt alle!

Nach der Tafel besuchte die Gesellschaft eine der großartigsten Trümmerstätten, die in jener Gegend das Alterthum zurückgelassen hat, die nahe Villa des Kaisers Hadrian. Weitverzweigt ist dieser

Riesenbau, den Benno in elegischer Reflexion das Sanssouci jenes alten Kaisers genannt hatte. Thiebold begann, diesen Gedanken seines Freundes in die entsprechenden Einzelheiten zu zerlegen. Er sah die Zimmer, wo Kaiser Hadrian nach Tisch den Kaffee getrunken und junge hoffnungsvolle Dichter und Künstler ermunterte, in ihren Studien fortzufahren. Hier blies Hadrian die Flöte! sagte er. Hier lagen seine Lieblingshunde begraben! Dort spielte er wahrscheinlich Billard! In der That war hier das Leben eines Kaisers jener Universalmonarchie in allen Momenten beisammen. Raths- und Erholungssaal, Bäder, sogar die Kasernen fehlten nicht, in denen die zur Bewachung commandirten Legionen untergebracht wurden. Für allzu heiße Tage schien gesorgt durch einen halbunterirdischen, bedeckten Gang, den einst die kostbarsten Mosaikfußböden, die schönsten Frescobilder und eben jene Statuen geziert hatten, die sich jetzt im Braccio nuovo des Vatican versammelt finden.

Hier nun war es, wo sich plötzlich die Gesellschaft in den Gängen verirrte und beim Lachen über die Vergleichungen des Marchese de Jonge, der eine ganz neue Art von Alterthumskunde lehrte, auseinander kam. In einem Seitenraum dieser Gänge blieb Benno mit Olympia allein zurück. Thiebold's Stimme klang in weiter Ferne; kein Fußtritt wurde noch hörbar. Der Augenblick, den Benno immer noch verstanden hatte, nur durchaus flüchtig andauern zu lassen, der entscheidende, den seine eigene Selbstbeherrschung immer noch vermieden und Thiebold's List durchkreuzt hatte, schien heute gekommen zu sein. Jetzt, wo es vielleicht nur noch acht Tage währte, daß die siegreiche oder gescheiterte Unternehmung der Gebrüder Bandiera dieser falschen Position des Herzens und der Gesinnung ein Ende machte.

Olympia hielt Benno zurück und sagte mit einer einzigen Geberde, die einem Strom begeisterter Worte gleichkam: Wir — sind

— allein —! Und ihr Flammenblick schien diese Trümmerwelt wieder zu beleben. Die verwitterten Moose und Schnecken an den feuchten Wänden verschwanden. Die hier und da noch erkennbaren Farben der alten Wandgemälde glühten zu Bildern der Mythenwelt auf. Amor und Psyche, Venus und Adonis schwebten daher. Selbst der Fußboden belebte sich zum kunstvollsten Mosaik. Wohl konnten der beglückten Phantasie noch die goldenen Armsessel vor Augen stehen, vor denen einst die schöngefleckten Felle der Leoparden und Tiger gebreitet lagen.

Benno mußte seinen Arm um die luftige Gestalt winden, mußte ihre Linke, eine Kinderhand, weich wie Flaum, an sich ziehen und sie küssen. Die junge Frau blickte zu ihm auf mit jenem Ausdruck der Liebe, der in der That ihre Züge verschönte. Ihr Mund zitterte; ihre Augen waren von einem so hellen Glanz, als spiegelten sich die Bilder, die sie aufnahmen, in einer reineren Seele. Mit weicher zitternder Stimme, die ihre Worte wie aus einem für die Welt ganz an ihr fremden Register der Stimme ertönen ließ, hauchte sie: Ja, ich sollte dich hassen, du Treuloser! Wüßtest du — was ich alles um dich gelitten habe — um dich für Thorheiten beging. Rom, die Welt hätt' ich zerstören mögen und am meisten mich selbst!

Benno hatte schon allerlei zu seiner Entschuldigung gesagt. Auch wollte sie jetzt nichts mehr vom Vergangenen hören. Ihre Lippen wollten keine Worte. Sie verlangten nur die Berührung der seinigen. Die blendend weißen Zahnreihen blieben wie einer Erstarrten geöffnet stehen. Liebe verklärte jede Fiber ihres Körpers, wurde das Athmen der Brust, das ersterbende Wort ihres Mundes — Das Geheimniß der Welt war Liebe, Religion war Liebe, Leben Liebe. Sie senkte die langen Wimpern über die in träumerisches Vergessen verschwimmenden, ihren

Stern ganz innenwärts und hoch hinauf einziehenden Augen. Leicht lag sie ihm im Arm wie eine Feder.

Benno, kaum noch seiner Sinne mächtig, zuckte absichtlich wie über eine Störung. Da die Fürstin nur in den Bewegungen des Geliebten lebte, machte sie die gleiche Geberde. Jeder Zug der Schönheit verschwand auf eine Secunde. Das Ohr spitzte sich. Das Auge blitzte groß und starr.

Doch blieb alles still. Nur über die feuchten Mauertrümmer fickerte draußen ein Wässerchen. Und im Nu, wie von unsichtbarer Musik regiert, verwandelten sich ihre Züge zur seligsten Harmonie. Ihr Sein war nur Eine Hingebung, Eine Hoffnung. Die zartesten Sylphenglieder schwebten in Benno's Armen. Er hätte sie aufheben können; wie ein Kind würde sie sich mit den Armen um seinen Nacken festgehalten haben. Auf diesen ihren entblößten Armen schimmerte ein großmächtiges goldenes Armband — eine einzige Spange nur, von unverhältnißmäßiger Größe. Das Gold blitzte in Benno's Augen. Er küßte den Arm um dieses goldenen Glanzes willen, der wie ein Zauber auf ihn wirkte. Seine Knie wankten. Erst jetzt war er in gleicher Höhe mit ihr. Er verlor die Besinnung.

Olympia war es, die sein glühendes Antlitz mit Küssen bedeckte. Sie nannte ihn Verräther! Treuloser! Geliebter! Sie versicherte, ihn nicht mehr lassen zu können, ihn bis in den Tod lieben zu müssen — Benno! sagte sie dann, fast die Buchstaben zählend, und nichts anderes weiter sprach sie.

Aber dennoch will das Glück seinen vollen Ausdruck haben. Diese Statuen, die hier einst standen, rief sie endlich, kann ich nicht mehr anrufen, Zeugen unserer Liebe und Hörer unserer Schwüre zu sein! Vernimm, mein Freund! Im Braccio nuovo bin ich auf dem Fest des Heiligen Vaters! Ich bin von den Frauen nur allein dort! Nur bis elf Uhr darf im Vatican

der Fuß eines Weibes verweilen! Die Männer werden sich so zeitig nicht vom Bacchanal Sr. Heiligkeit trennen wollen! Geliebter, mein Auge sieht dich auf dem Fest in allem, was die Statuen Schönes bieten. Antinous, Apollo, das bist du! Das genügt — gehe du selbst nicht auf das Fest! Sei aber um die elfte Stunde an Villa Rucca, wo ich übernachten will! Dort, an der Stelle, wo Pasqualetto Lucinden und die Herzogin entführen wollte, ist ein leicht zu gewinnender Eingang in die Villa. Ersteige die Mauer! Du kennst die Stelle an der Veranda. Dorthin begeb' ich mich, wenn ich vom Fest zurückgekommen bin. Ich werde vorschützen, im Garten noch frische Luft schöpfen zu wollen und find' ich dann dich — so bleibst du in meinen Armen — Schwöre mir's, daß du kommst! Zwei Nächte noch bis dahin — Schwöre!

So einst lag Armgart an Benno's Brust — Sie „das Vögelchen" in seiner Hand, wie er sie damals genannt. Die Genien senkten die Fackeln. Keine Störung, keine Hülfe kam. Feuer loderte durch Benno's Adern; die Berührung hatte die Glieder seines Körpers mit elektrischen Strömen erfüllt. Auf der Lippe brannte ihm der Ausruf: Ich komme! Nur Olympia's Lippen hinderten ihn, ihn wirklich auszusprechen.

Da zuckte sie aber plötzlich selbst auf. Diesmal war es nicht der sickernde Tropfenfall am moosbewachsenen Gestein, es war der Fuß eines eilend Daherschreitenden. Ich komme! war noch nicht ausgesprochen. Die Fürstin nahm jedoch ihr Ja! aus seinen Augen und von seinen Lippen. Die Störung verdroß sie nicht mehr. Das junge Paar fuhr auseinander und gab sich die Miene, als wär' es hier nur aufgehalten worden von gleichgültiger Absicht. Benno ließ die Fürstin frei, trat seitwärts, suchte etwas Blinkendes unter den Steintrümmern an der Bogen-

lichtung des Gemäuers. Die Fürstin that, als wartete sie nur auf ihn, um weiter vorwärts zu schreiten.

Der Zeuge, der sie überraschte, war Lucinde. Da ihr Antlitz glühte, so war sie rasch gegangen. Als sie sah, daß sie das Paar zu stören fürchten mußte, kam sie wie auf einer harmlosen Promenade und that, als suchte auch sie nur, selbst eine Verirrte, auf diesem Weg zur übrigen Gesellschaft zurückzukommen. Sie leuchtete im festlichen Glanz. Ein leichter Sommerhut mit kleinen Federn schwebte lose auf ihrem gescheitelten Haar. Ueber dem hellfarbigen seidenen Kleid trug sie einen großen breitgewebten Shawl von phantastisch bunten, grünen, rothen und gelben Querstreifen. Indem sie scheinbar ruhig die Hände übereinander legte, schlugen die beiden Flügel dieses Shawls zusammen und machten den Eindruck einer Erscheinung aus der Zigeuner- oder Zauberwelt.

Sie wollte Olympien nicht erzürnen, vermied auch die leiseste Spur eines Lächelns und sagte nur athemlos: Ich suchte Sie, Herr von Asselyn. Ich bekam eben vom Cardinal, der sich empfohlen hat, Mittheilungen, die nicht gut sind —

Worüber? fragte Olympia ohne allen Verdruß. Sie bot Benno den Arm, um weiter zu wandeln.

In der Ferne hörte man die Annäherung der Gesellschaft. Lucinde beherrschte ihre Erregung. Konnte sie doch diesen Augenblick der Leidenschaft Olympiens für Benno zu irgendeinem Vortheil benutzen. Ich höre, sagte sie, daß die Gefahren Ihres Vetters, des Bischofs, immer drohender heraufziehen. In der That ist er förmlich nach Rom beordert und befohlen worden.

Was kann ihm geschehen? fragte Olympia, sich an Benno's Arm pressend.

Benno wiederholte, wie mit Beschämung: Der Bischof von Robillante ist nach Rom beordert worden?

Ich kann nicht sagen, fuhr Lucinde fort, ob wegen Prüfung des Magnetismus von der Pönitentiarie oder wegen der Dominicaner und seiner Vorwürfe gegen die Gerechtsame der Inquisition.

Der Bischof von Robillante? sagte Olympia leicht und obenhin. Was thut das ihm und was uns! Tod seinen Feinden! Fefelotti soll ihm sein eigenes Erzbisthum abtreten müssen! Das will ich! Ich! Ich! Der Hut des Cardinals soll ihn für jede Kränkung entschädigen. Das will ich! Ich schütze ihn — und seine Freunde!

Sie blickte voll Zärtlichkeit auf Benno.

Lucinde hielt ein Papier in Händen, das sie halb in ihrer Brust verborgen getragen und zaghaft halb hervorgezogen hatte. Es war ein in lateinischer Sprache gedruckter kleiner Zettel. Die an alle Cardinäle vertheilte Anfrage des Domcapitels von Witoborn über den Magnetismus! erklärte Lucinde, als ihr Olympia dies Papier abgenommen hatte.

Benno nahm das Blatt, versprach, es Bonaventura zu senden und fragte, ob es nicht möglich wäre, den Freund nur zu einer schriftlichen Vertheidigung zu veranlassen.

Nein! Nein! Er soll persönlich kommen! sagte Olympia. Er soll seine neuen Würden selbst mit nach Hause tragen! Ein Asselyn und hier Kampf? Divertimento! Wer sind seine Gegner? Und nach einem Augenblick des Nachdenkens sagte sie lachend: Ha, ich besinne mich, die Dominicaner! Wohlan, reisen wir selbst nach Porto d'Ascoli, um den deutschen Mönch und den Pilger zu suchen! Ich weiß, worauf hier alles ankommt.

Olympia kannte die geheimnißvollen Umstände, unter denen Pasqualetto nach Rom gekommen war. Sie kannte das Interesse, das ihr Schwiegervater an dem Vermittler dieses Wagnisses, am Pilger von Loretto hatte. Sie kannte die Botschaft und die Aufträge, welche der deutsche Mönch Hubertus übernommen,

kannte die mannichfachen Deutungen, die man jetzt dem spurlosen Verschwinden sowol des Suchenden wie des zu Findenden geben wollte.

Mein Oheim soll alle seine Zweifel lösen! fuhr die Fürstin fort. Noch ist, denk' ich, Cardinal Ceccone, was er war. Man sagt, eine Revolution ist im Anzuge. Nun wohl! Sie wird mit dem Schaffot endigen! Wer will uns hindern, die Gesetze zu handhaben! Ich danke Ihnen, Signora, für Ihre Theilnahme zum Besten der Asselyns. Niemand soll diesem Heiligsten der Priester, der unter meinem Schutze steht, ein Haar krümmen. Nicht das erste mal, daß ich nicht früher von den Fußzehen des Heiligen Vaters aufgestanden bin, bis ich die Gewährung meiner Bitten erhielt — und — die Zahl derer, die nach mir knieen wollten — war nicht klein! Haha!

Das alles, mit dem Ton des größten Uebermuthes gesprochen, klang wie beruhigende Musik. Lucinde fühlte ganz die Erquickung, welche ihr diese Worte geben durften. Auch Benno stellte sich, sie zu fühlen. Olympia weidete sich an den Wirkungen ihrer Macht.

Schon war inzwischen der nachgebliebene Rest der Gesellschaft sichtbar geworden. Graf Sarzana kam auf Lucinde fast schmollend zu und erklärte, sie überall gesucht zu haben. Er bot ihr den Arm und entführte sie fast wie mit Eifersucht.

Thiebold bildete den Mittelpunkt der Lustwandelnden. Er war in einem nationalökonomischen Streit mit dem alten Rucca begriffen und zeigte sich als „Marchese“ nicht im mindesten befangen, seine Kenntnisse der Holzcultur zu verrathen. Sah er doch nach allen Seiten hin diesen römischen Adel mit Speculationen beschäftigt. Einige der nähern Verwandten Ercolano's, welche die Nacht über auf Villa Torresani bleiben wollten, glichen vollkommen den Zickeles und den Fulds.

An ein ungestörtes Alleinsein für den Ablauf des Tags mit Olympien war für Benno glücklicherweise nicht mehr zu denken. Der unheimliche, Benno zuweilen mit zweideutigem Blick fixirende Sarzana war zwar mit Lucinden auf Villa Tibur gefahren, andere fuhren nach Rom, die Nachbarn zerstreuten sich in ihre Villen, aber noch genug blieben zurück, um Olympien in Anspruch zu nehmen, genug, die auch unbefangen darüber plaudern konnten, daß Donna Lucinda und Graf Sarzana sicher in kurzer Zeit durch das Band der Ehe verknüpft sein würden. Schon im Herbst würden sie das kleine Palais bei Piazza Sciarra beziehen, hieß es. Olympia hörte wenig darauf — Sie ließ allen ihr Glück; hatte sie doch ihr eigenes. Jeder Blick aus ihren Augen verwies auf die elfte Stunde nach — noch zwei Sonnenuntergängen. Für Benno waren es die ausgelöschten Fackeln seines Lebens, denen ewige Nacht folgen mußte.

Einen Punkt in sich zu wissen, wo es nicht hell und rein im Gemüth ist, wird dem edeln Sinn zum tiefsten Schmerz. Jeder unbelauschte Gedanke fällt dann in ein Grübeln zurück: Wie kannst du diesen Flecken von dir tilgen! Wie kannst du Ruhe und Zufriedenheit mit dir selbst gewinnen! Jünglinge, Männer können zuweilen in die Lage kommen, an Frauen Empfindungen zu verrathen, die nur formelle Erwiderungen ohne wahre Betheiligung des Herzens sind. Irgendeine Schonung fremder Schwäche galt es da, irgendein mildes Entgegenkommen gegen einen Wahn, der sich so schnell, wie wol die Wahrheitsliebe mochte, nicht im verirrten Frauengemüth heilen ließ. Verstrickt dann zu sein in die Folgen solcher Unwahrheit, die sich das Herz, um seiner thörichten Schwäche willen, vorwerfen muß, leiden zu müssen um etwas, was man in dieser Weise gar nicht empfunden, in dieser Weise gar nicht gewollt hatte, das sind Qualen der Seele, die an ihr brennen können wie das Kleid des Nessus.

Nach dieser Scene in den dunkeln Gängen der Villa Hadriani saß Benno am Whisttisch bei den geöffneten Fenstern des schönen Gesellschaftssaals der Villa Torresani. In einem Seitenflügel waren die Zimmer ganz zur nächtlichen Herberge der Verwandten und Gäste bestimmt; eine große Gesellschaft saß noch im Saal bis zur neunten, zehnten Stunde zusammen. Die milden Düfte der Orangenbäume zogen in die Fenster ein. Phalänen mit durchsichtigen Flügeln schwirrten um die Glasglocken zweier hoher bronzener Lampen, die, aus dem Boden zwischen den Säulen sich erhebend, hier einen Atlas vorstellten, der die Weltkugel trägt, dort eine schwebende Eos, die zwei Leuchtgläser auf ihren Fingerspitzen balancirt. Auf schwellenden Ottomanen rings an den Wänden des Saals entlang streckten sich die ermüdeten Schönen, die halbschlafend sich keinen Zwang mehr anlegten. Andere schlürften Sorbet und wehten sich mit ihren Fächern Kühlung, hingegossen an den offenen Fenstern auf niedrigen Sesseln, die kaum einen Fuß hoch über dem Marmorboden sich erhoben. Weich und lind zog die Nachtluft herein. Bis in die Fenster wuchsen die üppigen Beete ausgewählter Pflanzen mit ihren seltsamgestalteten Blütenkelchen, an sich schon Symbolen der Freiheit der Natur, Symbolen des allbindenden allentfesselnden Liebestriebs — wer kann Blüten von Orchideen, Lilien, Nymphäen, Gardenien sehen, ohne an die Mysterien des Lebens erinnert zu werden —! Ein fernes leises Rauschen konnte vom Sturz des Anio kommen — es konnte auch der Sang der Cicaden sein.

Trenta due! schnarrten die Methusalems der Rucca-Familie beim Spiel. Der Alte selbst war bei seinem Sohn geblieben und nicht nach Villa Tibur gefahren, wo er überhaupt selten nur verweilte, weil er dort nicht morgens zum Auszanken all seine Arbeiter beisammen hatte. Aber auch letztere genossen abendlich

ihren Lebenstraum. Einige sangen in schmelzenden Tenortönen: „Amore rè del mondo!" Andere spielten bei Laternenschimmer Morra — leidenschaftlich und wild und, wie alles in Italien gleich auf Tod und Leben. . . . .

Felicissima notte! sprach endlich gegen halb elf Uhr Olympia zu Benno, als sie Ercolano's Arm entführte. Es klang wie der letzte Gruß — einer Braut vor dem Hochzeitstage.

Gegen Thiebold konnte sich Benno nicht mehr aussprechen. Die Lose waren zu ernst, zu furchtbar bestimmend gefallen. Thiebold sprang dem zum Pavillon Vorauseilenden von der Gesellschaft angeregt und lachend nach.

Benno erzählte, als sie durch den Garten huschten, von Bonaventura's Gefahr, von seiner Berufung vor ein geistliches Gericht, vom Stab, der für immer über Paula's Seelenleben gebrochen werden sollte.

Thiebold fand sich aus seinen römischen Verwickelungen mit Schwierigkeit in die eigentliche Aufgabe der Freunde zurück. Die aus Thiebold's Vaterstadt gekommene, an sich wohlwollende, die Anschuldigungen der Frau von Sicking und des Cajetan Rother sogar zurückweisende Anfrage enthielt Stellen, die in deutscher Uebertragung lauteten *):

„Ist die Person, über welche die Magnetisirte gefragt wird, abwesend, so ist dazu eine Haarlocke von deren Haupte vollkommen hinreichend. Sobald die Haarlocke in ihrer Handfläche ruht, sieht sie schlafend und mit geschlossenen Augen, wo diese Person verweilt und was sie thut —"

Eine Haarlocke! sprach Benno. Schon ergrauten des theuern Freundes Locken . . . Und seine eigenen —? Er sah den Aschen-

*) Dieser Anfrage wörtlich entlehnt.

becher Armgart's, gedachte des Abschieds — des Briefwechsels durch — „ausgetauschtes Blut“ —

Thiebold deutete sich Benno's heute so düsteres Leid nur aus Bonaventura's Gefahr und vertröstete, übermüdet von den Huldigungen, die seine Galanterie so vielen Contessinen und Principessen dargebracht hatte — und die wiederum auch ihm zu Theil geworden waren, auf Olympiens und Ceccone's Schutz.

„O so wolle“, übersetzte Benno eine andere Stelle, „eine hohe Curie nach deren Weisheit, zur größern Ehre des Allmächtigen, zur größern Wohlfahrt der Seelen, die unser Heiland so theuer erlöst hat, entscheiden, ob alles das eine göttliche oder nur satanische Einwirkung ist“ —

Benno schleuderte das Papier von sich. Die Versicherung Thiebold's, daß Olympia sie alle schützen würde, konnte wenig nachhaltigen Trost gewähren.

Mit größter Spannung sprach Thiebold noch von dem Fest im Braccio nuovo, worauf er sich nicht nur in der Toilette, sondern sogar mit einem Handbuch der Antiquitäten gründlich vorzubereiten gedächte.

Am folgenden Morgen kam wieder ein Brief der Mutter und — unter dem mit verstellter Handschrift geschriebenen Couvert wieder die kurze Anzeige, daß sich Advocat Clemente Bertinazzi aufs neue nach Signore d'Asselyno hatte erkundigen lassen.

Benno kleidete sich rasch an, ließ im Stall des Fürsten ein ihm immer zu Gebot gestelltes Roß satteln, verbarg sich vor jedermann, selbst vor Thiebold, und sprengte sofort und in höchster Eile nach Rom.

9.

Unterwegs hatte Benno mit seinem Pferde einen Unfall. Es verstauchte sich den Fuß. Er mußte ihm mitten auf der Heide, in einer Schäferhütte der Campagna, einige Stunden Ruhe gönnen.

So war es schon spät Nachmittag, fast Abend geworden, als er in Rom ankam. Er mußte sogleich das kranke Pferd im Palazzo Rucca den Leuten des alten Fürsten übergeben. Dann eilte er in seine Wohnung.

Sein Zustand war der der Verzweiflung. Für morgen erwartete ihn die junge Fürstin auf Villa Rucca. Zu gleicher Zeit mahnten ihn die Freunde der Gebrüder Bandiera —! Nicht umsonst war er in die Kreise der Revolution getreten. Unsichtbare Geister nicht nur, nicht nur die Stimmen seines Innern, sondern Personen, die ihn beobachteten, ihn vielleicht richteten, verlangten eine Entscheidung.

Todt blickte ihn heute die „Stadt der Städte" an. Nur Opfer des geistigen Despotismus sah er. Jeder Abbate, der an ihm vorüberhuschte, lächelte ihm wie mit geheimem Hohn. Die Menschen gingen und kamen gedankenlos und leer. Die Trümmer des Alterthums waren ihm mehr denn je nur Gräberstätten — und was war — die lebendige Gegenwart? Aus Gebet-

büchern an den Schaufenstern der Buchläden sprach sie ihm genugsam für — ein Leben nur des Scheins.

Es war fast Abend. Er fürchtete sich, zur Mutter zu gehen. Die Scham, eingestehen zu müssen, wie weit er mit Olympien gekommen, hielt ihn zurück. Dennoch, dennoch mußte er nach einer Trennung von mehreren Tagen sie begrüßen, mußte auch um die auffallenden Mahnungen Bertinazzi's eine nähere Erkundigung einziehen.

Er nahm ein leichtes Mahl in der Nähe des Corso. Im Winter besuchte er, um den Kaffee zu trinken, öfters das Café Greco. Sonst setzte er sich gern zu den deutschen Malern, die im Café Greco zu hausen pflegen. Aber auch hier war es ihm unheimlich geworden. Die Monotonie klappernder Dominosteine, das harte Rascheln der Tassen auf den schmuzigen Marmorplatten der Tische, die rauhen Kellnerstimmen, die in den lächerlichsten Tonschwingungen Erfrischungen, die aus der Küche heraufgebracht werden sollen, ausschreien, die phantastisch aufgeputzten Bettler an der Schwelle, die sich als Modelle vermiethen zu jener unwahren Welt, die noch immer die Romantik der Maler in ihren Ateliers mit südlichen Staffagen gruppirt, während Italien diese Trachten und Sitten naturwüchsig nur noch an wenig Stellen bewahrt hat — vollends die Künstler selbst konnte Benno schon lange nicht mehr sehen, ohne auch sie der Fortpflanzung jener falschen Zauber anzuklagen, mit denen Rom die Welt gefangen hält. Er beklagte, daß ihnen schon die Akademie sage, was sie allein in Rom finden sollten. Selten, daß sich eine Urkraft gegen die Tradition erhebt und von Rom nicht blos Lehren, sondern auch Warnungen mitnimmt. „Eine phrasenhafte Welt, in die ich alle diese Künstler verstrickt gefunden habe! Klingsohr — wäre ihr Mann! Klingsohr müßte auch hier mit der Cigarre sitzen und orakeln!“

Benno begab sich, da er auf den Monte Pincio wollte, in ein Café am Spanischen Platz. Er konnte da eine deutsche Buchhandlung übersehen, besucht von ab- und zukommenden Geistlichen, die sich nur Schriften kauften, die in Wien, München, Regensburg, Münster und Köln erschienen. Er sah die augsburger „Allgemeine Zeitung“, auf welche ihn der Staatskanzler angewiesen hatte. Er fand in allem Deutschen nur noch die Spuren Klingsohr's. Es war ihm jener fortgesetzte Vatermord, dessen sich dieser fast in Wirklichkeit schuldig gemacht hatte. Er sah in Deutschland überall vom hohen Roß, auf das die gelehrte doctrinäre Anmaßung sich geschwungen, die Saaten der Neubildungen im Geistesleben der Völker zertreten und was gab den geheimen Druck der Sporen? Das egoistische Interesse der Fürsten, des Adels, der Geistlichkeit. Die Bewegung um den „Trierschen Rock“ hatte immer mehr um sich gegriffen. Die „Allgemeine Zeitung“ verrieth ihm, wie selbst nach Witoborn die Bewegung hinüberzuckte. Er dachte an Monika, Ulrich von Hülleshoven, Hedemann — an Gräfin Erdmuthe und — ihre apokalyptischen Bilder über Rom, deren Erfüllung auch er immer näher gekommen glaubte.

Es gibt Naturen, die vom Zweifel und von einer überwiegend ironischen Weltauffassung in überraschender Plötzlichkeit zu Leidenschaftlichkeiten überspringen können, die an ihnen völlig unvermittelt erscheinen; Naturen, die sogar jede Voraussetzung, die von ihrer Besonnenheit gehegt werden durfte, plötzlich durch die thörichtsten Handlungen Lügen strafen.

Die Umstände hatten Benno aus der Bahn des heimatlichen Lebens und Denkens hinausgeworfen. Jene Kurierreise, von den Umständen so harmlos dargeboten, gab ihm den Anstoß zu einer immer mehr um sich greifenden Revolution seines Innern. Auf dem Capitol beim Gesandten seines engern Vaterlandes wurde er

wegen dieser dem großen Kaiserstaate erwiesenen Gefälligkeit, die bekannt geworden war, vorm Jahre kalt empfangen. Aber auch auf dem Venetianer Platz beim Gesandten Oesterreichs, wo man ihn ausgezeichnet hatte, erwartete man vergebens seine Wiederkehr. Durch ein zufälliges Begegniß, durch einen Antheil seines Herzens, genährt durch die Erinnerung an seine Mutter, genährt durch die Mahnung, daß in seinen Adern römisches Blut floß, hatte er sich den hervorragenden Erscheinungen des „Jungen Italien" genähert. Schon hatte man ihm mehr Vertrauen geschenkt, als er begehrte und als vielleicht von andern gutgeheißen wurde. Und dennoch lebte er in vertraulichster Beziehung zu Menschen, die er haßte und die er aus Grund der Seele hätte meiden müssen. Diese Gegensätze unterwühlten seine Ruhe und brachen seinen Muth. Auf seinem Antlitz fühlte er eine brennende Maske, ein Mal der Scham. Sein Glaubensbekenntniß des Sich-Ergebenmüssens in Lagen, in die uns die Laune des Zufalls gestellt hätte, war dahin. Nimm Partei! riefen ihm geheimnißvolle innere Stimmen schon seit jener Stunde, als sich ihm die Mutter in Wien in der ganzen Einseitigkeit ihrer Nationalität offenbart hatte. Als er dann Italien selbst gesehen, als er auch Bonaventura in so wunderbarer Schnelligkeit auf den gleichen Boden verpflanzt gefunden, da führten die gemeinschaftlichen Anschauungen, die übereinstimmenden Ergebnisse des Nachdenkens beide auf die feste Ueberzeugung, daß nur in Italien und vorzugsweise aus der römischen Frage heraus die Entscheidung der weltgeschichtlichen Schicksale Europas zu suchen sei.

„Die Zeit Deiner großen Revolutionen", hatte Benno noch vor kurzem an den Onkel Dechanten geschrieben, „ist näher, als Du in Deinem friedlichen Asyl ahnst! Die Frage, um die sich Beda Hunnius so erhitzt, die Frage eines Bruchs der deutschen Kirche mit Rom ist nur ein Sympton. Rom und die große

Sache der Geistesfreiheit können zu ihrem Abschluß nur durch die politischen Schicksale Italiens gelangen. Wird dem Stellvertreter Christi der Schemel der irdischen Macht unter den Füßen weggezogen, dann kann ihm nichts mehr von seinen alten, den geistigen Druck der Welt unterstützenden Machtansprüchen bleiben. Eine Weile wird er sich noch Patriarch von Rom nennen dürfen; aber jede neue Phase der Geschichte nimmt ihm eine Würde nach der andern. Damit bricht der Bau der Hierarchie und das schon halbvollendete Werk der Jesuiten zusammen."

Ob auch der Katholicismus —?

Benno hatte seinen zwischen Katholicismus und Protestantismus in der Mitte liegenden Standpunkt offen dargelegt. Er hatte dem Onkel geschrieben: „Ich glaube nicht an die propagandistische Kraft des protestantischen Geistes; ich zweifle sogar an dem entscheidenden Ausschlag, den überhaupt noch für die Geschichte die Völker der germanischen Zunge geben werden. Das germanische Mutterland ist in zwei Hälften gespalten: Oesterreich hat die Gedankengänge der romanischen Welt angenommen; Preußen hat die kühne Neugestaltung Friedrich's des Großen nicht zu verfolgen gewagt. Die germanische Welt wäre nur insofern kraftvoll, wenn ausschließlich mit ihr der Protestantismus ginge. Eine durch Oesterreich vertretene germanische Welt ist keine oder der Name Deutschland wird zum Schrecken jeder Nation, die ihre Freiheit anstrebt. Nun aber lieb' ich Deutschland, liebe seine Bildung, anerkenne seinen Beruf. So seh' ich keine Hülfe, die ihm geboten werden könnte, als den Untergang Roms, die Zertrümmerung derjenigen Bestandtheile der katholischen Kirche, die uns Katholiken von einer engern Gemeinschaft mit den Protestanten trennen. Ein gestürztes Papstthum wird Deutschland einigen; ein frei gewordenes Italien wird Oesterreich daran erinnern, wo Kaiser Joseph die Kraft des Kaiserstaates suchte — in einer Fortsetzung

des Fridericignischen Zeitalters der Preußen. Gibt es einen Katholicismus ohne den Papst? Das ist die große Frage der Befreiung der Gewissen. Und wird sie in dem Sinne beantwortet, daß Rom aufhört, die Metropole der katholischen Kirche zu sein, was kann, das ist die zweite Frage, von ihrem Leben zurückbleiben, um die Schranken zwischen ihr und den Protestanten niederzureißen? Bonaventura will die Bibel und eine geläuterte Messe. Es sind seine täglichen Gedanken — sie erfüllen ihn durchaus. Ich selbst besitze zu wenig das Bedürfniß des Cultus, um darüber ein Urtheil zu haben."

Als Benno auf den Pincio gelangte, fand er die Mutter nicht daheim. Marco, der ihn bei jedem Besuch mit größerm Befremden musterte, versicherte, er würde sie beim Kloster der „Lebendigbegrabenen" oder vielleicht jenseits der Tiber finden. Sie hätte Santa-Cecilia, der heiligen Gangesmuse, ihrer alten Schutzpatronin, „der sie so vieles Gute dankte", ihre Verehrung bezeugen wollen. Von bedenklichen Vorfällen meldete Marco nichts. Der Advocat Bertinazzi hatte zweimal anfragen lassen.

Was ist Religion! sagte sich Benno — als er sich auf den Weg machte zu den „Lebendigbegrabenen". Bei ihnen war heute die Mumie ausgestellt! Die Menschen standen noch bis auf die Straße hinaus und jeder hatte dem gläsernen Kasten ein Leiden vorzutragen. Starr hing das braune Schreckbild der Eusebia Recanati an seinen goldenen Klammern. Die Menschen berührten den Glasschrank und erwarteten Hülfe. Selbst aus der Zahl der Falten ihrer Kleider suchten sie sich die Nummern heraus — die sie für die nächste Tombola setzen wollten! Die Masse ist unverbesserlich! sagte sich Benno. Die Eingeweide der Vögel oder die Gewänder einer Mumie — gleichviel! Auch in der protestantischen Kirche läßt die Hebamme unter dem Kissen des Täuflings die Nabelschnur der Gebärerin mittaufen —! Nur auf die Ver-

theilung der Herrschaft kommt es an, nur darauf, was im Gesetz den Vorzug hat, die Vernunft oder die getaufte Nabelschnur — Alles andere macht die Strömung der Luft, der Wind, das ansteckende Beispiel — Ohne den Widerstand der Priester und der Doctrinäre könnte der Deutschkatholicismus sogar den Rationalismus zu einer Art von Mystik erheben, welche die Menschheit, wie es fast scheint, nicht entbehren kann.

Weder vor der Kirche, noch im Kloster bei Olympiens Mutter fand sich die Herzogin. Equipagen gab es genug; keine mit dem Wappen des Marquis Don Albufera de Henares, Herzogs von Amarillas, ein Wappen, das der Miethkutscher auf seine Wägen zu setzen gestattet hatte. Benno wollte nach Santa-Cecilia, zu welcher Kirche gleichfalls ein Kloster gehörte.

Es war nun in den Straßen dunkel geworden, obgleich die Abendröthe noch schimmerte. Das Volksgewühl begann in dieser Gegend wie täglich bei Untergang der Sonne. Da wogten die Menschen durcheinander, da erscholl jener Lärm des Südens — um ein Nichts, um ein Paar alte Schuhe, um ein Bund Schwefelfaden, um etwas Wasser mit einem Stückchen Eis. Immer glaubt man im italienischen Volksgewühl, eben wäre ein Kauffahrteischiff angekommen und lüde die Schätze beider Indien aus. Schon dampften Maccaroni in den auf offener Straße errichteten Küchen. Fische wurden gesotten in Pfannen, über die — wende dich ab, deutscher Geschmack! — der aufgekrämpte rothnackte Arm der Volksköchin die große Oelflasche ausgießt. So mancher Arbeiter hält jetzt erst sein Mittagsmahl auf Piazza Navona. Die Fleischerbuden bieten noch feil. Seltsam geformt und fast an die alten Arenen erinnernd sind die zertheilten Stücke, an denen die Knochen mehr als bei uns zurückbleiben. „Unsere Sitten das und unsere Sitten sind gut!" — liegt auf den Mienen dieser schreienden, singenden, schmausenden — dann auch dazwischen wieder betenden

Welt. Die Thüren der erleuchteten Kirche Santa-Agnese stehen weit offen. Auf ihren Stufen im herausströmenden Weihrauchduft lagert sich in bequemster Behaglichkeit das südliche Abendleben.

Vorüber schritt er am Pasquino — am Palazzo Rucca — am Ufficio delle SS. Reliquie e dei Catacombe, wo Cardinal Ambrosi wohnt. Benno hatte schon zu mehreren malen an dem grauen spanischen Gebäude mit den vergitterten Fenstern gestanden und gedacht: Da hinten im düstern Hofe wohnt ein Mensch, der auch ein Geheimniß ist! Bonaventura erfuhr von mir, was ich von seinem Leben wußte. Er floh vor einem Sektirer — hatte die Mutter erzählt. Und doch soll er mit Frâ Federigo im Einverständniß leben! Wie reimt sich das? Aber so bilden sich die Sagen, so verknüpft der Volksglaube. Das Volk kann das geistig Seltene sich nicht denken ohne gleich eine unmittelbare Beziehung zu Gott und das Edle kann ihm nie ohne Wunder bleiben; zwei große Menschen können ihm nicht ohne das Band des Einverständnisses leben! Dieser einfache, ascetische Mönch erhielt eine Geschichte, wovon er schwerlich selbst eine Ahnung hatte. Benno mußte auch auf den Beistand dieses Cardinals rechnen für den Fall, daß sich Bonaventura in Rom zu stellen hatte. Es ließ sich bei ihm eine Regung der Dankbarkeit für Frâ Federigo und Bonaventura's Bemühungen zu dessen Gunsten voraussetzen.

Und Frâ Federigo selbst! Benno's eigene Erinnerungen trugen von Friedrich von Asselyn kein Bild. Nur aus Bonaventura's Charakter, aus dem Bestreben seines Vaters, seinem Weibe zu Liebe für die Welt ein Gestorbener sein zu wollen, konnte er sich die Züge erklären, die von jenem Einsiedler unter dem Laubdach eines waldensischen Eichenhains allgemein erzählt wurden. Von Gräfin Erdmuthe wußte er, daß sie eines Tags vor längern Jahren aus einem waldensischen Gottesdienst zu Fuß nach Hause gekommen war und mit einem ihrer Diener auf dem Heimweg

deutsch sprach. Darüber wurde sie von einem Mann angeredet, der hinter ihr her ging, sich als Deutscher zu erkennen gab, auf einer Fußwanderung nach den Seealpen begriffen zu sein erklärte und durch Zufall jener Predigt beigewohnt haben wollte, die ein Geistlicher gehalten, der keinen katholischen Ornat trug. Der Fremdling konnte diese fast altlutherischen Sitten des Gottesdienstes nicht unterbringen. Er ließ sich über die Waldenser von einer Dame unterrichten, in welcher er mit Ueberraschung einer geborenen Freiin Hardenberg, aus altem norddeutschen Geschlecht, begegnete. Ihm selbst, sagte er, wären die Gedichte eines Hardenberg (Novalis) von Anregung gewesen. Dann — bei einer Kapelle — zur „besten Maria", wo sie vorüber mußten — bekannte er sich der über die Anerkennung eines Verwandten freudigerregten Frau zwar als Katholiken, sagte aber: Was hat wol Ihr frühvollendeter Vetter unter jener Maria verstanden, die er zum Anstoß der Seinen so oft besungen hat! Doch wol nur Sophia von Kühn, die er liebte und die ihm starb, noch ehe sie die Seine geworden! So wird unser eigenes Leben zuletzt die lauterste Quelle unserer Religion! Hardenberg-Novalis sang, fuhr er fort:

„Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu —!"

Er sang diese Versicherung in so persönlicher Freundschaft für den Erlöser, daß ich diesem Lied mein Glaubensbekenntniß verdanke. Die Religion muß für jeden Einzelnen sein eigenes persönliches Verhältniß zu Gott werden und die Kirche soll nur so viel dazu mitthun und mithelfen, wie ein Wächter, der ein Stelldichein der Liebe hütet! Alles andere, jede andere Einmischung in unsere innere Welt ist vom Uebel! Benno kannte die Folgen dieser ersten Begegnung. Die Gräfin, die ihren herrnhutischen Glauben annähernd richtig gedeutet sah, bat den Fremdling, auf Castellungo einige Tage Rast zu halten. Anfangs zögerte er,

folgte aber doch, da er ermüdet und offenbar im Beginn einer Krankheit schien. Diese überfiel ihn auch, als er das stolze Schloß beschritten und die erste freundliche Bewirthung der Gräfin erfahren hatte. Sein überreizter Zustand gab sich sogleich in einem heftigen Strom von Thränen kund, dem ein Fieberfrost und eine lange Nervenkrankheit folgte. Die Gräfin widmete ihm die größte Sorgfalt und erfüllte zugleich die Bitte, die sich in einzelnen lichten Momenten von seinen Lippen stahl: daß sie keine Nachforschungen über seinen Namen und seine Herkunft anstellen möchte. Er hätte keine Verwandte mehr, wollte todt sein und bäte, ihn nicht anders zu nennen als Friedrich — Das Reich des Friedens, sagte er, find' ich nicht mehr auf dieser Erde, ich zöge gern hinüber; mir selbst aber den Tod zu geben, wäre vermessen; unsichtbare Fesseln halten mich auch noch — doch bin ich nicht mehr, was ich war — ich bin allerdings schon ein Todter! Die Gräfin hatte es Benno selbst erzählt, daß damals der Fremdling wenig über vierzig Jahre gezählt haben mochte, eine seltene Bildung besaß und mit den Lehrsätzen seiner Kirche um persönlicher Erlebnisse willen in Spannung schien. Oft hätte sie ihn für einen flüchtigen Priester gehalten. In ihn zu drängen und von ihm Namen und Stand zu begehren, widersprach ihrer Sinnesart, ja die Verehrung vor dem „Signor Federigo", wie ihn sogleich die Schloßbewohner nannten, wuchs bei ihr zu einer so innigen Freundschaft, daß die schon gereifte Frau, damals Witwe, sein Scheiden nur mit größter Betrübniß würde gesehen haben. Und seinerseits faßte auch er die gleiche Neigung für die edle Dame, deren religiöse Denkweise nicht ganz mit der seinigen übereinstimmte, die jedoch Verbindungsglieder gemeinschaftlicher Ansichten und Stimmungen dafür bot. So knüpfte sich zwischen beiden ein seelisches Band, das mehr, als ihre Worte schilderten, aus den Erzählungen der Gräfin geahnt werden konnte. Sie

ließ die jedenfalls auf Friedrich von Asselyn passende Aeußerung fallen, der Fremdling hätte die Wappen und Farben ihres Hauses von der ältern Linie her gekannt und sie oft mit Rührung betrachtet und selbst wol geäußert, daß er dem Adel angehörte. Fast wie aus Furcht vor Begegnungen, die gerade auf diesem Schlosse nicht unmöglich waren, hätte der Fremde sowol den langen Bart, der ihm in seiner Krankheit gewachsen war, nicht entfernen, noch auch auf dem Schlosse länger wohnen mögen. Unter dem Schutz der Gesetze, die aus aufgeklärtern Zeiten, als die unserigen, stammten und den sich die Gräfin so muthig zurückerobert hatte, verweilte er eine halbe Meile vom Schlosse entfernt in einem Hause, das er sich im Wald aus Baumstämmen selbst gezimmert hatte. Die Menschen der Umgegend nannten ihn „Frà Federigo".

Benno hatte sich im Thal von Castellungo erkundigt und des Fremdlings Kenntnisse in der Heilkunde, in Sachen des Ackerbaus und der Güterbewirthschaftung rühmen hören. Er kannte das Recht, die Geschichte, die Lehnsverhältnisse in allen europäischen Gesetzgebungen. Anfangs ließ er sich von den Umwohnenden nur mit Widerstreben besuchen. Zuletzt, wenn die Gräfin auf längere Zeit nach Wien mußte, war sein Rath allen und ihren eigenen Verwaltern unumgänglich. Unter seiner Eiche hielt er eine Bienenzucht und nahm noch eine Ziege und einen Hund dazu als Gesellschafter, indem er immer mehr die Weise eines Eremiten sich aneignete, der, geschieden von der Welt, auch sein Aeußeres nicht mehr nach den Gesetzen der Welt einrichtet. Briefe empfing er nicht; ebenso las er anfangs keine Zeitungen; später jedoch desto theilnehmender, bis er sich diese Lectüre versagte, um nicht bei sich den Reiz der Rückkehr in die Welt zu mehren.

Benno wußte, daß es an Anfechtungen durch die Geistlichen und Behörden nicht gefehlt hatte. Seine Anspruchslosigkeit und

der Schutz der Gräfin bewahrte ihn vor größern Unbilden. Bis dann freilich die Jesuiten immer mächtiger und mächtiger wurden und die Eifersucht der Dominicaner reizten. Hof und Cabinet von Turin kamen in die Hände der Jesuiten. Nun begannen Verfolgungen, Einkerkerungen von zwei Seiten. Bald nach Fefelotti's Erscheinen verschwand der inzwischen zum Greise gewordene gütige und allgeliebte Waldbewohner. Eines Morgens fand man seine Siedelei leer; seine Ziege hatte noch ihr Futter für einige Tage, ebenso sein Hund, der angebunden zurückgeblieben war. Als man das kläglich winselnde Thier losgeschnitten hatte, rannte es schnurstracks nach Coni bis in das dortige erzbischöfliche Ordinariat, wo die übrigen Gefangenen saßen. Dort wurde es festgehalten und wieder eingesperrt. Als man es eines Tages losgerissen und aus seiner Haft entflohen fand, behauptete man, das treue Thier in Robillante gesehen zu haben und zwar, wie die Gräfin versicherte, trauernd mit eingeklemmtem Schweif, herabhängenden Ohren, hinter einer düstern und verschlossenen Kutsche herlaufend, die von zwei Gensdarmen begleitet wurde. Die Kutsche kam aus dem Officium der Dominicaner zu San-Onofrio und fuhr der großen Straße gen Osten zu.

Das Thier, hatte die Gräfin Benno erzählt, hatte die Witterung seines Herrn und konnte ihm in seiner verschlossenen Kutsche nicht beikommen. Selbst als man später vom Auftauchen Frâ Federigo's bei Loretto und unter den Räubern der Mark Ancona gehört hatte, ließ sich die Gräfin nicht nehmen, daß jene noch an einigen andern Orten auf ihrer geheimnißvollen Fahrt gesehene Kutsche ihren Freund nach Rom abgeführt hätte — eine Ansicht, die niemand mehr als Bonaventura theilte — er, der sie mit einem Schmerz nachfühlte, dem Benno in Gegenwart der Gräfin nur einen unvollkommenen Ausdruck geben konnte. Benno's Ansicht: Dein Vater erfuhr deine wunderbare Ernennung zum

Bischof von Robillante und floh nun aus eigenem Antrieb, floh vor einem möglichen Wiedersehen deiner Mutter und Friedrich's von Wittekind! — ließ Bonaventura in einem Augenblick gelten, im andern trat ihm wieder das Bild des verschlossenen, von Gensdarmen nach Rom geführten Wagens wie eine Mahnung entgegen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis sein greiser Vater gefunden war.

Benno wurde aufs mächtigste von diesen Räthseln ergriffen beim Hinblick auf San-Pietro in Montorio, wo Bruder Hubertus gewohnt hatte. Er hatte die Mutter in Trastevere gesucht. Aber auch in Santa-Cecilia, bei den Benedictinerinnen, fand er sie nicht. Nun wollte er einen Miethwagen nehmen und nach Monte Pincio zurückfahren. Da im allerletzten Abendsonnenstrahl leuchtete so schön und verklärt San-Pietro in Montorio auf —! Wo konnte er sich bessere Kunde vom Bruder Hubertus holen, als dort oder vielleicht — bei Sebastus in Santa-Maria? Letztern zu meiden drängte ihn alles.

Er erstieg den Hügel, wo die Paolinischen Wasserleitungen sich sammeln, klopfte an das Kloster, neben einer Kirche, der einst Rafael seine Transfiguration gemalt hat. Von den beim Nachtimbiß sitzenden Alcantarinern kam einer an das Sprachgitter und sagte auf Benno's Fragen: Wir wissen von dem deutschen Bruder nur, daß man ihn in Ascoli sah. Die Leiden des Bischofs von Macerata sind im Druck erschienen und Ihr werdet sie gelesen haben. Seine Befreiung ist dem wunderthätigen Marienbild von Macerata beizuschreiben, das eines Tages spurlos verschwand.*) Das Volk gerieth in Aufregung und beschuldigte das Capitel von Macerata, das Bild weggeschlossen zu haben, um auf diese Art die Räuber zu zwingen, den Bischof freizulassen.

*) Thatsache.

In der That bemächtigte sich um das fehlende wunderthätige Marienbild eine solche Unruhe der ganzen Gegend, daß die Genossen des Grizzifalcone Angst bekamen und sich herbeiließen, lieber den Bischof auf freien Fuß zu stellen. Der Heilige hatte viel dulden müssen, und das Marienbild ist dann wieder erschienen.

Der Bruder Pförtner erzählte ferner, daß von dem Bruder Hubertus, der es selbst gewesen sein soll, der dem Domcapitel jene Hülfe angerathen hatte und so ohne alle Mühe den Bischof rettete, seither nichts mehr vernommen worden. Wir wissen, sagte er, er hat den Grizzifalcone getödtet in einer Nacht, wo wir ganz andere Dinge von ihm erwarteten —! Ein Tollkopf ist's. Er auch nur allein konnte sich unter Räuber begeben, deren Hauptmann er getödtet hat —! Auch von dem Pilger wißt Ihr, der dem Grizzifalcone für seine Bekehrung hat lesen und schreiben müssen? Ein Franciscanerbruder sprach vor einigen Tagen bei uns vor und hat ausgesagt, man hätte den Mönch mit dem Todtenkopf und mit ihm zugleich den Pilger weit jenseits der Grenze in den Abruzzen gesehen —!

Auf Benno's dringenderes Forschen und seine Freude, die er darüber bezeugte, daß der Pilger und Hubertus wenigstens zusammen verbunden genannt wurden, rief der Pförtner den Guardian. Dieser kam und versicherte seinerseits, beide Verschollene wären in Calabrien, wo sie ein Wallfahrer in dem schluchtenreichen Silaswalde wollte gesehen haben. Im Silaswalde —! An der äußersten Grenze Italiens — Auf den meerumbuchteten Landzungen Neapels schon — in den ältesten Hainen der Welt von Eichen- und Kastanienbäumen —! Immer weiter und weiter rückte die Beruhigung des aufgeregten und selbst so düster bedrohten Freundes in Robillante. Würde sich Benno freier bewegt haben, er hätte sich an Ort und Stelle begeben, um selbst

nach dem geheimnißvollen Pilger zu forschen. Die Ungewißheit, der Einfall der Gebrüder Bandiera, die Furcht vor Olympia's Rache, Bangen vor den Mahnungen Bertinazzi's hielten ihn von der Ausführung dieses Vorsatzes ab.

Benno kämpfte mit sich, ob er die Mutter heute aufgeben und nicht lieber sofort zu Bertinazzi gehen sollte, den er erst morgen in erster Frühe hatte besuchen wollen. Die volle Nacht war hereingebrochen, als Benno von San-Pietro niederstieg. Die Einsamkeit des Weges beflügelte seine Schritte. Schon im zweifelhaften Abendlicht sind die nächsten Trümmerhaufen und Gartenmauern Roms unheimlich.

Er wandte sein Auge vom Anblick der Peterskuppel ab. Das Bild: Morgen um diese Stunde werden dort die marmornen Bilder des Vatican lebendig! machte ihm das Blut erstarren. Er kannte diesen Braccio nuovo! Hundert lachende Priester sah er in festlichen Gewändern, bei Fackel- und Kerzenschein, durch die mit den Marmorsärgen der ersten Christen geschmückten Corridore dahinschreiten. Die Statuen der römischen Kaiser wurden lebendig und schlossen sich ihnen an —! Im Saal des Braccio nuovo schimmerten Bankettische, Vasen voll Blumen, silberne Urnen voll Eis mit dem „Bier der Franzosen", wie Sarzana gesagt; alles im glänzenden Licht, ausgeströmt von zahllosen Kerzen —! Die Julien, die Livien und Agrippinen der Imperatorenzeit kamen mit ihren faltenreichen Gewändern in den Saal und setzten sich zu den Zechenden —! Da thront Ceccone, mit dem Rücken gelehnt an die berühmte Gruppe des Nil —! Sechzehn kleine Genien kugeln sich übermüthig auf dem kolossalen Sinnbild der Ueppigkeit und Fruchtbarkeit —! Der lachende Silen blickt auf den neugeborenen Bacchus dicht vielleicht neben dem Bischof Camuzzi —! Fefelotti liebäugelt mit der berühmten Statue des Demosthenes, die soviel zierliche Fältchen wirft; mehr, als

ein Redner voll Natürlichkeit seiner Toga erhalten kann, wenn er gegen Philipp von Macedonien donnert —! Nun trommelt die Schweizergarde —! Immer neue Gäste kommen im Purpur vorgefahren und die Medusenhäupter nicken ihnen den Gruß; die discuswerfenden Athleten erheben sich, die Isispriesterinnen verneigen sich —! Olympia — läßt lachend vor Erwartung den Arm auf dem Sockel ihres Apollin ruhen —! Oder blickt sie finster wie die „verwundete Amazone" —? Benno ahnte, daß sie diesmal seiner Flucht aus Villa Torresani nicht im mindesten zürnte, sondern ihn für morgen fest und sicher erwartete.

Die Qual der Entschlußlosigkeit trieb Benno, wie von Furien gepeitscht, dahin. Er kam der Tiber näher. Die Brücken, welche in die innere Stadt führten, waren entlegen. Hie und da ging eine Treppe niederwärts an den Fluß, wo sich dann in einem angebundenen Kahn ein Schiffer streckte und auf einen Verdienst wartete. Benno wollte sich übersetzen lassen.

Er blickte wie ein Träumender um sich. Hier in der Nähe liegen die Spitäler. Es konnte ihn nicht befremden, daß jene gespenstischen Gestalten der Todtenbruderschaft da und dort auftauchten. Die Begräbnisse finden des Nachts statt. Memento mori! Benno erblickte einige dieser bald weißen, bald schwarzen Kutten in Kähnen auf dem gelblichen Strom dahingleiten.

Die Via Lungaretta schien ihm heute endlos. Er hatte übersehen, daß er die Abbiegung zur Bartolomäusbrücke schon hinter sich hatte und sich an Ponte Rotto befand, einer Gegend, wo es schwerlich noch Fiaker gab. Sollte er den Besuch der Mutter heute aufgeben? Sollte er sich bei Bertinazzi melden?

Da schritt wieder vor ihm her ein schwarzer Todtenbruder. Er kam aus dem engen Winkelwerk der Häuser heraus und stieg eine auch hier an den Fluß führende Treppe nieder. Hell glänzte die Tiber auf. Im Abenddunkel boten die Lichter am Ufer und

die in den Strom hineingebauten Mühlen einen besonders lebhaften Anblick. Eine Schar von Bettlern und Straßenjungen zeigte Benno hinter einem Gebäude den Kahn, den auch der Todtenbruder gesucht.

Auch Benno zog es zum Tode. Er musterte die stolze Haltung seines Gefährten. Oft verbargen sich unter diesem Kleide die angesehensten Nobili, wenn sie die Reihe des Dienstes in der Bruderschaft ihres Viertels traf.

Benno rief dem Schiffer, ihn noch mitzunehmen und stieg die Stufen nieder.

Der schwarze Leichenbruder, eine hohe, schlanke Gestalt, hatte eben zum Abfahren winken wollen. Jetzt erst, da er noch einen Passagier sich nachkommen sah, setzte er sich nieder.

Auf dem trüben, ungleichen, strudelreichen Bett der Tiber glitt der leichte Kahn dahin, geführt von einem jungen halbnackten Burschen, der den vom Kopf bis zu Fuß verhüllten Todtenbruder scheu betrachtete und vor Freude über die glückliche Eroberung zweier Passagiere statt eines eine Weile sprachlos blieb. Rings funkelten immer heller und zahlreicher die Lichter von den Ufern auf. Auch bei den Benfratellen drüben war Licht. Mancher Leidende mochte dort eben seinen letzten Seufzer aushauchen, mancher Genesende die Hände zum Dankgebet erheben. Die hie und da auftauchenden Sterne spiegelten sich nur matt in den trüben Wogen, auf deren Grund so tausendfach die Reste der Jahrhunderte schlummern, so mancher Fund, dessen Entdeckung das Entzücken des Forschers sein würde. Auf der Quattro-Capi-Brücke war es so lebhaft wie auf Piazza Navona. Noch stachelten verspätete Fuhrleute ihre riesigen weißen Ochsen, deren stolzgewundene Hörner nur eines Kranzes bedurften, um den Opferthieren Griechenlands zu gleichen. Noch zankten Treiber mit ihren schreienden, in Italien so heißblutigen Eseln. Die Glocken läuteten.

Ein solcher Abend scheint im Süden erst das Erwachen zum Leben zu sein. Kähne glitten dahin mit aufgehäuften Gemüsen und Früchten schon für den morgenden Markt. Die Ruderer mußten Acht haben; von den Tausenden von Trümmersteinen, die in dem Bett des geschichtlichsten aller Ströme ruhen, ist die Fahrt auf ihm keine ebenmäßige.

Benno, tiefermüdet, redete den Todtenbruder, von dem er nur die Augen sehen konnte, mit den Worten an: Dieser Dienst in der Nacht hat sicher seine Beschwerlichkeit —

Der Todtenbruder antwortete nicht. Die Römer sind sonst höflich. Benno glaubte, nicht verstanden worden zu sein, wiederholte seine Worte und setzte hinzu: Aber Sie lösen sich häufig ab?

Statt der Antwort zog der Todtenbruder jetzt sogar seine schwarze Kopfbedeckung so, daß selbst seine feurigen Augen verdeckt blieben.

Seltsam! dachte Benno. Der Mann ist schwerlich taub. Er trägt vielleicht ein Leid wie du —?

Benno schwieg nun und hörte auf den Schiffer, der in italienischer Gewohnheit schon für jede andere Gelegenheit sich empfahl, wo die Herrschaften vielleicht wieder die Tiber befahren wollten. Er nannte sich Felice und beschrieb seinen Vater, der den Stand drüben an Quattro-Capi hätte und der beste Schiffer von der Welt wäre. Benno kannte, was man bei solchen Gelegenheiten in Italien alles zu hören bekommt; jede neue Kundschaft wird vom Arbeiter sogleich fürs ganze Leben festgehalten.

Benno war nicht in der Stimmung, die Unterhaltung mit Felice fortzuführen. Er sah auf den Todtenbruder, der vielleicht das Gelübde des Schweigens abgelegt hatte. Vielleicht war es ein Vornehmer, den sein nächtliches Amt verdroß.

Wieder glitt eine Barke mit zwei Benfratellen, die von der Bartolomäusinsel kamen, vorüber. Auch diese hatten ihre Kapuzen über den Kopf gezogen. Sie wurden von einer dritten Barke gekreuzt, die gleichfalls ein Mitglied der Todtenbruderschaft führte — in weißer Verhüllung.

Der Gedanke lag nahe, eine große Sterblichkeit vorauszusetzen, die über Rom gekommen wäre. Im Herbst pflegte sich seit einigen Jahren die Cholera einzustellen.

Felice besaß den angeborenen Scharfsinn der Italiener. Eine angeschnittene Melone, die neben dem Mantel Felice's lag, betrachtete Benno mit einem Blick, der bei so vielen Todeserinnerungen keinen Appetit danach ausdrückte und Felice las sogleich die Gedanken in der Seele seines zweiten Passagiers, denn er sagte: Eh! Sie kommt dies Jahr nicht wieder!

Benno wußte, was Felice meinte, mochte aber die Conversation nicht fortführen.

Felice aber im Gegentheil. Signore, flüsterte er, als handelte sich's um einen Gegenstand der größten Discretion, ich stehe drüben bei Capo di Bocca — dicht an der Apotheke. Da, wo meine Mutter die Melonen verkauft. Saftige, Herr! Sehen Sie, versuchen Sie! Signore! Nein, sie kommt dies Jahr nicht wieder. Die Krankheit mein' ich, Signore! Der Padrone der Apotheke hat es selbst an unsre Leute gesagt. Signor, bei Capo di Bocca — Rufen Sie nur immer: Felice!

Woher weiß der Padrone der Apotheke, daß die Cholera diesmal nicht wiederkommt? fragte Benno, um dem Redestrom ein Ende zu machen.

Signore! Weil sie kein Gift mehr verkaufen dürfen. Er sagt' es gestern erst dem Wirth der Navicella. Signore, das ist das Kaffeehaus drüben, wo mich jeder findet, der nur am Ufer nach Felice —

Gift verkaufen? Wozu Gift —? unterbrach Benno, der sich die Pein dieser Kundschaftsempfehlungen abkürzen wollte.

Haha! lachte Felice und stieß sein Ruder auf ein hartes Gestein, das vielleicht der Torso einer Statue des Praxiteles war. Die Brunnen vergiften sie nicht mehr. Das glauben die dummen Leute .... Eh —! Die Brunnen! Haha, Signore! ... Aber machen Sie eine Partie, Herr — Nach Ceri, Herr — Ceri ist die älteste Stadt der Welt — Ich nehme meinen Bruder mit. Morgen? Meinen Bruder Beppo ...

Warum sagt ihr: He? und lacht — Was glauben denn die klugen Leute über die Cholera —?

Felice machte eine Miene, als durchschaute er alle Geheimnisse der Welt.

Was ist's, wenn die Apotheken kein Gift mehr verkaufen dürfen? wiederholte Benno.

Gift? Nicht verkaufen? Die Apotheker sagen's und die armen Leute glauben's —! Aber die Reichen — die bekommen Gift, soviel sie wollen. Und die Aerzte — die brauchen's gar nicht aus der Farmacia zu kaufen, die haben selbst genug —!

Die Armen? Die Reichen? Die Aerzte —? Wie hängt das alles zusammen?

Felice machte Mienen, die Benno allmählich verstand. Er ließ nur einfach die eine Hand vom Ruder los und fuhr damit hinters Ohr mit ausgespreizten Fingern. Eine Miene, die etwa sagte: Wir sind nicht so dumm, wie wir aussehen — die Aerzte vergiften zur Zeit der Cholera auf Befehl der Reichen die Armen —! Signore — nach Ceri! fuhr Felice fort, als Benno verstanden zu haben schien und seinerseits gleichfalls eine Geberde machte, die mit südländischer Offenheit etwa soviel sagte, als: Felice, du bist ein Esel —! Ceri ist die älteste Stadt der Welt! Viel-

leicht morgen — ich nehme noch meinen andern Bruder mit — Außer Beppo noch den dritten, den Giuseppe!

Die Cholera ist also eine Krankheit, die von oben her befohlen wird! unterbrach Benno. Alle Jahre soll der Staatskörper einmal von seinem Ungeziefer gereinigt werden! Nicht so, ihr Thoren?

Die Miene und Betonung Felice's drückte das starrste Festhalten an seiner Meinung aus. Wie wenig ihm daran lag, seine Gesinnung über die Aerzte, die Apotheker und die Reichen in Rom geändert zu bekommen, sagte die Mahnung: Herr, die Tiber kennen selbst die Römer noch nicht alle! Gewiß, Herr, selbst wenn Sie ein Römer sind, haben Sie noch nicht Castellana gesehen —! Civita-Castellana ist das Wunder der Welt! Wenn wir Morgens um vier Uhr einen Kahn nehmen — mit Beppo, mit Giuseppe und Francesco — Francesco, Herr ist mein vierter Bruder —!

Das erzählt man allerdings aus der Cholerazeit, unterbrach Benno mit Entschiedenheit. Wer einen Feind hatte, tödtete ihn bei dieser Gelegenheit: schlechte Frauen vergifteten ihre Männer, schlechte Männer ihre Frauen, ruchlose Kinder ihre Aeltern. In dem allgemeinen Klagen und Sterben ging eine Leiche mit der andern, ohne daß man danach fragte, ob das Gift, woran sie den Geist aufgeben mußten, aus der schlechten Luft oder — aus den Kellern kam, wo nur die Ratten daran sterben sollten. Sagt man nicht das?

Diese Frage richtete Benno an den schwarzen Todtenbruder.

Fast wie getroffen von Benno's Worten hatte sich dieser von seinem Sitz erhoben. Vom Nachthimmel sich abzeichnend stand die

Gestalt in schöner, langer, schlanker Haltung — ein Bote d
Minos, ein Abgesandter des Richters der Unterwelt!

Benno hatte noch einmal geglaubt den Versuch machen
sollen, den stummen Passagier zu einer Antwort zu bringen.

Der Todtenbruder sprach jetzt in der That auf seine Fra
ein leises und hohles: Man — sagt — es —

Benno horchte der Stimme und fuhr fort: Eine entsetzli
Vorstellung, sich Mörder denken zu müssen, die in solchem Gra
feige sind, daß sie eine Zeit der allgemeinen Auflösung des Ve
trauens, eine Zeit der Trauer benutzen, um mit gedecktem Rück
einen dann wahrscheinlich vor Entdeckung sichern Mord ausz
führen —!

Wieder schien der Todtenbruder von diesen Worten eige
thümlich berührt. Er schwieg, fiel nicht zustimmend ein, drück
keine Verachtung eines so feigen Mordes aus, sondern wan
sich nur ab, um durch seine kleinen Augenöffnungen auf d
nunmehr bald erreichte Brücke der „Vier-Häupter" zu sehen.

Als sich auch Benno erhob, gerieth der Kahn in e
Schwanken. Felice spreitete die Beine aus und hielt das Glei
gewicht. Um seine ohnehin wie auf der Flucht vor dem Schme
lichsten befindlichen Gedanken nicht zu sehr aufzuregen, fra
Benno: Kennst du das Haus des Rienzi, Felice —?

Im selben Augenblick brachte nun auch der Todtenbruder n
eine Antwort auf Benno's Aeußerung von vorhin. Sie ka
verspätet, dumpf und hohl aus der kleinen Oeffnung der Kapu
die nur allein dem Mund und der Nase das Athmen erlaubt

O gewiß — es gibt — genug der Falschheit — in d
Welt —! sagte der Todtenbruder.

Diese Worte klangen seltsam. Sie klangen wie von eine
Ergrimmten. Wenigstens wurden sie wie durch die Zähne g
sprochen.

Benno, der eben selbst gesprochen hatte, verstand nicht sogleich und fragte: Es gibt —? sagten Sie? —

Genug der Falschheit in der Welt! wiederholte der Todtenbruder scharf und gereizt.

Benno horchte auf. Diesen Ton der Stimme glaubte er zu kennen. Noch kürzlich, vielleicht erst gestern hatte er diese Stimme gehört. Wer ist das —? sagte er sich staunend und haftete auf einer Erinnerung an einen der bei Olympien gesehenen Gäste — zunächst an den Fürsten Corsini — der in der That seinen Palast jenseits der Tiber hatte.

Der Todtenbruder kehrte ihm jetzt den Rücken.

Eben fuhren sie unter der Brücke Quattro-Capi hinweg.

Wo liegt das Haus des Rienzi? wiederholte Benno noch einmal, sich zu Felice wendend. Er mußte dabei immer noch dem Klange der Stimme nachdenken.

Signore, das Haus des Rienzi kenn' ich nicht, erwiderte Felice eiligst, aber ich versichere Sie, nach Civita-Castellana ist es die schönste Reise von der Welt —! Auch Cicero hat da gewohnt. Es geht gegen den Strom, aber wir nehmen noch meinen fünften Bruder —

Euere Brüder sind unzählig! unterbrach Benno ungeduldig. Dann nach dem Todtenbruder sich wendend, sagte er: Wo hat nicht alles in Italien Cicero gewohnt —! Cicero und Virgil sind dem Italiener geläufig wie die Heiligen. Aber Cola Rienzi, euer Volkstribun, ist euch unbekannt geblieben, Felice?

Jetzt glaubte Benno für bestimmt annehmen zu dürfen, daß der schwarze Leichenbruder unter seiner Kapuze lachte. Es war ein Lachen des Hohns. Prinz Corsini konnte es nicht sein. Corsini gehörte zu den Freimüthigen, aber er war in seinen Manieren höflicher.

Unter dem ersten Hermenkopf der „Vierhäupterbrücke" stieg

der Todtenbruder aus. Er schien voll Ungeduld die Steintreppe erwartet zu haben. Beim Abschied bot er Benno auch nicht den leisesten Gruß. Seinen kupfernen Obolus warf er dem Schiffer in die Mitte des Kahns wie ein Almosen. Felice's Grazie Eccellenza! folgte ihm als Beweis guter Sitten, wofür nach dieser Richtung hin beim Volke die römischen Priester sorgen.

Benno zahlte mehr, als üblich. Da durfte er sich nicht wundern, daß Felice, den er fragte, ob er den Todtenbruder kenne, behauptete, diesen nicht blos öfters, sondern alle Tage zu fahren. Er nannte ihn einen Herzog, einen Principe, „wenn er auch nur zahlte, was in der Regel". Daß er Cardinäle fahre, offen und geheim, Principessen, mit und ohne Schleier, setzte er ermuthigend hinzu. In jener Unermüdlichkeit, womit der Italiener einen Gedanken des Gewinns, und darin ganz dem Juden gleich, festhält, kam er wieder auf die Reize einer Stromfahrt von zwei Tagen bis zu dem Ort zurück, zu deren Merkwürdigkeiten nun auch noch der Eingang in die Hölle gehören sollte.

Benno war endlich von ihm befreit und ging, umrauscht vom Lärm der Straßen. Das Benehmen des Todtenbruders, sein stolzes, festes Dahinschreiten am Quai, das Benno noch hatte beobachten können, sein höhnisches Lachen, die scharfe Betonung über die Falschheit der Welt veranlaßte Benno, dem Unfreundlichen einige Schritte weiter als nöthig zu folgen. Er hatte Worte gehört, die sein Innerstes erschütterten. Wandelte er denn allerdings auf Wegen, die offene und gerade waren?

In wenig Augenblicken war die gespenstische Erscheinung verschwunden. Benno sah ein offenes Thor, durch das mit seinem flatternden schwarzen Gewande der Todtenbruder verschwand.

Benno befand sich hier bei den Hinterpforten größerer Häuser, die nach vorn dem Theater des Marcellus zu liegen. Hier gibt es kleine Gärten, kleine Pavillons. Die Dunkelheit verbarg den unschönen Anblick italienischer Hinterfronten mit ihren schmuzigen Galerieen, ihren ausgehängten alten Teppichen, ihrer aufgehängten zerrissenen Wäsche, ihren schmuzigen Geräthschaften und jenem Colorit der Wände, dessen vorherrschender Ton ein verfängliches Gelb ist. Alles das vergißt man freilich in Italien um einer einzigen Palme willen, die aus irgendeinem kleinen Hausgärtchen über solches Gewirr emporwächst.

Auch hinter jener Pforte, wo der Todtenbruder verschwunden war, lag, wie jetzt Benno sah, ein solches Gärtchen. Wer wohnt hier? fragte er einen am Wasser mit dem Ausladen eines verspätet angekommenen Kahns Beschäftigten.

In diesem Palazzo —? erwiderte der Angeredete und bot statt der Antwort, auf die er sich die Miene gab, sich gründlich besinnen zu wollen, sofort vorerst seine Waaren an, die der Herr gerade hier am zweckmäßigsten angetroffen hätte. Walzbreter zur Bereitung von Nudeln, hölzerne Löffel, einen Steinkrug zur Aufbewahrung seines Oels. Wer in Italien handelt, glaubt, daß man sich zu jeder Zeit aus dem Gebiet gerade seiner Branche assortiren könne; in die Eilwägen hinein reicht man zinnerne und blecherne Küchengegenstände, „die man jetzt gerade wohlfeil haben könnte“. Und auch dieser Mann wahrte erst seinen Vortheil und zeigte auf hundert Schritte weiter seinen Laden. Aber den Besitzer des „Palazzo“ konnte er zuletzt denn doch nicht nennen. Dann war es eine großmüthige Regung von ihm, daß er, als Benno keinen Steinkrug für sein Oel mitnahm, doch einen andern Mann anrief und diesen fragte: Wer wohnt in dem Palazzo?

Nach vorn hin, hatte Benno inzwischen gesehen, stand allerdings ein stattliches Gebäude.

Ein Advocat ... Ein reicher Mann — hieß es im Munde des Angerufenen, der inzwischen schon Miene machte, auch seinen Vortheil zu wahren.

Ein Advocat? Vielleicht Bertinazzi? dachte Benno und sah sich nach einem mittelalterlichen alten Hause, dem des Rienzi, um.

Wie auch bei uns die Kinder in die Läden treten und fragen können: Wollen Sie mir nicht sagen, wie viel die Uhr ist? und, wenn sie's gehört haben, als Zugabe ihrer Frage ein paar Rosinen verlangen, so tauschten sich auch hier mit den paar Worten die Interessen der sich versammelnden Italiener aus. Benno bekam so viel Anerbietungen von Waaren, so viel Verlangen nach Bajocci, so viel Anerbietungen zum Führen, zum Tragen, zum Helfen, daß er zu dem seiner Natur wenig entsprechenden Mittel greifen mußte, aus der Geberdensprache der Italiener eine Miene zu wählen, die einzige, um dieser unerträglichen Zudringlichkeit auszuweichen. Macht jemand diese Miene, so ist der Italiener gewiß, einen Landsmann vor sich zu haben, von dem er nichts zu erwarten hat. Benno streckte nicht gerade die Zunge aus, was in solchen Fällen, um vor dem italienischen Bettelgesindel Ruhe zu bekommen, das allersicherste Mittel ist; er warf nur einfach den Kopf in den Nacken mit der Miene eines gleichsam vor Hochmuth halb Närrischgewordenen. Da, aus Angst, einen Verrückten zu sehen, ließ man ihn gehen.

In der That hatte er nun doch erfahren, daß dieser Hausbesitzer, dieser reiche Mann und Advocat — Signore Clemente Bertinazzi war. Wieder blickte er auf die Pforte, und siehe da, wieder trat dort jemand, diesmal ein Mönch mit heraufgezogener Kapuze ein.

Das sind Verschworene! sagte sich Benno sofort.

Der Gedanke überlief ihn wie siedende Glut. Er sann und sann nun um so mehr: Wer war der schwarze Todtenbruder, der dich offenbar kannte, der dir seine Verachtung ausdrückte — trotz deiner Erwähnung Rienzi's —!

Benno wandte sich in größter Aufregung wieder der Brücke zu. Hier hatte er einen Fiaker zu finden gehofft. Schon suchte er diesen nicht mehr. Es trieb ihn in die Straße, wohinaus das Wohnhaus des Advocaten seine Vorderfront hatte.

Auch hier bemerkte er, rasch nacheinander kommend, zwei weiße Todtenbrüder, die in dem offenen Thorweg des Hauses verschwanden.

Bertinazzi hält eben seine Loge. Diese Vorstellung stand nun bei ihm fest. Sollte er folgen?

Er hatte das Losungswort! Er trug in seinem Portefeuille ein Zeichen von Silberblech mit einem aus den Flammen sich erhebenden Phönix! Beides hatten ihm die Brüder Bandiera für den Fall mitgegeben, daß er in Rom die Bekanntschaft des Advocaten Bertinazzi machen wollte, dem sie aufs wärmste über ihn geschrieben zu haben behaupteten.

Mit lautklopfendem Herzen kehrte er zur Flußseite zurück. Hier war es jetzt stiller geworden. Ruhig wogte der Strom. Den Besuch der Mutter gab er auf. Schon schlug es zehn. Im Hause des Advocaten, dem er von der Gartenseite näher zu kommen suchte, war alles still und dunkel. Das Haus mußte eine gewaltige Tiefe haben; die Entfernung vom Ende des Gärtchens bis zur Vorderseite war eine ansehnliche.

Wieder näherte sich ein Schatten der Gartenpforte — Wieder huschte dieser an Benno vorüber und ging in Bertinazzi's Haus.

Benno stand — wie am Scheidewege seines Lebens. Der

Gedanke an morgen war ihm an sich schon der Tod — was verschlug es, wenn er den letzten Anlauf nahm und sich in den Abgrund stürzte? Wo sollte er die Stimme, den Wuchs, den Gang des schwarzen Todtenbruders hinbringen! Eine fieberhafte Ideenverbindung zeigte ihm die drei Reiter, die ihm im Gebirge so seltsam den Weg hatten abschneiden wollen. Erschien sein Umgang mit den Tyrannen Italiens denen verdächtig, an welche er empfohlen war? Voll Unruhe begab er sich abermals nach der Hauptstraße.

Jetzt sah er einen Kapuziner zu Bertinazzi eintreten. Und nur ihm schien alles das aufzufallen; die Straße hatte ganz ihr übliches Leben. Schon griff Benno nach seinem Portefeuille und überzeugte sich, daß er das Symbol des Phönix bei sich hatte.

Einen in Hemdärmeln vor der Thür seiner Taverne stehenden Wirth fragte er: Ist das — da drüben — ein Kloster?

Nein, Signore! war die Antwort. Das Haus des Advocaten Bertinazzi.

Ich sehe Mönche eintreten —

Bei einem Arzt und Advocaten, Herr, sagte der Wirth lachend, hat alle Welt zu thun. Und nicht jeder zeigt's dann gern. Mancher Principe wartet auf den Abend, wo er die Kutte des Todtenbruders umlegen darf — Und — nun — gar die Pfaffen —!

Der Wirth machte eine Miene, als wäre ja Rom die Stadt des Carnevals und der Carneval stünde nicht blos im Februar im Kalender, sondern zu jeder Zeit und dann trügen die Larve am lustigsten die Priester.

Die Geberdensprache des Südens ist die Sprache der größten Deutlichkeit. Benno mußte, um dem vertrauensvollen Manne zu danken, seinen Wein versuchen. Es war nicht der Wirth der

nahen Goethe-Campanella. Der Orvieto, den Benno begehrte, war gut. Stürmisch rollte das Blut in seinen Adern auch ohne den Wein. Er war in einer Stimmung, um die Welt herauszufordern.

In dem dunkeln Gewölbe der Kneipe saßen beim qualmenden Licht der Oellampe Männer aus dem Volk. Die Unterhaltung drehte sich um Grizzifalcone. Einige Häuser weiter hatte der Räuber gewohnt, als er die Courage gehabt, nach Rom zu kommen. Man erzählte seine Heldenthaten. Man rühmte aber auch den Muth der beiden deutschen Mönche.

Benno horchte und horchte. Der Wirth pries sich glücklich, den Pasqualetto nicht beherbergt zu haben. Die Polizei hätte jeden Winkel der Herberge an der Tiber nach dem Tode des Räubers durchsucht. Alle Welt wußte, daß niemand durch diesen Tod glücklicher war, als die Zollbediente, auf deren Strafe der alte Rucca es durch die Zähmung des Pasqualetto abgesehen hatte. Die Pfiffigen und Klugen haben hier immer Recht. Um den Grizzifalcone blieb es „Schade, daß er nicht — Gonfalonere in Ascoli geworden".

Benno hörte lachen — die Gläser aufstampfen — hörte Gesinnungen, die denen der Lazzaroni Neapels entsprachen. In seinem Innern klangen die Worte des Attilio Bandiera: „Man muß manche Völker zur Freiheit zwingen!" Damals hatte er noch erwidert: „Mit der Guillotine?" Neue Welten waren seither in ihm aufgegangen.

In jenem Hause konnte er das Schicksal der Freunde erfahren, um die er sich in so große Gefahren des Lebens und der Seele gewagt hatte. Der Tag, vielleicht die Stunde konnte ihm dort genannt werden, wo die Brüder in Porto d'Ascoli landen mußten, Ravenna, Bologna sich erheben würden. Er sagte sich: Es ist der Weg des Todes! Sollst du ihn beschreiten?

Und gehst du ihn nicht schon? antwortete eine Stimme seines Innern. Bleib' auf deiner Straße — des Verhängnisses —! Wild mit der Rechten durch seine Locken fahrend erhob er sich. Stürmenden Muthes verließ er die Schenke. Sie rufen mich! sprach er vor sich hin und sah — jene Geister des Beistands, von denen Attilio gesprochen hatte. Auf der Höhe seines Lebens war er angekommen! Dahin also hatten alle Ziele seines Schicksals gedeutet —! Er sah seine ersten Anfänge wieder — fühlte den Kuß jener schönen Frau, die sich trauernd über ihn gebeugt, wenn sie aus dem Wagen gestiegen — Die in Spanien erworbenen goldenen Epauletten seines Adoptivvaters Max von Asselyn blitzten vor seinem Auge auf. Zigeunerknabe, du bist in deiner Heimat! klang es um ihn her wie aus tausend silbernen Glöckchen. Dann wieder waren es Geigentöne — wie sie der bucklige Stammer damals zwischen seinen Erzählungen von der Frau, die nur die deutschen Worte: „Tar Teifel!“ kannte, auf dem Finkenhof strich. Du gehst! sagte er sich und schritt dem Hause näher.

Und dennoch würde Benno vorübergegangen sein, wenn nicht die menschlichen Entschließungen unter dämonischen Gesetzen stünden. Der eine Flügel des offen stehenden Hausthors war soeben von einer nicht sichtbaren Hand von innen geschlossen worden. Eben bewegte sich der andere Flügel, um gleichfalls zuzufallen. Der Anblick dieser kleinen, noch eine Secunde offen gelassenen Spalte bestimmte den wie vom Schwindel Ergriffenen und halb Besinnungslosen rasch vorzutreten und die beiden Worte zu sprechen: Con permesa!

Eine Stimme antwortete: Que commande?

Eine kurze Pause folgte —

Die Schlange wechselt ihr altes Kleid! sagte Benno. Das Erkennungswort des „Jungen Italien“ war gesprochen.

Es war kein freier Wille gewesen, der diese verhängnißvollen Worte von Benno's Lippen brachte. Es war ein fremder Geist, der aus ihm sprach, ja — der ihn sogar diese Losung ganz deutlich und fest aussprechen ließ. Er trat in den wiedergeöffneten Flügel und befand sich in einem dunkeln Gange. Die Thorpforte fiel hinter ihm zu.

10.

Kommen Sie aus der Schweiz? fragte aus dem Dunkel heraus eine heisere rauhe Stimme und das menschliche Wesen, dem die Stimme angehörte, entwickelte sich erst allmählich seinem Auge als eine Frau. Ich will Sie dem Herrn anmelden, lautete die seinem Schweigen folgende Rede.

Ein Schlorren, ein asthmatisches Keuchen folgte, ein langes Verhallen der Schritte. Diese Räume schienen endlos zu sein.

Es ist geschehen! sprach Benno zu sich selbst und sagte fast hörbar: Also nur die aus der Schweiz Kommenden erkennt man an diesem Losungswort, das ich von den Bandiera weiß!

Benno zog sein Portefeuille, um das Zeichen des Phönix zur Hand zu haben. Auch ihm hatten die Flüchtlinge, die sich in Robillante in allerlei Verkleidungen weiter kommen zu können an ihn wandten, ein solches Zeichen entgegengehalten.

Wenn die ohne Zweifel in diesem Augenblick hier versammelte Verschwörung entdeckt — wenn er selbst mit den Mitgliedern derselben aufgehoben würde! Die Zerrüttung seines Innern, die Hoffnungslosigkeit seiner Seele sah darin kein Unglück mehr.

Beim Suchen nach dem Portefeuille fand Benno ein Mittel, sich Licht zu machen. Nach italienischer Sitte führte er ein Streichfeuerzeug bei sich. In den finstern großen Häusern Ita-

liens hilft man sich auf diese Art gegen den fast überall stattfinden Mangel an Beleuchtung. Kleine brennende Wachsenden reichen dann aus für jeden zu erkletternden vierten Stock.

Benno sah eine Halle, die in einen gedeckten und überbauten Hof führte. Da hingen alte Bilder an den feuchten Wänden. Sollte hier die Tiber zuweilen so weit austreten, um die Häuser überschwemmen zu können?

Er unterschied nun die mit einer Lampe zurückkehrende Alte. Sie war gekrümmt und schien aus dem Reich der Nacht zu kommen. Mit der Lampe den Fremdling beleuchtend, sagte sie: Der Herr soll wiederkommen —!

War dein Losungswort eine Beschwörung, die nicht kräftig genug wirkte? sagte sich Benno und überreichte sein zweites Creditiv, das Zeichen von Silberblech und eine Karte mit seinem Namen.

Die Alte nahm beides, betrachtete es flüchtig und entfernte sich wieder.

Inzwischen ging Benno in den Hof, der überbaut war. Wieder sah er einen langen Gang. Sessel standen in diesem an den Wänden; ohne Zweifel waren sie für die Clienten vom Lande bestimmt, die an jedem Markttag die Schreibstuben der Advocaten belagern. Er verglich Nück's Lage mit derjenigen Bertinazzi's. Jener der leidenschaftliche Freund der Jesuiten und allen Umtrieben derselben wie ein geheimer Verschwörer zugethan; dieser, wie er wußte, ein Angehöriger der Familie jenes Ganganelli, der als Papst die Jesuiten aufgehoben hatte, und fortwirkend im Geist seines Ahnen. Das System der Menschen- und Lebensverachtung mußte bei beiden das gleiche sein.

Die Alte kam wieder zurück und winkte nun schweigend. Sie zeigte nach hinten, kehrte noch einmal in den Hof und zur Pforte um, die sie mit einem eisernen Querbalken verschloß, und beden-

tete Benno, der bei einer Stiege angekommen war, diese nicht zu betreten, sondern auf eine Thür zuzugehen, die sie öffnete. Es war eine jener südlichen Matronen, wie sie die Freude eines Balthasar Denner gewesen wären, des Runzelnmalers.

Durch einige mit Büchern und Landkarten gefüllte Zimmer hindurch kam Benno an eine Treppe, die er ersteigen mußte, um endlich bei dem unter den Römern hochberühmten Doctor der Rechte Clemente Bertinazzi einzutreten. Dieser trat ihm lächelnd entgegen. Benno fand einen langen, hagern Mann. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge war jene fanatische und träumerische Beharrlichkeit, die sich zunächst als mathematische, oft pedantische Strenge zu geben pflegt. Ebenso verband sich auch bei Luigi Bianchi, dem armen Gefangenen von Brünn, die Pedanterie mit Schwärmerei, ebenso leidenschaftlich war in seiner träumerischen Welt der trockene Püttmeyer. Diese Menschen wußte Benno unterzubringen. Sie hatten nicht die Schönheit der Willensäußerung, die Grazie der Lebensformen Bonaventura's; doch war der feste und beharrliche Sinn derselbe. Bertinazzi hätte in seinem langen Hauskleide, das ihm bequem um die magern Glieder hing, ebenso einen alten Geizhals darstellen können, der über seinen Schätzen wachte und sich nächtlich mit einer alten Dienerin in diesem weitläufigen Hause ängstlich abschloß. Doch die allmählich erglühende Kraft seiner Augen verrieth edlere Eigenschaften. Bald sah Benno, daß dem Manne über seinen Augen und den untern Anfängen seiner Stirn ein eigenthümlicher Flor lag, jener geistige unbestimmte Dämmer, der sich vorzugsweise bei mystischen Naturen findet.

Endlich, endlich, Signore d'Asselyno! sagte der Advocat und streckte dem Ankömmling die rechte Hand entgegen zum traulichen Gruße und zugleich den Eindruck prüfend, den ihm der junge Mann in Gestalt und Haltung machen würde.

Benno d'Asselyn! erwiderte dieser bestätigend und legte seine Hand in die des Advocaten.

Warum kommen Sie erst jetzt? Ich weiß von Ihnen schon seit lange über Malta her, wo sich die Brüder Bandiera für Sie verbürgt haben! Man hat Sie dort verdächtigen wollen. Allerdings kann man Ihre Beziehungen zu unsern Tyrannen zweideutig finden. Ich hörte aber, Sie lernten unsere Machthaber in Wien kennen und da dachte ich: Um so besser, wenn Sie diese Menschen beobachten. Ich vertraue jeder Bürgschaft, die uns von den Bandiera kommt!

Kennen Sie meine Freunde persönlich? sprach Benno noch in Befangenheit und ausweichend.

Das nicht, erwiderte Bertinazzi und zog, um das Bild eines alten Garçon zu vervollständigen, eine Tabacksdose. Aber ich habe Ursache von Ihnen das Beste zu denken. Ja auch sonst hab' ich das Princip gehabt, fuhr er schnupfend und von unten her Benno musternd fort, nicht zu weise sein zu wollen. Die Verschwörer, die überall Spione wittern, haben nie mein Vertrauen gehabt. Haben Sie noch ein drittes Erkennungszeichen außer dem Gruß und dem Phönix?

Benno verneinte.

So gehören Sie den Vertrauten an, nicht den Wissenden!

Die Zahl dieser Vertrauten, wußte Benno, war in Italien so groß, wie bei uns die der Freimaurer.

Sind die Wissenden die oberste Spitze? fragte er.

Die oberste noch nicht! entgegnete Bertinazzi. Sie haben durch den Phönix den zweiten Grad — den vorbereitenden — und vielleicht gar ohne Schwur. Die Wissenden sind erst der dritte. Der vierte sind die Leitenden. Erst der fünfte ist der höchste. Das ist der Grad der Namenlosen. Zu diesem gehör' ich nicht einmal selbst und weiß kaum, ob in Rom ein „Namenloser“ existirt.

Diese Organisation kann sich halten und wird nicht verrathen? fragte Benno — unwillkürlich der Worte Ceccone's — über seinen Mörder gedenkend.

Sie kann in einzelnen Theilen verrathen werden und wird es auch, antwortete Bertinazzi. Aber die Theile sind nicht das Ganze. Auch noch nicht auf dem Standpunkt der Wissenden kennt einer den andern. Derjenige, der wie ich den Grad der „Leitenden" hat, kennt immer nur zwölf Wissende. Diese, die eine Loge bilden, sind sich untereinander selbst völlig unbekannt. Die Gruppe, zu der Sie gehören, ist groß und an Vertrauten mögen wir wol in Rom allein dreitausend haben. Der erste Grad vollends, derjenige, der die Losung kennt, ist dem Verrath am meisten ausgesetzt. Sie werden genug Priester und Verdächtige in diesen Reihen finden. Ich würde Ihnen auch noch auf den Phönix nicht Gehör gegeben haben in so später Stunde, wenn ich nicht glaubte, daß Sie irgendeine wichtige Sache zu mir führte. Weiß man in den hohen Kreisen, daß in diesen Tagen —

Der Advocat hielt forschend inne.

Ich beunruhige mich über das Schicksal der Brüder Bandiera, sagte Benno. Man erwartet ihren Einfall. Wann findet er statt?

Bertinazzi's Miene drückte eine Verlegenheit über diese Frage aus. Er sagte: Für solche Dinge haben Sie den Grad noch nicht — Dann aber und gleichsam, um seine Ablehnung zu mildern, kam er auf Benno's Lebensverhältnisse ... Seltsam — Sie werden, hör' ich, von der Unseligen, der kleinen Fürstin Rucca gefesselt! Nun, nun — Sie sind jung und pflücken die Kirschen, wo sie reif sind. Von Geburt sind Sie ein Deutscher ...

Meine Mutter ist eine Italienerin.

Gut — gut —! Und Sie bringen nichts, was mit Ceccone — Fefelotti — Rucca oder irgendeinem unserer Tyrannen zusammenhängt?

Benno schwieg.

Einige Zimmer weiter schien laut gesprochen zu werden. Ohne Zweifel hatte Benno die Loge unterbrochen und störte nur Bertinazzi. Dieser nahm dann auch eine Lampe vom Tisch und sagte aufhorchend und mit ausweichender Miene: Ich habe mich gefreut — Sie besuchen mich wieder?

Auf Benno's Lippen brannten die Fragen: Befindet sich hinter jenen Wänden nicht jetzt die Loge —? Wer war jener schwarze Todtenbruder? Was hab' ich zu thun, um die Stunde des beabsichtigten Aufstands zu erfahren?

Natürlich, daß seine Erwägung diese Fragen unterdrückte.

Aber sein Zögern gab dem Advocaten Veranlassung, leicht die Worte hinzuwerfen: Treten Sie in den dritten Grad! Sie schwören, die Unabhängigkeit und Freiheit Italiens mit jedem Mittel zu fördern, das von den Führern Ihnen vorgeschrieben wird!

Auch mit dem Morde —? sagte Benno nach einiger Ueberlegung.

Das ist der vierte Grad!

Zu dem Sie gehören? wallte Benno auf.

Der vierte Grad anerkennt nur zuweilen die Nothwendigkeit des Todes für Verräther und Tyrannen. Erst der fünfte Grad vollzieht ihn. Ich sagte schon, ein „Namenloser“ befindet sich vielleicht in diesem Augenblick weder in Rom noch in Italien.

Ceccone weiß, daß ihn ein Verschworener tödten soll! sagte Benno.

Bertinazzi horchte auf, schüttelte dann den Kopf und sagte: Das spricht nur aus ihm die Furcht! Sein Tod ist,

meines Wissens, noch von niemand beschlossen worden. Er hat Feinde, die der sonst Allwissende vielleicht an seinem eigenen Busen nährt. In Italien sterben die Menschen zuweilen, etwa wie bei der Cholera, aus gelegentlichem Versehen. Ja, er soll sich in Acht nehmen. Aber nun bitt' ich — mich in der That zu entschuldigen. Ich habe mich gefreut, daß Sie an uns dachten —! Wirken Sie in Ihrem Kreise durch die Gesinnung, soviel es geht und — verweilen Sie nicht zu lange in ihm! Man könnte Sie doch falsch beurtheilen wie schon einmal in Malta geschehen.

Benno's Blut ließ sich nicht mehr beruhigen.

Wann landen die Brüder Bandiera —? sprach er mit drängender Hast.

Bertinazzi zuckte die Achseln und erwiderte: Darüber — muß ich schweigen.

Die Landung wird in Porto d'Ascoli stattfinden ...

Haha! erwiderte Bertinazzi. Das erwartet Ceccone —?

Der Advocat stand von plötzlichem Zorne geröthet. Ein krampfhaftes Zucken glitt über die Züge seines Antlitzes. Doch Sie verstehen meinen Unwillen nicht — beruhigte er Benno und zugleich sich selbst. Die Loge erwartet mich. Bleiben Sie treu der Gesinnung, deren mich zwei edle Menschen von Ihnen versichert haben. Und in allem Ernst — theilen Sie mir aufrichtig die Gefahren mit, die uns von den Tyrannen drohen, wenn Sie dergleichen durchschauen ... Für heute nun — gute Nacht!

Benno hielt den Arm des Advocaten, der ihm freundlich hinausleuchten wollte. Ein fernes Geräusch, das aus der Loge gekommen sein mußte, fesselte seine Aufmerksamkeit. Warum nur wallte Bertinazzi so auf über die Erwähnung jenes Hafens an der adriatischen Küste? Alle Verwickelungen seines vergangenen, seines künftigen Lebens sah Benno in einem einzigen Augenblick wie mit magischer Helle. Durch ein Verbrechen geboren, geboren

ohne einen Vater, auf den er sich mit Ehren berufen konnte, ohne eine Mutter, die sorglos sich die seine nennen durfte, gehegt, gehütet von Frauen, von Priestern, hatte er eine Einwurzelung im deutschen Leben um so weniger finden können, als auch daheim die Knechtschaft waltete. Alles, was in Deutschland damals rang und zum Lichte strebte, war in diesem Augenblick sein Bundesgenosse. Deutschland wollte von demselben Geiste, dessen Consequenzen Italien gefesselt hielten, frei sein. Von Italiens Tyrannen gingen die Bannflüche über Freiheit und Aufklärung in die Welt hinaus. Drei Gestalten traten ihm schon immer aus der Geschichte vors Auge — sie lebten und wirkten gleichzeitig: Friedrich Barbarossa, der Kaiser — Hadrian IV., der Papst — Arnold von Brescia, der Tribun von Rom. Wer sollte nicht die Größe des Hohenstaufenkaisers bewundern — und doch schloß Barbarossa Frieden mit Hadrian, mit seinem wahrhaften Feinde, und überlieferte ihm zur Besiegelung eines Actes der Falschheit, den der nächste Augenblick zerriß, einen der edelsten Menschen, einen Schüler Plato's, Petrarca's, einen Weisen, der nach langen Irrfahrten in Frankreich und auf dem Boden der Schweiz elf Jahre lang Rom ohne die Päpste regierte, die Kirche verbesserte, der Vorläufer der Waldenser und der Reformatoren wurde. Barbarossa sah mit seinen bluttriefenden Söldnerscharen den Scheiterhaufen auflodern, womit sich, unter dem schützenden Banner des deutschen Adlers, Hadrian an seinem geistigen Todfeind rächte. Unsere Zeit kann nicht mehr mit Friedrich Barbarossa, sie muß mit Arnold von Brescia gehen. Auch Benno's Vater war kein Ghibelline — er war ein Welf, aber im schlechten Sinne. Wie der Kronsyndikus wollte sich Benno nicht zu Roß schwingen und die eigene Fahne und die Freiheit seiner Hufe wahren im Geist Heinrich's des Löwen, vor dem einst Barbarossa kniete und vergebens um Hülfe bat. Auch der welfische Geist Klingsohr's

war nicht der seine. Er wollte die Vernichtung des Ichs zum Besten des Allgemeinen. Die Form der Freiheitsthat, das lehrten die Bandiera, ist in unsern Tagen die Verachtung der materiellen Welt. Diese, die nur anerkennt, was in Glanz und Würde steht, diese, den Widerschein der regierenden und mit momentaner Macht ausgestatteten Thatsachen in hohler Gesinnung liebedienerisch auch auf sich zu lenken suchend, diese für äußerstes Unglück haltend, gehässig gekennzeichnet zu werden durch den Widerspruch mit dem Gegebenen, hatte Benno längst schon verachten lernen. In diesem einen magischen Augenblick hörte er eine himmlische Musik der Ermuthigung. Boten des Friedens schwebten über die Erde und retteten ihn von allen Folgen seiner falschen Stellung — retteten ihn vor den Schrecken — vielleicht des nächsten Tags. Bonaventura war unter diesen Seligen — Bonaventura, umringt von den Erfüllungen seiner Träume, den Tröstungen seiner Klagen. Was in so vielen stillen Nächten von Robillante nur von des Freundes beredten Lippen gekommen, schien in himmlischen Gestalten verkörpert zu sein. Bertinazzi's erwartungsvoller Blick sagte: Ich rette dich vor dir — vor Olympien — vor dem geistigen Tode —! Und fändest du auch den wirklichen, wäre er nicht besser als solch ein Leben —? Benno entschloß sich, nur noch Italiener zu sein und der Revolution den Schwur des dritten Grades zu leisten.

Wenn Bertinazzi über diese Erklärung lachte, so war es ein Lachen ohne Falsch. Es war nun das Lachen über einen erwarteten und zutreffenden Erfolg. Er hob von der Wand über seinem Schreibtisch einen Spiegel und stellte ihn auf die Erde. Dann drückte er auf die scheinbar leere Wand. Sie öffnete sich. Benno sah einen Schrank mit verschiedenen Schubfächern. Das sind die Acten meiner Loge! sagte Bertinazzi und ließ Benno in Papiere, die mit allerhand mystischen Zeichen beschrieben waren, einblicken.

Ohne Zweifel waren letztere eine Chiffreschrift, die ohne den dazu gehörigen Schlüssel nicht gelesen werden konnte. Den Schlüssel behauptete Bertinazzi in seinem Kopf zu tragen — nur mit diesem allein würde man seine Geheimnisse entziffern. Die Handbewegung auf seinen Kopf als Preis der Eroberung seiner Geheimnisse war der Ausdruck höchster Entschlossenheit.

Benno sah in den Fächern einen leeren Raum, der künftig seinem Schicksal bestimmt sein konnte. Bertinazzi schrieb verschiedene Adressen auf, die ihm Benno gab und wieder andere, die dieser für Mittheilungen an ihn empfing. Dann verbrannte er vor Benno's Augen alles, was Benno selbst geschrieben hatte, auch seine Visitenkarte. Hierauf legte er ihm das Formular eines Eides vor und gab ihm als Erkennungszeichen des dritten Grades einen gußeisernen Ring, den er auf den kleinen Finger der linken Hand Benno's anpaßte mit den Worten: Ein Stück der gebrochenen Sklavenkette der Welt! Ich werde Sie den Versammelten unter dem Namen Spartakus vorstellen —! Auch Spartakus, der zuerst in Italien das Wort: Freiheit! ausgesprochen, war ein Fremder. Den Eid müssen Sie in der Loge selbst leisten. Lesen Sie ihn zuvor!

Benno nahm ein Papier, das ein Gelöbniß enthielt, dem „Jungen Italien" als ein „Wissender" zu dienen — mit Leib und Seele, mit Wort und That, mit der Spitze des Schwerts im offenen Kampf, mit dem Beistand bürgerlicher Hülfsmittel bis zum Betrag des vierten Theils seines eigenen Vermögens — endlich mit steter Werbung zur Mehrung des Bundes. Alles das auf die Unabhängigkeit Italiens von fremder Herrschaft, Einheit im allgemeinen, Freiheit im besondern. Die republikanische Form blieb unerwähnt. Der Eid wurde auf christliche Symbole geleistet.

Es gibt eine Partei, sagte Bertinazzi, welche den Schwur,

der nur allein auf den Todtenkopf geleistet werden soll, vorziehen möchte.

In Benno's Ohr klang das Wort des alten Chorherrn wieder, der ihm in Wien gesagt: Das Kreuz des Erlösers wird die Reform immer noch mittragen müssen! Auch Bonaventura dachte so. Ihm selbst waren all diese Formeln gleichgültig.

Nun erschloß Bertinazzi einen andern Schrank und nahm ein Hemd der Todtenbruderschaft heraus, ein weißes, dazu eine gleichfarbige Kopfverhüllung — nur mit zwei Oeffnungen für die Augen und einer für den Mund. Nehmen Sie diese Kleidung! sprach er. Legen Sie sie inzwischen an! Wenn Sie eine Klingel hören, treten Sie in diese Thür, durch welche ich Sie jetzt verlasse, um in die Loge zu gehen. Sie haben Zeit genug, sich umzukleiden. Niemand wird Sie erkennen. Ich führe Sie unter dem Namen „Spartakus" ein.

Bertinazzi ging und ließ Benno allein.

Benno legte die Tracht an — sie erschien ihm — sein Todtenhemd. Der Schlag der Stunden von den Thürmen klang nicht so geheimnißvoll, wie der leise, singende Ton einer Pendeluhr über dem Spiegel, den Bertinazzi wieder an seine alte Stelle gehängt hatte.

Ob du deinen Begleiter von der Tiber finden wirst? dachte Benno und sah seine völlig unerkennbare Gestalt im Spiegel. Es war ihm, als gliche er erst jetzt dem Hamlet, erst jetzt dem Brutus. Er schöpfte Muth — nicht blos für den nächsten Augenblick, sondern für morgen, für alles, was die Zukunft in ihrem Schose trug.

Die Klingel erscholl. Benno öffnete die Thür. Anfangs nahm ihn ein Gemach auf, das des Advocaten Schlafzimmer schien. Ein grünseidener Vorhang trennte den kleinen Raum in zwei Theile. Eine Lampe zeigte ihm die Thür, die er noch mit

seinem flatternden Kleide zu durchschreiten hatte. Vor seinem gespenstischen Bilde, das ihm ein anderer Spiegel zurückwarf, erschrak er selbst.

Nun betrat er einen hellerleuchteten Saal, wo um einen Tisch, auf dem sich ein Crucifix, ein Todtenkopf und ein Rosenkranz befanden, auf Stühlen im Kreise eine Anzahl der wunderlichsten Gestalten saß. Alle, die Benno das Haus hatte betreten sehen: Todtenbrüder, wie er selbst, Mönche in Kutten, einige als Bettler, andere als Kohlenbrenner, die Unverhüllten mit schwarzen Masken. Bertinazzi war allen erkennbar in seiner gewöhnlichen Haustracht geblieben.

Schwarze Todtenbrüder erblickte er zwei. Benno konnte den, mit welchem er über die Tiber gefahren war, nicht sogleich von dem andern unterscheiden.

Bertinazzi begann, man möchte das Omen nicht übel deuten, daß sie ihrer dreizehn wären. Der vierzehnte fehle einer Reise wegen. Doch auch unser Spartakus — wandte er sich zu Benno — ist vorurtheilslos genug, einen Aberglauben zu verachten, der nur die Thoren schrecken kann.

Benno konnte sich nicht von dem Eindruck dieser Voraussetzung bei den Genossen des nächtlichen Rathes überzeugen. Ihre Mienen blieben ihm verborgen.

Inzwischen hatte er sich gerade einem Sessel gegenüber gesetzt, auf welchem er die äußere Gestalt des Todtenbruders zu erkennen glaubte, mit dem er über die Tiber gefahren. Dieser selbst konnte nicht im mindesten annehmen, daß ihm gegenüber sein Mitpassagier saß. Bertinazzi hatte niemand sagen dürfen, wer Spartakus war.

Den Schwur leistete Benno, indem er sich an den Tisch stellte und die ihm schon bekannten Worte, die ihm von Bertinazzi jetzt noch einmal vorgesagt wurden, mit einem Ja! bekräftigte.

Das Kreuz war ein Symbol der Leiden, die man für seine Ueberzeugung nicht abzulehnen gelobte; der Todtenkopf drückte die Verachtung jedes Erdenlooses aus, falls die gemeinschaftlichen Hoffnungen scheitern sollten; der Rosenkranz bezeichnete all die Freuden, die im Siege der Freiheit lägen. Auch die Bewillkommnung durch die übrigen sprach Bertinazzi vor und überließ den Anwesenden nur die Bekräftigung durch ein Ja!

Die nächste Verhandlung knüpfte sich an einen während Bertinazzi's Abwesenheit ausgebrochenen Streit. Diese Männer schienen nicht mehr das volle Bedürfniß zu haben, sich gegenseitig unbekannt zu bleiben, obgleich die Masken und Umhüllungen die Stimme dämpften und veränderten. Man sprach nach dem Act der Aufnahme eines neuen Mitgliedes lebhaft durcheinander. Kaum eingetreten, sah Benno in der Einheit schon die Verschiedenheit. Die schönen italienischen Laute wurden mit Reinheit gesprochen, ein Beweis für die Bildung der Genossen. Der Gedanke an den Fürsten Corsini kehrte Benno wieder. Er erwartete die Stimme zu hören, deren Klang er nicht vergessen konnte.

Aber die schwarzen Todtenbrüder Benno gegenüber enthielten sich ihrerseits des Austausches der Meinungen, die über manches nicht die gleichen waren, ganz wie schon Bertinazzi angedeutet hatte. In der That schien man über die Brüder Bandiera gesprochen zu haben. Benno glaubte von einer Aenderung der Pläne der Brüder zu hören. Mehrfach wurden die Jesuiten genannt.

Ein wie ein Kohlenbrenner Gekleideter und demnach wol ein alter Carbonaro stieß einen Stab auf den Fußboden und sagte, die Maske nur lose mit der Hand haltend: Und noch gibt es Stimmen, die das Heil Italiens, ja der Welt von Rom erwarten? Diese dreifache Tiara soll der Friedens- und Freiheits-

hut der Völker werden? Die Schlüssel Petri sollen die Zukunft der Menschheit erschließen? Ehe nicht der letzte Beichtstuhl der Peterskirche verbrannt ist, kann über die Erde kein Friede kommen —!

Wie immer schüttet Ihr das Kind mit dem Bade aus! hieß es unter einer der mehreren, diese Meinung abwehrenden Kapuzen.

Und Ihr könnt Euch nicht trennen von dem Blendzauber Euerer Theorieen! fuhr der Kohlenbrenner fort.

Sagt vielmehr, nicht von den Beweisen der Geschichte! erwiderte sein Gegner.

Das Vergangene! sprach der Kohlenbrenner erregter. Ha, die Abendröthe ist schön, sie verklärt zuweilen einen stürmischen Regentag; aber sie geht der Nacht voran. Wo Ihr hinseht, leidet die Menschheit an der Macht und an dem Einfluß, den sie noch dem römischen Zauberwesen gestattet! Von dem Tag an, wo sich ein einziger Bischof über die Rechte der andern erheben konnte, gestützt auf das alte Ansehen Roms und auf so manche Fälschung, welche der Uebermuth damals schon wagte, hat das Christenthum seine Segnungen für die Menschheit verloren. Was die Christuslehre der Menschheit brachte, ist allmählich für unsere Zeit wie Lesen, Schreiben, Rechnen ein Erforderniß der allgemeinen Bildung geworden; die Institutionen, die uns die Herkunft dieser Bildung, ewig ihre erste Geburt gegenwärtig erhalten wollen, sind das Verderben der Jahrhunderte. Einen Hirten empfehlt Ihr mit Wölfen statt treuer Hunde? Einen Hohenpriester mit Scheiterhaufen und Schaffoten? Wir Römer, wir gerade müssen die Welt zum dritten mal erobern, erobern durch die Vernichtung der Hierarchie! Durch einen einzigen Messerschnitt müssen wir vollbringen, was Europa durch Tausende von Büchern, Kathedern, Kanzeln nicht hervorbringen konnte! Wir kennen das Papstthum nur als eine weltliche Behörde; als solche

muß sie fallen; mit ihr fallen müssen die Cardinäle, die Generale der Orden, die höchsten und mittelsten und untersten Spitzen dieser Anstalten der Verdunkelung — erst dann ist die christliche Welt erlöst! Kommt uns nicht diese Losung von unsern Obern, so ist alle Mühe vergebens! Ihr seht's an der ruchlosen Intrigue von Porto d'Ascoli —

Benno konnte die leidenschaftliche Rede nicht mit der ihm auf der Lippe schwebenden Frage unterbrechen, was in Porto d'Ascoli geschehen wäre. Mehrere Stimmen riefen durcheinander: Sie wird kommen!

Sie wird kommen und ihr Erfolg wird dennoch ausbleiben! sprach zur Widerlegung des Kohlenbrenners mit einer feinen, eleganten Betonung eine andere Maske, deren äußere Tracht einen Kapuziner vorstellte. Ist der Sitz des Papstthums nicht schon einmal in Avignon gewesen? War nicht Napoleon der Schöpfer eines weltlichen Königthums von Rom? Mit je größerer Demüthigung die dreifache Krone getragen wird, mit desto hellerem Heiligenschein umgibt sich die Theokratie. Die Menschheit sieht nun einmal im Papstthum einen zum ersten Königsrang Erwählten aus dem Volke und kehrt immer wieder darauf zurück. Sie sieht einen Monarchen, den nur seine Tugenden auf den Thron beriefen. Sie hat an ihm einen Beistand gegen die Mächtigen der Erde. Napoleon ras'te gegen Pius und Pius sprach ruhig: Du Komödienspieler! Als Napoleon noch heftiger tobte und mit dem Aeußersten drohte, sagte er noch verächtlicher, wenn auch mit gesteigertem Schmerz: Du Tragödienspieler! Wenn den Papst der Despotismus tödtet, so bietet er ruhig die offene Brust; der Begriff lebt wieder auf in seinem Nachfolger. Aendert die Gesetze Roms, bessert die Sitten, laßt den apostolischen Stuhl theilnehmen an allen Fortschritten der Zeit, macht unmöglich, daß die Greuel von Porto d'Ascoli die Kunst des

Regiments in Italien heißen und wieder ein Segen kann der Menschheit werden, was man jetzt nur zu voreilig ihren Fluch nennt!

Benno staunte der Dinge, die in Porto d'Ascoli vorgefallen sein mußten. Wenn er nun auch zu fragen gewagt hätte — so war die Aufregung der Streitenden ein Hinderniß. Sie war zu groß geworden.

Ich höre die träumerische Weisheit eures gemäßigten Fortschritts! sprach der Kohlenbrenner von vorhin.

Und von den beiden schwarz verhüllten Leichenbrüdern fiel der eine jetzt, ihn unterstützend, ein: So habt ihr seit dreißig Jahren für die Freiheit Italiens declamirt, geschrieben, gedichtet, gewinselt, gebetet! Das sind die frommen Wünsche eurer freisinnigen Barone, eurer aufgeklärten Bischöfe! Da soll das Weihwasser nur von unreinen Bestandtheilen gesäubert, der Katholicismus nur wahrhaft zu einem Liebesbund der Menschheit erhoben werden. Und in dieser Gestalt behaltet ihr alles, was ein Fluch der Menschheit geworden ist! Ihr behaltet die Gebundenheit der Gewissen, die Gelübde, die Unfreiheit des menschlichen Willens — alles, wovon eine kurze Weile die Praxis einen milden Sonnenschein verbreiten kann, aber auf die Länge wird alles wieder wie die schwarze dunkle Nacht werden! Ihr wollt die Hierarchie, Rom und die Cardinäle — nur nicht die Jesuiten mehr? Werdet ihr die allein ausrotten können? Wodurch? Durch ein Verbot? Wenn alles übrige bleibt? Hat das Zeitalter der Aufklärung, hat Voltaire sie ausrotten können? Ich spreche nicht von dem Gift, an dem ein Ganganelli starb; ich spreche von jener List, die aus Wölfen Schafe machte, von jener List, die sich der Menschheit so unentbehrlich zu geben wußte, daß sogar die aufgeklärtesten Staaten, Borussia unter Friedrich, Russia unter Katharina, die Jesuiten als Lehrer beriefen! Sie sind unvertilgbar durch das

Princip der Wissenschaft, dessen Lüge sie als Fahne aufstecken. Ob sie nun diesen oder jenen Namen tragen, sie bleiben unvertilgbar, solange überhaupt unsere Kirche besteht! Diese katholische Kirche, unter deren heiligster Oriflamme Menschen wie Grizzifalcone für den Bestand des apostolischen Stuhls wirken durften!

Der Sprecher war nicht der Mitpassagier von der Tiber gewesen. Nun war es also der, welcher fortdauernd schwieg. Brütend sah dieser vor sich hin, blieb unbeweglich und zog nur zuweilen seinen Fuß in die schwarze weite Umhüllung zurück und streckte ihn dann wieder vor. Letztere Geberde wiederholte sich, je lebhafter der Streit wurde.

Wollt ihr deshalb die katholische Kirche zerstören? riefen mehrere Stimmen auf einmal.

Eine andere setzte hinzu: Sie ist wenigstens dem Italiener nicht zu nehmen. Schreibt das nach London, wo man glaubt uns protestantisch machen zu können!

Wer will das? riefen andere Stimmen und unter ihnen auch heftigste die des Kohlenbrenners.

Der Italiener, fuhr der letzte Sprecher für die Kirche fort, ist und bleibt Katholik. Ich sage nicht: Geht und seht das Volk sich beugen vor einer Mumie, die es anbetet! Geht und seht den Aberglauben, der die Stufen der heiligen Treppe mit den Knieen hinaufrutscht! Seht, sag' ich nur, den Schmerz, der sich einer ganzen Stadt bemächtigen konnte, als ihm ein geliebtes Marienbild abhanden kam! Ich finde den Aberglauben überall, selbst bei Sokrates, der an seinen Dämon, selbst bei Voltaire, der an sich selbst glaubte. Nicht an sich selbst zu glauben, das ist der Katholicismus, der unausrottbar ist, solange das Christenthum die Lehre von einem Mittler zwischen Gott und dem Menschen aufstellt. Hat Italien irgendeinen politischen Reformator gehabt, den ihr euch ohne Verehrung vor dem Mysterium der

Messe denken könnt? Selbst Savonarola war kein Huß und kein Luther. Der frostige Gedanke des Zweifels konnte nie die Oberherrschaft über Gemüther gewinnen, die nur Phantasie und Leidenschaft sind. Und wo sich nun der Katholicismus nicht ausrotten läßt, da —

Da ließe sich nicht die Hierarchie ausrotten? riefen andere Stimmen. Das bestreiten wir!

Rom ist das reine Priesterthum — fuhr der Vertheidiger der Hierarchie fort und ließ sich nicht irre machen. Rom kann der Duft, der höchste Auszug des katholischen Priesterthums bleiben. Alles, was für die schweren Pflichten des katholischen Priesters seine Belohnung, seine Erquickung, sein Entzücken ist, ist der Blick auf die Würden, die er erklimmen kann — auf das letzte Ziel, das ihm vom Tabernakel der Peterskirche in Rom leuchtet. Die Theokratie ist kein Gedanke der Macht, der Herrschaft, kein Gedanke der reinen Aeußerlichkeit und Weltlichkeit — sie ist —

Ein Wahngebilde der Phantasten! Ein Schlupfwinkel der Räuber und Mörder! donnerte der Kohlenbrenner. Wie könnt ihr von einem geläuterten Papstthum sprechen! Wie könnt ihr den Papst an die Spitze unserer Reform stellen! Das wird vielleicht die Frauen gewinnen, die weichmüthigen Seelen, aber nie gibt es ein Fundament für die Hoffnungen Italiens. Ein Menschenalter verrinnt und wieder tauchen Ceccones und Fefelottis auf — Sie, die beiden Arme des Papstthums, die sich verschränken konnten in Thaten, wie dieser teuflische Plan gegen die Brüder Bandiera war —

Die Bandiera? sprach jetzt Benno laut und vernehmlich dazwischen.

Die streitenden Principien — den Kampf der Lehren Gioberti's und Mazzini's — verstand er, aber die gegenwärtige Veranlassung zur Erneuerung dieses Streites blieb ihm fremd.

Alle wandten sich. Benno war es fast, als regte sich sein Gegenüber, der zweite der schwarzen Leichenbrüder, noch lebhafter als bisher.

Aber die stürmende Rede des Kohlenbrenners übertönte alles — auch eine Antwort auf Benno's Frage. Rom bleibt so lange das Verderben der Welt, fuhr dieser fort, als seine Gestalt nicht eine rein weltliche, der geistliche Hof für immer aufgehoben wird. Ich bin im Princip für die Republik. Doch ich werde gegen sie sein müssen, weil leider sie es ist, die, auf die Massen und deren geringe Bildung gebaut, uns immer und immer wieder in Rom die Macht der Päpste zurückgeführt hat. Ich muß aus praktischen Gründen gegen sie sein. Wir müssen nach Rom ein weltliches Königthum in den Formen der Neuzeit verpflanzen. Ha, die Könige! Die, die ich so liebe, und besonders die, die mit der Lüge der constitutionellen Formen gekräftigt sind, die wissen sich auszudehnen und zu befestigen —! Das sind Schmarotzerpflanzen, die Boden und Luft brauchen und beides nur zu bald gewinnen werden —! Die pflanzen an die Stelle der geistlichen Legitimität ihre weltliche; die sorgen für ihr Geschlecht, für die, welche ihm dienen —! Wir müssen Rom einem Könige schenken, selbst wenn keiner die Hand danach ausstreckt! Wir müssen ihm den Köder unserer eigenen Freiheit bieten, die wir ihm eine Weile opfern! Ich gebe Rom an den, der das Meiste bietet und das Wenigste verlangt. Dem Türken, wenn er es begehrt! Nur nicht einem Volkstribunen, der sich bisjetzt nur noch durch den Aberglauben der Masse hat halten können und zuletzt so regiert, wie die Ceccones regierten — durch die Räuber. In hundert Jahren hat der Italiener eine Bildung und Erziehung gewonnen, dann —

Zwei Anhänger der Republik — einer darunter hatte deutlich die Stimme eines Buonaparte, den noch vor kurzem Benno

an Rucca's Tafel gesehen — stellten diese retrogade Wendung, die auch noch jetzt die Republik nehmen würde, in Abrede. Die Mehrzahl widersprach aber allen diesen Anschauungen. Sie blieb bei dem Glauben, daß gerade durch die dreifache Krone Italiens Zukunft am ehesten gewinnen würde. Die Fürsten böten keine Bürgschaft. Die Läuterung des Papstthums von seinen unreinen Elementen, die Sicherung einer bessern Wahl der Umgebungen des Heiligen Vaters, die Auflösung des Jesuitenordens schien der Mehrzahl die sicherste Aussicht für die Verwirklichung ihrer Hoffnungen. Ueber die nothwendige Abwehr der Fremden waren alle einig. Diejenigen, die der Hierarchie überhaupt, dem Priesterwesen und der katholischen Kirche abgeneigt waren, blieben in der Minderzahl. Und jetzt lachten alle darüber, daß in Italien besonders erhebliche Wirkungen durch Volksunterricht, Verbesserung der Schulen, die Verbreitung nützlicher Schriften zu erreichen wären.

Benno sah, daß er sich unter Männern der höheren Gesellschaft befand, die sich in der Mehrzahl noch vor äußersten Schritten hüteten. Die Idee des Papstthums möglichst von weltlichem Einflusse zu reinigen, die nächst bevorstehende Wahl auf einen Italiener voll Nationalgefühl und politischer Aufklärung zu lenken, die Cardinäle, die jetzt den meisten Einfluß hätten, unschädlich zu machen und den Volksgeist so zu beleben, daß er an allem, was zur Erhebung Italiens geschähe, ein Interesse nähme — das blieb die Losung der Majorität. Unter den Hoffnungen für die Papstwahl wurde auch Cardinal Ambrosi genannt, den freilich wieder andere eine Creatur der Intriguanten und Tyrannen nannten. La morte a Ceccone! La morte a Fefelotti! war die Schlußbekräftigung. Dieser Ausruf kam einstimmig. „Tod" drückte hier eine moralische Verurtheilung, wie unser Pereat! — keine Losung zum Morde aus.

Dennoch folgte Todtenstille.

Jetzt fragte Benno, was den Unwillen der Versammlung in Betreff Porto d'Ascoli's und der Brüder Bandiera veranlaßt hätte. Er hatte nicht verstellt, wenn auch leise, gesprochen.

Alle horchten dem wohllautenden Klang der Stimme des neuen „Spartakus".

Bertinazzi nahm das Wort und sagte: Die Brüder Bandiera werden nicht in den Kirchenstaat einfallen.

Das überrascht mich! sprach Benno voll freudiger Wallung überlaut und vergessend, seine Stimme zu verändern.

Bertinazzi reichte Benno einen Brief Attilio's. Benno übersah ihn. Jede Zeile bekundete seine Echtheit.

Lest ihn! sprach Bertinazzi. Ihr seid neu in unserm Kreise und wißt nicht, wie tief Rom und die Welt, die sich noch von Rom beherrschen läßt, gesunken sind.

Benno las mit starrem Auge. Seine Hand zitterte. Ceccone, Olympia entschieden also nicht über das Leben der Freunde —?

Inzwischen ließ Bertinazzi einige Schriften circuliren und theilte an jeden ein Exemplar aus. Benno war seiner fieberhaften Erregung solange allein überlassen. Er las, daß die Lenker des Kirchenstaats gemeinschaftlich mit den Jesuiten einen Plan angezettelt hatten, demzufolge die „Verjüngung Italiens" als der Wunsch — nur der Räuber und Mörder erscheinen sollte! Grizzifalcone war ausersehen worden, dies Werk in Ausführung zu bringen.*) Bis nach London hin verzweigte sich eine falsche Fährte, durch welche die Verschwörer in die Lage kommen sollten, Bundesgenossen nur der Schmuggler und der Räuber zu werden. Man hatte vom Vatican aus eine falsche Correspondenz mit Korfu angezettelt, um das dortige Comité glauben zu machen, an der Küste des Adriatischen Meers,

*) Thatsache.

in Porto d'Ascoli, wäre alles reif, eine Invasion zu unterstützen. Während der alte Principe Rucca nur seine Zölle im Auge hatte, richtete Ceccone seine Blicke weiter. Auch ihm war das Erscheinen des Räubers in der Hauptstadt der Christenheit willkommen. Auch seine Verhandlungen mit ihm, die gleichfalls jener Pilger geleitet hatte, bezweckten eine große Anerkennung des Reuigen. Die Liste, deren wesentlichen Inhalt er lange schon vor dem alten Rucca kannte, sollte den Schrecken, den Grizzifalcone's Verrath unter den Zollbedienten und Schmugglern verbreiten mußte, zum Verderben der Revolution ausbeuten. Ceccone ließ die Ortschaften, wo, wie ihm durch londoner Verrath bekannt geworden, die Brüder Bandiera landen sollten, so durch die Anzeigen, die dem Fürsten Rucca gemacht wurden, einschüchtern, daß die Räuber, die Schmuggler, die Zollbediente die Fahne des Aufstands als Hülfe und Rettung begrüßen mußten. Wie diese Elemente die Revolution verstehen würden, lag auf der Hand. Hier konnte nur Mord, Brand, Plünderung im Gefolge der dreifarbigen Fahne gehen. Die reinsten, edelsten Zwecke mußten von Brandschatzungen, lodernden Flammen, Zerstörung der Wohnstätten des Friedens begleitet sein. Dies Mittel, die Revolution zu entstellen, hatte man in Europa schon überall anzuwenden begonnen. Die Bauern Galiziens, entlassene Sträflinge hatten Mord und Brand über Paläste und Hütten verbreitet. Was Szela, der Schreckliche, später in den Eichen- und Graswäldern des östlichen Oesterreich wurde, sollte schon Grizzifalcone in der Romagna sein. Den Communismus schürten die Jesuiten, alle Extreme der freien Ideen förderten sie, um die öffentliche Meinung vor den Neuerungen zu erschrecken. Im Kirchenstaat sollten alle, die durch das Strafgericht Rucca's bedroht waren, auf das Signal warten, die Fackel der Anarchie zu schwingen. Fermo,

Ascoli, Macerata sollten in Feuer aufgehen. Italien sollte sich mit Schaudern von Freiheitsbewegungen abwenden, die für die Welt solche Schrecken brachten. Aus dem ergreifenden Gemälde dieser von den Cardinälen der Christenheit, von den Rathgebern des Heiligsten der Heiligen angezettelten Intrigue erhob sich der Protest Attilio's Bandiera, wie die Taube weiß und rein am dunkeln Gewitterhimmel aufsteigt — Attilio erklärte, noch zeitig genug gewarnt worden zu sein.

Wie Benno mit bebenden Lippen diesen Protest gelesen und gesehen hatte, daß sich die Losung verändert hatte — wie er gelesen, daß eine Schar von entschlossenen Männern den Versuch machen würde, von Calabrien aus nach Neapel vorzudringen — wie der Silaswald genannt wurde — ja wie sich ihm ein Flor vors Auge legte — als die Namen Frà Hubertus — Frà Federigo auf dem Papier wie Irrlichter auf dunkelm Moore tanzten — wie er ein Wort von einem „abgesandten Franciscanerbruder" noch mit den letzten Stunden in San-Pietro in Montorio in Verbindung bringen konnte und — ihn die Aufklärung über alles zu belohnen schien, was Bonaventura's nächste und peinlichste Sorge war, da hörte plötzlich sein Ohr ein dumpfes Murmeln um sich her. Er blickte auf. Die Männer waren schon vorher aufgestanden. Jetzt befanden sie sich in einer Gruppe. Der schwarze Todtenbruder stand mitten unter ihnen in heftiger Gesticulation. Bertinazzi bat um Ruhe. Vergebens. Das Durcheinanderflüstern mehrte sich. Timoleon! rief Bertinazzi. Nehmen wir unsere Plätze ein! Nein, nein! riefen andere. Laßt Timoleon reden!

Der schwarze Todtenbruder schien ungern lauter zu sprechen. Doch er mußte nun es thun. Alles stand erwartungsvoll.

Ich hatte nur die Absicht — — eine neue Loge zu stiften . . . sagte er dumpf und hohl.

Benno hörte die Stimme von dem Nachen. Die Augen des Sprechers funkelten unheimlich durch die beiden Lücken seiner Kapuze. Sie waren auf Bertinazzi gerichtet, der mit diesem Wunsch einer neuen Logenbildung nicht einverstanden schien und beschwichtigend rief: Laßt das! Laßt das!

In diesem Augenblick streifte ein Rockärmel Benno's Wange.

Der Freund der Päpste, der Kapuziner war es, der seine Hand ausgestreckt hatte, Attilio's Brief ergriff und das Papier in die Flamme eines der Lichter hielt.

Benno, betäubt noch von dem nicht vollständig überlesenen Inhalt, erbebend vor dem Anblick der Namen, die sein Innerstes erfüllten — vor dem Silaswald, in dessen Nähe jetzt, an Punta dell' Allice, die Invasion stattfinden sollte — zu gleicher Zeit mit einer Erhebung in Sicilien und Genua — Benno wollte dies Beginnen, ein Zeichen wol gar des Mistrauens gegen ihn, verhindern und sprach: Soll ich diesen Brief nicht so gut kennen wie ihr?

Da hatte die Flamme schon den Brief verzehrt. Benno sah, daß das Flüstern vorhin, dies Entziehen des Briefes aus dem Erkennen seiner Stimme durch den schwarzen Todtenbruder entstanden war. Er richtete vor Aufregung seine Augen so zu Bertinazzi hinüber, daß diese wie Flammen ihm entgegenglühen mußten. Denn auch ihm war der Ton seines Anklägers immer bekannter geworden. Es fehlte nur noch ein einziges mal, daß jener sprach, und ein unglaublicher Name, der Name eines offenbaren Verräthers, brannte ihm auf der Zunge.

Bertinazzi hatte sich in der That zu seinem Beistand erhoben. Wieder drangen die Stimmen in den Leichenbruder, zu reden. Dumpf sprach dieser: Wir sind in diesem Augenblick zu dreizehn. Der vierzehnte, unser Franciscaner, fehlt. Wir dürfen eine neue

Loge bilden. Ja, das will ich auch. Ich thu' es. Die dazu nothwendigen Zwölf werd' ich finden —

Benno starrte den Sprecher an. Er wußte jetzt, wer gesprochen — —

Dann ist Bertinazzi's Loge verpflichtet, Euch eine Hülfe zu geben! sprach der Kapuziner.

Einer von uns trete zu Timoleon's neuer Loge! riefen mehrere.

Loost! Loost! . . . erscholl es von anderer Seite.

Warum loosen! erwiderte der schwarze Todtenbruder, der den Namen „Timoleon" führte. Ich nehme jeden von euch, der sich freiwillig dazu erbietet — nur — nicht — euern Spartakus da!

Wieder sprangen alle von ihren Sitzen. Was vorhin nur einzelnen angedeutet worden zu sein schien, erscholl nun vor aller Ohr. Die Verschworenen zogen dichter ihre Hüllen vor die Augen. Sie traten auf Benno zu. Schon streckten sich einige Hände nach seiner Kopfverhüllung.

Zurück! rief Bertinazzi mit einer Stimme, die an den Wänden widerhallte. Ich bürge für Spartakus!

Für einen Verräther?! Einen Deutschen?! Einen Spion Oesterreichs?! rief Timoleon.

Verräther — ich? Graf Sarzana! Wer ist hier — der Verräther?

Sarzana! rief die Loge voll Entsetzen.

Ein Augenblick und vier, fünf Dolche blitzten auf. Sie blitzten nicht nur Spartakus, sondern auch Timoleon entgegen. Der Name „Sarzana" klang geradezu wie: Eine Creatur Ceccone's! Kaum hatte auch Benno jetzt noch den Beistand des Meisters der Loge für sich. Einen Namen zu nennen war ein Bruch der Gesetze. Bertinazzi trat den gezückten Dolchen entgegen und rief: Die Loge ist aufgelöst! Friede! Friede! Friede!

Die Lichter wurden ausgelöscht.

Eine kraftvolle Hand drängte Benno aus dem wilden Tumult. Eine Thür sprang auf. Mit dem Ausruf: Unglücklicher! stieß ihn sein Retter — der Kohlenbrenner, wie Benno zu erkennen glaubte — in das Dunkel eines engen Corridors.

Ein Augenblick der Besinnung folgte. Benno griff nach einer der kleinen Wachskerzen, die er in der Tasche trug. Damit tastete er vorwärts, um eine Mauer zu finden, woran er das Wachslicht durch Anstreifen entzünden konnte.

Er fand sie; er hatte Licht, er blickte um sich. Aber am Ende des langen Corridors stand auch — ein Trupp Gensdarmen, der sich mit angeschlagenen Carabinern lautlos auf die Loge zu in Bewegung setzte.

Ende des siebenten Buchs.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Neunter Band.

Der Zauberer von Rom.

Neunter Band.

Der

Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

Neunter Band.
(Siebzehntes und achtzehntes Bändchen.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1869.

Achtes Buch.

1.

Ein mit fünf Rossen bespannter Reisewagen windet sich mühsam die Höhen eines kahlen Gebirges hinan. Es ist die Straße, die von Nizza über den Col de Tende nach Piemont führt.

Kreidige Felsen, Reste vulkanischer Zerstörungen, heben sich schimmerndhell vom tiefblauen Himmel ab. Immer lebloser wird die Vegetation, je näher man dem höchsten Kamm der Seealpen kommt, die sich vom mächtigen Rückgrat der Schweizer und Savoyer Alpen abzweigen. Noch jetzt, am Ende des Juni, liegt in einzelnen versteckten Spalten, die ein schneidend scharfer Wind bestreicht, Schnee.

Von Sospello waren die Passagiere zeitig aufgebrochen. Sie hatten Vorspann nehmen müssen. Bald verließen sie den Wagen, um den Pferden die Last zu erleichtern. Drei rüstig zuschreitende Frauen schienen an Anstrengungen gewöhnt. Ein Kind, das bald ermüdete, ließ man wieder einsitzen. Die beiden Männer schritten anfangs mit wetteifernder Ausdauer.

Bald aber ermüdete auch von ihnen der eine. Ein heftiger Husten zwang ihn, öfters still zu stehen. Die übrigen machten ihm Vorwürfe über die Anstrengungen, die er sich zumuthete. Er lächelte eine Weile, schüttelte den Kopf, deutete an, es würde gehen, aber zuletzt zwang man ihn, in den Wagen zu steigen. In einen grauen Leibrock mit Metallknöpfen gekleidet, schien er

ein Diener zu sein — ein darüber gezogenes weißes Staubhemd flatterte im Winde.

Im Wagen nahm er das etwa dreijährige Kind, ein heiteres, schwarzäugiges Mädchen, auf den Schoos. Eine der Frauen — man hätte sie für die Zofe der beiden andern Damen halten sollen — ging im ärgsten Staube neben dem Schlage des Wagens einher und reichte zuweilen die Hand hinauf, welche der Kranke dann mit Liebe drückte, während gleichzeitig ein sanfter Blick seines Auges auf die Frauen deutete, damit seine Begleiterin diese nicht aus dem Auge verlöre.

Jene aber nahmen die kürzeren Wege und kletterten wie die Ziegen, die in Scharen auf den kahlen Höhlen die wenigen Stellen suchten, wo die Vegetation von ihren üppigsten Entfaltungen, von denen die Reisenden noch gestern begleitet waren, in letzten Kräutern und Grashalmen erstarb. Gestern noch Oliven, Gärten voll Orangen, Gebüsche von Myrten, hier und da die einsam träumende Dattelpalme, noch in Sospello die nächsten Anhöhen von Kastanien bewaldet — jetzt aber schon seit einer Wanderung von zwei Stunden nichts als niedriges Buschwerk und selbst die Alpenflora durch die große Trockenheit des Bodens gehindert. Nur hier und da leuchtete das schöne Himmelblau der Genzianen.

Die beiden Frauen, in breitrandigen, am Kinn befestigten sogenannten „Nizzahüten“, deren Strohgeflecht fest genug ist, um von den jeweiligen Windstößen nicht bald diese, bald jene Gestalt zu erhalten, sammeln dem Kinde, der kleinen Erdmuthe, was sie allenfalls an blauen, hier und da auch noch weißen und rosenrothen Blumen entdecken können.

Die Alpenrose findet sich hier nicht, sagte die ältere und kleinere Dame; sie muß mehr Schnee und Eis haben, um fortzukommen.

Vielleicht jenseits — auf dem niedergehenden Abhang — entgegnete die jüngere und nickte vertröstend der Kleinen zu, die verlangend von der Straße her aus dem Wagen ihr Händchen streckte, an ihrem hastigen Begehren durch den Fahrenden gehindert, der sie auf seinem Schoose schaukelte.

Der Arme! Wie er hustet! seufzte die ältere der Frauen mit Hindeutung auf den Mann im weißen Staubhemd. Sie fügte hinzu: Er hätte gar nicht aussteigen sollen.

Auch die Nähe eines Kranken kann bald zur Gewöhnung werden. Sogar ein hoffnungsloser Zustand wird zuletzt mit Ergebung in die einmal nicht zu ändernde Lebensordnung seiner Umgebungen hingenommen.

Auf den schottischen Hochgebirgen fand ich, wie hier am Mittelmeer, nahm die jüngere mit Beziehung auf die fehlende Alpenrose wieder die frühere Aeußerung auf, ganz die gleichen Blumen. Dieselben Formen haben sie, dieselben Farben. Auch die langen Wurzeln, mit denen sie sich festklammern müssen, um den Stürmen zu trotzen. Die Stiele sind immer kurz. Keine wagt sich zu sehr über den schützenden Boden hinaus. Und siehe da! Die kleinen Sternblümchen sind hier auch schon verwelkt! Alles wie in Schottland. Ein kurzer schöner Frühling — kein Sommer — gleich der Winter —!

Die Mutter, die wir an ihren grauen Locken als Monika von Hülleshoven erkennen, war an sich schon vor Erwartung des Ziels dieser Wanderung tiefbewegt. Noch heute konnte sie hoffen, endlich nach langer, langer Trennung die greise, dem Tode nahe Gräfin Erdmuthe von Salem-Camphausen auf Castellungo zu sehen, die Pathe da der kleinen Erdmuthe Hedemann. Mehr als zehn Jahre, nach den Tagen damals in der Residenz des nun auch schon zu seinen Vätern versammelten Kirchenfürsten, als die Gräfin so fest darauf gerechnet hatte, ihre geliebte Monika

würde schon den nächsten Frühling in Castellungo zubringen —! Was war nicht alles dazwischengekommen, bis sie die edle Greisin endlich auf ihrem schönen italienischen Schlosse wiedersah —! Nun ergriff sie noch Armgart's Wort: „Ein kurzer Frühling — ohne Sommer — gleich der Winter!" Auf wen paßte die Vergleichung mit diesem Leben der Alpenblumen mehr, als auf sie, die jetzt — achtundzwanzigjährige — unvermählte Armgart! Sie hatte sich mit den Jahren dem Vater da, der, um sich etwas zu verschnaufen, mit einem Ziegenhirten plaudert, nachgebildet, war in Wuchs gekommen und ein hochaufgeschossenes, schlankes Fräulein geworden, wofür sie nie Aussicht gegeben. Um so zarter und behender waren ihre Glieder geblieben. Der Kopf unter dem Strohhut war wol jetzt vom Steigen rosig erglüht; sonst sah ihr Antlitz bei weitem blasser aus, als in ihrer Jugend und als noch jetzt die Mutter aussieht, die an ihrer apfelgleichen Frische und Rüstigkeit wenig eingebüßt hat. Jenes ihr eigene halbe Lächeln mit den beiden schimmernd weißen Vorderzähnen hatte Armgart behalten, aber es gab ihr jetzt eher etwas Strenges; ihre schönen Augen waren ernst und fast ein wenig starr geworden. Eine Jungfrau, die mit ihren Hoffnungen abschließt, macht schmerzhafte Krisen der Seele durch.

Im übrigen würde Monika, die immer die Gegenwart und die nächste Pflicht im Auge behielt, kaum so in Rührung gekommen sein über diese Vergleichung. Noch in Sospello, wo sie den Berg taxirte und dem Posthalter, der drei Pferde Vorspann begehrte, eines als einen Misbrauch abgehandelt hatte, war sie wie immer laut und entschlossen gesprächsam gewesen.

Jetzt lag das Jenseits des hohen Kulms geheimnißvoll vorm Auge. Nun konnte sie nur mit Wehmuth auf Armgart sehen, die sich da und dort sorglos blickte — konnte sich nur sagen: Arme Alpenblume auch du! Auch du hattest einen schönen Mai-

und Wonnemond, dann sogleich den Herbst und vielleicht — den ewigen Winter —!

Armgart aber rief jetzt lachend: Fühlt ihr nun, daß der Col de Tende sich sehen lassen kann? Ich sagt' es ja gleich nach allem, was ich in Nizza davon erzählen hörte. Den Gipfel erreichen wir noch vor drei Stunden nicht. Seht ihr auch da oben noch das Haus? Da füttert der Postillon noch eine Stunde und auch wir werden ohne Collation nicht fortkommen.

Armgart schien die Ruhe und Ergebung selbst geworden zu sein. Sie war selbst um Paula und ihre liebe alte Gräfin, ihr ketzerisches „Großmütterchen", nicht aufgeregt, die auch sie seit zehn Jahren nicht gesehen hatte und dort — jenseits der kahlen Höhe morgen, eine Sterbende, finden sollte —! Und Paula —! Sogar von ihrer geliebtesten Freundin hatte das Leben und die bewegte Zeit sie verdrängen können und selbst im Geiste! Zu den bittern Kämpfen, die sie alle und zumal ihre Familie seit zehn Jahren durchgemacht, gehörte ein wehmüthiger, wenn auch unausgesprochener Zwiespalt Armgart's mit Paula, hervorgerufen durch die so mannichfache Verschiedenheit der Meinungen und Ueberzeugungen. Nächster Anlaß dieser Reise war keineswegs allein das dringende Bedürfniß, sich endlich wiederzusehen, sondern mehr noch der zufällige Umstand, daß Hedemann, der sich in einer bewegten Zeit dem Wohl des Obersten von Hülleshoven geopfert hatte, heftig an der Brust erkrankt war, Genf, wo der Oberst mit den Seinigen seit den letzten Jahren gewohnt hatte, erst mit Nizza vertauschte und dann in der Heimat seiner Porzia für immer zurückbleiben — und nun dort sterben wollte. Die Aerzte hatten ihn aufgegeben. Die Auflösung eines so kraftvoll gebauten Körpers ließ einen langen Kampf erwarten.

Ulrich von Hülleshoven, dessen Locken nun auch schon ergraut sind, schreitet wacker voraus. Seit Jahren begleitete ihn auf

solchen und ähnlichen Wanderungen immer derselbe mächtige Alpenstock. Er kehrte diesen jetzt um, hielt das Ende mit der eisernen Spitze oben und streckte den Griff seiner Frau und Tochter dar mit der scherzenden Aufforderung, sich festzuklammern, er wolle sie hinaufziehen. Armgart stemmte aber beide Hände an seinen Rücken, um im Gegentheil ihm hinaufzuhelfen. Vorwärts! Vorwärts! rief sie und ihre Kraft gab ihr noch das Zeugniß der Jugend.

Porzia unterhielt sich indessen mit dem Postillon über ihre endlich wieder begrüßte Heimat, wo sie die Aeltern nicht, die in Deutschland waren, nicht die alten Seidenwürmerkammern ihrer mütterlichen Hütte fand, die Pathin aber ihres Kindes, die edle Gräfin, die sie einst mit nach England genommen hatte. Die kleine Erdmuthe plauderte bald deutsch, bald italienisch. Da sie so viel vom Sterben hörte, fragte sie, ob es von hier in den Himmel ginge.

Da war nun alles so, wie es war und nicht anders sein konnte. Darum brannte die Sonne doch so drückend wie nur in jedem Juni, pfiff ein scharfer, der Hitze widersprechender Wind aus Nordost herüber — hüpften die Ziegen, zankten die Hirten, grüßten die über den Berg gekommenen Fuhrleute, die in zweiräderigen, maulthierbespannten Karren den guten Wein von Coni und Robillante nach diesseits führten, und — zankte auch wol Monika, die, als der Postillon am Wirthshaus wirklich hielt und die Locandiera auf die Bestellung einer Colazione lauerte, sagte: Das muß man den Leuten ganz abgewöhnen, den Reisenden immer ihren freien Willen rauben zu wollen! In Italien sollte man nur den Muth haben, in jeder Lage Ja! oder Nein! zu sagen.

Sie ließ der kleinen Erdmuthe nur Milch geben.

Mutter, entgegnete Armgart, milde lächelnd, dies Haus ist

in der Voraussetzung gebaut worden, daß man hier nach Eiern und Schinken, nach Wein und vielleicht selbst nach einem kalten Huhn frägt. Es zu bauen hat viel Mühe gekostet. Die Galerie da, die Thüren, die Verschläge sind von Holz und Holz wächst hier nicht. Unser Leben ist ja eine einzige große Verschwörung der verbündeten Menschheit gegen den Schöpfer, der uns so vieles doch gar, gar schwer gemacht hat, besonders die Existenz. Muß denn nun immer alles so regelrecht gehen? Wenn es nach mir ginge, ich kehrte in jedem Wirthshause ein — ich bestelle auch hier Schinken, Eier und Wein!

Das waren nun so die kleinen Intermezzis des gemeinschaftlichen Reisens, wo sich die gegenseitigen Stellungen ergaben. Der Oberst ging gern auf den Ton seiner Tochter ein, der ihm sympathisch war, wenn er sich auch hütete, die Mutter in solchen Fällen ganz Unrecht behalten zu lassen.

Der kleine Imbiß wurde bestellt. Am öde und einsam gelegenen Wirthshaus wurde es mit der Zeit lebhaft. Die Weinfuhrleute richteten an den abgestiegenen und sich ganz, als wäre er gesund und nur ein Diener, benehmenden Hedemann die Frage, ob sie denn auch Neuigkeiten aus der Welt mitbrächten und vor allem Entscheidendes von Rom über die Belagerung der ewigen Stadt durch die Franzosen.

Armgart trat über diese Fragen zur Seite und Monika wußte, warum sie es that. Nun bestellte die Mutter selbst noch mehr, als Armgart gewollt hatte.

Auch der Oberst verstand Armgart's Beiseitetreten, seufzte und bedeutete Hedemann, der den Fuhrleuten in gebrochenem Italienisch kurz erzählte, was er wußte, daß er sich dem scharfen Winde nicht aussetzen und ins Zimmer treten sollte.

Hedemann erwiderte mit einer Stimme, die seine alte Kraft und Männlichkeit nicht wiedererkennen ließ, daß ihm wohl wäre.

Auf dieser luftreinen Höhe, unter dem blauen Dach des Himmels hatten aus dem Munde eines rettungslos Dahinsiechenden die Worte der Ergebung einen doppelt wehmüthigen Nachdruck.

Nach einer Rast von mehr als einer Stunde erklommen die Gefährten neugestärkt die Spitze des nun immer noch kahler werdenden Passes. Wie glich ihr mühsames Aufwärtsschreiten den Kämpfen ihres eigenen Lebens selbst, denen erst jetzt eine etwas glücklichere Ruhe gefolgt war! Muth! leuchtete es aber aus dem Auge Monika's, Hoffnung! aus dem Auge Armgart's. Des Vaters kräftige Hand half jetzt den Klimmenden nach und mancher Scherz über die Possierlichkeiten der Kleinen erheiterte die Stimmung, trotz Porzia's Trauer, trotz Hedemann's wiederholtem: Die Gräfin ruht wol schon in Gottes Schoos! trotz aller Mischungen von Freude und Schmerz, die ihnen wohl die Nennung der Namen Paula's, des Grafen Hugo und des jetzigen Erzbischofs von Coni, Bonaventura von Asselyn, bereiten durften.

2.

Das waren nun jene muthigen Menschen, die einige Jahre hindurch, schon vor Paula's Vermählung, mit einer Stadt wie Witoborn, mit einer Landschaft wie die um Kloster Himmelpfort und weit hinaus in die Ebene hin, einen geistigen Kampf zu beginnen gewagt hatten, wo sie auf alle Fälle unterliegen mußten. Sie waren nur Sieger über sich selbst geworden oder trugen, wie Hedemann sich ausdrückte, das Sterben des Herrn am eigenen Leibe, auf daß an ihnen auch das Leben des Herrn offenbar würde.

Der Oberst hatte sein kleines Vermögen, auch Darlehne, auf die Anlage einer Papierfabrik verwandt. Gerade deshalb, weil diese Industrie in jener Gegend brach lag, hatte er geglaubt, die Wasserkraft der Witobach und die schon vorhandenen Mühlenwerke für eine solche Unternehmung nutzen zu können. Die Kapitalien wurden vom Onkel Dechanten, sogar zuletzt vom Onkel Levinus dargeboten, letztere allerdings nur von Paula entlehnt — vor dem mächtigen Blick und der bündigen Rede Monika's verstummte auf Schloß Westerhof jeder Widerspruch. Lenkte sie doch auch die so wünschenswerth gewordene friedliche Ausgleichung mit der jüngeren Linie der Camphausen in einer so entschiedenen Weise, daß die nächsten äußerlichen Sorgen überall schwanden.

Endlich hatte auch der Oberst magnetische Gewalt über Paula. Unentbehrlich war er ihr geworden in jenen Zeiten, wo sich in Paula's Herzen die schmerzlichsten Kämpfe vollzogen, Kämpfe, die ihren Körper zu zerstören drohten; ihr Wachschlummer, ihre Visionen, die sonst lindernd auf sie gewirkt hatten, traten nach und nach zurück.

Der Oberst mußte dann seiner Pensionsansprüche wegen auf kurze Zeit eine Reise nach England machen. Um Paula's Leiden kehrte er zeitiger heim, als er im Interesse Armgart's hätte wünschen sollen. Diese hatte er mitgenommen, da sie trotz der Aussöhnung ihrer Aeltern, trotz der Befreiung von Terschka's Werbungen ein tief in sich verschüchtertes Leben bot und in ihrem Stift Heiligenkreuz um so weniger sich heimisch fühlte, als Armgart, wie Lucinde, zu jenen Naturen gehörte, die selten die Anerkennung der Frauen gewinnen. Was sie that, wurde wenigstens in ihrer Heimat abenteuerlich gefunden; was sich an ihren Namen knüpfte, wurde ihr zu Ungunst gedeutet. Sie hatte, sagte man, Benno von Asselyn, Thiebold de Jonge, vielleicht selbst Terschka „auf dem Gewissen". Die Scheu der katholischen Rechtgläubigkeit vor allem, was den Nimbus ihrer Kirche gefährden konnte, verhinderte, daß man um Witoborn offen von Terschka, als von einem „Jesuiten der kurzen Robe", dann von einem Proselyten sprach, der in London Glauben und Gelübde gewechselt. Die Aufregung der Gegend um die Vorgänge auf Westerhof, um den Brand, um die Urkunde, den vielleicht erneuerten Proceß, ein mögliches Auftreten und Erstarken lutherischer Elemente in dortiger Gegend wurde so groß, daß Armgart den Vater auch ganz gern begleitete. Er ließ sie zurück bei Gräfin Erdmuthe, die bei Lady Elliot theils in der Stadt, theils auf dem Lande wohnte.

Armgart wurde allmählich den Töchtern der Lady unent-

behrlich; sie hatte in der Gesellschaft Erfolge, welche die Aeltern nicht stören mochten. Selbst die Nähe Terschka's beunruhigte sie nicht. Ihr Vater hatte ihn in London wiedergesehen, hatte seinen Muth, mit den Jesuiten zu brechen, bewundert und vermittelte eine Verständigung mit dem Grafen Hugo. Letztere gelang äußerlich, zumal da der Graf endlich doch durch Terschka die Aufforderung erhalten hatte, der beim Brand von Westerhof gefundenen Urkunde zu mistrauen und unerschrocken wieder aufs neue den Proceß zu beginnen. Als man Terschka's Einfluß auf diese von Wien verlautenden Drohungen erfuhr, wollten ihn zwar auf Schloß Westerhof Tante Benigna und Onkel Levinus als einen unverbesserlichen Sohn der Hölle darstellen, Monika aber fand sein Benehmen in der Ordnung und erklärte, daß sie an des Grafen und Terschka's Stelle ebenso handeln, vor allem Lucinden in Wien, den Mönch Hubertus in Rom, den Doctor Nück in der Residenz des Kirchenfürsten vernehmen, ja verhaften lassen würde. Als dann Bonaventura, nach Lucindens Beichte zu Maria-Schnee in Wien, dies große Aergerniß von einer der ersten Familien Deutschlands abgewandt hatte, als Graf Hugo plötzlich auf Westerhof erschien und Paula nach dem ausdrücklich und wunderbarerweise von Robillante gekommenen Zeugniß Bonaventura's: Dieser Mann darf dir gehören und du ihm! jetzt willenlos geworden, ja durch Bonaventura's plötzliche Verpflanzung auf einen Boden, auf welchen sie ihm gebührenderweise — als Gattin des Grafen — sogar folgen durfte, überwältigt, ja wie berauscht davon, nachgegeben hatte, gewannen der Oberst und Monika eine mächtige Anlehnung auch an den Grafen, den sie ohnehin immer empfohlen hatten. Dieser schätzte und verehrte schon lange die ehemalige Bewohnerin des Klosters der Hospitaliterinnen in Wien. Paula selbst fand dann der Graf unter dem magnetischen Rapport des Obersten. Sein eigenes beklommenes,

verdüstertes, erst durch jenen mit Bonaventura auf Schloß Salem hingebrachten „Einen Tag“ dem Leben wiedergewonnenes Gemüth schloß sich zuletzt besonders innig dem frischen, lebendigen Sinn der Bewohner Witoborns, den „Papiermüllers“ an, wie Oberst Hülleshoven und die Seinen von der ganzen Provinz und den adeligen Genossen spottweise genannt wurden.

Und anfangs machten sich die Verhältnisse ganz nach Wunsch. Monika's Rath war für die irrend hin- und hertastende Schwester Benigna, für den vom Erscheinen des Grafen Hugo um alle Fassung gebrachten Levinus unerlaßlich. Paula's Aufregung mußte freilich die Freunde und Verwandte mit Schrecken erfüllen. Sie schlief zwei Wochen lang nicht eine Nacht und sprach und that dabei doch alles, was man verlangte, ordnete ihre Ausstattung, wobei sie selbst wie eine Magd angriff und als wäre ihr ein höheres Geheiß geworden. Wenn alles erstaunte: „Der Domcapitular ist Bischof in Italien!“ — wenn man lächelnd hinzufügte: „Bischof in dem Sprengel, wo die Güter der künftigen jungen Gräfin Camphausen liegen!“, so hörte und sah Paula von alledem nichts. Graf Hugo wurde ihr in der That noch der liebste von all den Menschen, die es außer Bonaventura und Armgart in der Welt gab. War er nicht der Bote, der Bevollmächtigte Bonaventura's? War er nicht zart und rücksichtsvoll in seinem Benehmen —? Paula war scheinbar so lebensmuthig geworden, daß sie selbst dem Trostworte Monika's nachdenken konnte: „Un mariage de raison! Le comte renoncera à tout droit de possession —!“ Freilich hörte sie nicht, was Monika zu Schwester Benigna hinzusetzte: Muß man es französisch sagen, wenn uns etwas nicht erröthen lassen soll —! Sie hörte das Schmollen nicht über die Unnatur des katholischen Priesterstandes, über die Unnatur des Lebens der höhern Stände überhaupt. Doch allerdings erklärte Monika, hier keinen andern Weg zu wissen, als

den „eurer üblichen Convenienz“ — Die Familienzweige der Dorstes durften nicht auseinander gehen.

Niemand unterstützte diese Wendungen mehr, als Bonaventura's Mutter, die Präsidentin von Wittekind-Neuhof. Ihr war es fast, als könnten nur so die düstern Schleier gewahrt bleiben, die sich inzwischen schon theilweise von Angiolinen, von Benno und von der Herzogin von Amarillas gelüftet hatten. Wenn Graf Hugo fand, daß gerade er es „nicht um Benno und Bonaventura von Asselyn verdient“ hätte, auf Schloß Neuho so scheu empfangen zu werden, so gab seine „lutherische Religion“ einen Entschuldigungsgrund für die Scheu, eben in ihm auch den Pflegevater, den Geliebten Angiolinens zu sehen. Durfte man doch die Besorgniß hegen, ihn wol gar von dem flüchtigen Terschka über alles unterrichtet zu wissen, was in jener von Löb Seligmann damals belauschten Verhandlung zur Sprache gekommen war. Die kluge Präsidentin wollte ihren Gatten, den „Bureaukraten“, wie er um Witoborn hieß, mit dem Geist der Provinz versöhnen und nahm sogar an den Exercitien der ab- und zugehenden, seltsamerweise dem Schloß Westerhof entschieden feindlichgesinnt bleibenden Frau von Sicking theil.

Schon war Paula, opferfreudig und nunmehr in ihrem katholischen Sinn heilig überzeugt, daß sie gerade durch ihre Heirath dem Abgott ihrer Seele, einem Priester, noch eine Glorie des Himmels mehr gäbe — ihrem Gatten nach Wien gefolgt, als man immer anregendere und überraschendere Mittheilungen aus England erhielt. Terschka spielte in London eine glänzende Rolle. Auch dort standen ihm seine geselligen Talente fördernd zur Seite. Sein Bruch mit dem katholischen Glauben, seine Furcht vor den Jesuiten, zu deren Orden er gehört hatte, sein Anschluß an Giuseppe Mazzini, den italienischen Agitator, und dessen Freunde, alles das gab ihm selbst in den Kreisen der

englischen Aristokratie Nimbus. Armgart begegnete ihm in den hohen Cirkeln, in denen sie lebte. Freilich sah sie in ihm ihrerseits nur das Abbild jener düstern Tage, wo sie geglaubt hatte, sie müßte sich dem ungewissesten Schicksal opfern, um nur ihre Mutter vor einer Verirrung zu bewahren, welche die Aussöhnung mit dem Vater unmöglich machte. Aber ihre ganze Verachtung vor dem innerlich hohlen, nur gesellschaftlich verwendbaren Mann durfte sie ihm doch nicht ausdrücken, da die Aeltern selbst zu viel auf seine gegenwärtige Gesinnungsänderung hielten, die Gräfin Erdmuthe ihm verziehen hatte, Lady Elliot sogar ihm eine Stellung über allen Makel gab.

Die Briefe, die in Witoborn bei dem „Obersten Papiermüller" ankamen, brachten immer überraschendere Mittheilungen. Um Terschka fingen an sich Gerüchte zu verbreiten, als spielte er eine doppelte Rolle. Er hätte nicht aufgehört, das zu sein, was er war —! Ganz übereinstimmend mit jener vom alten Zickeles in Wien zu Benno gethanen Aeußerung: „Die Jesuiten lassen ihn auch sein Protestant!" Schon verlautete mancher Zweifel an seiner fanatisch zur Schau getragenen lutherischen Kirchlichkeit und italienischen Freiheitssympathie. Armgart sprach von ihm wie von einem „ewig Gezeichneten". Sie lehnte seine Begleitungen ab, schlug die Huldigungen aus, die ihr seine immer noch lebhafte Galanterie und unbeugsame Elasticität im geselligen Verkehr brachte. Manche behaupteten, schrieb sie, Terschka spiele leidenschaftlich und wäre stets in Verlegenheiten. Letzteres mußte wol der Fall sein; denn man bemerkte, daß ihm der Präsident von Wittekind Geld schickte.

Armgart selbst befand sich im Punkt der Religion immer noch da, wo sie gleich anfangs mit ihrem, inzwischen nach Westerhof, Wien und Italien gegangenen „ketzerischen Großmütterchen" Gräfin Erdmuthe gestanden. Lady Elliot besaß denselben Bekeh-

rungseifer, wie Gräfin Erdmuthe — hätte sie nicht Gegner genug gefunden, sie würde sie gesucht haben. Da kam nun ihrer dogmatischen Streitsucht ganz nach Wunsch ein geistesfrisches Mädchen, das von den Entdeckungen, die Armgart an dem Glauben ihrer Aeltern machte, in einer steten, oft, nach Empfang von witoborner Briefen und Nachrichten, fieberhaft kampflustigen Beunruhigung lebte. Die Engländerinnen konnten Armgart um die Geltendmachung ihrer noch ungebrochenen katholischen Gesinnung nicht zürnen; denn einmal war und blieb sie in ihrem Wesen für eine weniger engherzige Beurtheilung, als sie in Stift Heiligenkreuz gefunden, die Anmuth selbst und ebenso bestrickend war die eigenthümliche Art ihres Wahrheitssinns, der seinerseits sogar aus freiem Triebe nichts schonte, was ihr am katholischen Leben die flüchtige und entstellte äußere Erscheinung war. Sie behauptete, nur den Kern festzuhalten, und rechnete dann freilich dazu das Martyrium, ihren Umgebungen so beschränkt und lächerlich als möglich zu erscheinen. Sie aß am Freitag kein Fleisch, sie machte ihre Kreuze, sie ging in die Messen; sie sagte: Das ist blos meine Religion, euch lächerlich zu erscheinen! Wenn man ihrer spottete und sie fragte: Wie viel Jahre Ablaß und Milderung für die Läuterung im Fegfeuer sie schon gewonnen hätte? zeigte sie ihr Büchelchen und gab die Addition von einigen Millionen Jahren an mit den Worten: Die Ewigkeit ist ja lang!

Aber im Grunde der Seele wurde sie über dies und anderes doch ernster und bekümmerter. Aus ihrer sichern, ja trotzigen Lebens- und Denkweise, die von einigen großartigen, bis zum Anerbieten glänzender Heirathspartieen gehenden Huldigungen unterbrochen wurde, weckten die, trotz ihres Protestes dagegen, doch zur halben Engländerin Gewordene mehrere der erschütterndsten Botschaften, die fast zu gleicher Zeit in England eintrafen.

Die eine war die Nachricht von jener Bewegung um den

„Trierschen Rock", der sich die Aeltern, Hedemann und einige Gleichgestimmte, selbst in dem urkatholischen Witoborn, angeschlossen hatten! Die Aeltern hatten in der That förmlich mit der Kirche gebrochen. Sie hatten eine deutschkatholische Gemeinde gestiftet, der sich auch Protestanten anschlossen. Den Gottesdienst leiteten abwechselnd durchreisende, von ihren Pfarreien oder Vicarieen gewichene Kaplane. Statt der Orgel spielte die Tochter des Pfarrers Huber die Harmonica. Sogar Püttmeyer wurde seinen Gönnern und geistigen Gefängnißwärtern rebellisch und ließ sich einigemal bei jenen Erbauungen betreffen, bis dann von den Adeligen Angelika Müller aus Wien verschrieben wurde und die Rechte einer zwanzigjährigen Verlobung geltend machte, um den großen Mann in die Kirche und die Beichtstühle von Eschede wieder zurückzuschmeicheln. Manche in gemischten Ehen lebende Gatten oder Brautpaare entschlossen sich, diesen Ausweg einer neuen Kirche aus allerlei confessionellen Bedrängnissen zu ergreifen. Der protestantische Staat, damals überwiegend jesuitisch inspirirt, erschwerte die Bildung auch dieser witoborner Gemeinde, konnte sie aber doch nicht ganz hindern.

Für Witoborn und Umgegend war hiermit ein Aergerniß ohne gleichen gegeben. Norbert Müllenhoff betheuerte auf der Kanzel der Liborikirche: Die Familie des Obersten von Hülleshoven und sein Anhang müßte aus dieser rechtgläubigen Gegend, wo bisher nur Gottes Athem geweht hätte, weichen, es kostete was es wolle! Stutzig wurde er zwar, als die alte Hebamme, auch der bucklige Stammer und sogar die Finkenhof-Lene der neuen Religion sich anschlossen — Das ist das schmerzliche Verhängniß der besten Principien, daß sie anfangs zuerst auch die umirrenden und moralisch heimatlosen Naturen anlocken! —. Aber sein Wort verhallte nicht und da die Familie Hülleshoven nicht wich, da die Gemeinde sich durch die achtbarsten Elemente vergrößerte, so kam

es zu Aufläufen, zu Beschädigungen der Fabrik, zum Einschreiten der bewaffneten Macht. Allen diesen Prüfungen setzte die kleine Gemeinde, die ihre schlechten Elemente bald ausschied, Muth und Entschlossenheit entgegen. Sie vergrößerte sich durch die Arbeiter der Fabrik, die aus fernen Gegenden genommen werden mußten, weil auf Priestervorschrift heimische nicht mehr in sie eintreten durften. Damals holte sich Hedemann die Keime seiner Krankheit. Der Vielgeprüfte, der an seinen verkümmerten Aeltern erlebt hatte, wohin getäuschtes Vertrauen auf Priesterwürde führen konnte, wollte nach beiden Richtungen hin auf dem Platze bleiben, den Betrieb des Geschäfts ebenso abwarten, wie den Ausbau einer von Rom abgefallenen, apostolischen Kirche. So gewaltig seine Körperkraft war, sie erlag diesen Mühen, Beunruhigungen, Nachtwachen, Kämpfen, die bis zum Handgemenge gingen. In einer kalten Winternacht, als Hedemann im Mühlenwerk spät noch allein gearbeitet hatte, ging er, über und über in Schweiß gebadet, in seine nahe gelegene Wohnung. Dort warf ihn ein auflauernder Haufe Fanatiker in die an ihrem Ursprung wol niemals frierende, doch eiseskalte Witobach. Mit Stangen hatten sie den Unglücklichen verhindert, aus dem ihm bis an die Brust gehenden Strom herauszukommen. Sein Hülferuf, der Hülferuf Porzia's, die schon im Bett lag und durch die lärmende Scene ans Fenster getrieben wurde, verjagte die böse Rotte und endlich konnte der Mishandelte ans Ufer. Fieberfrost durchschauerte ihn; eine lange Krankheit warf ihn aufs Lager. Von dieser Nacht an schrieb sich der Keim einer Krankheit, die seine Lungen zerstörte.

Noch aber würde vielleicht Armgart auf solche Schreckenskunden nicht aus England zurückgekehrt sein, hätte sich nicht auch um dieselbe Zeit auf ihre stillverschwiegene Liebe zu Benno und Thiebold — die seltsame Einigkeit beider Namen dauerte fort — der trübste Schatten gesenkt. Die Nachricht, daß sich Benno in

die Verschwörung der Brüder Bandiera eingelassen hätte, gefänglich eingezogen und auf die Engelsburg gebracht worden war, hatte nur vorübergehend erschütternd gewirkt; denn wenige Wochen darauf kam die frohe Botschaft seiner Befreiung. In diesen Wochen aber fühlte Armgart erst, daß es ihr wie Fürstin Olympia Rucca ging und Thiebold doch nur „eine schöne Eigenschaft an Benno mehr" war. Sie hatte Benno sonst nur, wie sie selbst glauben wollte, schwesterlich geliebt; gibt es aber wol in der Liebe Stufen? Gott, Weib, Kind — es ist dasselbe allzündende Feuer, entglommen demselben Altar, entlodert derselben Sonne — nur verehren will dies Gefühl und zuletzt erst erkennt es sich ganz — in der Sehnsucht nach Erwiderung.

Im stillen hatte sich diese Sehnsucht immer höher gesteigert. Wer schärfer beobachtete, sah, Armgart hatte ihre Heiligen, von denen sie sprach; sie hatte noch Heiligere, von denen sie schwieg. So war Paula ihrem wehmüthigen Blick schon lange der Sphäre des Irdischen entrückt — sie billigte ihre Ehe, aber sie trauerte doch um sie. „Katholisch sein, heißt einen geheiligten Willen haben", hatte sie einst zu Lucinden gesagt — diese Lehre war groß und doch in den meisten Fällen — nur tiefschmerzlich! Ebenso mit Benno und Thiebold. Sie hatte beide in ihrer Verblendung um Terschka's willen gekränkt, von beiden für immer Abschied genommen — wie gedachte sie jener Scene in der Kapelle mit Thiebold, des Abschieds von Benno, als dieser sie so tief beklagte! Sie schrieben sich nun nicht mehr, einer ließ den andern nichts von sich hören — und doch war alles, was Armgart erlebte, nur wie ein Stoff zum künftigen Bericht an beide, deren sie als Freunde so gewiß zu bleiben glaubte wie ihres eigenen Schattens. Sie tummelten sich ja jetzt nur in der Welt, wie sie; sie würden schon wieder zusammenkommen und Benno würde dann alles vergeben, was zu vergeben war, würde ausgleichen,

was auszugleichen — Damals hatte sie einem alten Herzog, der sie, für so arm und papistisch sie galt, zu seinem Range erheben wollte, gesagt, sie wäre verlobt.

In jenen Wochen der Angst und Verzweiflung um Benno's Schicksal, hätte sie sogar Terschka's Rath und Beistand angehen können; denn zu, zu verlassen fühlte sie sich. Wem sollte sie sagen, was ihr Benno von Asselyn gewesen und geworden! Sie flatterte wie ein zum Tod verwundeter Vogel und suchte nun auch Terschka selbst auf — sie schrieb ihm. Aber gerade jetzt fehlte dieser sonst so Zudringliche, jetzt verbarg er sich — wo und warum?

Sie erhielt einen Brief von Schloß Neuhof, in welchem sich eine Einlage des Präsidenten für Terschka befand. Diese wollte sie ihm überschicken; es hieß, Baron Terschka wäre verreist — einige Italiener sagten, seine Abwesenheit hinge mit dem Aufstand der Brüder Bandiera zusammen, die von Korfu nach Calabrien eingebrochen waren, mit ihrer kleinen Schar geschlagen wurden, im Silaswalde lange umirrten, dann von einigen Gefährten verrathen und in Cosenza standrechtlich erschossen wurden.*)

Den Zusammenhang des Geschicks dieser edeln, damals von ganz Europa bemitleideten Jünglinge mit Benno kannte sie nicht. Sie hörte nur überall den Schrei der Entrüstung über die Grausamkeit der Regierung Neapels. Sie durfte damals noch das Aeußerste auch für Benno fürchten. Im Begleitschreiben der Einlage an Terschka las sie, daß der Präsident sofort die Vermittelung der Regierung zu Gunsten Benno's in Anspruch genommen hatte, aber der traurige Bescheid war gekommen, daß diese den ehemaligen Landwehrmann Benno von Asselyn schon lange

*) Thatsache.

als fahnenflüchtig, zum mindesten als aus dem Unterthanenverband ausgeschieden betrachten und ihn seinem Schicksal überlassen müsse. Man solle sich an Oesterreich wenden, hatte es mit bitterer Betonung geheißen, in dessen Diplomatie er ja eingetreten schiene seit seiner „Kurierreise“ nach Rom.

Bald aber kam die Kunde, Benno wäre befreit und von der Engelsburg entflohen. Terschka war es, der diese Botschaft brachte. Von ihrer Liebe konnte er sich an Armgart's Jubel überzeugen. Seiner Erzählung nach wurde Benno mit dem Advocaten Bertinazzi und einigen angesehenen Männern gefangen genommen. Ein Graf Sarzana konnte sich nicht unter ihnen befunden haben; denn von Lucinden erzählte Terschka zu gleicher Zeit, daß ihre schon in London bekannt gewordenen Hoffnungen, eine Gräfin Sarzana zu werden, nicht die mindeste Störung erlitten hätten. Durch eine Fallthür war es dem größten Theil der überraschten Loge möglich gewesen, einen aus dem Hause des Advocaten führenden geheimen Ausgang zu gewinnen. Nun aber wäre Benno frei, befände sich in Marseille und müßte in diesem Augenblick in Paris sein. Der Stachel, den Terschka mit den Worten: „Man sagt, die allmächtige Nichte des Cardinals Ceccone hätte ihn befreit!“ in ihr Herz drückte, haftete nicht allzu lange, denn Terschka führte den Stich nur zögernd; er schien vollauf mit dem Brief des Präsidenten beschäftigt — mit welchem er über die von ihm noch zurückgehaltene vollere „Orientirung des Grafen Hugo in Betreff Angiolinens und der Herzogin von Amarillas“ schon lange correspondirte — und rechnete.

Während Armgart nun von Tag zu Tag auf Nachrichten aus Marseille oder Paris harrte, oder wenigstens aus Witoborn oder Kocher am Fall — auch mit dem Onkel Dechanten correspondirte sie — erfuhr sie die überraschende Anwesenheit Paula's und ihres nunmehrigen Gatten wieder auf Schloß Westerhof. Paula hatte

sich in Wien nicht heimisch fühlen können und war in ihre magnetischen Zustände zurückverfallen. Der Oberst stand mit ihr im Rapport — Graf Hugo sah ihr jeden Wunsch am Auge ab. Noch mehr, als die Provinz erleben sollte, der deutschkatholische Oberst magnetisirte die Gräfin Dorste, entführte sie ihr Gatte selbst diesen Conflicten und wollte mit ihr nach Italien. Die Mutter des Grafen sah darin nichts als die äußerste Schwäche ihres Sohnes, der sogar selbst seine Gattin dem Priester zuführe, den sie liebe. In jenen Tagen geschah dies, wo Bonaventura in Rom war, um sich zu vertheidigen wegen seines Schutzes waldensischer Sektirer, ja wegen seines Rufs, ein Magnetiseur gewesen zu sein.

Wie mußte Armgart erstaunen, als Terschka die Botschaft brachte: Bischof Bonaventura kehrt nach dem Thal von Castellungo als Erzbischof von Coni zurück! An die Stelle seines grimmen Feindes Fefelotti! Wieder war es, wenigstens in Terschka's Darstellung, Fürstin Olympia Rucca, die als die Retterin und Vorsehung auch dieses Asselyn genannt wurde. Schon setzte Terschka mit zweideutigem Lächeln hinzu, Fürst Ercolano Rucca hätte sich zum Attaché der Nuntiatur in Paris machen lassen und seine Frau wäre ihm vorausgeeilt, um in Paris — eine Wohnung zu bestellen.

Noch glitt aller Verdacht von Armgart's reiner Seele. Nur das Eine begriff sie nicht, warum von Thiebold nichts verlautete, warum Benno nicht nach London kam, wo sich doch alle Freunde Italiens sammelten, auch die Trümmer jener so unglücklich gescheiterten Bandiera'schen Expedition. Terschka konnte dann nicht länger bei ihr gegen Benno wühlen. Wieder war er für einige Zeit vom Schauplatz der Gesellschaft Londons verschwunden.

Seit dann Bonaventura in der That mit glänzender Genugthuung Erzbischof von Coni geworden war, hörte sie von Westerhof, mit Ausnahme der ihre Aeltern betreffenden Nachrichten,

eine Weile nur Frohes und Gutes. Noch war Paula in Westerhof. Armgart schrieb ihr, sie möchte alles aufbieten, die Aeltern vor dem Aeußersten ihrer Unternehmungen zu bewahren. Als sie Briefe erhielt, die hier jede Möglichkeit der Einwirkung als unmöglich darstellten, kämpfte sie mit sich, ob sie nicht sofort abreisen sollte. Sie würde diesem Triebe gefolgt sein, wenn nicht von ihrer Mutter das ausdrückliche Verbot gekommen wäre. Die Mutter fügte hinzu, daß sich auch gegen Paula's und des Grafen längeres Verweilen in der Provinz Intriguen zeigten. Die Geistlichen hätten gegen die Wunderkraft Paula's gepredigt. Der Zustrom derer, die Heilung begehrten, hätte, seitdem überall in den Beichtstühlen der Besuch Westerhofs widerrathen würde, abgenommen. Die Ehe mit einem Lutheraner, die geistige Verbindung mit einem Deutschkatholiken könnte ja auf alle Fälle nur Unheil bringen. Man trüge sich mit Abschriften der Gesichte, die Paula unter des Vaters magnetischer Hand gehabt hätte, und fände in ihnen einen Himmel und eine Erde, die mit rechtgläubigen Bedingungen nichts gemein hätten. Während Paula alle Obliegenheiten ihres Glaubens immer noch erfülle, erschiene ihr in ihren Wahn- und Ahnungsgebilden weder der blutende Christus, noch sein durchstochenes Herz, weder das Lamm mit der Fahne, noch die Mutter Gottes. Sie sähe Tempel, aber sie wären ohne Hochaltar; sie sähe Opfer, aber sie schienen nichts als der Duft der Blumen zu sein. Paula behaupte, von jedem Dinge die Seele zu erblicken und diese trüge nichts zur Schau von einem Verlangen nach Erlösung. Meist schwebte alles, was sie sähe und erkenne, über einen unermeßlichen Regenbogen hinweg. Armgart's Bildung und Stimmung war reif genug, zu sagen: Sie sieht aus den innern Erfahrungen ihres Herzens das Land ihrer Sehnsucht, wo es keinen Haß und keine Verfolgung mehr gibt! Die Mutter sagte: Sie sieht, unter meines theuern Gatten Hand,

das Land der Wahrheit. Der Onkel Dechant schrieb: Sie sieht — Italien!

Die Gegensätze hatten, das erkannte Armgart, um Witoborn eine Höhe erreicht, wo es keine friedliche Ausgleichung mehr geben konnte. Schon hatten Monika und Benigna, Ulrich und Levinus Hülleshoven wieder ihre natürlichen Stellungen eingenommen und trotzdem, daß öfters der Oberst nach Westerhof kam, innerlich gebrochen. Selbst Graf Hugo war geneigt, für die Bewahrung des Alten Partei zu nehmen, wenigstens keinen Anstoß erregen zu wollen durch zu auffallende Begünstigung der kleinen Ketzergemeinde in Witoborn. Und Monika sagte offen, daß Paula noch den Grafen zu ihrem Bekenntniß hinüberziehen würde. Briefe voll äußersten Schmerzes kamen darüber aus Castellungo von des Grafen Mutter. Armgart schrieb hin und her zur Vermittelung, zur Aufklärung. Vergebens; der Bruch zwischen ihrer Mutter und Westerhof wurde unheilbar. Graf Hugo konnte sich nur mit Schwierigkeit, Oberst Hülleshoven unter keinerlei Bedingung mehr in Witoborn halten.

Armgart's Aufregung wuchs, als der Onkel Dechant, der von allen diesen Vorgängen, von den Schicksalen Benno's, von den allmählichen Entdeckungen über dessen Herkunft seine schon dem Erlöschen nahe Lebensflamme noch einmal neu und nicht wohlthuend geschürt sah, gerade ihr aus Kocher schrieb, ihr, der er sich, seit Armgart's vertrauensvoller Bitte um seine Hülfe beim Aussöhnen ihrer Aeltern, besonders theilnehmend zugewandt hatte:

„Zu den Mislichkeiten des Kampfes deiner Aeltern gehört vorzugsweise die ausbleibende Unterstützung durch den Staat —! So tiefe Wurzeln hat bereits die durch die katholische Reaction geschürte Reue über den Abfall von Rom bei den maßgebenden Protestanten geschlagen, daß sich niemand findet, der diese große Bewegung einer Reform des römischen Glaubens würdig unter-

stützt. Die protestantischen Regierungen fühlen ganz das, was die Jesuiten zum Staatskanzler gesagt haben sollen: Wir sind Conservatoren! Wir erhalten und bekämpfen eben das, was ihr! Die Fürsten Deutschlands suchen die kleinste Aenderung des Gegebenen zu hindern, im Vorgefühl, daß ein einziges weggenommenes Sandkorn zur stürzenden Lavine anwachsen könnte. So muß diese denkwürdige Bewegung, da sie ohne den Beistand tieferer Geister bleibt, in sich ersterben, ja sie wird zum Gewöhnlichen herabgezogen und, ganz nach den Anweisungen der Jesuiten, zu einer Sache mehr oder minder nur des Pöbels gemacht!"

Die kindliche Liebe, die Bewunderung, die Armgart vor der treuverbundenen Zärtlichkeit ihrer Aeltern erfüllte, entwaffnete ihren Widerspruch gegen alles, was von den Aeltern unternommen wurde. Wie es verzweifelte Aufgaben mit sich zu bringen pflegen, die Wahl der Hülfsmittel, welche die Aeltern ergriffen, konnte sie unmöglich alle billigen. Selbst der ruhige, kaltblütige Vater ließ sich vom trotzenden Sinn der Mutter zu Unbedachtsamkeiten fortreißen. Allen Adelsgenossen der Gegend bot er das Schauspiel eines mit Absicht den Nimbus seiner Geburt Zerstörenden. An seiner Fabrik betheiligte er sich wie ein Arbeiter, ließ sich wie ein Schreiber in seinem Wohnhause mit der Feder hinterm Ohr erblicken, unterschrieb die kleinsten geschäftlichen Veröffentlichungen mit seinem vollen Namen und löste auf diese Art jeden Zusammenhang mit seinen Standesgenossen. Und doch rührte es Armgart, daß die Mutter bei allen diesen Dingen gleichsam nachholte, was sie in zwölfjähriger Trennung ihrem Manne zu sein unterlassen hatte.

Zur selben Zeit, als es dann plötzlich hieß, Paula ist wirklich nach Italien gereist — es mußte in schnellem Entschluß geschehen sein, da Armgart nicht einmal von Paula selbst darüber Nachricht erhielt — erlebte Armgart den Schrecken, daß Thiebold

in London war und sie nicht besuchte. Terschka war seit einiger Zeit ihren Blicken ganz entschwunden, sie konnte von ihm über diese betrübende Erfahrung keine Aufklärung erhalten. Allmählich hörte sie, daß Thiebold in jener trüben Gensdarmenzeit seinerseits in der Heimat sich auch nur mit Mühe von politischem Verdacht über seinen Aufenthalt in Rom hätte reinigen können. Ueber Benno hörte sie, daß auch der Präsident für ihn die freie Rückkehr zu erwirken gesucht hätte, aber damit ebenso wenig durchdrang. Die Mutter schrieb ihr nach allerlei seltsamen Andeutungen über Benno's jetzt immer mehr sich lüftende Herkunft, daß ihr alter Freund undankbar genug gegen diese Verwendungen protestire; Benno wollte, hätte er aus Paris geschrieben, jetzt ganz nur noch Italiener sein. „Man weiß ja", schrieb die Mutter, „wer alles seine Flucht ermöglicht hat! Die dir wol noch bekannte Lucinde Schwarz hat das römische Staatsruder in Händen! Ist die Abenteurerin vielleicht einer Regung von Dankbarkeit für die Familie gefolgt, die ihr und dem «Doctor Abaddon», Herrn Oberprocurator Nück, das Zuchthaus ersparte? Wie solche und ähnliche Menschen Rom nach Gutdünken regieren, ersieht man ja aus Bonaventura's Laufbahn. Trotz des Staatsverbrechens seines Anverwandten Benno, trotz der gegen ihn erhobenen Anklage über seine Antecedentien als «Magnetiseur», trotz seiner an und für sich höchst achtbaren Unterstützung der waldensischen Bewegungen Italiens ist er nach einem kurzen Aufenthalt in der «ewigen Stadt» als Erzbischof in die Thäler seiner neuen Heimat zurückgekehrt, nachdem er vorher Lucinden in der Kirche der Heiligen Apostel in Rom mit einem päpstlichen Gardisten getraut hat. Freilich soll die in Paris verweilende Fürstin Olympia Rucca, die Beherrscherin des Kirchenstaats, alles und alles möglich machen — —"

Hier brach der Brief mit räthselhaften Gedankenstrichen ab. Centnerschwer wälzten sie sich auf Armgart's vereinsamtes Herz.

Es folgten dann in dem verbitterten, im Ton höchster Reizbarkeit geschriebenen Briefe Scherze noch über den Onkel Levinus, der in allen Bibliotheken nachschlüge, um eine klare Vorstellung über das alte Cuneum, jetzt Cuneo oder Coni zu gewinnen — Tante Benigna vergliche die Ehrfurcht, die hier zu Lande vor dem entthronten Kirchenfürsten geherrscht hätte, die Trauer über seinen nach seiner Freisprechung bald erfolgten Tod, die Festlichkeiten der Inthronisation seines Nachfolgers mit dem Bilde der Festlichkeiten in Coni, zu denen wol Paula nun persönlich erschienen sein würde — Paula's Gatte hätte vor seiner Abreise seine Besitzantretung vollständig geordnet, hätte die Verträge mit den Agnaten abgeschlossen, das voraussichtliche Erlöschen seines Stammes mit dem Präsidenten von Wittekind, dem nächsten Erben, zum Gegenstand gerichtlicher Punktationen gemacht — und da dann auch der Präsident ohne Kinder wäre, so wäre manche geheimnißvolle Seite aus dem Lebensbuch des verstorbenen Kronsyndikus, des Tyrannen, jetzt zur offenen Kunde gelangt — Noch läge ihr zwar nicht offen, warum in letzter Instanz das ausschließliche Erbrecht Bonaventura's durch eine anderweitige Beziehung gemodelt werden könnte — aber man spräche jetzt allgemein, durch Hülfe des kanonischen Rechts könnte selbst Benno noch vor Bonaventura die Vorhand gewinnen — „Nicht unmöglich", schrieb die Mutter, „daß eine in Rom, jetzt in Paris lebende Herzogin von Amarillas, eine ehemalige Sängerin aus Kassels westfälischer Zeit, mit dem Kronsyndikus eine geheime Ehe geschlossen hat und Benno ihren Sohn nennen darf —!" Benno, Sohn des Kronsyndikus! Ueber alle diese so räthselhaften und ganz nur abgerissen mitgetheilten und mit religiösen Betrachtungen schließenden Dunkelheiten durfte Armgart wol in eine Aufregung gerathen, die sie der Mutter kaum zu schildern vermochte.

Sie sah im Geiste Benno in Rom und in Paris. Sie sah

ihn in den Armen einer Mutter, welche eine Herzogin war, und eine Fürstin hatte ihn gerettet —! Lucinde war eine Gräfin Sarzana geworden —! Allen diesen Vorstellungen und was sich damit verknüpfte flossen nicht ihre Thränen; noch glaubte sie an den Sieg des Guten und Edeln; noch standen vor ihren Augen nur lichtverklärte Bilder. War nicht das Höchste möglich gewesen —: Graf Hugo führte Paula nach Coni zu dem Freunde ihrer Seele! Noch sah sie ihre magisch seraphische Welt, ihre in den Wolken schwebenden Rosenkränze, ihre großen Thaten der Entsagung und der opfernden Liebe. Aber schon die Vorstellung: Benno ein Sohn des Kronsyndikus! — war wie ein Bild aus der Welt des Teufels, an die jetzt auch die Mutter nach ihren religiösen Ausdrücken zu glauben schien.

Den Onkel Dechanten schienen Armgart's reife und inhaltreiche Briefe besonders zu erfreuen. Er schrieb ihr: „Nun hat deine sonst so treffliche Mutter gar den Standpunkt einer bloßen Vernunftopposition gegen den Katholicismus verlassen! Der dem Deutschkatholicismus gemachte Vorwurf, es läge ihm kein Bedürfniß nach Religion, am wenigsten nach dem Christenthum, zu Grunde, bestimmt sie, sich dem Einfluß unterzuordnen, den Hedemann um so mehr auf sie ausübt, als die freudige Geduld und werkthätige Liebe, mit welcher dieser Treueste sich seinem Berufe widmet, allerdings jeden, der sein Leiden und seinen schmerzlichen Hinblick auf die junge Frau sieht, die sich so innig ihm anschloß, ergreifen und rühren muß. Aber eine Monika verirrt sich in die trübe Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben! Ich mußte deiner Mutter schreiben: «Durch den Grundverderb unserer Kirche, den auch ich in unsern Ehegesetzen finde, sind Sie aus dem Denken und Fühlen Ihrer Jugend hinausgedrängt worden — aber daß Sie, Sie einen Teufel durch den andern austreiben, das ist beklagenswerth! Sie herrliche, klare, geistesfrische Frau,

wie kommen Sie zu Hedemann's Bibelgefangenschaft? So oft ich dem von Amerika angesteckten Quäker beim Obersten hier begegnete, erkannte ich die unwürdigste Abhängigkeit des Menschen, die vom Buchstaben. Unsere Zeit ist nicht zu neuen Religionsschöpfungen gemacht, die einzige Religionsstiftung des Bruchs mit aller Religion ausgenommen, und was wir von Verbesserung unserer kirchlichen Zustände gewinnen können, wird immer nur die Folge gelegentlicher Veranlassungen sein. Selbst zu Luther's Zeit war es nicht anders. Deutschland hatte sich damals in seiner Reichsverfassung überlebt, die Fürsten waren zu mächtig geworden und suchten sich zu kräftigen durch alles, was schwach und leicht zu erobern war; sie rissen die geistlichen Güter an sich und so zerfiel der Zusammenhang mit Rom von selbst. Aehnliche Umwälzungen werden auch wir wieder erleben, und aus Benno's Verirrungen erseh' ich wenigstens eine schöne und große Hoffnung. Was er von Italien schreibt, der arme Verlorene, ist herrlich! In der Geschichte straucheln die Bewegungen der Massen und Interessen über einen Strohhalm, und ich juble im Geist dem neuen Tag, wenn Italien dem Papstthum selbst den Schemel unter den Füßen wegzieht!»"

Wie erschrak Armgart über die in diesem Briefe gebrauchten Ausdrücke: „Traurige Verirrungen?" „Der arme Verlorene?" Schon flossen ihre Thränen. Sie schrieb an Bekannte in Paris und gab ihnen den Auftrag, ihr von einer gewissen Herzogin von Amarillas zu berichten.

Am Tage darauf kam wieder ein Brief aus Kocher am Fall. Der Dechant, wie aus Reue, die Mutter bei Armgart verklagt zu haben, schickte ihr auch eine eben erhaltene Antwort der Mutter auf seinen Brief. Die Mutter hatte dem Dechanten geschrieben, daß sie sonst immer so gedacht hätte, wie er, und mit Hedemann und Erdmuthe hätte sie in gleicher Weise gestritten. Indessen

wäre der Vorwurf, daß die Gegner Roms überhaupt ohne alles religiöse Bedürfniß wären, zu empfindlich für die Sache der geistigen Freiheit geworden und deshalb hätten ihre Angehörigen den Beweis liefern müssen, daß sie dem gemeinschaftlichen Urquell des Lichtes näher stünden, als ihre Feinde. „Ich erkannte", las Armgart, „daß die Verneinung nur auf der Schärfe eines Messers geht und dabei keinen Schritt vor dem Ausgleiten sicher ist. Das erkannt' ich, als ich in unserer kleinen Gemeinde, die eines Tages ohne Lehrer war, reden wollte. Man kann nicht reden, wenn man nicht aus der reichsten Fülle des Stoffes schöpft. Jede andere Belebung zum Sprechen ist todt und hülflos. Hier einen Satz zugeben, dort einen wegnehmen, da halb, da beinahe halb dies oder jenes wollen oder sagen, das erzeugt vielleicht das Feuerwerk eines feinen und ironischen Kopfes, aber es leuchtet nur eine Weile und verpufft bald. Nun sah ich, warum unser herrlicher Hedemann immer und immer sprechen kann. Einfach ist seine Rede, aber sie hat die Fülle der Beredsamkeit und erwärmt. Warum? Ich mußte mir sagen: Aus dem Vollen nur kann ein lebendiger Glaube kommen und sich auch im Aussprechen lebendig bewähren! Glaube ist nicht die blinde Annahme des Uebernatürlichen, sondern das Versenken in die ganze Erscheinung einer Sache. Das Evangelium wird dem Glaubenden wie ein Freund, auf den man schwört, weil man ihn einmal in einer großen Probe erkannt hat. Die Ueberzeugung, daß die Bewährung im Einen da ist, erleichtert das Vertrauen dann auch auf die Bewährung im Andern. So versenkt' ich mich in die Schrift und die beiden Hauptgegenstände ihrer Verherrlichung, in Gott und seinen Sohn. Mehr braucht die Religion der Menschheit nicht. Diese beiden großen Bilder haben so tausendfache zarte Pinselstriche, daß sie jede andere Weisheit überflüssig machen. Nicht daß ich Wissenschaft und Kunst zurückwiese und wie Omar alle Bücher verbrennen wollte, wenn

nur die Bibel bleibt; aber ein ganzes volles Leben und ein Leben der Gemeinsamkeit zwischen vornehm und gering, zwischen gelehrt und arm an Geist ist nur durch die Schrift möglich. Und dieses gemeinsame Feld ist nicht etwa eng und das Ergehen auf ihm bald ermüdend; im Gegentheil, ich entdeckte einen Schatz nach dem andern, als ich die Bücher noch einmal zu lesen begann, die ich früher als eine Quelle der Verdunkelung des Verstandes geflohen war. Ich finde die höchste Weisheit in dem, was uns belohnt für das Gebot des Apostels: Forschet in der Schrift! Das menschliche Herz will nun einmal Liebe und Liebe muß fühlen und Gebet ist Erhöhung des Gefühls, Sammlung zum Aufblick. Worauf? Auf das Bessere und auf die Besseren. Die große Zahl von Besseren, welche die Katholiken als Heilige verehren, sind die zu üppige Erweiterung eines Gefühls, das an und für sich richtig ist. Die Liebe gestaltet alles persönlich und das ist denn der persönliche Gott, der lebendige, der unmittelbar auf uns wirkende, der Gott der Offenbarung. Mein Glaube sieht im persönlichen Gott keine irdische Gestalt, sie zieht das Unaussprechliche und Unbegreifliche nicht in die Sprache der Dichter und Propheten herab; für mich und für die, welche fühlen wie ich, ist der persönliche Gott die Wirkung seines Vorhandenseins in uns; seine größte Offenbarung war die in jenem, der den Muth hatte, sich deshalb auch geradezu Gottes Sohn zu nennen. Nehmen Sie nur einmal wieder die Evangelien in die Hand, mein theurer Freund, und nicht Ihren Horaz und Virgil! Wischen Sie weg, was auf diese ehernen Tafeln der Witz, der menschliche Spott und selbst die gelehrte Kritik geschrieben haben, und sehen Sie dann, was übrig bleibt. Von dem Tage an, wo ich priesterlich fühlte — und jeder Religionsstifter muß priesterlich fühlen, keine Religion macht sich am Theetisch — von dem Tag an ist mir die Erscheinung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi

aufgegangen wie die meines besten Freundes. Ich wandle mit ihm am See Tiberias, ich spreche mit ihm vor bei seinem Freunde Lazarus, ich sehe die Fußstapfen, die er hinterlassen hat und die überall gesegnete sind. Sein Leiden ist ganz persönlich das meinige geworden; seinen Todeskampf ring' ich mit; er lehrt mich, auch am Kreuz noch lieben und vergeben. Auf Liebe, Glaube, Hoffnung, begründet durch Christus und einen persönlichen Gott, müssen wir unsere Kirche erbauen —" Darunter hatte denn der Onkel mit seiner alten zitternden Hand und in seinem friedlichen Sinn geschrieben: „Im Grunde ganz unverfänglicher Glaube des Petrus Waldus, in Ruhe gestorben um 1200, aber in seinen Anhängern, den Waldensern, gekreuzigt, gerädert, geviertheilt, verbrannt bis auf den heutigen Tag. Fiat lux in perpetuis!"

Das Unkatholischste, was sich denken läßt, ist eine in der Kirche sprechende Frau und Armgart, ohnehin schon in einem geknickten Zustande, fühlte sich durch diesen Brief der Mutter vollständig niedergebeugt. Weniger Rührung empfand sie um das Bekenntniß der Mutter, als um den tiefinnern, schon so weit gekommenen Schmerz, der ihm offen zu Grunde lag und die ungeheure Aufregung, den Bruch der Seele in dieser stolzen Frau zu erkennen gab. Sie sah die erbangende Liebe für den Vater, Liebe für den von seiner Krankheit gebeugten Ehemann. Ein schlichter, wissenschaftlich ungebildeter Mann hatte hier durch die immer gleiche Gediegenheit seines Charakters und die unerschütterliche Consequenz seiner Denkweise die Oberherrschaft über seine Umgebungen gewonnen. Die Mutter wollte nichts mehr wissen von der Herrlichkeit und Einbildung dieser Welt — sie wollte fühlen wie der geringsten einer und ihr Gatte folgte dem Beispiel, das sie mit so beredten und feurigen Worten zu bezeichnen wußte. Armgart durfte sich wenigstens bei alledem sagen:

Du allein hast die Aeltern so verbunden! Voll Rührung schrieb sie der Mutter, sie wollte nun zu ihnen kommen.

Die Mutter, ihr selbst sich nicht im mindesten ebenso weich offenbarend, wie dem Onkel Dechanten, entgegnete ihr: „Kind, du weißt, daß Paula, dein einziger hiesiger Anhalt, den ich dir gestatten würde, in Italien ist. Daß du deine Stelle im Stift einnimmst, wieder mit Benigna, die dich mir einst schon raubte, in Westerhof lebst, ist nicht möglich. Es wäre ein Bruch mit allem, was unser Stolz, unsere Erhebung geworden ist. Diese Menschen sind ja hier wahnsinnig! Gott der Herr wird auch an ihnen gute Gründe finden, warum er sie nicht ganz verwirft; ich verwerfe sie. Im Stift Heiligenkreuz würdest du nur zu unserer und deiner Kränkung deine Stelle einnehmen. Glücklicherweise ist dir auch gestattet, deine Pension auswärts zu verzehren. Wir sehen jedoch ein, daß unsere eigenen Wege für deine Jugend noch zu rauh sind! Bleibe also noch getrost bei deiner trefflichen Lady!" Dann folgte eine Antwort auf die Frage nach den räthselhaften Andeutungen über Benno's Ursprung in dem letzten Briefe der Mutter, die Versicherung, daß allerdings Benno der Bruder des Präsidenten von Wittekind wäre und daß er noch eine Schwester besessen hätte, die einst Graf Hugo entdeckte, erzog, liebte, bis er ein trauriges Ende derselben hätte beweinen müssen.

Das war, alle ihre Lebensgeister erschütternd, gerade der empfangene Eindruck, als sie nun von jener Freundin in Paris, die von ihr um die Herzogin von Amarillas befragt wurde, Aufklärungen erhielt, welche diese, ohne das nähere Interesse Armgart's zu kennen, in aller Harmlosigkeit gab. Die Herzogin von Amarillas, hieß es, hat aus erster Ehe einen Sohn, der sich Cäsar von Montalto nennt und sie mit einer wahrhaft schwärmerischen Liebe verehrt. Herr von Montalto ließ sich in Conspira-

tionen ein und gerieth in die Engelsburg. Seine Retterin, sagt man, war die Nichte des Cardinals Ceccone selbst, die ihm hierher nachgereist ist, die Fürstin Olympia Rucca. Herr von Montalto soll anfangs nur an die Hülfe seiner Mutter, der Herzogin von Amarillas, geglaubt haben. Natürlich ergriff er jede Hand, die ihm die Mittel bot, aus einer so verzweifelten Lage zu entkommen. Schon die Untersuchung, schon die bis zur Tortur gehenden Fragen nach den übrigen Mitgliedern der bei ihrer Aufhebung nicht ganz gesprengten Loge, die Fragen nach dem Zusammenhang seiner Verhältnisse mit denen der in eine Falle gelockten Brüder Bandiera, erzählte man uns, hätten jahrelang dauern können. Herr von Montalto erkannte erst durch die Bequemlichkeit der ihm gebotenen Hülfsmittel, durch das Vorfinden eines geregelten Passes, durch die sichere Einschiffung in Civita-Vecchia auf einem nach Marseille bestimmten Handelsschiff die mächtige Hand, die über ihm waltete. Wenige Wochen und die pariser apostolische Nuntiatur erhielt einen neuen Attaché im Fürsten Ercolano Rucca. Seine Gattin, eine allerliebste kleine Hexe, wenn ihr Teint auch fast grünlich ist und ihr Wuchs einem Däumling gleicht, doch mit Augen wie funkelnde Diamanten und einem wahrhaft märchenhaft blauschwarzen langen Haar, das sie in reizenden Flechten trägt, sie und die Herzogin von Amarillas wohnen gemeinschaftlich in einem und demselben Palais der Rue St.-Honoré. Beide stehen im Vordergrund der pariser Gesellschaft. Cäsar von Montalto wird nur mit der wilden Italienerin gesehen, die Furore macht. Ich höre, die französische Regierung hat von Metternich Befehl erhalten, alle italienischen Flüchtlinge auszuweisen. Herr von Montalto wird wahrscheinlich dann mit seiner Mutter und der Fürstin Rucca nach London kommen.

Düstere Nacht legte sich nach dieser Mittheilung auf Armgart's Auge. Nun wußte sie alles. Und doch sollte sie jetzt ihre

Geisteskraft zusammennehmen, um aus London zu entfliehen. Bleiben konnte sie doch nicht. Sie selbst lebte in der großen Welt, sie konnte, sie mußte den Ankömmlingen begegnen. Sie mußte, vor dem Verlorenen entweichend, in die Heimat zurück. Nun erst verstand sie gewisse Aeußerungen in den Briefen des Onkel Dechanten, verstand, warum er ihr überhaupt so oft und so eingehend geschrieben — Er wollte sie zerstreuen, der Gute, vorbereiten auf die Entdeckung. O mein Gott! beteten ihre zitternden Lippen, als sie nach diesen Briefen suchte. „Wir Menschen", hieß es noch vor kurzem in einem derselben, „sind das Product unserer Verhältnisse! Die Freiheit des Willens ist eine Illusion! Die Tugend, auf die Spitze getrieben, wird zum Laster! Dem Mann gehört die Welt und gewisse Dinge müssen ihm nur bis an die Knöchel gehen —!" Das waren halbe Scherze und schienen nur Aeußerungen zu sein, um Frau von Gülpen zu necken oder den alten Windhack mit seinen auf dem Mond entdeckten vorurtheilslosen Sitten und Einrichtungen zu vertheidigen; aber — nun sah sie, ein wie bitterer Ernst ihnen zu Grunde lag —! eben der Ernst, daß Benno durch den Einfluß seiner Mutter, durch die Rührung und Liebe für sie, endlich durch die Dankbarkeit für seine Retterin aus ihrem Lebensbuch gestrichen war.

Es bestätigte sich, daß Fürst Ercolano Rucca Attaché der päpstlichen Gesandtschaft in London wurde. Armgart schrieb darüber nichts nach Witoborn. Ueberhaupt ein klares Gefühl wurde ihr nicht mehr zu Theil. Auch nicht in den jeweiligen Anwandelungen des Hasses gerade gegen Benno's Mutter, die von andern Bekanntschaften, die in Paris waren, als eine hochmüthige Frau geschildert wurde. Dem Haß auf den Vater konnte sie ihre Kinder opfern! sagte Armgart, als sie den Verhältnissen vertrauter geworden und den von der Mutter und vom Dechanten erhaltenen Aufklärungen sicherer folgen durfte. Gott hat sie

schon in Angiolinens Tod bestraft; sie wird auch noch Benno's Verderben sein! „Cäsar von Montalto —!“

In Fieberhast flog Armgart nach Deutschland zurück. Sie überraschte die Aeltern, die ihr Kommen nicht geahnt hatten. Sie fand die ganze Verwirrung, die sie erwarten durfte — den Vater mit Pistolen bewaffnet! Das Besitzthum verkauft. Vom Vater war für sich und Hedemann ein Anerbieten, sich an einer großen Fabrik im Magdeburgischen zu betheiligen, angenommen worden. Sie wollten reisen. Hedemann, ein Schatten gegen sonst, doch in der That von einer wunderbaren Durchgeistigung. Auch die Mutter gab sich seltsam feierlich. Nur der Vater blieb, wie immer, ruhig, natürlich und entschieden.

Die Gründe, warum Armgart so rasch und unvorbereitet aus London kam, lagen insofern auf der Hand, als über die Ausweisung der Flüchtlinge aus Frankreich in den Zeitungen genug gesprochen wurde und Marco Bianchi, Porzia's in London lebender Onkel, von einem Besuch bei Cäsar von Montalto schrieb, dem er vor einigen Jahren den Rath zur schnellen Abreise aus Deutschland verdankte. Doch wurde aus Schonung von alledem nur ausweichend gesprochen. Wie fühlte sie aber diese Schonung! Wie durchbohrte sie die harmlose Frage der in Eschede der Welt entrückten Angelika Müller nach Benno, als sie der seltsamsten Hochzeit beiwohnte, die je geschlossen wurde, der zwischen Püttmeyer und seiner alten Verehrerin! Zwei in sich vertrocknete Menschen, die noch alle Stadien der Aufregung, sogar der Eifersucht durchmachten! Frau von Sicking, Gräfin Münnich, Präsidentin von Wittekind, Benigna von Ubbelohde, alle drangen auf die Ehe Püttmeyer's, die doch erst durch das Erringen des Hegel'schen Lehrstuhls hatte möglich werden sollen; sie erwirkten eine Beförderung des von Pfarrer Huber's harmonicaspielender Tochter bedenklich Begeisterten zum bischöflichen

Archivar in Witoborn und die Versetzung Huber's. Wie war Armgart, durch ihren dreijährigen Aufenthalt in London, allen diesen kleinen Anschauungen entrückt! In ihrem Stift war sie nur einen Tag. Nach Westerhof durfte sie der Mutter wegen auch nur ein einziges mal — Tante Benigna und Onkel Levinus umschlangen sie voll Inbrunst und hätten jetzt alles darum gegeben, wenn sie das sonst so viel gescholtene Kind bei sich hätten behalten können und schon fingen die alten Entführungspläne wieder an. Da entschied der Vater für den Ausweg, daß Armgart, die zwar nicht zu den Deutschkatholiken übertreten, wol aber mit Freuden in die Gegenden der Elbe mitziehen wollte, wohin die Aeltern gingen, die Mühseligkeit dieser Irrfahrten nicht theilen, sondern nach Kocher am Fall zum Onkel Dechanten, zur lange schon kränkelnden „Tante Gülpen", ziehen sollte.

Armgart erfüllte dies Gebot der Aeltern und zog nach Kocher am Fall. Hier war sie des mit dem freudigsten Willkomm sie begrüßenden Dechanten letzte und würdigste „Nichte". Tante Gülpen hatte sie nicht aus dem Wochenblatt verschrieben, hatte sie nicht auf fremde Empfehlung in die Dechanei geschmuggelt. Sie war in Wahrheit eine nahe Verwandte und gab der immer schroffer gewordenen Beurtheilung des Dechanten keinen weitern Anstoß. Franz von Asselyn erklärte, sich auf seine letzten Tage keiner solchen „Eroberung" mehr gewärtig gewesen zu sein. In dieser holden äußern Anmuth besaß er alles, was seinem Auge, in Armgart's innerm Wesen, was seinem Herzen wohlthat. Da waren einige gute Elemente der Feuernatur Lucindens ohne die verheerenden Folgen derselbem; da war die ewig dienende Natur Angelika Müller's ohne deren trockene Regelmäßigkeit; da hatte er eine der Seelen, von denen er sagte: Die gehen in solche kleine Vögel über, wie sie unter meinem Baum am Fenster nisten! Von Armgart's Seelenwanderung versprach er sich vor-

zugsweise den Besuch seines Grabes, von dem er oft und gern sprach. Er war gerüstet, täglich hinabzusteigen. Die Aufregungen der letzten Jahre waren für ihn zu mächtige gewesen. Seine heitere Laune kam schon seltener und währte dann nicht mehr lange.

Während nun der Oberst unter den mannichfachsten Bedrängnissen in Deutschland umirrte — in Magdeburg lösten sich bald die angeknüpften Verbindungen — und sich zuletzt, ermüdet durch die gänzlich durch den Protestantismus selbst zerstörte Hoffnung auf eine große geschichtliche Bewegung der Geister, nach der Schweiz begeben hatte, verlebte Armgart noch einige Jahre in Kocher am Fall. Die Eindrücke hier waren nicht immer erhebend. War auch die Verbindung mit allen ihr werthen und theuren Menschen gerade durch die Dechanei die lebhafteste, so erfolgten doch selten Mittheilungen, welche eine wahre Freude verbreiten durften. Die schmerzlichsten von allen betrafen Benno. Sie waren so trüb, daß selbst Thiebold nur einmal nach Kocher kam. Einmal hatte sich Thiebold mit der ganzen Liebe und Hingebung seines Gemüths, wenn auch wie immer als „närrischer Kerl" sich einführend, einige Tage über zum Gaste der Dechanei gemacht, hatte, „über sich, als Mann, fast schamroth", die Reife Armgart's, ihre vorgeschrittene Bildung, die Sammlung ihres Charakters bewundert, hatte italienische Anekdoten, Reiseabenteuer erzählt, auch von dem in Italien, „nach andern Lesarten" im Orient verschollenen Nück berichtet, hatte von Schnuphase, der eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe mit Stephan Lengenich und mehreren andern Erleuchteten bezweckte, erzählt — aber die Art, wie er von Benno's italienischer „Nationalisirung", von den Erlebnissen in Rom, vom gegenwärtigen londoner Wirken und Treiben Benno's als eines „mit Gott und der Welt zerfallenen" Sonderlings und Grillenfängers sprach, überhaupt als von einem Menschen, den

man „nach dem allerdings bedauerlichen Ende der Gebrüder Bandiera“ gar nicht mehr wiedererkannte — alles das sagte genug, um sein einziges — das dann „etwas deutlicher gegebene“ Wort zu verstehen: „Als wir ja damals für immer Abschied nahmen in der westerhofer Kapelle!“ Armgart lächelte zustimmend, sie verstand, was Thiebold mit „für immer“ sagen wollte. Thiebold war nach dem kocherer Besuch gleich nach London gegangen, wo er zuweilen monatelang verweilte. Vom Luxus und von den Extravaganzen Olympiens konnte sein Bericht nicht genug erzählen. Drei Briefe von Olympien wurden ihm nach Kocher mit einem Carissimo nach dem andern nachgeschickt.

Für Armgart gab es in Kocher Zerstreuungen der in Wehmuth erbangenden Seele an sich genug. Darunter freilich auch die erschütterndsten. Der Onkel wollte noch einmal vor seinem Ende nach seinem geliebten Wien, wohin ihn die Curatverhältnisse des Doms von St.-Zeno riefen — da starb an einer Erkältung Windhack. Und als für das alte treue, gelehrte Factotum der Versuch mit einem neuen Diener gemacht werden sollte und der Dechant dabei blieb, reisen zu wollen, kam aus Wien die Nachricht, sein alter würdiger Gastfreund, Chorherr Grödner, wäre dem österreichischen Landesspleen erlegen und hätte sich erhängt. Die Schrecken mehrten sich dem tieferschütterten Greise; Frau von Gülpen that des Nachts, wo sie schon sonst um jedes kleine Geräusch aufstehen konnte und nun nicht mehr den Lolo als Führer hatte und überall ihre Schwester, die Hauptmännin, und ihren Mörder, den Hammaker, sah und dennoch das nächtliche Rumoren und Wandeln und Pochen an alle Thüren, ob sie auch gut verschlossen waren, nicht lassen konnte, einen unglücklichen Fall — woran auch sie starb. Und wenige Monate darauf legte sich denn auch der Dechant und hauchte seine edle Seele in Armgart's Armen aus.

Sein Testament hatte Franz von Asselyn schon lange geändert und sein ansehnliches Vermögen in drei Theile zerlegt, für Bonaventura, Benno und Armgart. Benno, in einem Briefe Thiebold's, und Bonaventura in directer Zuschrift an Armgart, verzichteten zu Armgart's Gunsten. Armgart war nun ein vierundzwanzigjähriges wohlhabendes und mit einer auch von Heiligenkreuz sich mehrenden Rente ausgestattetes Stiftsfräulein.

Alle diese erschütternden Vorgänge erlitten diejenigen Unterbrechungen, welche das Traurige haben — andere sagen das Gute — das Leben selbst beim größten Schmerz immer noch erträglich und anziehend zu machen. Die Sonne leuchtete auch so und die Blumen blühten auch so. Für Armgart gesellte sich zu den Zerstreuungen der Dechanei, zu kleinen Reiseausflügen, zu Briefen von nah und von fern und zu jenen Fortschritten der innern Bildung, die uns sogar selbst überraschen und erfreuen dürfen, die Steigerung des Interesses, das an ihrer Person genommen wurde. Mancher Offizier mit dem flatternden Husarendolman ritt im Park der Dechanei täglich die Schule, um nur von ihren Fenstern aus beobachtet werden zu können; mancher junge Beamte interessirte sich für die alten Möpse und Papagaien der in Kocher lebenden Honoratioren, um nur bei den Kaffees derselben zuweilen auch der interessanten jungen Stiftsdame zu begegnen. Armgart blieb jugendlich wie ihre Mutter, wenn sie „im Geist auch schon eisgraue Haare" hatte und über die Rosenzeit des ersten Mädchenfrühlings hinweg war. Sie gehörte dem Leben an, wo es sich nur regte, nicht um seine Freuden zu genießen, sondern um seine Räthsel zu belauschen und seine Aufgaben zu theilen. Am liebsten wandelte sie mit dem Onkel, wie er in seinen letzten Tagen liebte, über den Friedhof. Schon lange und seit dem Tode Windhack's und der Mutter Gülpen sagte der Onkel nicht mehr: „Der allein richtige Gattungstrieb

des Menschen ist der, leben zu wollen; kommt der Tod, so ist er da und es kann ja auch einmal eintreffen, daß gerade unsereins den Beweis führt, daß das Sterbenmüssen seit Jahrtausenden nur ein bloßes Versehen der Aerzte gewesen! Die Wissenschaften machen so außerordentliche Fortschritte!" Nein, diese Lebensfreudigkeit, sonst auch zu Benno und Bonaventura ausgesprochen, hielt im letzten Jahre nicht mehr Stand. Er liebte die Gräber und las ihre Inschriften. Aus jeder ihrer goldenen Lettern hörte er seine eigene Grabschrift heraus, bestellte sich, wie er die seine haben wollte, und sah schon im Geist die Leute an einer solchen Stelle eines kleinen Kreuzgangs hinter dem St.-Zeno stehen und lesen: „Hier ruht in Gott" — Nun setzte er wol hinzu: „der alte Narr, der —" und es folgte eine heitere Selbstkritik. Alles das plauderte er im langsamen Gehen und bestellte sich in der Nähe des einst ihn im Kreuzgang deckenden Steines Rosen und Vergißmeinnicht. Armgart erfreute ihn dabei durch Eines — durch jenes gründliche Eingehen auf seinen Tod und sein Begräbniß — eine Tugend, die viel besser wirkt, als ein ewiges Weg- und Ausredenwollen des Sterbens. „Darin kann ich Karl V. ganz verstehen, daß er sich einmal Probe begraben ließ!" sagte Armgart.

Des Dechanten Hauptbeschäftigungen im letzten Lebensjahr waren seine Briefe mit Cäsar von Montalto und Bonaventura. Von ihrem Inhalt erfuhr Armgart wenig — aus den von Italien kommenden nur das, was Paula und Gräfin Erdmuthe betraf. Oft fuhren Onkel und Nichte zusammen nach St.-Wolfgang, besuchten das Pfarrhaus, auch das erbrochene, jetzt von ihm wohlgepflegte Grab des alten Mevissen. Ja noch ein Studium nahm der Dechant in seinem letzten Lebensjahre vor, die italienische Sprache. Oft sprach er von Bonaventura's Vater und versenkte sich in dessen Entwickelungsgang. Als Paula einmal

schrieb, sie lerne provenzalisch, die Sprache der Troubadours, rühmte der Dechant seinen „verstorbenen", im Schnee des St.-Bernhard „so elend verkommenen" Bruder, der in seinem Jugendsinn, der immer romantisch gewesen, auch diese Sprache sich angeeignet hätte vom dritten Bruder Max, dem Offizier, dem Adoptivvater Benno's, der die Kenntniß derselben aus dem südlichen Frankreich und den Pyrenäen mitgebracht hätte. Er las die Minnesänger und vergaß seine Acten! sagte der Dechant träumerisch von seinem Bruder Friedrich. Es war ein Thema, über das er in ein langes, seltsames Schweigen verfallen konnte. Ueber Benno's Ursprung wurde wenig gesprochen. Die Erinnerung an die falsche Trauung im Park von Altenkirchen war dem Greise zu unheimlich.

Kurz vor seinen letzten Stunden raffte der Greis noch den Rest seiner Kraft zusammen und ließ sich über mancherlei in einem langen Briefe an den Erzbischof von Coni aus, den er schon theilweise Armgart dictiren mußte. An gewissen Stellen nahm er selbst die Feder und ließ Armgart nicht lesen, was seine zitternde Hand geschrieben. Er verbreitete sich über alles, was noch in Bonaventura's Leben, nach seinem Wissen, unaufgelöst und zu verklingen übrig blieb. Auch die Losung: Fiat lux in perpetuis! wiederholte sein entschwebender Geist still vor sich hinmurmelnd. Armgart schrieb mit Erstaunen und schon an Irrereden glaubend: Nun würde er diese Worte nicht mehr unter den Eichen von Castellungo, sondern im Vorhof der Seligen hören; sein Huß- und Savonarola-Scheiterhaufen würde die läuternde Flamme des gelösten Welträthsels sein! Sollte Bonaventura noch einst, dictirte er, den Eremiten im Silaswalde sehen, so mög' er ihm sagen: Im Leichenhause des großen St.-Bernhard hätte auch er eine neue Offenbarung über Gott und die Welt gefunden — — Da besann sich der Greis und stockte.

Er ließ sich die Feder in die Hand geben und versuchte selbst weiter zu schreiben. Die Hand versagte den Dienst. Armgart mußte noch den Brief vor seinen Augen schließen und dann sorgfältig siegeln.

Man senkte den Greis unter die kalten Steine des Kreuzganges und pflanzte um die Oeffnung des Bogens, der in den Friedhof führte, Rosen und Vergißmeinnicht.

Beda Hunnius, auf dem nun ganz von den Jesuiten, auch jenseits der Elbe eroberten Terrain, wieder zu Ehren gekommen, wurde sein Nachfolger. Zu seinem Kaplan machte sich dieser den in Lüttich erzogenen Schifferknaben von Lindenwerth, den Thuriferar von Drusenheim, Antonius Hilgers. Der Arme hatte die ganze Erziehung und Abrichtung erhalten, wie sie Rom für seine Priester beansprucht. Er war ein noch ärgerer Zelot geworden als Müllenhoff.

In dem schweren Amt der Bestattung und der Uebernahme der Hinterlassenschaft fand Armgart Beistand und überwand alles voll muthiger Entschlossenheit, noch ehe ihr Vater zu ihrer Hülfe aus der Schweiz herbeigeeilt kam. Armgart hatte ganz Kocher zu Freunden. Ihre Maxime war, bei jedem, der „ihr etwas zu haben schien", still zu stehen und zu fragen: Ist etwas zwischen uns? Das konnte sie selbst dem hämischen Hunnius gegenüber, der mit ihr wie mit jeder „Nichte" der Dechanei gegen deren Bewohner zu conspiriren versuchte. Sie erfreute ihn durch ihre Empfänglichkeit für seine geistliche Poesie. Die „Dichterapotheke" von Weihrauch, Myrrhen, Narden, Aloë und ähnlichen Spezereien, die so stark aus seinen Versen „stank", wie der Onkel sagte, erinnerte sie doch noch immer an die Zeit ihrer ersten Jugend, wo sie den Rosenkranz mit seinen fünf schmerzhaften, fünf freuden- und fünf glorreichen Geheimnissen in alle Himmel ausgebreitet sah, die Sonne als Monstranz und die Seelen als

beflügelte Kreuze dem großen Herzen Gottes mit der lodernd über ihm thronenden Flamme zufliegend. Die Zeiten dieser Anschauungen waren freilich auch bei ihr vorüber. Nur hielt sie an ihrer allgemeinen Stimmung fest und die blieb eine gebundene — schon um Paula's willen, die ihr in der Ferne wie eine leuchtende Glorie, ein Ziel der Sehnsucht und heißesten Wünsche verblieb.

Unter den Beileidbezeugenden erschien auch Löb Seligmann. Er war ja so engverbunden der Dechanei, so engverbunden auch den Geheimnissen von Westerhof, von Kloster Himmelpfort und Schloß Neuhof. Seitdem man allgemein wußte, daß Benno von Asselyn der Sproß einer ruchlos geschlossenen Ehe des Kronsyndikus war, hatte endlich auch Löb seine Miene vertraulicher Protection gegen den Dechanten gemildert. Diesem hatte er sich wirklich eines Tages ganz offenbart, als er gerade von Reisen zurückkehrte und voll Wehmuth Veilchen Igelsheimer auf den Friedhof hatte tragen helfen. Sein Auge weinte. Die sanfte Zimmerblume war an ihrer stillen Hektik dahin gegangen und hatte den rauhen Nathan von ihrem Husten befreit, den ihre zarte Schonung, sagte Löb, sich nur des Nachts gestattete! Am Tag, da hielt sie jeder unter den lachenden Masken und bunten Schellenkappen für wohlauf und gesund. Bis zum letzten Augenblick hatte Veilchen zum „Carneval des Lebens" gescherzt — und selbst noch im Tode waren ihre langen Locken so schwarz wie in ihrer Jugend geblieben, wo sie in eben diesem Park der Dechanei Spinoza kennen gelernt.

Der Dechant, nicht wenig erschreckend über Seligmann's befremdlichen Bericht, sagte damals zu ihm: Auch daran trag' ich schuld, daß Leo Perl diese bescheidenen Mädchenträume nicht erfüllte! Löb, durch und durch „Trauermarsch" aus „Montecchi und Capuletti", erzählte dem Dechanten mehrere male, in mannich-

fachen Variationen, was ihn das Schicksal in Schloß Neuhof belauschen ließ. Aber er gab die Bürgschaft seiner Discretion für ein ganzes Leben und hatte gleich alles doppelt erzählt, gleich auch für die, vor denen er zu schweigen gelobte. Armgart wurde die besondere Flamme Löb's. Wie oft auch besuchte sie die noch lebende „Hasen-Jette“ und hörte dort die Neuigkeiten — über ein seidenes Kleid, das Frau Treudchen Piter Kattendyk schickte, über die in Rom eine Gräfin gewordene „damalige Lucinde Schwarz“, von welcher auch Veilchen noch oft gesprochen, über die Barone von Fuld, die den Seligmann zuweilen noch in Drusenheim sahen, aber nicht mehr zum „Speisen“ einluden, ohnehin, seitdem sie die Rothschilds stürzen wollten; vor allem aber die Entzückungen der glücklichen Mutter über David, ihren Sohn.

David Lippschütz war auf die Beine gekommen, hatte Schulen, hatte schon einige Jahre die Universität besucht und war bereits ein berühmter Dichter. David Lippschütz und Percival Zickeles in Wien vertraten vorzugsweise diejenige neueste lyrische Schule, der es „die Loreley angethan“ hat. Allerdings kostete diese Liebe zur Nixe des Rheins dem Onkel Seligmann viel Geld. Monat für Monat gingen seine mit einem frommen „Jehovah“ beschriebenen Zehnthalerscheine (ein bekannter jüdischer Heck-, Vermehrungs- und Verlustabwendungs-Segen) in die Ferne und suchten den David unter nordischen Tannen und südlichen Palmen, tiefunten am Kyffhäuser beim schlummernden Rothbart oder auch „dort oben auf luft'gen Höh'n, wo Adler die Nester sich bau'n“, und ähnlichen halsbrechenden Adressen. Dafür war aber auch David Lippschütz mit Percival Zickeles der Träger der neuesten Romantik, blies mächtig des Knaben Wunderhorn in allen Zeitschriften und sorgte dafür, daß dem deutschen Volk seine Nixen, Zwerge, Held Siegfried, sein Ritter Tannhäuser, vor

allem aber die Anerkennung solcher Bestrebungen nicht abhanden kam. Ja Beda Hunnius sogar blieb zuweilen auf dem Markt in Kocher am Fall stehen und fragte die ihm begegnende Hasen-Jette: Ja aber, ist denn das wirklich euer — es folgte nun ein höchst intolerantes und liebloses auf Reinlichkeit gehendes Eigenschaftswort — David, der jetzt soviel die Nixe belauscht, soviel ihr Goldhaar strählt mit dem silbernen Kamm? Die Mutter, allerdings gedenkend, wie ungern ihr David sonst sich kämmen ließ, bestätigte mit leuchtendem Auge die volle Identität. Die reiche Frau Piter Kattendyk, weiland Treudchen Ley, erzählte sie, hätte den David auch in Wien — Piter, immer noch im Bruch mit seiner Familie, war meist auf Reisen — „zur Tafel gehabt". Eine solche Hunnius'sche Anrede wirkte dann unten im Ghetto von Kocher am Fall mit einem spät verklingenden Echo als belohnender Ersatz für all die Summen, welche der Onkel auf die Länge nicht mehr ganz mit dem Humor in die grünen Fluten warf, mit dem er sonst beim Rasiren die Barcarole sang: „Werft aus das Netz gar fein und leise"!

Der brave Grützmacher war nach der Gegend von Jüterbogk zurückversetzt worden als wohlbestallter Schleusenmeister an einem jener Kanäle, welche Elbe und Oder verbinden. Und Major Schulzendorf hatte das eigenthümliche Loos gezogen, eine große Strafanstalt für sittliche Verwahrlosung zu dirigiren, die zu den Werken der „Innern Mission" gehörte, jener bekannten, hier offen, dort geheim wirkenden Bundsgenossenschaft der Jesuiten. Einer seiner Söhne, welcher die Rechte studirt hatte, war bereits bis zum Präsidenten eines Regierungsbezirks, als Nachfolger des Herrn von Wittekind-Neuhof, avancirt. Dieser kluge Mann hatte die Gewohnheit gehabt, auf Reisen, selbst an offner Table-d'hôte, vor der Suppe erst die Hände zu falten und zu beten. Diese wunderliche Gewohnheit wurde in den maßgebenden Kreisen

bekannt und so wohl aufgenommen, daß man ihn in seiner Carrière einige Zwischenstufen überspringen ließ.

Oberst Hülleshoven nahm nach des Dechanten Tode seine Tochter mit nach der Schweiz, wo er und Hedemann, soweit letzterer noch konnte, sich in industriellen Unternehmungen zu bewähren suchten und Monika jede Aufforderung ergriff, die ihr gestellt wurde, theilzunehmen an irgendeinem Werk der Gesinnung und überhaupt der auch den Frauen gestatteten öffentlichen Bewährung. Sie hatten abwechselnd in Basel-Landschaft, dann im Aargau, zuletzt am Genfersee gewohnt. Der Oberst leitete Ingenieurarbeiten für die schweizerische Armee; Hedemann bebaute mit Porzia's Hülfe das Feld; Monika reiste viel; sie hatte zuletzt eine große Vorliebe für Genf und die calvinistischen Anschauungen. Daß sie sich das Denken durch eine immer weiter gehende Vertiefung in Christus vereinfachen zu müssen erklärte, war theils die Rückwirkung Hedemann's, theils der auch jetzt noch nicht nachlassende Trotz gegen die katholisch bleibende Armgart.

Der unruhige Sinn der Aeltern ging glücklicherweise im gleichen Takt; uneins mit der Welt und der Zeit, waren sie einig unter sich. Sie kauften jetzt — in jener Hast, die Monika eigen war — mit Armgart's bedeutendem Gelde sofort eine herrliche Besitzung, die Armgart gehörte, dicht am Genfersee. Es war das Schloß Bex, das einem Partricier Berns gehört hatte — dicht in der Nähe jenes Waldes, wo sich im Jahr 1689 von den aus ihren Thälern in Italien mit Feuer und Schwert vertriebenen Waldensern 900 derselben wieder sammelten und unter Heinrich Arnaud's tapferer Führung jenen Heldenzug über den Genfersee, durch Savoyen hindurch und zurück in ihre heimatlichen Thäler unternahmen, ein Wagniß, das, nach dem Aufgebot zweier Truppencorps Ludwig's XIV. und Victor Amadeus', vollständig vom Siege gekrönt wurde.

Als sie das Schloß bezogen, entdeckte man freilich hundert Fehler und hätte es gern wieder verkauft. Armgart aber sagte nun: Ihr reißt euch gleich das Bein ab, wenn euch der Schuh drückt! Sie drang darauf, das Schloß, den Park, die schönen Weinberge mit allem, was daran schadhaft war, zu behalten. Dabei grenzte sie sich ihr Leben eigenthümlich streng von dem der Aeltern ab. Sie hatte ihre eigenen Zimmer, Freitags ihre eigene Mahlzeit, manchen Abend sogar in ihrem Flügel Gesellschaft für sich und die Aeltern eine andere in dem ihrigen. Der Ton zwischen ihnen war mild, oft innig. Die Aeltern wußten, was im Innern ihres Kindes zu schonen war und woher sie den Anlaß zu ihrem jetzt schon eigenthümlich gehaltenen, allmählich sogar spröden und ablehnenden Wesen nahm. Benno von Asselyn, überall anerkannt als Halbbruder Friedrich's von Wittekind und demgemäß mit Lebensgütern reich gesegnet, verweilte nach wie vor als Cäsar von Montalto in London — in seiner Nähe lebten die Mutter und die Fürstin!

Diese Existenz währte einige Jahre, bis eine unerwartete Wiederbegegnung den schon mächtig hereinzubrechen drohenden Stillstand und Abschluß in Armgart's jungfräulichem Leben unterbrach und überhaupt die Lebensgeschicke der kleinen Colonie wieder in neue Bewegung brachte.

3.

Eines Winterabends herrschte auf Schloß Bex eine ungewöhnliche Aufregung. Sie galt einer Karte, die man, heimkehrend von einer Thalfahrt an den See, auf dem großen grünverhangenen, von einer brennenden Ampel beschienenen Tische des Eintrittsvestibüls vorgefunden hatte, wo regelmäßig die Karten der Besucher niedergelegt wurden, die inzwischen vorgesprochen hatten.

„Der Baron Wenzel von Terschka" lautete die Aufschrift. Dazu sein Wappen und die mit „p. f. v." bezeichnete Ecke eingebogen.

Terschka! rief Monika erstaunt und reichte Armgart die Karte. Der lebt noch! Seit lange hatte man von ihm nur gehört, daß er nach Amerika gegangen war.

Armgart, die nun schon über die Mitte der Zwanzig gerückte schlanke, stattliche Herrin von Schloß Bex, schlug ihren Schleier auf, der sie beim Heimfahren im offenen Wagen gegen die rauhe Winterluft geschützt hatte, und sah, so erröthet sie war, sogleich erblassend auf die Karte, die in ihren Händen zitterte.

Erregt ergriff auch der Oberst die Karte. Düster drückte er die Augenbrauen zusammen und wiederholte mehrmals ein: Ist der aus Amerika zurück!

Armgart hatte den Abend für sich allein sein wollen. Es war der 28. Januar, der Tag der heiligen Paula. Sie hatte ihren Kalender, den sie auf ihre Art einhielt. Schon freute sie sich auf die Wärme ihres Zimmers. Am Kamin wollte sie sitzen, ihren Thee für sich allein trinken, ihre alten Andenken hervorsuchen und über den Montblanc hinweg so stark und lebhaft nach Castellungo und Coni, wo Paula mit ihrem Gatten in Bonaventura's unmittelbarer Nähe wohnte, hinüberdenken, daß Paula, so dachte sie, sie sehen müßte. Schon hatte sie sich ausgemalt; wie zu gleicher Zeit, während die Uhr über ihrem Sopha tickte, Paula den Brief las, den sie ihr zu ihrem Namenstage geschrieben. Vielleicht war der Erzbischof bei ihr, der, wie man hörte, in viele Händel verwickelt war; schwerlich auch die alte Gräfin, gewiß aber alle Freunde und Verehrer, die auch dort einer so hochgestellten Dame, wie Paula, nicht fehlen konnten. Sie hatte in jenem Briefe von Sancta-Paula geschrieben, jener römischen jungen Witwe, die sich von ihren Kindern hatte trennen können, um die Stätten Jerusalems zu sehen und mit Hülfe des heiligen Hieronymus über dem Grab Christi ein Kloster zu bauen. Und um so lieber träumte sie von jenem eigenthümlichen Verhältniß, worin dort ihre Lieben lebten, als sich vieles davon aus Paula's Briefen nur zwischen den Zeilen ersehen ließ und ebendeshalb auch der immer und immer besprochene endliche Besuch des Thals von Castellungo seine Mislichkeiten bot. Ohne die Aeltern mochte sie nicht gehen und mit ihnen hatte es der religiösen Differenzen wegen ebenso seine Schwierigkeiten, wie in Rücksicht auf den Vater, der mit Paula früher im magnetischen Rapport gestanden. Diese Zustände hatten in Italien abgenommen; Gräfin Erdmuthe aber, so sehr sie die Familie der Hülleshovens schätzte und liebte, schien eine verstärkte Rückkehr des Schlafwachens zu befürchten, wenn sich ihrer

Schwiegertochter wieder die alten Elemente ihres Umgangs näherten. Schwer genug schon trug die alte Gräfin an Bonaventura, den sie ganz gemieden hätte, wäre nicht sein Eifer mutvoll für ihren Eremiten aufgetreten. Die Reise über die Alpen war unter solchen Umständen für die Familie nur ein Sehnsuchtsziel geblieben.

Dies stille Abendträumen mußte sich Armgart nun versagen. Denn mit dem Namen Terschka zog Beunruhigung ins ganze Haus, Schrecken vorzugsweise in ihre eigene Seele. Ein eisiger Winter war es wieder. Sie sah sich wie damals im frosterstarrten Walde zwischen Westerhof und ihrem Stifte, sah an ihrer Seite den dämonischen Schmeichler, von dem sie damals geglaubt hatte, daß er die Mutter berücke. Ein Schauder ergriff sie in Erinnerung an ihr Gelübde, an ihr Suchen der Gefahr, an ihre Hingebung an diesen Mann ohne jede Spur von Neigung, an alles, was sie um ihn verloren und freiwillig geopfert hatte. Wieder nun in ihrer Nähe dieser Schein von Harmlosigkeit, die leichte zutrauliche Manier, die nichts begehren zu wollen schien und ebendeshalb sogleich alles besaß?

Vater und Mutter, die sich mit politischen Dingen um deshalb ausdrücklich nicht befaßten, weil ihrer religiösen Richtung der Vorwurf gemacht worden, sie wäre nur die maskirte Revolution, hatten nichts mehr über Terschka's Leben und Treiben vernommen. Nur das eine war ihnen zu Ohr gekommen, daß Terschka in irgendeiner Weise, welcher, wußten sie nicht, sogar mit dem Untergang der Brüder Bandiera in Verbindung stand, einem Ereigniß, woran der Oberst den schmerzlichsten Antheil nahm, da ihm in Amerika der Vater dieser Jünglinge bekannt geworden war und auch durch Thiebold dessen an Benno aufgetragene Grüße ihm ausgerichtet wurden. Noch hatte man vernommen, daß Terschka in dem Augenblick London verließ, als dort Benno

ankam. Eine große Geldsumme, die ihm später, als er wieder zurückgekehrt war, von Witoborn aus zugekommen sein sollte, mußte, so glaubte man im engern Kreise des Obersten, vom Präsidenten auf Neuhof herrühren, der mit ihm über die Enthüllungen der zweiten Heirath seines Vaters längere Zeit schon in näherer Verbindung stand. Dann war er nach Amerika gegangen.

Monika konnte nie wieder ganz das Bild jener wiener Zeiten verwischen, wo Graf Hugo und Terschka so heiter und sorglos verkehrten, die alte Gräfin, trotz erster Abneigung gegen Terschka, doch für ihn schwärmte, ja sie selbst von ihm mit einer Leidenschaft verehrt wurde, die ihr Herz in Unruhe, ihre Entschlüsse in Schwankungen versetzte. Daß Terschka, der schon immer und immer, wie Monika selbst, mit dem Uebertritt umging, die Hoffnungen auf ihre Gegenliebe da aufgab, als er Armgart und deren förmliches Sich-ihm-anbieten sah, schien ihr natürlich zu sein; eine alte Theilnahme löscht sich im Frauengemüth nicht aus; wo sie einmal Partei genommen, sind ihre Entschuldigungen unerschöpflich.

Nur Armgart, die nun schon wieder ganz allein in ihrer Abneigung zu stehen fürchtete, sagte: Er hat irgendeine Schuld auf seinem Gewissen! Diese jagt und verfolgt ihn! Diese treibt ihn vom Guten auf, wenn er das Schlechte eben verlassen hatte und gern das Gute lieben möchte! Diese macht ihn zum Werkzeug jedes energischen Willens, der ihm imponirt!

In ängstlicher Spannung saßen sie beim Thee; der Sturm mehrte sich, Zweige an den ächzenden Pappeln, die in nächster Nähe des Schlosses standen, brachen. Jeden Augenblick, glaubte man, müßte an der Eingangspforte die Glocke gezogen und Terschka's Rückkehr gemeldet werden.

Es wurde neun, zehn Uhr. Schon wollte man zur Ruhe

gehen, da zog es an der Glocke. Es war eine weibliche Stimme, die sich hören ließ. Porzia Hedemann kam noch so spät aus ihrem dem See näher gelegenen Häuschen. Sie hatte sich nicht überwinden können, ihren theuern Gönnern und Beschützern noch von einem Besuch des Barons von Terschka zu erzählen. Freude strahlte aus ihrem Auge und ergänzte ihre gebrochene deutsche Rede. Terschka hatte in gewohnter Weise die Spuren seines Erscheinens sogleich angenehm bezeichnet, hatte von Mitteln gesprochen, die unfehlbar die kranke Brust Hedemann's heilen müßten. Und als nun auch der Oberst einräumte, die Indianer besäßen Heilmittel, von denen sich die Weisheit unserer Aerzte nichts träumen lasse, breiteten sich schon um ihn alle Zauber Amerikas aus. Noch ehe man Terschka wiedersah, schwebte er schon in dem gewohnten Nimbus seiner Liebenswürdigkeit.

Am folgenden Tage erschien er in der That. Er war in Genf abgestiegen, kam in einem Einspänner geflogen, den er selbst führte, und sah in seinem schnurbesetzten Pelzrock, von Wetter und Sturm geröthet, trotz seiner fünfzig Jahre immer noch recht stattlich aus. Die kleinen Formen des Siebenmonatkindes konnten eher durch die Jahre zusammengehen, als plastischer ausgebildete. Sein Auge hatte das alte lebhafte Feuer; sein kurzgeschnittenes Haar war, trotz der Beängstigungen, die sein Gemüth die Reihe von Jahren hindurch schon ausgestanden haben mochte, nur von einem leichten Hauch der Verwandlung in Grau überflogen. Mit einer Unbefangenheit gab er sich, als setzte die Gegenwart die nur kurze Zeit unterbrochene und völlig ungestört gebliebene Vergangenheit fort.

Die befangenen Mienen des Obersten klärten sich auf, als Terschka mit Begeisterung von Amerika sprach. Monika sah in jeder Freude ihres Gatten ihre eigene und schürte dies Behagen.

Vom frühern Jesuiten, von der Umwandelung in einen Protestanten, vom Freunde der italienischen Emigranten konnte um Armgart's willen nicht viel die Rede sein. Diese noch unverheirathet zu finden, sagte Terschka, überraschte ihn nicht, denn er hätte sie und ihre Familie auch jenseits des Oceans nicht aus dem Auge verloren. Sein Wesen blieb harmlos; nicht eine Miene verrieth: Du liebtest einst diese Mutter, deren Locken nun immer silberner geworden sind! Und wie nahe warst du, auch die Tochter, diese immer noch blühende, schöne, reiche Herrin von Schloß Ber die Deine zu nennen!

Hedemann wurde gerufen. Trotz seines „Sterbenwollens in Christo" kam er wie neubelebt. Porzia war hoch in der Hoffnung und der Gedanke des Todes, sonst ein ihm so lieber und vertrauter, hatte ihn wol jetzt mit Trauer erfüllen müssen. Terschka versprach, ihn seines Mittels wegen zu besuchen. Im Plaudern hatte er eine noch auffallend genaue Kenntniß aller Verhältnisse und Personen, mit denen er sonst gelebt, verrathen und bedurfte darüber keines Unterrichts, den er eher noch selbst ertheilen konnte. Ohne Schärfe ließ er zuweilen und wie zufällig eine Anspielung auf den natürlichen Sohn des Kronsyndikus, Cäsar von Montalto, oder auf die Fürstin Rucca fallen. Er übertrieb, bei Gelegenheit des Grafen Hugo, das Princip der Dankbarkeit, sagte aber auch, in Anspielung auf Benno's Dankbarkeit für seine Befreierin, die Fürstin Olympia: Meine Damen, als ich noch ein Jesuit war, kam im Colleg zu Rom die Frage auf die Dankbarkeit. Wir trieben Moral nach allen möglichen Unterscheidungen; aber von Dankbarkeit war wenig die Rede.

„Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch!" sagte Hedemann und freute sich der vorgeführten Bilder aus der alten Zeit Witoborns.

Das ist aber die Dankbarkeit nicht, nahm die streitsüchtige,

nun schon außerordentlich angeregte und ein gewähltes Mittagsmahl anordnende Monika auf, die Terschka meint. Sie wollte hören, wie es mit Terschka's religiösem Innern stand. Terschka hatte vom Tode Ceccone's gesprochen, der wol auch die Ursache gewesen sein mochte, sagte er harmlos, daß seine Nichte seit Jahren nicht nach Rom zurückkehrte. Ceccone war unter seltsamen Umständen gestorben.

Auch der Oberst achtete nicht darauf, daß sich Armgart dem Fenster zuwandte; er sah nur und freute sich dessen, wie geheimnißvoll seine Frau für den Mittagstisch sorgte.

„Und seid gewurzelt und erbaut in ihm und seid fest im Glauben, wie ihr gelehrt seid, und seid in demselben reichlich dankbar!" wiederholte Hedemann zum festen Zeugniß, daß die Bibel die Dankbarkeit kenne und die Jesuitenlehrer beschäme.

Die Mutter, während Armgart schwieg und am Fenster auf den See und die im Violett strahlenden Schneeberge Savoyens blickte, wollte heute Hedemann's Partie nicht nehmen und meinte, manches Verhältniß des modernen Lebens, manche Verpflichtung unserer künstlichen und unnatürlichen Verhältnisse ließe sich kaum aus der Bibel herleiten. In diesen Gegenden, wo der Bibelglaube und die religiöse Phrase an jedem Bissen Brot, den man in den Mund nimmt, haftete, war Monika allerdings etwas weltlicher geworden; aber auch die Erinnerung an die schönen Stunden, welche sie in Wien verlebt, erregte sie.

Hedemann ließ die Meinung nicht aufkommen, daß nicht die Schrift die umfassendstverpflichtende Dankbarkeit anempföhle. David war dankbar gegen Abjathar, den Sohn Abimelech's, der für David gestorben. David war dankbar gegen Barsillai, den achtzigjährigen, den er mit nach Jerusalem in seine Burg nehmen wollte, weil er ihm früher in Noth gedient. David war dankbar dem Gedächtniß Jonathan's, des Sohnes Saul's, der

ihm angehangen, und rief in alle Lande: Wo ist jemand übrig geblieben von dem Hause Saul's, daß ich Barmherzigkeit an ihm übe um Jonathan's willen?! Dennoch hielt Monika die Frage der Dankbarkeit in einem andern Sinne fest und sagte: Die Dankbarkeit, die Terschka meint, heißt nicht das Erweisen von Wohlthaten an den, der auch uns Wohlthaten erwies; sondern die Unterordnung des eigenen Willens und Interesses unter den Willen und das Interesse eines andern und zwar aus purer „Dankbarkeit" für ein ganzes Leben lang —!

Ein Stille trat darauf ein. Terschka genoß die Wirkung derselben und sagte, so hätte er sich allerdings dem Grafen Hugo hingegeben und ganz von ihm regieren lassen. Unsere Professoren auf dem Collegium, fuhr er fort, ließen wenigstens nicht mit offnen Worten, aber halt ziemlich deutlich keine Dankbarkeit gelten, die eine eigene Benachtheiligung voraussetzte. Den Vortheil, den sie auf alle Fälle gewahrt wissen wollten, nannten sie die eigene Vollkommenheit. Hatten wir nicht einen ganzen Tag Disputation über die Frage: Ist man verpflichtet, hundert Zechinen einem Mörder auszuzahlen, der sich dafür erbot, einen Mord zu begehen? Der erste Satz war natürlich: Solange der Mord nicht vollzogen ist, kann auch von Zahlung keine Rede sein.

Man lachte. Selbst Armgart mußte einfallen.

War aber halt der Mord vollzogen, fuhr Terschka fort — wie dann, wenn der Anstifter in den Beichtstuhl kommt und, nachdem sein Vortheil bereits gewahrt ist, jetzt keine rechte Lust mehr bezeugt, die hundert Zechinen zu bezahlen? Darüber waren die Meinungen der Theologen getheilt. Einige glaubten, daß das Geld, ob vor oder nach der That, wenn auch versprochen, unter keinerlei Umständen bezahlt zu werden brauchte.

Schändlich! rief Monika aufwallend. Selbst dem Mörder muß man die Treue halten!

Sie urtheilen, meine Gnädigste, fiel Terschka ein, grad' wie der heilige Liguori, der Stifter der Liguorianer, unser Schutzpatron, auch urtheilte. Rund und fest hat Liguori erklärt: Die hundert Zechinen müssen unter allen Umständen dem Mörder bezahlt werden!

Das beste Wort, das ich je von einem Jesuiten gehört habe! fiel die Mutter ein und setzte die Entwickelung ihrer Moral der Hochherzigkeit und des Edelmuthes fort, bis der Oberst von der Dankbarkeit hinzugefügt hatte, daß er Beispiele aus seinem eigenen Leben kenne, wo sie manche Charaktere vollständig aus ihrer Bahn gelenkt hätte, wo Menschen, einmal verpflichtet, nie wieder ihren freien Willen bekommen hätten, Offiziere, die das Opfer eines einmal unbedacht geschlossenen Verhältnisses sogar mit ältern Damen geworden und elend untergegangen wären. Da erst verstanden denn Monika und Hedemann die wechselnde Gesichtsfarbe Armgart's und setzten das Gespräch, dessen Bezüglichkeiten sie sich jetzt auf Benno deuten konnten, nicht fort.

Aber von Lucinden und einem seltsamen Zusammenhang des überraschenden Todes ihres Gönners, des Cardinals Ceccone, wußte Terschka nun Dinge zu erzählen, die, wenn sie auch fragmentarisch bleiben mußten, weil sie für Armgart's Ohr nicht paßten, doch die ganze Behaglichkeit verbreiteten, durch Terschka wieder in einen Zusammenhang mit der Welt zu kommen. Armgart hörte nur aus dem Flüstern, daß Graf Sarzana gleichfalls als Flüchtling in London und gleich in den ersten Wochen seiner Vermählung von seiner Frau getrennt lebte.

Acht Tage verflossen und Terschka war in dieser und ähnlicher Art auf Schloß Bex die Hauptperson geworden. Die Mutter konnte schon sagen: Was sollte denn nun auch werden, wenn

jedem Menschen, der einmal strauchelte, der Kainsfluch immer und ewig auf der Stirn gezeichnet bliebe! Warum gibt es denn keine großen Männer mehr? Weil die Keime dazu in unserer Civilisation falsch aufblühen und leider zuweilen eher in den Zuchthäusern, als in den Walhallen reifen! Verpflanzt doch nur einmal unsern Herrn und Heiland in das Zeitalter der Gensdarmen! Würde Jesus von Nazareth drei Jahre haben lehren und hin- und herwandeln können? Nicht drei Tage hätte sein hochheiliges Lehramt gedauert.

Von Lucinden, Gräfin Sarzana, hatte Terschka, wie nun Armgart vertraulich von der Mutter erfuhr, erzählt, daß die Klügste ihres Geschlechts das Opfer einer Intrigue geworden war, die auch nur in Italien vorkommen konnte. Graf Sarzana war in der That ein Verschworener des „jungen Italien", theils aus Ueberzeugung, theils aus Rache gegen Ceccone, der seit Jahren seine Familie entwürdigte und misbrauchte. Auch ihm wollte der Cardinal die Hand einer Frau geben, die nur ihm gehören sollte. Hatte der Cardinal Berechtigung, von Lucinden solche Hoffnungen zu hegen oder nicht, der Gardist Sr. Heiligkeit ging scheinbar auf den Vertrag ein. Seine Rache oder ein Auftrag des „jungen Italien" wollte einen erlaubten Anlaß haben, Ceccone gelegentlich aus der Welt zu schaffen. Die Ehe wurde vollzogen; Bonaventura, der gerade in Rom anwesende neuerhobene, glänzend gerechtfertigte, wie von unsichtbaren Armen geschützte Erzbischof von Coni hatte früher Gräfin Paula nicht trauen können — aber Lucinde wollte diesen Vorzug genießen und Terschka hatte sogar angedeutet, daß Lucinde Mittel besäße, den Erzbischof dazu zu zwingen. Kaum hatte das Sarzana'sche Paar jenen Palast bezogen, wo früher die Herzogin von Amarillas gewohnt, so verbreitete sich ein Gerücht, der Cardinal hätte bei einem Abendbesuch in diesem Palast einen unglück-

lichen Fall gethan. Blutend wurde er nach Hause gebracht. Wol ein Jahr hätte er sich dann noch elend hingeschleppt, hätte sehen müssen, wie Fefelotti seinen ihm immer mehr abgerungenen Einfluß gewann und wäre zuletzt still vom Schauplatz verschwunden und sogar außerordentlich heilig gestorben. Bald aber nach jener Nachricht von dem „unglücklichen Fall“ wäre Graf Sarzana heimlich aus Rom entwichen, seine Gemahlin in ein Kloster, das der „Lebendigbegrabenen“, gegangen, wohin schon einmal ein dunkler Vorfall aus dem Leben des Cardinals sich der Welt entzogen hätte — Jetzt, hatte Terschka erzählt, wisse es alle Welt, Graf Sarzana hätte seine Gemahlin in einer „Scene“ mit dem Cardinal überrascht, die Thür gesprengt und auf frischer That auf ihn den Degen gezückt. Der Stoß war nicht tödtlich und erst nach einem Jahr erlag Ceccone den Folgen der Wunde. Gräfin Sarzana wäre seitdem noch nicht lange erst wieder aus dem Kloster ans Tageslicht gekommen. Armgart wußte freilich aus Briefen, die aus dem Thal von Castellungo kamen, daß Gräfin Sarzana schon seit zwei Jahren in Genua lebte, ja sogar in Coni erwartet wurde. Sie sagte also: Alles das wird sich auch wol noch anders verhalten!

Ueberhaupt kannte Terschka von den Verwickelungen im Leben der Nahebefreundeten Monika's und Ulrich's mehr, als diese in ihrem reinen Sinn hören mochten. Selbst Lucinden ließ der Oberst, der sich ihrer wenig entsann und von der er nur hatte erzählen hören, das Urtheil angedeihen: Wir wissen nicht, ob die Menschen, die sie verurtheilen, recht haben oder nicht; aber für soviel Unglück, als auch gerade ihr beschieden zu sein scheint, könnte sie jeden fast dauern und ihre Erbitterung gegen die Welt gar nicht wunder nehmen!

An den in jener Gegend üblichen Erbauungsstunden und religiösen Versammlungen, an den Streitigkeiten über die Erbsünde

und die Gnade nahm Terschka, der nun eingebürgert blieb, ohne besonderes Interesse theil. Geistige Bedürfnisse lagen ihm überhaupt, wenn sie Ernst voraussetzten, fern. Wenn von Paris, London und Wien die Rede war, seufzte er sehnsuchtsvoll. Anfangs kehrte er immer wieder, wenn er Schloß Bex besucht hatte, nach Genf zurück. Zuweilen kam mit ihm von dort Gesellschaft, anfangs achtbare Persönlichkeiten, die in einer mit Fremden überfüllten Stadt leicht gefunden sind. Der einförmige Kreis des Landlebens im Winter erhielt durch ihn Belebung; sogar mehr, als man wünschen konnte. Es stellte sich eben eine Toleranz gegen den Erzähler seiner Abenteuer und Reisen wieder ein, die alle Bedenklichkeiten des Vergangenen vergessen zu haben schien.

Nur Armgart blieb gegen den nur zu schnell wieder zu Gnaden Angenommenen kalt, vermied ihn, wo sie konnte, blieb, wenn er nicht noch vor Nacht nach Genf heimkehrte, vorsichtig auf ihren Zimmern und lebte ihrer innern Welt, die sie schon so früh verstanden hatte zu ihrem Universum zu machen. Ein Kind, das mit einem aus Baumrinde geschnittenen Schiffchen sich stundenlang den Ocean träumen konnte, war sie sonst; jetzt kannte sie den großen Ocean des Lebens und suchte auf diesem nur ihre kleinen Schiffchen wieder.

Der Oberst und Monika waren im Grunde doch nur Gemüthsmenschen und entbehrten, ungeachtet ihrer steten Berufung auf den Verstand, eines scharfen psychologischen Blicks. Sie übersahen, daß es eine Verkommenheit im Menschen gibt, die dem Kenner selbst durch den äußern Schein des größten Behagens hindurchschimmert, wie sich eine nur scheinbar gepflegte Toilette durch eine zerrissene Naht und ein nicht gehörig verstecktes Bändchen in ihren geheimen Schäden verräth. Eine solche im Sinken begriffene Natur lacht und scherzt dann und erst am Uebermaß

des Widerhalls läßt sich erkennen, wie doch innerlich alles so hohl ist. Jedes Wort hört der scheinbar so unbefangen Sprechende dann gleichsam selbst zuerst; sein Gang ist berechnet; der Schatten, den er wirft, ängstigt ihn. Unruhig sucht er Haltpunkte und Anlehnungen. Sie sind aber ganz wie durch Zufall und wie im Traum gewählt. Eine alabasterne Vase, ein Spiegel, um im Bilde zu bleiben, ist von dem Vorsichtigsten dann zertrümmert, er weiß nicht wie.

Für die sich ganz ebenso zeigende tiefinnere Verkommenheit Terschka's hatte Armgart einen klarsehenden Blick. Während der Unheimliche den Vater durch seine Ställe und seine Vorschläge für die Oekonomie fesselte, die Mutter durch hundert Aufträge, die für Genf von ihm übernommen wurden, Hedemann und Porzia durch Heiltränke, die in der That vorübergehende Linderungen verschafften, sah allein Armgart mit Schrecken, wie Terschka bereits so im Zuge des Eingreifens in alle Verhältnisse auf Schloß Vex war, daß ihr die Geldsummen schon verloren schienen, die ihm anvertraut wurden. Sie sah eine Lebendigkeit um sich her, die sie im höchsten Grade beunruhigte. Terschka's Genossen, jetzt größtentheils Franzosen von unheimlichen Manieren, gingen ab und zu. Schon wurden Jagdpartieen arrangirt. Oft war die Tafel, ohne irgendeine Einladung, zwanzig Personen stark. Der Oberst liebte die Jagd und Monika unterstützte diese Neigung, weil sie — sie sagte es scherzend — gutmachen wollte, daß der Anfang ihres früheren Zerwürfnisses ein Lachen über die Fehlschüsse des eben Erheiratheten war. So ging es hinauf in die Schluchten der Berge, gerade wie um Witoborn in die Wälder. Monika, der es an Gründen nie fehlte, wenn etwas Inconsequentes durch die Gesetze der Nothwendigkeit entschuldigt werden sollte, fand diese Bewegungen dem Gatten zuträglich und sorgte nur, daß Armgart von den Zumuthungen

der Theilnahme verschont blieb. Wohl kannte sie Armgart's Erinnerung an jenen Tag, wo sie sich, todtbetrübt und die Mutter an Terschka gebunden glaubend, infolge ihres Gelübdes in die gräflich Münnich'sche Jagd stürzen konnte, um für die Erkorene Terschka's zu gelten.

Der Winter verstrich. Armgart saß nicht immer mit ihren Büchern im Zimmer. Sie unterstützte Hedemann und Porzia im Reinigen und Schwingen der Sämereien, stieg in die Keller und wahrte die Wurzelgewächse gegen üble Wirkung dumpfer und feuchter Luft, benutzte jeden sonnigen Tag, wo sich der Boden der großen Gemüsegärten auflockert, um die Aussaat solcher Pflanzen zu leiten, denen ein längeres Verweilen des Samens im Schoos der Erde nützt, ließ die Obstspaliere und manche freischwebende junge Pflanzung mit Stroh umhüllen, unterstützte gegen den Sturm, der oft aus dem Walliserland und vom großen St.-Bernhard mit Ungestüm wehte, die jungen Obstbäume mit kräftigen Stecken, ließ die Weinstöcke niederlegen und gerade wenn ihr Blumengarten dicht voll Schnee lag, säete sie die ersten Boten des Frühlings, Primeln und Aurikeln — ihr Same darf die Erde nur leise berühren, nicht in sie eindringen — Bei diesen Beschäftigungen, auch beim Pflegen der Hyacinthen, die in ihren Zimmern, wie ehemals bei Paula, die grünen Keime ansetzten, trug sie ihr seltsames Lebensloos und gab, wie in einem spanischen Gedicht, das Bonaventura ihr und Paula einst auf Westerhof vorgelesen, „Des Gärtners Lohn" — auf die Frage:

„Herr, unter Steinen und Moosen
Was schöpfst du soviel aus dem Born?"

durch Blick, Rede und Haltung die Antwort:

„Dir will ich benetzen die Rosen!
Mir will ich benetzen den Dorn!"

Es war ein Nonnenleben ohne Clausur, das ihr Ideal zu werden anfing: Die Welt hüllte sich ihr in eine Trauer, die sie nicht deuten, in einen Schmerz, den sie kaum anerkennen mochte. Sie wurde ablehnend und streng; vielen erschien sie kalt.

Der Frühling war gekommen, die Hollunderbüsche blühten, die Kastanienbäume setzten ihre braunen Knospen an, der Leman braute jene durchsichtigen, sonnigen Nebel, die nicht mehr von der wild aus den Bergen stürmenden „Bise" zerrissen wurden. Terschka wohnte nun schon oft wochenlang auf dem mit allen Reizen der Natur sich schmückenden Schloß Bex. Zu andern Zeiten wieder überredete er den Obersten, mit ihm nach dem fremdenüberfüllten Genf zu gehen. Wer das Gefühl hat, mit gegebenen Zuständen in Bruch zu leben, ergreift gern die Gelegenheit, aus seiner Isolirung herauszutreten und da sich anzuschließen, wo von unbefangener Urtheilenden die langentbehrte Zustimmung nicht ausbleibt. Diese reichen Patricierfamilien Genfs mit ihren strengen calvinistischen, in andern Dingen wieder republikanisch unbefangenen Formen wurden eine Welt, wo sich Monika sorglos bewegen durfte. Sie sprach gut französisch, konnte mit den Professoren der Universität Streitigkeiten führen, die für jeden Zuhörer genußreich waren, der Rath des Obersten wurde in mancher technologischen und Ingenieurfrage begehrt, Terschka war die Seele der auch in Genf vorhandenen aristokratischen Gesellschaft. Von den Flüchtlingen, den Polen, Italienern, Deutschen, hielten sich alle in Entfernung.

Aber gerade von dieser Seite aus gab es scharfe Augen und der geschmeidige, lebensschlaue Böhme, der überall nach Macht, Einfluß, Stellung trachtete, mußte erleben, daß ihm schon manches fehl schlug. Bald hieß es sogar auch hier: Er spielt eine falsche Rolle! Er hat sie schon in London gespielt! Sein

Gewerbe kann nur das eines Spions sein! Er correspondirt mit Wien und mit Rom! War dem nun so oder nicht, Terschka blieb jener Jesuitenzögling, der zwar mit scheuer Vorsicht seinen Weg Schritt für Schritt macht, nie aus sich selbst heraus, sondern immer nur aus den Interessen der andern die Situationen seines Lebens entwickelt, niemals kann er recht ein Herr werden, immer nur Diener. Durch sein Dienen verpflichtet man sich die Menschen und zuweilen sind sie edel und heben dafür den, der uns dient, wie einst mit ihm Graf Hugo gethan; jetzt aber hatte er zuletzt doch nur noch den Obersten und Monika für sich, hundert Zerwürfnisse und Streitigkeiten schon gegen sich. Bereits hieß es beim Obersten und Monika: Man müßte doch aus dieser Gegend fort! Man müßte doch Bex verkaufen, so schön es ist! Schon wegen — Hedemann's sollte man in eine mildere Gegend ziehen!

Die Herrin von Schloß Bex hatte auch hier, trotz ihrer Schroffheit, Verehrer und Bewerber. Angesehene Namen aus Genfs Patricierfamilien, umwohnende Grundbesitzer, Reisende, wiederum auch mancher Engländer, huldigten Armgart mit oft maßlosem Eifer. Die Mutter wünschte die endliche Verheirathung; auch der Vater; schon deshalb, um den Schein aufzuheben, als bestimmten sie die Tochter ihres Vermögens halber unvermählt zu bleiben. Alledem geberdete sich Terschka trotz seiner fünfzig Jahre eifersüchtig, als scheute er mit jungen Leuten keinen Wettkampf. Nicht daß er seine eigene Liebe zur Schau trug — wenigstens warf er ein: Ich werde so lächerlich nicht sein! — immer aber hatte er Gründe, die Bewerber zu verdächtigen und suchte Scenen herbeizuführen, die zuweilen so ausarteten, daß die Frauen, vor allem Armgart, wahrhaft darunter litten. Conflicte gab es, wo man erstaunen mußte, wie ein einziger Mensch, dem der wahre innere Halt des Charakters fehlt, dennoch einen

ganzen Lebenskreis verwirren und beschäftigen kann. Zuletzt standen auch endlich die Hülleshovens mit Terschka so allein, daß ein Entweder-Oder sich ihnen als unabweisbar aufdrängen mußte. Terschka, fünfzig Jahre alt, in Fällen, wo sein Benehmen Zeugen hatte, muthig und entschlossen, wo er allein war, hinterlistig, feige sogar oder nur schlau, konnte schon wieder die Hände vor die Augen legen, weinen wie ein Kind und sein Lebensloos beklagen, sodaß die Frauen entweder mit einstimmen oder entfliehen mußten, um sich nur dem magischen Einfluß eines Gauklers zu entziehen, der die besonnensten Menschen bethörte, seine geschworensten Feinde irre machte und, das sah man nun wohl, immer noch Armgart erobern wollte.

Terschka hatte Schulden; der Oberst konnte ihm nicht mehr helfen. Monika schmollte mit ihm tieferbittert, seitdem er, ganz nur wie zum Scherz, die Aeußerung hatte fallen lassen, er würde, wenn es Armgart beföhle, in den Schoos der römischen Kirche zurückkehren. Armgart besuchte zuweilen die Messe in einem zwei Meilen höher hinauf gelegenen katholischen Dorfe. Terschka fing an, sie dorthin zu begleiten. Er wartete dann an der Kirchthür, bis sie zurückkam. Wieder wurde er ihr wie die Schlange, deren Athem den Vogel besinnungslos macht. Ohnehin stand sie hier mit ihrem katholischen Gefühl allein und nun gesellte sich diesem, wie sympathisch ergriffen, Terschka —! Monika sagte ihm seitdem, so oft er sich auf dem Schlosse sehen ließ, mit dem Ton des gebietendsten Ernstes: Terschka, verlassen Sie uns endlich! Der Oberst erklärte in Güte: Terschka, Ihre Rolle ist hier ausgespielt! Reisen Sie mit Gott! Mit leisem, gemüthlichem Ton konnte er dann seufzen: Ich gehe schon! Er ging und kam wieder. Nur einen Augenblick blieb er dann, schwieg und warf beim Gehen einen Blick des tiefsten Schmerzes auf Armgart. Nicht lange währte es, so kniete er hinter ihr in der Messe des kleinen Kirchleins

im Gebirge. Armgart erhob sich dann, sprach nicht beim Verlassen des Gottesdienstes mit ihm und wich ihm für den Heimweg aus, aber sie sammelte nur mühsam die Kraft dazu, wankte, wenn er sich ihr näherte, suchte zu entfliehen und konnte nicht von der Stelle. Alles, alles, als wär' er durch sie und um ihretwillen im Begriff, wieder Katholik zu werden und als wär' er es schon längst geworden, wenn er nur sicher gewußt hätte, ob er in diesem Fall seines Priestergelübdes entbunden würde. Er behauptete, deshalb in Genf alle Bibliotheken nachzuschlagen.

So überraschte er Armgart einst auf ihrem Zimmer. Seine Jahre verwünschend, nannte er die Empfindungen, die ihn beherrschten, wahnsinnig, dennoch erklärte er, gewisse Namen, die gerade damals als Armgart's Bewerber genannt wurden, tödten zu können; er drohte sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen und hoffte bei solchen Worten nur, durch Armgart's Erklärung, daß sie ihn für jung, lebensberechtigt und ihrer endlichen Erhörung für vollkommen würdig halte, aufgerichtet zu werden. In wilder Hast ergriff er ein an der Wand hängendes Crucifix, küßte es mit leidenschaftlicher Inbrunst und bat dem „heiligen Holze", wie er es nannte, mit lauter Stimme ab, was seither von ihm ruchlos am katholischen Glauben verbrochen worden. Seinen Priesterstand würde er nicht zu erneuern brauchen, sagte er — weil er ihn ja ewig geschändet hätte. Alles das kam mit einer Wahrheit von seinen Lippen, als machte er im Al Gesù eine jener rhetorischen Uebungen durch, wo sich der Sprecher in einer von ihm geschilderten Situation wie ein Schauspieler verlieren muß.

Armgart stand am Fenster und zitterte. Terschka sprach, als wäre sie nicht anwesend. Laut recitirte er eine Litanei an die allerseligste Jungfrau. Er kniete nieder, um sein Gelübde auszusprechen, in den Schoos der von ihm verlassenen Kirche zurück-

zukehren, auch wenn ihm, dem Leviten, nie wieder Vergebung zu Theil werden würde. Engel würden dann für ihn die Hände erheben und vielleicht eine besonders begnadete Seele ihn im Jenseits rettend in ihren Schoos nehmen.

Ohne Zweifel erwartete Terschka, daß Armgart ihn emporziehen, irgend mit ihm einen Ausweg aus dem Labyrinth seiner Verhältnisse bereden würde. Aber so sehr sich in ihr die alten Stimmungen des Selbstopfers, die Seligkeiten des gebundenen Willens regten, die Jugendzeit mit ihren Schwärmereien war vorüber. Mit einem verachtenden Ausdruck ihrer Augen, der den unverkennbarsten ewigen Bruch zwischen ihr und Terschka verrieth, rief sie: Nein! Nein! Nein! ließ ihn auf dem Teppich vor ihrem kleinen Hausaltar liegen und entfloh aus dem Zimmer.

Da begegnete ihr der Vater, sah ihre Aufregung, traf Terschka, noch mit dem Crucifix, das er unaufhörlich küßte, in der Hand, schleuderte ihm einige Verwünschungen zu und wies ihm die Thür.

Terschka erhob sich von der Erde, auf der er gekniet hatte, schwankte eine Weile, taumelte unentschlossen, maß den Obersten, halb als ob er an seinem Halse sich ausweinen, halb — als ob er ihn tödten wollte. Und als dieser wiederholt rief: Sie sind ein unverbesserlicher Abenteurer! Man weiß alles von Ihnen! Sie sind unter Räubern erzogen, Sie sind ein Kunstreiter — noch haben Sie nicht aufgehört den Jesuiten zu dienen! Die Brüder Bandiera sind durch Sie verrathen worden — durch einen gewissen Jean Picard — ha, kennen Sie den Namen —? — da erblaßte Terschka, erhob sich lautlos und verschwand.

Allgemein glaubte man, er säße in Genf im Schuldgefängniß. Seine Sucht, sich in den vornehmsten Kreisen zu bewegen, Cavalier zu sein, Matador der Gesellschaft, hatte ihn in nicht endende Verlegenheiten gestürzt. Nach und nach aber verbreiteten

sich Gerüchte, er wäre in den Canton Freiburg gegangen und hätte sich dort reuig in das dortige, damals allgewaltige Collegium der Jesuiten zurückbegeben. Die Strafen, die ihn in diesem Fall dort erwarteten, mußten, wenn er nicht schon früher Verzeihung gefunden, furchtbare sein — deshalb wurde auch von andern die Möglichkeit eines so gewagten Entschlusses bezweifelt.

Auf Schloß Bex stellte sich der Friede wieder her und die Gegensätze versöhnten sich in der einstimmigen Verwerfung eines sittlich Haltungslosen, an den man Milde, Langmuth, Wohlthaten vergebens verschwendet hätte. Die Schulden, die Terschka beim Obersten nicht getilgt hatte, konnten als Vorwand dienen, in Freiburg nach ihm Erkundigungen einzuziehen. Man gab dort eine kaltausweichende Antwort. Der Uebermuth der im Steigen begriffenen klerikalen Partei hatte gerade damals, in der von Bürgerkämpfen zerrissenen Schweiz, den höchsten Grad erreicht.

Aber nur noch eine kurze Weile und es schlug die Stunde einer großen Bewegung. Jener dreifachgekrönte arme leidende Mann mit dem tücherumwundenen Antlitz hatte auf dem apostolischen Stuhl seinen letzten Seufzer ausgehaucht, wie ihn die Stellvertreter Christi aushauchen — einsam, verlassen, in den schauerlich öden Marmorsälen des Vaticans ein dem Reiz nach dem Neuen allzulang verweilender Gast! Draußen eine unruhige, großer Umänderungen harrende Bevölkerung, welche die neue Bescherung, das beginnende Conclave und den Namen und die Person eines neuen Trägers der Himmelsschlüssel fieberhaft erwartet. Der Sterbende ist dann nur noch eine leere Hülse. Nur noch einige geringe Würdenträger bleiben bei ihm, die auf den Augenblick harren, wo ihnen gewisse Functionen für den Todesfall der Päpste vorgeschrieben sind: das Zerbrechen der Siegel, das Aufbewahren des Fischerrings, das Läutenlassen einer kleinen silbernen Glocke der Peterskirche. Ertönt diese ge-

heimnißvolle Glocke, dann müssen alle Gerichte aufhören, alle Glocken Roms fallen mit schauerlichem Geläute ein; auf allen Tribunalen wird die Feder ausgespritzt und nicht die Trauer, sondern — die Freude beginnt! Armer Stellvertreter des Gottessohns! Nun verlassen dich die Deinen, die sonst vor dir knieten! Nun eilen sie sich, ihre gesammelten Schätze in Sicherheit zu bringen! Nun schleichen sie schon von deinem Sterbebett hinweg, noch ehe du ganz erkaltet bist! Noch einmal tastet dein erstarrter Arm nach einem Glockenzug, du jammerst um einen Labetrunk Wassers und niemand will kommen, dir deine verschmachtenden Lippen zu benetzen! Wo sind sie, die Köche, die Haushofmeister, die Frauen deines Barbiers, des Allmächtigen, den du zum Camerlengo erhoben hattest? Sie sind beim Packen ihrer Papiere, bergen ihr Gold, ihr Silber. Sowie das Auge ihres Herrn gebrochen ist, verweist sie sofort die jahrtausendjährige Regel aus dem Bereich der neuzulüftenden und frisch zu reinigenden Gemächer des Nachfolgers. Das ist der Brauch, der nach Rom von Byzanz herübergekommen zu sein scheint — im Orient ist der Tod das Gesetz, das sich auch auf die Umgebungen eines sterbenden Sultans erstreckt. Sogar seinem Arzt sieht der sterbende Herr der Kirche an, daß ihn der Unmuth drückt um den Verlust seiner Stelle — diese alten Cardinäle haben seit Jahren schon ihr Leben auf eigene Art eingerichtet und nichts verpflichtet sie, das Privatleben ihres Vorgängers fortzusetzen oder zu ehren. Nicht die jugendliche Sorglosigkeit eines gebornen Erben nimmt Besitz vom Throne, nicht die Pietät eines Verwandten, eines Bruders für einen Bruder, eines Neffen für seinen Onkel, sondern ein fremder Greis folgt einem fremden Greise, die langjährige Verwöhnung eines Hagestolzen und die vollkommen schon hartnäckig eingewurzelte Lebensart eines Cardinals den Gewohnheiten und Launen eines dahingegangenen andern.

Neun Tage währt dann äußerlich Klage und Trauer, aber im Stillen läuft und flüstert die Neugier und Intrigue von Haus zu Haus. Wer wird der Nachfolger sein? Kuriere kommen und gehen, die Diplomatie hält Besprechungen, Parteien bilden sich, Stimmen werden gezählt, die Frauen werben und stiften Versöhnungen, alte Cardinäle vergessen, daß die Aerzte sie längst aufgaben, sie werden jung, haben keine Gicht und keine Wassersucht mehr, die Frivolen werden fromm, die Frommen weltlich. Welche Gedanken würden sichtbar werden, wenn diesen Cardinälen (siebzig sollen es sein — nach der Zahl der Aeltesten der Stämme Israels), die im St.-Peter die Messe um Erlangung des Heiligen Geistes für die Neuwahl hören, die Decke der demüthig gesenkten Häupter gelüftet würde! Nun ziehen sie feierlich in den Quirinal und finden da die wunderlichsten Holzverschläge für sich hergerichtet. Schon haben tagelang die Maurer alle Thore des Palastes außer einem einzigen vermauert, schon sind mindestens zweihundert Fenster in ihren Fugen mit Kalk und Mörtel verstrichen. Die vierzig oder funfzig anwesenden Wähler leben ohne frische Luft, wie ebenso viel Mönche, und von der Welt so lange abgesperrt, bis der Geist der Erleuchtung zum Siege, zur richtigen Stimmenzahl verholfen hat. Sie leben in schnellgezimmerten, auf die langen Corridore verpflanzten Zellen, die aussehen, wie Meßbuden. Jede hat ein kleines Fenster auf den Corridor. Die unbequeme Lage ist peinlich und unterstützt die Neigung, einig zu werden. Haß und Abneigung schwinden mit dem Druck der Entbehrungen. Fefelotti's Pracht- und Bequemlichkeitsliebe, eingesperrt in einen solchen weihnachtlichen Hirtenstall! Fefelotti ohne die Hülfsmittel — nur allein seiner Toilette! Der einzige Cardinal Vincente Ambrosi und einige Ordensgenerale mochten wenig den Unterschied von ihrer gewohnten Lebensweise spüren.

An dem Hauptthor, gegenüber den Rossen des Monte-Cavallo,

sind vier Oeffnungen mit Drehrädern angebracht, durch welche die Speisen eingeschoben werden. Die Massen des Tag und Nacht ringslagernden Volkes sehen es wohl — Fefelotti entbehrt kein einziges seiner Leibgerichte; die verdeckte Tragbahre verbreitet den köstlichsten Duft. Aber der seither Allmächtige muß sich gefallen lassen, daß ein mit der polizeilichen Controle des Conclaves seit Jahrhunderten betrauter Fürst Chigi jede Pastete mit eigener Hand aufschneidet und sich überzeugt, ob sie im Füllsel nichts Geschriebenes enthält, keinen Brief vom Staatskanzler des Kaisers von Oesterreich, keine Mahnung aus Frankreich oder Spanien, kein Billet einer Verehrerin, die auf dem Corso Francesco angstklopfenden Herzens wohnt und Mittel und Wege sucht, mit den heiligen Holzverschlägen in Verbindung zu bleiben und die Stimmen zu addiren, ja von außen her den Cardinalbischof von Ostia mit dem Cardinalgeneral der Kapuziner, den Cardinaldiakon der Santa-Maria in Via Lata mit dem Cardinalpriester von Santa-Maria della Pace zu versöhnen. Hülfe, Hülfe — durch die fremden, noch nicht angekommenen Cardinäle! schrieb Fefelotti in einer mit Gräfin Sarzana verabredeten Chiffreschrift, die aus Compotkirschkernen, Geflügelknöchelchen und andern Resten seiner Mahlzeit bestand. Die Antworten ertheilte ihm die Gräfin und manche andere seiner Angehörigen unter der Etikette jener Weine, die ihm nicht vorenthalten werden durften. Fürst Chigi betrachtete jede Flasche am Lichte, ob sich nicht im Burgunder vielleicht unterm Kork ein verdächtiges Telegramm befand — die Etiketten abzureißen unterließ sein Mitleid mit einem Manne, der doch nicht einerlei Wein genießen konnte und ohne Etikette vielleicht die Sorten verwechselte.

Anfänglich hatte der gottselige, heiligstrenge Sinn des Hüters der Katakomben und Reliquien, des Cardinals Vincente Ambrosi, des geheimnißvollen Flüchtlings vor dem Eremiten von Castellungo,

des Beichtvaters der kleinen Olympia Maldachini, des Gefangenen im Kerker des heiligen Bartholomäus von Saluzzo und des dem Erzbischof von Coni seit sieben Jahren innigstverbundenen Freundes die allermeisten Hoffnungen. Aber eigenthümlich, wie selbst die Frommsten und Trefflichsten unter den heiligen Wählern nicht ganz der Meinung leben, daß der zu Wählende ein durchgreifender Reformator sein müsse. Man wollte denen, die nur einen politischen Kopf, einen Lenker des Kirchenstaats, einen Politiker im Geist der Cabinete Neapels und Modenas begehrten, ebenso wenig das Feld einräumen, wie einer kleinen Anzahl, welche überzeugt war, es müßte ein Freund der neuen politischen Ideen, der Hoffnungen Italiens gewählt werden. Die Verwirrung wurde die größte. Darin aber waren alle, jetzt wie immer, einig, daß der Stellvertreter Christi ein Mittelwesen zwischen Hart und Weich, zwischen Strenge und Milde sein müßte — Nicht zu heilig und nicht zu weltlich —! Nil humani a me alienum! war die Losung. Fefelotti täuschte sich indessen gründlich. Bei jedem Scrutinium schmolz seine Stimmenzahl. Auf die besten Freunde war kein Verlaß mehr. Fefelotti legte sich ins Bett, um durch Abwesenheit zu schrecken; dann, als auch dies Mittel fehl schlug, erklärte er sich für in Wahrheit krank, so krank, daß man ihn nach Hause tragen sollte — nach der Praxis früherer Wahlen war dies eine erwägenswerthere Empfehlung — denn um so schneller machte er einem Nachfolger Platz. Vergebens — Die Cardinäle lachten. — Fefelotti regierte draußen die katholische Christenheit, aber nicht mehr fünf Stimmen im Conclave und er bedurfte zwei Drittel aller Stimmen!

Seit sieben Jahren war Cardinal Vincente Ambrosi aus seiner früher im Mönchsgewand so passiven Rolle mit überraschender Energie herausgetreten. Er hatte die Hoffnungen aller seiner Protectoren getäuscht. Schon vor sieben Jahren hatte der

junge Cardinal mit Entschiedenheit Bonaventura's Partei genommen und diesem kurz vor Lucindens Einsegnung in der Apostelkirche mit unverhohlener Freude die Botschaft einer Genugthuung gebracht, die ihm der Heilige Vater mit Einsetzung auf Feselotti's verlassenen Hirtensitz geschenkt. Ambrosi, nun schon graulockig, aber immer noch der „Ganymed unter den Cardinälen" genannt, trat bei allen Gelegenheiten hervor, wo irgendein Misbrauch abgestellt oder wenigstens öffentlich gerügt wurde. Er sowol wie der Erzbischof von Coni, dann ein neuer General der Dominicaner, auch der General der Theatiner und mehrere erste Pfarrer Roms, galten für muthige Kämpfer gegen die Herrschaft der Jesuiten. Nachdem dann noch selbst Cardinal Ceccone gegen sie gestritten hatte, war mit Feselotti Schule, Haus, Kirche, diesseitiges und jenseitiges Leben dem Al Gesù gebunden in die Hände gegeben worden. Man trug zwar ruhig, man beugte sich dem Joch Feselotti's, das schwerer noch drückte, als das Ceccone's; im Conclave aber hörte plötzlich alle Verstellung auf. Da zitterten die Mächtigen, da erhoben sich die Schwachen. Nehmt Ambrosi — oder mich! donnerte der lange weißbärtige, kahlköpfige General der Kapuziner, ein mit kaustischem Witz begabter Greis. Sich selbst zu empfehlen, seine eigenen Tugenden zu prüfen ist im Conclave durchaus erlaubt. Das wispert dann nachts auf den langen Corridoren. Da schleichen die schlaflosen Greise von Thür zu Thür; da wird geflüstert und hoch und theuer geschworen und Vortheile werden versprochen und die Stimmen schon für künftige Aemter und Einnahmen ver- und erkauft. Ambrosi hatte bereits zwanzig Stimmen und bot sie dem General der Kapuziner. Darüber gerieth das Conclave in Entsetzen. Der? hieß es. Ein neuer Sixtus V., der Rädern und Köpfen zur Tagesordnung macht! Nimmermehr! scholl es durch die Breterwände und verdrießlich

legte sich nun auch dieser Alte ins Bett und brummte: Wählt wen ihr wollt!

Als er sich in sein Schicksal gefunden hatte, pochte der General der Dominicaner, der naturgemäß die Jesuiten über alles haßte, an seine Thür und bat: Bruder, wollt Ihr denn das Feld verlassen? Wählen wir doch wenigstens einen, der uns vom Al Gesù befreit! Der alte Kapuziner erwiderte: Ihr seht ja, wie sie ihm alle verkauft sind! Aber Ihr habt Recht! Wollen wir nicht ganz erliegen, schlagt eine Tabula rasa vor, einen Menschen, von dem bisher nichts gesprochen wurde! Einen Menschen, der unter uns ist und den niemand kennt! Geht alle Namen durch und von wem Ihr nicht wißt, ob er Jesuit oder Carbonaro oder Theologe oder Heide ist, den ruft durch Inspiration aus! Das Ausrufen durch Inspiration ist eine eigenthümliche Wahlmethode; mitten im Debattiren, Beten, Singen springt plötzlich ein Inspirirter auf und ruft: N. N. soll es sein! Diese an Luft, Bewegung, ihre häusliche Ordnung gewöhnten Greise sind durch ihr gefangenes Beisammenleben und die stete Spannung dann so nervenerregt, daß solche Rufe zuweilen Erfolg haben und unter Scenen krankhafter Verzückung Wahlen durch Acclamation zu Stande kommen.

Der Kapuziner kannte selbst keine solche Tabula rasa. Aber General Lanfranco kannte eine. Es gab einen der jüngern Cardinäle, der während aller dieser nun schon mehrtägigen Kämpfe der eingesperrten Priester wenig gesprochen hatte und als Erzbischof aus der Provinz den meisten unbekannt geblieben war. Jeder dieser Gepurpurten hatte schon eine lange Chronik seines Lebens, der heilige Cardinal der Katakomben die allbekannteste. Von diesem aber wußte man nur, daß er einem Grafengeschlecht in einer kleinen Stadt an der nördlichen Meeresküste, dem Schauplatz der Thaten Grizzifalcone's, angehörte, in seiner Jugend

an dem Uebel der fallenden Sucht gelitten hatte, darum sowol vom Eintritt bei der päpstlichen Nobelgarde, wie anfangs vom Priesterstande abgewiesen wurde, dann in die besondere Pflege vornehmer Frauen gerieth und durch deren Betrieb endlich auch zum Priesteramte zugelassen wurde. Durch das Gebet der Fürstin Colonna verlor er jene Krankheit. Vollends verlor er sie durch eine Seereise, eine Reise nach Amerika. Zurückgekehrt erklomm er eine Würde nach der andern und um Rom hatte er sich als Erzbischof von Spoleto das besondere Verdienst erworben, daß er einen Revolutionshaufen unter Anführung Louis Napoleon's durch Zahlung von 6000 Scudi an den Freund desselben, Sebregondi, von seinem Marsch auf Rom zurückgehalten haben sollte.*)

Der Erwählte fiel in Ohnmacht, als auf begeisterte Empfehlung Ambrosi's und der beiden Generale aus dem Scrutinium mit der vollen Stimmenzahl sein Name hervorging. Beinahe hätte sich gezeigt, daß das Gebet der Fürstin Colonna und die Seereise noch nicht die volle Wirkung erlangt hatten. Alle mußte es rühren, daß, nachdem man sich zugeflüstert hatte, in der ewigen Stadt wäre einst ein Jüngling verzweifelnd am Strande der Tiber auf- und niedergegangen in der Absicht sich in die Wogen zu stürzen (Militär und Klerus hatten ihn um sein bemitleidenswerthes Körperleiden abgewiesen), nun ihm das Schicksal in dieser selben Stadt die dreifache Krone auf sein Haupt hob! Der Erwählte erholte sich in den Armen Ambrosi's und der Ordensgenerale; man legte ihm die Kleider seiner neuen Würde an und nannte ihn der Welt und zeigte ihn den Völkern.

Dem Stuhl Petri, sagt man, naht sein Verhängniß. Diesmal erst hatte ihn ein Anhänger jener Partei bestiegen, welche

---

*) 1831.

damals in Bertinazzi's Loge vom Kohlenbrenner — es war Pater Ventura — die der Phantasten genannt wurde. Durch den Patriarchen von Rom sollte vorerst nur Italien erlöst und die katholische Christenheit über das allen Völkern ihre Freiheit raubende Wirken der Jesuiten beruhigt werden. Liebenswürdig ist der Eindruck jedes guten und gläubigen Willens. Wie im rosigen Lichte schwimmt noch jede auf ihn gesetzte Hoffnung. Will sie scheitern, so müht sich die edle Absicht, ihr den Sieg zu erleichtern, wirft aus dem zu schweren Fahrzeug Ballast über Ballast, will nur das Glück, nur den Erfolg, nur den Sieg, den ewigen Sonnenschein. Umrauscht vom jauchzenden Zuruf der Völker hebt sich dann die Brust und wagt und wagt und wofür sonst jeder Wille gefehlt haben würde, es wird doch vollzogen; Vertrauen heißt die Hand, welche den Zagenden weiter und weiter führt; schon kann er das Läuten der Glocken, die Freudenfeuer, die donnernden Salven der Geschütze, das tausendstimmige Hoch der Liebe nicht mehr entbehren. Der neue Zauberer vollzog das Verhängniß eines Wunderthäters von größerer Macht, der über die Geschicke der Menschen thront. In der That brachte nach Italien die erste Botschaft vom Evangelium der Freiheit — ein Papst!

Doch es war und blieb — eine phantastische Wahl! Ein junger Student, ein Graf, ein neugekleideter Priester hatte einst auf dem Marktplatz zu Sinigaglia nachts seine Predigten gehalten, unter freiem Sternenhimmel, umgeben von erleuchteten, mit Tausenden von Menschen geschmückten Fenstern, an einem improvisirten Altar, auf welchem im Augenblick, wo in poetischen Bildern von seinem beredten Munde das Fegfeuer geschildert wurde, eine große Schale von Spiritus angezündet wurde, sodaß die blaue Flamme hoch aufschlug und den Platz, die Fenster,

das Antlitz aller Hörer geisterhaft beleuchtete.*) Nun aber schlugen andere Flammen auf! Es wurden die Kerker geöffnet, die Verbannten zurückgerufen. Bertinazzi hatte bis dahin auf der Engelsburg geschmachtet; er wurde im Triumph durch die Straßen gezogen. Die wenigen, die sich damals, als Benno gefangen genommen wurde, durch eine Versenkung retteten — Graf Sarzana hatte zu ihnen gehört, Benno hatte sich in dem Leichenbruder nicht geirrt — waren größtentheils nach England geflüchtet und kehrten nun zurück. Auch Sarzana, der, wie man sagte, „aus Misverständniß“ der Mörder Ceccone's geworden, kehrte heim — Benno dachte oft an sein stilles Tibergespräch mit dem Unheimlichen „über die misverständlichen Morde zur Cholerazeit“! Die Herzogin von Amarillas, die Fürstin Rucca, auch Cäsar Montalto kamen von London. Rom war überfüllt mit Fremden, mit Flüchtlingen, Enthusiasten. Die Freudenbezeugungen, die Feste, die Ovationen nahmen kein Ende. Waren es — — die Theaterflammen vom Markte zu Sinigaglia —?

Anfangs machten sich die Ereignisse von selbst. Es gibt Zeiten, die ohne Hinzuthun von Menschenwitz nur die großartigen Additionen der Vergangenheit sind. Das Anathem, das über so vieles bisher geschleudert worden, wurde ihm jetzt von selbst zum Segen. Nicht blos die Eisenbahnen wurden vom Bann der Gottlosigkeit, der auf ihnen ruhen sollte, befreit, nicht blos die von Rom als Teufelswerk verworfene Gasbeleuchtung; nicht blos die „materiellen Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts“, wie Thiebold mit Satisfaction sagte, wurden anerkannt. Pater Ventura — General der Theatiner — predigte und entflammte das Volk auf offener Straße mit noch viel weiter greifenden Aufklärungen über die neue Zeit. Im Coliseum, wie Klingsohr

*) Préliminaires de la Question Romaine. London 1860.

einst verlangt hatte, sprach Ventura's flammende Beredsamkeit und erläuterte den Römern, was noch fast ihrer geringen Bildung zu begreifen versagt war. Ein Fuhrmann aus Trastevere, Brunetti, der jene Schenke liebte, wo Benno damals den Orvieto getrunken, ein Freund des Wirths, dessen Weinkeller mit dem Keller Bertinazzi's in Verbindung stand und der damals die Flucht eines Theils der Verschworenen ermöglichte, Retter des „Kohlenbrenners", des Grafen Terenzio Mamiani, des Advocaten Pietro Renzi, die alle bei Bertinazzi zum „Jungen Italien" geschworen hatten, schwang sich auf seinen zweiräderigen Karren und wurde ein so beliebter Volksredner, daß sein Ruf als „kleiner Cicero" (Ciceruacchio) durch die Welt erscholl. Freisinnige innere Reformen wurden versucht. Der alte Rucca, ohnehin bestürzt über die Rückkehr seiner Schwiegertochter aus London, wo sie fast das ganze Vermögen ihres Onkels, des Cardinals, vergeudet hatte, verlor die Pacht der Zölle, die ihm Fefelotti bereits für den ganzen Kirchenstaat verschafft hatte. Der Schrecken und der Widerspruch der Cardinäle, die Besorgniß der Gesandten wurde durch vorsichtige Allocutionen niedergehalten. Die Amnestie fand ihre unbeschränkte Ausführung. Aus Beethoven's „Fidelio" kennt ihr jene rührenden Züge von Staatsgefangenen — zerlumpt, verhungert, hohläugig, gingen ganze Scharen so aus den überfüllten Kerkern hervor! Das Volk holte sie im Triumph ab, hob sie auf Wagen, schmückte und bekränzte sie. Bürgerwachen wurden gebildet. Ja eine Aussicht auf eine Repräsentativverfassung zeigte sich, als eines Morgens ein Decret die Vorstände der Provinzen aufforderte, Männer des öffentlichen Vertrauens zu bezeichnen, die in den nothwendigen Reformen des Kirchenstaats durch Rath und That die Regierung unterstützen sollten. Die Bewegung griff weiter und weiter. In der That bewährte sich, wie noch die Welt durch Rom getragen und regiert wird.

Mit dem, wie sonst im Schlechten, so hier im Guten sich gleichbleibenden Zauber Roms griff die Bewegung über Italien hinaus, stürzte den Julithron, rief in Frankreich die Republik hervor, brach die Knechtschaft Deutschlands, verjagte den Staatskanzler, entfesselte alle Völker, die in unnatürlicher Zusammenkoppelung zu dynastischen Zwecken mit Aufgebung ihrer eigenen Nationalität um so weniger länger leben mochten, als gerade die zunehmende Förderung der Volksbildung an nichts anderes zunächst angeknüpft hatte, als an die Erhebung des Sinns für Sprache, Geschichte, eigenthümliche Volkslebensart. Auch Dalschefski und der nunmehr ganz zusammengegangene, mumienhaft vertrocknete Luigi Bianchi kamen vom Spielberg herunter und Resi Kuchelmeister weinte in ihren Armen. Auch sie gingen nach Rom, wo aus London Marco Bianchi eintraf — Napoleone blieb bei seinen Gipsfiguren, bei seiner Giuseppina, seinen Kindern und seinen Ersparnissen in Deutschland und ohnehin war er mit seiner Tochter Porzia Hedemann gespannt. Sie hatte sich nicht bereit finden lassen, in Witoborn ein Depot für seine Heiligen zu übernehmen.

Da aber bangte dem nächtlichen Schwärmer vom Marktplatz zu Sinigaglia. Die blaue Theaterflamme war ihm wider Willen zu einem Fegfeuer schon hienieden für Gut und Böse geworden. Größer und größer wurde der Druck der Mahnungen von Fürsten und Staatsmännern auf den Träger der dreifachen Krone. Immer weiter griff der Zwiespalt im geheimen Consistorium. Fefelotti, das Al Gesù, dessen Bewohner sich beim ersten Anbruch der großen Veränderungen geflüchtet hatten (die jesuitischen Rundhüte sind seitdem ganz in Italien abgeschafft und eckige geworden wie die Hüte aller andern Priester), alle Vertreter des geistigen und weltlichen Despotismus suchten den dreifach gekrönten Schwärmer zur Besinnung zu bringen. In der That stutzte er. Seine

Wonne war zu sehr nur die äußere Acclamation gewesen. Diese blieb schon zuweilen aus; schon schwieg zuweilen der tausendstimmige Mund des Volks bei seinen Segnungen und solche Kränkungen wurzeln im Gemüth eines Mannes, der, wie alle Italiener, den Beifall liebt. Schon schmollte er zuweilen. Er fand Freunde und Freundinnen, die sein Schmollen für gerecht nahmen. Noch nannte er seine Erfahrungen die gewöhnlichen Belohnungen des Undanks. Mit der Zeit vergrößerte sich die Zahl derjenigen, die mit ihm nicht gern in der Minorität stehen wollten. Endlich sollte gar sein kleines Heer zu den Kämpfern stoßen, welche Oesterreich gegenüber mit den Waffen behaupten wollten, was bisher nur in Liedern gesungen, in Declamationen gesprochen worden. Da fing die Hand, welche die Fahnen zum Unabhängigkeitskriege segnen sollte, zu zittern an. Die Zeit der Dictatoren, der Consuln und Tribunen Roms mit dem ganzen Gefolge der Demüthigungen des geistlichen Primats schien im Anzuge. Nun rief der Heilige Vater vom Balcon des Quirinal herab: „Gewisse Rufe, die nicht vom Volke, sondern von wenigen herrühren, kann ich, darf ich, will ich nicht hören!"

Es sanken die Fahnen der Erhebung Italiens gegen Oesterreich; die von Sardinien erhobenen Banner mit dem weißen Malteserkreuz zersplitterten; das „Schwert Italiens" brach in Stücke. Das hatt' ich nimmermehr gewollt! erklärte der Zauberer aller dieser Stürme; Prospero, der Beherrscher der Winde, ging zum Sieger über. Er dachte noch nicht wieder an Fefelotti, den er haßte; noch bot eine starke Hand, die den Nachen Petri retten sollte, Pellegrino Rossi. Als aber auch dieser vom Dolch eines Mörders durchbohrt, der Vatican von einer Revolution belagert worden, Kugeln in die Gemächer des Stellvertreters Christi flogen — da verkleidete sich der Ueberwundene in

den Diener eines deutschen Grafen, täuschte seine Wächter und überließ die ewige Stadt ihrem Verhängniß, den Siegern, den Bertinazzis, Venturas, Sarzanas, allen denen, welche einst auf Crucifix, Todtenkopf und Rosenkranz geschworen hatten für eine Sache, der sie jetzt auf dem Capitol als Rächer saßen — Sarzana, das wußte jetzt alle Welt, hatte an Ceccone die geheiligte Rache eines Italieners geübt.

Rom war eine Republik geworden und stand unter dem Bann der kirchlichen Excommunication. Die Stadt selbst kümmerte die Ungnade des Himmels wenig; in einem mit Priestern und Mönchen überfüllten Lande fanden sich Hände genug, um die nothwendigsten Sakramente zu ertheilen. Das „Schwert Italiens" rüstete sich am Fuß der Alpen zu einem zweiten Gange. Viele Flüchtlinge der Staaten, wo die frühere Ordnung schon wiederhergestellt war, strömten nach Rom. Cäsar von Montalto — nach manchem bittern Seelenkampfe durchaus Italiener geworden — und schon mit ergrauendem Haar, fehlte nicht unter denen, deren Namen bei Wahlversammlungen und Ehrenämtern ruhmvoll auftauchten.

Alles das verlautete nach und nach bis zum Genfersee — dann nach Nizza hin, wohin man von Schloß Bex in der That übersiedelte. Monika hätte sich anfangs selbst in diese Bewegung stürzen mögen. Denn so vieles sah sie, was, bei aller Uebereinstimmung, doch noch, nach ihrer Meinung, anders, besonnener, vorsichtiger hätte unternommen werden können. Jener Trieb, der 1793 eine Manon Roland in den Rath der Männer und auch aufs Schaffot führte, regt sich in großen Krisen bei jeder Frau von Geist — und keine große Begebenheit der Geschichte ist ohne die Mitwirkung der Frauen geblieben. Aber die Besorgniß der Gatten, die Rücksicht auf den dahinsiechenden Hedemann, die Gewöhnung an die biblischen Auffassungen der Ergebung in den Rathschluß Gottes hinderten die Ausführung der sich anfangs

wirr durchkreuzenden Entschlüsse, die zuletzt nur am Ziel einer Entäußerung des Schlosses Bex anlangten.

Als die Franzosen der Republik gegen die Republik Rom zogen, sah die Familie von Nizzas Molo aus die leuchtenden Segel ihrer Flotte. Nizzas mildes Klima war für den Winter dem leidenden Freunde von einigem Nutzen gewesen. Der Oberst und Monika verschlangen die Zeitungen des Café Royal. Armgart hatte sich dem Zeichnen und Malen ergeben und hörte aus der Welt nur das Allernothwendigste. Sie wohnten in einem Gartenhause, nicht weit vom Ufer des Meeres. Tag und Nacht vernahmen sie den gleichmäßigen Schlag der Wogen an das Gemäuer der Meerterrasse. Hier gab es keinen Winter. Selbst im Januar konnte Armgart im Freien, unter dem immergrünen Laub von Lebenseichen ihre kleinen Landschaftsskizzen ausführen, während Erdmuthe, Porzia's Kind, um sie her auf den mit zerbröckeltem Marmorkalk bestreuten Wegen zwischen den buchsbaumumfriedigten Beeten des kleinen Ziergartens sich tummelte. Armgart hörte, daß in Rom drei Männer das Heft in Händen hielten, Terschka's früherer Beschützer, nach dem Untergang der Bandiera sein entschiedenster Gegner Giuseppe Mazzini, mit ihm Saffi und Armellini. Graf Sarzana befehligte einen Theil des Heers. Oft wurde Cäsar Montalto genannt — einmal als Befehlshaber einer Truppenabtheilung, die in den Umgebungen Porto d'Ascolis eine Gegenrevolution unterdrückte; die Räuberelemente wurden noch immer benutzt, um den gestürzten Machthabern als Anhalt zu dienen und an andern Orten wurde, eine Veranstaltung derselben Intrigue, der Fanatismus bis zur Schreckensherrschaft gesteigert — Opfer über Opfer fielen dann unter den Dolchen dieser Wahnsinniggemachten oder Erkauften! Alles das waren bekannte Stratageme aus dem geheimen, aller-

dings nicht geschriebenen, aber praktisch vorhandenen Codex der Monita secreta Loyola's.

In diese Schrecken der aufgeregten Leidenschaft donnerten nun die Kanonen der Belagerung Roms. Die Höhe, bis zu welcher die Bewegung durch Rom gekommen war, sollte selbst in den Augen der französischen Republik aufhören, die sich schon für den Uebergang zum Kaiserreich rüstete. Wir kommen als Freunde! riefen die Abgeordneten der Franzosen — aber Rom antwortete durch eine Rüstung zum Kampf auf Leben und Tod —. Avezzana, Garibaldi, Sarzana befehligten. Der Kampf entbrannte an der Porta San-Pancrazio zu einer Schlacht. Die Römer siegten. Die Franzosen, ohne Enthusiasmus für ihre Aufgabe, zogen sich zurück. Vom Norden kamen die Heersäulen Oesterreichs, vom Süden die des Königs von Neapel. Spanier landeten und die Franzosen erhielten Verstärkung. Vergebens rief das römische Triumvirat: „Ein fester Zug waltet im Herzen des römischen Volkes: der Haß gegen die Priesterherrschaft, unter welcher Form sie auch auftrete, der Widerwille gegen die weltliche Herrschaft der Päpste!" *) Der Kampf entbrannte aufs neue. Die Franzosen nahmen die Villa Pamfili und die Villa Corsini. Garibaldi stürzte sich mit seiner italienischen Legion auf die letztere und ließ sie in Sturm wieder angreifen. Drei Stunden der äußersten Anstrengung und es gelang, die Franzosen von den Wällen zu vertreiben, zwölfhundert Todte bedeckten das Feld; wieder war der Sieg den Belagerten geblieben. Aber die Uebermacht war zu groß; nicht endender Kanonendonner verwirrte die Gemüther; glühende Bomben flogen bei Tag und bei Nacht, die Luft war ein Feuermeer; unter Schrecken, die dem entsetzten Volke dem Weltuntergang gleichzukommen schienen, ließen sich über

*) Note an Lesseps vom 16. Mai 1849.

Rauch und Trümmern die ersten Franzosen in der Stadt sehen. Am 2. Juli empfing Oudinot die Capitulation.

Noch vor diesem Tage, während sich das blutige Schauspiel des untergehenden republikanischen Roms vollzog, hatte sich die Aufregung der Gemüther nicht länger in Nizza beruhigen können. Der Aufenthalt daselbst war ohnehin im Sommer zu widerrathen. Trockene scharfe Winde wehen dann von den Alpen her, die Luft ist heiß, spärlich die Erquickung des Schattens, der kreidige Boden setzt einen dem Athem beschwerlichen beizenden Staub ab — die kleine Colonie suchte sich durch Ausflüge in die Berge zu helfen, suchte die kühleren, von einer üppigen Vegetation geschmückten Schluchten der Cimiés auf — aber das Steigen ermüdete Hedemann. Blieb er auch meist daheim und athmete die Blumendüfte zahlloser Gärten, wo allabendlich Tausende von Orangenblüten frisch gebrochen in die Fabriken künstlicher Duftgewässer getragen werden — alles das, was man von Schönheit und Wohlbehagen als Grund zum Bleiben sich einredete, half zuletzt nichts, um die große Vereinsamung der Gemüther zu verbergen. Nun vollends schrieben Paula und ihr Gatte von Gräfin Erdmuthens zunehmender Schwäche, von einer bedenklichen Erkrankung, bevorstehender Auflösung, vom dringendsten Verlangen der Gräfin, sie noch einmal alle in diesem Leben zu sehen — nun beschloß man, die bisher aufrechterhaltenen Ueberzeugungen über die Schwierigkeit dieser Begegnungen, alle Gründe dieses gegenseitigen langen Vermeidens zu durchbrechen und die Reise zu wagen. Paula wäre von ihrem magnetischen Leben geheilt, hieß es. Was die Nähe des Erzbischofs nicht mehr hervorrief, konnte schwerlich noch der Oberst wecken.

Zu den Beweggründen der Reise gesellte sich ein nicht zu unterdrückendes Interesse für Benno von Asselyn. Bellona's Sichel war in mächtiger Arbeit. Bereits befand sich, wie es hieß,

Graf Sarzana unter den Gefallenen. Benno's Schicksal wurde selbst in Paula's Briefen für eine gemeinsame Sorge erklärt. Armgart irrte oft einsam wie die Möve am Meeresstrand. Entsagt ein Frauenherz, so bildet sich mit den Jahren ein Cultus des Gemüths, der unbewußt die Rechte auf sein Verlorenes übertreibt, ja sich sogar das, was nie besessen und genossen worden, doch wie ein wirkliches, ein voll dagewesenes Glück ausmalt.

Und so erklomm denn jetzt die kleine, aus so eigenthümlichen Elementen bestehende Colonie den Col de Tende. Sie alle trugen über die Felsen hinweg eine Welt voll Trauer im Gemüth und doch schienen sie am Nächsten interessirt. An Steinen, an Blumen, am Plaudern des Kindes —! Weiß man, was von den Fähigkeiten unserer Natur mehr zu bewundern, zu — hassen und zu fürchten ist, die schnelle Gewöhnung an Glück oder die schnelle Gewöhnung an Unglück?

Nun ist die Höhe erreicht! Aber der niederwärtsgehende Weg blieb noch unabsehbar bis zu den grünen prangenden Thälern, die erwartet werden durften. Kahle und öde Gesteine ringsum —! Einsame Sennerhütten wechseln mit Holzschuppen, Zufluchtstätten des Wanderers im Wintersturm; mächtige Steine müssen an ihnen die Schindelbedachung gegen die Stürme festhalten. Zwischen Felsen und Wasserstürzen, oft wunderbaren Lichtungen, wo der Blick überrascht bis in die Cottischen Alpen hinüberschweift, zwischen Resten alter Römerbauten und zerbrochenen Schlössern der rauhesten Zeit des Mittelalters hindurch, war dann endlich gegen Mitternacht das Städtchen Limone erreicht.

Hier überraschte die Reisenden Graf Hugo, der die Aufmerksamkeit gehabt hatte, ihnen entgegenzukommen. Er kam ohne Paula. Der alte freundliche, herzliche Ton der Bewillkommnung half sogleich über die lange Reihe von Jahren hinweg, wo man sich nicht gesehen. Armgart und der Graf sahen sich sogar zum

ersten male — und staunten einander an. Das ist das Große im Menschen — zwei erdgeborne hülflose Wesen können sich betrachten, wie ein nur einmal in der Welt vorhandenes Schauspiel der Natur und wie eine wundervolle Begebenheit, die so, wie in dieser Erscheinung, nirgend und niemals wiederkehrt!

Nach einer Versicherung des Grafen, daß die Mutter noch einige Tage leben würde, überließen sich die Ermüdeten dem aufgethürmten Maisstroh in einem Wirthshause, das — in Limone! — den Namen führte „Grand Hôtel de l'Europe"!

4.

Im Widerspruch mit dem im goldensten Sonnenglanz strahlenden kleinen Städtchen lag am frühen Morgen auf den Mienen der nach so langer Trennung sich Begrüßenden der Ausdruck der Trauer. Die Ankömmlinge sahen wohl, daß den Grafen gestern nur die Besorgniß, die von seiner Mutter so heißersehnten Freunde möchten nicht mehr rechtzeitig eintreffen, bis nach Limone getrieben hatte, von wo er über den Col schon Stafetten aussenden wollte, als sie dann eben kamen. In erster Morgendämmerung hatte ein reitender Bote den Wink des Arztes gebracht, daß des Grafen eigene Rückkehr zu beschleunigen war.

Graf Hugo hatte gealtert. Sein braunes Lockenhaar war lichter geworden und an vielen Stellen ergraut. Die stattliche Haltung war der zurückgebliebenen Gewohnheit seines militärischen Standes zuzuschreiben; seiner Stimmung entsprach sie nicht. An seinen Antworten auf Monika's Bewunderung der entzückenden Gegend sah man, daß Schloß Castellungo ein Ort der Trauer war. Auch Paula war, das erfuhren sie, von Coni, wo sie wohnte, heraufgekommen und harrte ihrer in Castellungo.

Der italienischen Sitte gemäß, wo Rang und Reichthum ihren äußern Ausdruck finden müssen, war mit dem Reisewagen des Obersten auch ein Staatswagen gekommen, ein Viergespann prächtiger Rosse. Er erlaubte die Theilung der Gesellschaft. Ob-

gleich sich Armgart zum Grafen hingezogen fühlte, blieb sie doch bei Hedemanns. Monika, der Oberst, Graf Hugo nahmen die Plätze der offenen großen Equipage ein, die von einem buntgekleideten Kutscher vom Sattel aus geführt wurde. Zwei Bediente leuchteten in neuen Livreen mit den Dorste'schen Farben. Man konnte sich nach Westerhof versetzt glauben, wenn die schöne Natur und der blaue Himmel nicht zu sehr an die Glückseligkeit Italiens erinnert hätte.

Die Gespräche ringsum, schon im Gasthof und im Städtchen, berührten auch die Weltbegebenheiten. Armgart hatte gehört, daß die Kämpfe in Rom zwar noch fortdauerten, für die Republik aber schon hoffnungslos waren. An einem geheimen Blick der Aeltern sah sie, daß auch von Benno gesprochen wurde. Zitternd stand sie, sie mochte hören und mochte auch nicht — jetzt saß sie abwesend, fast fiebernd, auch infolge der gestrigen Anstrengung und einer nur kurzen Nachtruhe. Neben ihr suchte sich Porzia, in den Wonneschauern des Wiedersehens ihrer Heimat, durch ein Durcheinandersprechen zu helfen; sie erklärte jedes Haus, jede Mühle und grüßte jeden Vorübergehenden, als müßte sie noch von allen gekannt sein. Die kleine Erdmuthe langte nach den Früchten, die aus den Gärten blinkten — Armgart nahm sie auf den Schos, um sie zurückzuhalten. Dabei schwankte sie doch selbst vor Freude und Bangen in ihrer hochgespannten Brust.

Nach zweistündiger Fahrt, die unter Kastanien- und Nußbäumen, oft wie unter dem Laubdach eines Parkes hinging, hielt plötzlich der vorausfahrende Wagen des Grafen. Eine Biegung des zuweilen von rauschenden Bergwässern unterbrochenen Weges verhinderte noch, die Ursache des Haltens zu entdecken. Als Armgart's Wagen näher gekommen war, sah sie unter einer Pflanzung von Eichen, die am Wege auf einer grünen Böschung standen, eine Gruppe sich herzlich Bewillkommnender. Eine Dame,

die, vom blauen Sonnenäther sich abhebend, hingegeben in den Armen des Vaters und der Mutter lag und doch zugleich mit einem weißen Tuch in die Ferne wehte, um die noch Zurückgebliebenen schon zu begrüßen, konnte doch wol nur Paula sein.

Im ersten Augenblick hätte Armgart laut rufen und all ihre krampfhaft zusammengedrängten Empfindungen in einem Schrei lösen mögen. Ihr Wagen flog jetzt dahin und hielt. Der Schlag wurde geöffnet; sie schwebte, sie wußte nicht wie. Paula lag überwältigt in ihren Armen und senkte ihr Haupt auf die Schultern der athemlosen Freundin.

Daß beide weinten, trotz der Freude — lag es nur allein im Hinblick auf die Sterbende in Castellungo? Angenommen wurde es so. Ihr krampfhaftes, in kurzen Sätzen erfolgendes Schluchzen, das beiden ihre Empfindungen erleichterte, sagte ohne Zweifel mehr.

Der dritte Wagen, mit dem nun noch Paula gekommen war, nahm diese und Armgart allein auf. Sie wollten für sich und hinter allen zurückbleiben. Die andern, dabei eine Italienerin, Paula's Begleiterin, fuhren voraus. Nun erst begrüßten sich die Freundinnen ganz so, wie sie es für sich allein bedurften; nun erst sahen sie, was sie inzwischen geworden — sie spiegelten sich in ihren thränenblinkenden Augen. Paula trug keine Locken mehr. Sie bot vollkommen das Bild einer Dreißigjährigen. Sie war noch nicht verblüht, hatte aber Linien des Grams auf ihrer Stirn und um den Mund jene Einschnitte, die nicht mehr weichen. Ein leichter, mit blauen Florentinerblumen geschmückter Strohhut umrahmte ihr edles Antlitz. Die Freundinnen prüften sich fort und fort, Auge in Auge. Wer beide beobachtete, konnte zweifelnd bleiben: Sind es zwei Jungfrauen oder zwei Witwen?

Das also das Land deiner Verheißungen! Das das Land —

deiner Träume —! begann Armgart sich nun erst findend und in der immer paradiesischer werdenden Gegend umblickend.

Der Bediente war auf die andern Wägen geschickt worden. Der Kutscher hatte mit seinen Rossen zu thun. Die Freundinnen konnten annehmen, daß sie allein waren.

Seit ich hier bin, träum' ich schon lange nicht mehr, erwiderte Paula. Ich sehe irdisch wie alle! Die Luft dieser Berge ist gesund! Du und die Aeltern, alle müßt ihr nun bei uns bleiben. Mein Gatte — sagt' er es nicht schon? — sehnt sich freilich in die Welt zurück. Der Kriegslärm lockt ihn schon lange, um wieder in die Armee zu treten. Aber — ihr bleibt —?

Die Beziehung zu dem Lande hier war im Kriegssturm gewiß die bitterste und schwerste? unterbrach Armgart.

Die Mutter glich alles aus — erwiderte Paula. Sie war — so hochverehrt. War! O, daß ihr zu solcher Trauer kommt!

Und auch wir bringen Leid. Der arme Hedemann!

Paula war voll herzlichsten Antheils. Die Freundinnen sprachen wehmuthbewegt von Westerhof, Witoborn, vom Stift Heiligenkreuz. Neuigkeiten gab es genug. Vom Erzbischof von Coni war noch nicht die Rede — nur von Coni selbst, wo Paula wohnte.

Coni ist zwölf Miglien von hier, sagte sie und bediente sich der italienischen Bezeichnung für eine Entfernung, die Armgart auf drei deutsche Meilen zu deuten wußte. So weit lag etwa von Heiligenkreuz Schloß Neuhof entfernt. Jedes Wort, das die Freundinnen wechselten, weckte heilige Erinnerungen.

Paula deutete auf einen zur Linken sich erhebenden grünen Hügel, wo sich terrassenförmig hinauf ein Stationsweg schlängelte und oben eine Kirche malerisch vom blauen Hintergrunde abhob.

Die Kapelle der „besten Maria!" erklärte Paula der den landschaftlichen Reizen schon als Künstlerin lauschenden Freundin.

Diese konnte in einem Augenblick, wo sie schon soviel trübe

mit dem Religionszwiespalt zusammenhängende Verhältnisse theurer Angehörigen besprochen hatten, in dieser Hindeutung auf die „beste Maria" nur einen Anlaß finden, an das unsichtbare und ohne Bild verehrte Princip der schmerzverklärten weiblichen Liebe überhaupt zu denken. Sie faltete die Hände und sagte: Das also der Altar, wo die Cocons gesegnet wurden, die dein Brautkleid werden sollten!

Paula erröthete.

Armgart hielt eine Lobrede auf den Grafen, rühmte den Eindruck, den er mache, seine Natürlichkeit, seine Trauer um die Mutter.

Er ist gut! bezeugte Paula.

Das ist der beste Schmuck eines Mannes! entgegnete Armgart mit Andeutung ihrer eigenen trüben Lebenserfahrung.

Nun schwiegen die Freundinnen. Was sie fühlten, verstanden sie ja. Ihr Briefwechsel hatte nichts von ihren tiefern Lebenslagen verschleiert, wenn sie auch nicht in Allem gleicher Meinung waren.

Die Zahl der Wegwanderer, der Fahrenden, Reiter mehrte sich inzwischen. Obgleich die Embleme des katholischen Cultus nicht fehlten, bemerkte doch Armgart Landleute, die einen eigenen Ausdruck der Mienen hatten und der ihr aus Lausanne und Genf bekannt war. Sie forschte für sich nach Waldensern — nach der ganzen Sehnsucht Hedemann's und ihrer Aeltern.

Ein Städtchen kam mit einer mächtigen, dem Ort kaum angemessenen Kathedrale. Eine hochgewölbte Kuppel ragte weit über das ganze Städtchen hinweg.

Das ist Robillante! sagte Paula.

Armgart's Augen fanden schon von selbst vor dem Thor der Stadt das bischöfliche Capitel. Ein mächtiges Gebäude im Jesuitenstyl, die Kirche daneben mit Kuppel und schnörkelhafter Façade.

Die Kirche hatte ein Glockenspiel und intonirte soeben mit kurzem Ansatz den Schlag der zehnten Stunde, dem dann ein Musikstück, wie eine Galopade, folgte —!

Das war nun in Italien nicht anders. Bonaventura hatte hier als Bischof, erzählte Paula, die Melodie geändert. Sein Nachfolger hatte wieder die Tänze zurückgeführt.

Mit dieser kurzen Erwähnung waren denn jene Kämpfe angedeutet, welche der fremde Eindringling auf diesem Boden zu bestehen hatte. Im letzten Revolutionssturm hatten sie nachgelassen. Jetzt, nach Piemonts Demüthigung, begannen sie wieder. Auch gegen die neue, in Turin im Bau begriffene Waldenserkirche hatte der neue Bischof von Robillante energischen Protest eingelegt.

Armgart's Phantasie hatte inzwischen Spielraum, sich auszumalen, wie Bonaventura in dem von ehrerbietig grüßenden Priestern umstandenen, nicht endenden Palaste dort gewohnt und wie auch einst Benno und Thiebold hinter jenen stattlichen Fenstern mit den Balconen und grünen Jalousieen von ihm aufgenommen worden.

Die Stadt selbst wurde umfahren. Wieder glänzte im Sonnenschein Berg und Flur. Nur die vielen, um der Seidenwürmer willen entlaubten Maulbeerbäume störten den malerischen Eindruck. Wieder folgten die Grüße von Landleuten, die auf Armgart einen schweizerischen Eindruck machten. Waldenser! bestätigte auch Paula. Wohlhabende Leute darunter —! Dank der Fürsorge der Mutter. Unsere Gemeinde hier ist nur klein. Die Mehrzahl wohnt dort oben. In den Thälern um Pignerol sind ihrer Tausende.

Schon suchte Armgart's Auge nach Castellungo. Viele Schlösser gab es, die auf den grünen Hügeln, den Vorbergen hinterwärts aufstarrender schrofferer Felswände, leuchteten. Paula deutete auf einen schimmernden Punkt in weiter Ferne — eine unter einem tiefdunkeln Waldkranz hervorragende Flagge. So

krank die Mutter ist, sagte sie, hat sie zu eurem Empfang doch das Aufziehen aller Fahnen befohlen. Auch eure Farben und die der Hardenbergs werdet ihr finden! Bei hohen Festen sind alle Zinnen damit geschmückt. Bald aber wird die schwarze Trauerfahne wehen —

Das Gespräch kam auf die Waldenser zurück, und Paula sprach von ihnen, ohne das mindeste Zeichen der Abneigung. Alle diese Verhältnisse umschlang lange schon das gemeinsame Band der Schonung und Familienrücksicht. Eine Frage wie die: Wird Graf Hugo nach dem Tode seiner Mutter katholisch werden? kam nicht von Armgart's Lippen; edle Bildung fürchtet sich vor nichts so sehr, als vor dem Aussprechen des Namenlosen; sie läßt das Misliche an sich kommen, ohne es zu rufen. Wie Paula, ihr Gatte und der priesterliche Freund in Coni zusammenlebten, wußte ja Armgart seit Jahren aus dem Briefwechsel der Freundin. Sie kannte, was hier im Herzen edler Menschen möglich, freilich auch nach der Anschauung ihrer Mutter und der Mutter des Grafen ein sprechender Beweis für die tiefe Verwerflichkeit der katholischen Kirche war.

Um dieser Schonung ihres Verhältnisses zu Bonaventura willen berührte Paula auch noch nichts von dem, was zum Unaussprechlichen in Armgart's Seele gehörte. Seitdem Benno „ein Opfer der Dankbarkeit" für Olympia geworden, hatte er aufgehört, für diese ohnehin im Politischen nicht mit dem herrschenden Zeitgeist gehenden Kreise anders, als in den Bildern alter Zeit zu existiren. Der Graf hatte schon in Limone seine alte Anhänglichkeit an Oesterreich zu erkennen gegeben. Die Gegend würde ihn, hatte er gesagt, in dieser anarchischen Zeit mit dem feindseligsten Mistrauen betrachtet haben, wäre die Mutter nicht so hochverehrt. Paula verschwieg nun auch nicht, daß sie alle anfangs dem Ruf des Erzbischofs geschadet hätten. Armgart er-

kannte an allem, was sie so abgebrochen hörte, daß hier nach dem Tode der Gräfin irgendeine große Entschließung im Werke war. Der Tod Sarzana's wurde von Paula bestätigt. Von Lucinde, von Cäsar von Montalto hatte man keine Nachricht.

Im Austausch der durch alle diese Namen und Verhältnisse hervorgerufenen Empfindungen entdeckte man endlich die deutlichen Umrisse des sich allmählich als Beherrscher eines dichtbevölkerten Thales und einer kleinen Ortschaft erhebenden, aber mehr den Bergen zugelegenen Schlosses. Wohl konnte Armgart begreifen, wie sich Graf Hugo's Vater mit diesem Prachtgebäude hatte in Schulden stürzen müssen. Castellungo gehörte der Gräfin, aber ihr Gatte hatte beigetragen, es weit über ihre Mittel zu einem leuchtenden Mittelpunkt der reizenden Landschaft zu erheben — es war der einzige Adelssitz, der hier noch an die Zeiten der gebrochenen Burgen der Tenda und Saluzzo erinnern konnte. Thürme erhoben sich mit gezackten Zinnen, mit Altanen, freischwebenden luftigen Brücken — alles hätte, ohne den düstern Flor, der jetzt auf dem Ganzen lag, einen um so anziehenderen Aufenthalt verheißen können, als sich die Reize der Natur, geradezu wie ihm schmeichelnd, rings um den mächtigen Bau lehnten. Eine üppige Fruchtbarkeit, gute, freundliche Menschen, die ihre Wohnungen bis weit hinauf über die Berggelände hatten, alles das machte den wohlthuendsten Eindruck.

Wie schmerzlich, daß die Diener, die den auf dem bequemsten Schlängelpfade bis zum Schloß anfahrenden Wägen entgegeneilten, schon in ihren Mienen die angebrochene letzte Stunde der Gräfin berichteten.

Hedemann, nach dem die Sterbende ein besonderes Verlangen trug, stand schon an der Eingangspforte unter den mächtigen Wappenschildern von Marmor und sah sich mit einem Blick in der weiten schönen Gegend und in den blumengeschmückten Höfen

des Schlosses um, als wollte er sagen: Hier wirst auch du dein letztes Lager finden!

Eilends stiegen alle aus. Bangklopfenden Herzens folgte man dem Grafen, der Monika den Arm geboten. Paula wurde vom Obersten geführt, der sich noch scheute, sich ihr zu sehr zu nähern. Aber Paula's gen Himmel erhobener Blick schien den Dank aussprechen zu wollen, daß sich ihr Leben schon lange unter die allgemeinen Bedingungen der Natur gestellt hätte. Fest klammerte sie sich an den ihr sympathischen Mann — den Vater ihrer geliebten, so langentbehrten Armgart. Auch der Mutter warf sie nur Blicke der Liebe und Versöhnung zu.

Der Aufgang, das Treppenhaus, alles gab sich in hohem Grade würdig. Decken lagen ausgebreitet über Marmor und Granit. Die Diener gingen leise auf und ab in reicher Zahl. Die alte Gräfin hielt auf den Glanz ihres Hauses; zumal, seitdem die frühere Entbehrung geschwunden. Ordnung und Sauberkeit waltete auf allen Gängen. Die steigende Mittagshitze verlor sich in Schatten und Kühle. Im Schmuck der hohen, luftigen und hellen Zimmer, die man hierauf betrat, herrschte ein gewählter Geschmack. Graf Hugo's Liebhaberei waren schon in Salem kunstvolle Möbel und gediegene Einrichtungen, und schon in Limone deutete er dem Obersten an, daß ihn die Langeweile hier nie beschlichen hätte — zu thun gäb' es bei großem Besitz immer und oft fehle ihm die Zeit, alles allein zu besorgen. Schloß Salem war unverkauft geblieben und seit diesen zehn Jahren jährlich von ihm auf einige Wochen besucht worden. Für die Ankömmlinge, die er für immer gern gefesselt hätte, war ein ganzer Flügel des Schlosses eingerichtet.

In einem hellleuchtenden, säulengeschmückten Saale stand dann eine von Silber und Krystall glänzende, gedeckte Tafel. Hier fanden sich alle Schloßbewohner zusammen. Und wohl sah man,

daß nahe genug der Todesengel waltete. An einer hohen, schwarzen, reich mit Holzschnittarbeit gezierten Thür standen weinende Frauen. Einige davon erkannten sogleich Porzia von alten Zeiten her wieder und begrüßten sie. Auch Monika und Armgart fanden Bekannte, jene aus Wien, diese aus London.

Inzwischen öffnete der Graf jene schwarze Thür und bedeutete die Freunde, ihm zu folgen. Alle sollten so lange in einem Vorzimmer verweilen, bis er auf die endliche Ankunft derselben die Mutter vorbereitet hätte.

Von einem würdigen Manne in schwarzer Kleidung, der ein Prediger schien, wurden zuerst der Oberst und Monika allein hereingerufen. Paula schloß sich ihnen an. Nach einer Weile rief Paula auch Armgart herein. Dann durften Hedemann und Porzia und mit ihnen das kleine Pathenkind folgen.

In einem grünverhangenen Eckzimmer lag auf einem Rollsessel ausgestreckt die Mutter des Grafen, schon einem ausgelebten Körper ähnlich. Ihre knöchernen Hände lagen auf der gepolsterten Lehne des Sessels. Kaum fühlte sie wol noch die Küsse, die ihr von den um sie her Stehenden oder Knieenden auf die kalten Finger gedrückt wurden. Porzia schluchzte laut — die andern schwiegen ehrfurchtsvoll, obschon auch ihnen die Augen voll Thränen standen.

Gräfin Erdmuthe winkte, daß niemand wieder hinausgehen sollte; sie wollte sie alle in ihrer Nähe behalten. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Doch erkannte sie jeden. Lichtstrahlen der Freude, daß sie Menschen, die ihr zu allen Zeiten so werth gewesen, noch einmal sehen konnte, brachen unverkennbar aus ihren schon halb erstarrten Zügen.

Wo gehst du denn hin? sprach die kleine Erdmuthe, da die Gräfin ihre Rede mit einem mehrmaligen: „Ich gehe —" begonnen hatte.

In einen schönen — Garten —! antwortete die Sterbende mühsam jede Sylbe betonend.

Wol in den, in den auch der Vater geht? fragte das Kind und wurde um dieser Fragen willen leise von Porzia hinweggezogen.

Aber die Gräfin langte nach ihrem Pathchen und wehrte allen, ihm sein zutraulich Fragen zu verbieten.

Hedemann stand hinter dem Stuhl der Sterbenden und verrieth sein Leiden durch seinen Husten. Die Gräfin hatte ihn mit besonderer Theilnahme begrüßt. Da sie ihm nun, sich nach ihm wendend, zuflüsterte: „Ei — du — frommer — und — getreuer Knecht!“ fiel er, das Wort des Kindes bestätigend, ein: „Gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Eine Pause trat ein, unterbrochen vom Weinen Porzia's, jetzt auch vom Weinen des von der Vorstellung, etwas nicht recht gemacht zu haben, erschreckten Kindes.

Als es stiller geworden, winkte die Matrone dem Obersten, der ihr in Witoborn und Westerhof immer einen so vortheilhaften Eindruck gemacht hatte und dem sie schon aus Reue über ihre Absicht, Monika mit Terschka zu vermählen, besonders ergeben war, und sprach mit ihm. Es währte lange, bis der Oberst verstand, was sie wollte. Wie ist es — mit — Rom? verstand er endlich.

Er nannte ihr mit scharfbetonten Worten, die ihrem schwachen Gehör eingänglicher sein sollten, die gegenwärtige Sachlage des Kampfes. Der Sieg der Franzosen wäre, sagte er, so gut wie entschieden.

Sie überlegte lange, was gesprochen worden. Monika errieth ihren Gedankengang und half dem Aussprechen desselben nach. Dieser Sieg, sagte Monika dicht am Ohr der Gräfin, wird noch einmal die Herrschaft des Heiligen Vaters wieder zurückführen — bis — dereinst —!

Die Gräfin verfiel in einen röchelnden Husten, ergänzte aber, als der krampfhafte Anfall vorüber war, mit einer überraschenden Kraft: Bis einst die wahren Streiter kommen! Das ist das Lamm auf dem Berge — und mit ihm hundert — und vierzigtausend ohne andere — Waffen — als —

Nun versagte die Stimme der Gräfin und Hedemann und Monika fielen ergänzend ein: Als — den Namen des Herrn!

Den Namen des Herrn aus Monika's Munde zu vernehmen schien der Gräfin wohlzuthun. Sie hatte früher an ihr den „rechten Grund" vermißt, wußte nun aber aus Briefen lange schon, um wie viel die jüngere Freundin ihr näher gerückt war.

Der Sohn trat heran, um die Erregung der Mutter zu beschwichtigen.

Die Mutter hielt seine Hand fest und sah ihm mit weitgeöffneten Augen ins Antlitz. Warum läuten die Glocken? fragte sie ihn feierlich.

Es klangen aber keine Glocken. Nur im Nebenzimmer regte sich der Arzt, der hochberühmte Doctor Savelli aus Coni, der näher trat mit einem Glase, woran nur der silberne Löffel so erklang. Diesen Klang wol hörte die Mutter und deutete ihn auf das Läuten von Glocken und starrte darüber wie ins Leere.

Nimm, Mutter! sprach der Graf mit liebevoller Bitte und reichte ihr selbst das Glas dar, das kräftig und würzig duftete. Es war die letzte Stärkung eines von seinen Lebensgeistern immer mehr Verlassenen, edler Tokayerwein.

Die Mutter betrachtete das Glas und erkannte wohl, daß das dargereichte Getränk Tokayer war. In ihrem Ideengang unterbrochen, sah sie den Sohn mit einem schmelzenden Liebesblick an. Nun zog sie ihn näher und heftete die Augen auf ein dicht vor ihr befindliches lebensgroßes Bild, das den Vater Hugo's in Generalsuniform darstellte. Der Sohn verstand ihre Empfin-

dungen. In Ungarn hatten ja er und der Vater gestanden. Er trocknete den Schweiß vom kalten Antlitz der immer mehr sich Aufregenden.

Hinter dem Arzt trat Derjenige hervor, der alle anfangs empfangen hatte. Es war der Geistliche, der „Barbe" eines jenseits des Waldes, der sich hinter dem Schloßgarten erhob, gelegenen Waldenserdorfes, ein Herr Baldasseroni. Er hatte bisher für sich in Diodati's italienischer Bibel gelesen.

Die Mutter sah zu ihm hinüber, langte nach der Bibel, ließ sich das Buch auf den Schoos legen und setzte mit zitternden Händen das Glas mit Tokayerwein darauf. An seinem Inhalt, so deutete sie an, wollte sie sich nach und nach erquicken. So sitzend hielt sie lange des Sohnes Hand. Aber sie wiederholte, daß sie Glocken hörte, und murmelte, das Ohr gegen das Fenster richtend: Glocken haben die Armen ja nicht — und keine Thürme. Nimm nicht die Glocke — von Federigo's Hütte ... hörst du, mein Sohn?

Der Graf nickte mit einer Miene, die fast eine vorwurfsvolle war. Er that so, als traute sie ihm Unwürdiges zu.

Dann winkte sie Monika und Armgart, daß auch sie näher treten sollten. Beide nannte sie Du und langte nach Monika's Locken, streichelte ihr auch die thränenfeuchte Wange und legte ihre und Armgart's Hände ineinander. Dabei sprach sie langsam ihren Lieblingsvers, der sie einst mit dem deutschen Fremdling verbunden hatte:

> Wenn alle untreu werden,
> So bleib' ich dir doch treu,
> Daß Dankbarkeit auf Erden
> Nicht ausgestorben sei —

Wieder trat eine Pause ein — jene Stille, die man den Engel nennt, der durchs Zimmer geht. Die Kleine verscheuchte ihn.

Da sie den Ernst der Scene störte, so duldete es jetzt die Leidende, daß Armgart und Porzia das Kind den Dienern im Nebenzimmer zuführte.

Die Sterbende starrte wie tief innenwärts und hörte nur ihre Glocken. Sie war so abwesend, daß man sanft das Glas mit der Bibel von ihrem Schooße fortnehmen konnte, ohne daß sie es bemerkte. Ein großes Wasser — sprach sie dann in abgerissenen Sätzen, wird gehen und ein Donner wird ertönen — lass' — die Glocke unberührt —! Zum Gericht — des Herrn —! Schwöre mir's, mein Sohn, auch — wenn — du dem Thiere folgst —!

Mutter —! rief der Graf voll äußersten Schmerzes — und vielleicht weniger voll Schmerz über den Verdacht, daß er seinen Glauben ändern könnte, als über die Sorgen, von denen sich die Mutter noch in ihrer letzten Stunde beunruhigen ließ.

Die Hochaufgerichtete fühlte den Stachel ihrer Worte in — Paula's Herzen nach. Diese stand bescheiden hinter ihrem Sessel und beugte trauernd ihr lichtblondes Haupt auf die hohe schwarze Sammetlehne. Jetzt zog sie ihr Gatte näher und Paula kniete nieder.

Die Mutter gab ihr ein Zeichen versöhnlicher Gesinnung durch eine Aeußerung, die nur der Graf und die näher Eingeweihten als eine solche verstehen konnten. Sie tastete nach dem Buche, das man weggenommen. Als Baldasseroni es ihr wiedergeben wollte, sagte sie:

No! No! Signore! La Nobla — Leyçon!

Der „Barbe" ging in das dunklere Nebengemach und brachte ein altes kleines Pergamentbändchen, in welchem er blätterte.

Sie —! sprach die Gräfin und deutete auf ihre Schwiegertochter.

Mit erstickter Stimme, vor der Sterbenden knieend, las Paula in einer seltsamen Sprache aus diesem Buche vor. Es war kein

Italienisch und kein Französisch, doch eine Sprache voll Wohllaut. Man hörte Reime. Monika, Armgart und der Oberst glaubten das Patois von Nizza zu erkennen.

Paula las allmählich mit Begeisterung. Sie nur und Graf Hugo begriffen, wie die Mutter gerade in dieser Zumuthung, ihr aus dem Buche Nobla Leyçon vorzulesen, eine Versöhnung mit — Bonaventura aussprach, den die Mutter mit unausrottbaren Gefühlen des Mistrauens verfolgte — trotz der damals alles für seine Stellung aufs Spiel setzenden Verwendung desselben für den in Neapel verschollenen Frà Federigo, trotz seines zehnjährigen Kampfes gegen Lug und Trug im hierarchischen Leben um ihn her — sie konnte eben nur die ihrem Sohn abgewandte Seele seiner Gattin festhalten, deren Kinderlosigkeit, die unmoralischen Consequenzen im römischen Priesterleben überhaupt, endlich die mögliche Gefahr, daß nach ihrem Tode der Sohn übertrat und den mystischen Bund, der hier zwischen drei Personen waltete, immer noch enger und enger schließen half.

Die Nobla Leyçon ist das älteste in provenzalischer Sprache geschriebene Gedicht der Waldenser. Niemand verstand einst die provenzalische Sprache so vollkommen und so rein und wußte den umwohnenden Waldensern ihre alten, sämmtlich in der Sprache der Troubadours geschriebenen Werke so zu übersetzen und zu erläutern wie Federigo, der diese Sprache kannte, noch ehe er von der Sekte der Waldenser etwas wußte. Auch Bonaventura, immer von den Erinnerungen und Sorgen um seinen Vater geleitet, zugleich in seinem Interesse für die Blüten der alten Kirchenpoesie, kannte diese alte Mundart, und Paula erlernte sie ihm zu Liebe in Coni. Daß nun die Mutter im Stande war, sich von ihr noch zum letzten mal aus diesem Buche, einem für Paula allerdings ketzerischen, vorlesen zu lassen, war ein Act der Liebe und der Versöhnung, ein Gruß an den Erzbischof. Ihre Aufforderung dazu

gab denn auch Paula wahrhaft Schwingen. Sie las so laut die schönen wohlklingenden Verse, als wollte sie sagen: Im Geist rufst du ja auch noch Bonaventura an dein Lager und versöhnst dich mit dem edelsten der Menschen!

Als Paula bis zu den Worten gekommen war:

„Intrate in la sancta maison!“

blickte sie auf.

Die Mutter schien entschlummert. Paula erhob sich. Aber auch die Sterbende hob die Augen, sah, als wäre sie abwesend, eine Weile starr um sich und sprach: „Ich bin — der Weg — die Wahrheit und das Leben — niemand kommt — zum Vater, denn durch mich!“

Das sahen alle, sie verweilte in den Erinnerungen an die Hütte jenes Einsiedlers, den sie so wahrhaft verehrt und lieb gehabt und von dem sie seit seiner Entweichung nichts mehr vernommen, als, in einem einzigen Abschiedsbriefe für dies Leben, die Bitte an jeden, der ihm Gutes erwiesen und noch erweisen wollte, nie, aber auch nie mehr nach ihm zu forschen.

Intrate in la sancta maison! wiederholte sie mit einem Aufblick gen Himmel.

Monika und Armgart, die das noch im Nebenzimmer plaudernde Kind nun ganz entfernt hatten, gingen hin und wieder.

Immer stiller wurde es — still wie schon unter den Gräbern. Jeder hielt den Athem zurück. Da noch einmal streckte die Sterbende die Hände aus und flüsterte mit dem Hohenliede, sicher in Anregung ihres Gedächtnisses durch Armgart's Abbildung der im Herzen Gottes als befiederte Kreuze aufsteigenden Seelen: „Hätt' — ich — Taubenflügel!“

Mit diesen Worten sank sie, von Schmerzen überwältigt und nach Erlösung ringend, zurück. Lange noch wehrte sie Bilder ab, welche sie zu beängstigen schienen. Ihre Stimme blieb er-

stickt. Ihre Hände sanken erstarrt. An ihrem geöffnet stehen bleibenden Munde traten kleine Schaumbläschen hervor. Sie war noch nicht ganz todt, aber schon zeigte ihr Antlitz jene herbe Strenge, die unsern Gesichtszügen der Tod verleiht.

Der Arzt, der Geistliche traten eilends näher. Leise begab sich alles aus dem Zimmer und trat in den Saal zurück, während die Sterbende auf ihrem Lehnsessel von Dienern unter Hugo's Leitung sanft zurückgerollt wurde in die dunklern Nebenzimmer.

„Ach, hätt' ich Taubenflügel!“ wiederholte Hedemann. Auch ihm erklang dies letzte Scheidewort der edeln Frau wie der Ruf nach Erlösung von den Schmerzen, die auch auf seiner kranken Brust lasteten.

Im Saale, wohin alle zurückkehrten, brach die Theilnahme in ihrer ganzen bisher zurückgehaltenen Macht aus. Die Frauen schluchzten. Auch die Männer traten bei Seite. Monika trat bald zum Gatten, bald zu Hedemann, der am Fenster saß und Weib und Kind liebevoll an sich gezogen hatte.

Dann war es recht ein Trauermahl, das in dem schönen Raume genommen wurde. Unsere menschliche Natur erscheint uns nie geringer und wird nie von uns unlieber befriedigt, als wenn unsere himmelentstammte Seele aufjammern möchte vor Schmerzen und unser Leben und Sein doch unter dem Druck des physischen Erdenverhängnisses bleiben — essen und trinken muß!

Noch ehe das Mahl, dessen stärkende Wirkung alle bedurften, zu Ende war, wurde dem Grafen heimlich eine Botschaft überbracht, die ihn bestimmte, sofort aufzuspringen und sich zu entfernen.

Alle folgten ihm erschreckt. Der Bote sagte, die Gräfin hätte geendet.

Bebend folgte man dem Grafen. Paula vor allen, deren Brust von so vielen Schmerzen durchwühlt wurde, deren Gründe

sich von den andern wol ahnen ließen. In ernsten Krisen erkannte sie, wie sehr der Graf zu lieben war.

Der Arzt und der Geistliche lüfteten die Vorhänge des Schlafzimmers. Der schöne sonnenhelle Tag schien herein und beleuchtete die Züge der Entschlafenen. Sie hatte noch, so hörte man, versucht, die Worte nachzusprechen, die über ihrem Bett unter ein Bild des ihr verwandten Dichters Novalis-Hardenberg geschrieben waren:

„Und wenn du Ihm dein Herz gegeben,
So ist auch Seines ewig dein!"

Da stockte die Zunge wie gelähmt. Sie hatte ausgehaucht.

Nun läuteten in der That fernher die Glocken. Es waren die ehernen Zungen eines andern Bekenntnisses. Auch Gesänge mischten sich ein, diese dicht in der Nähe und der Entschlafenen geltend. Ein Chor von Kindern stimmte ein geistliches Lied unter ihren Fenstern an. Regelmäßig an jedem Nachmittag hatte sich die Gräfin von den Kindern der Waldensergemeinde, die vom Gebirg herunterkamen, diese Erquickung erbeten — der Pfarrer erklärte dies den Hörern.

Jetzt kam auch ein Herr Giorgio, der sogenannte Moderatore oder Kirchenvorstand der kleinen Colonie, und brachte zu aller Erstaunen eine Schrift, die in seine Hand die Gräfin mit dem Bedeuten übergeben hatte, sie ihrem Sohne erst zu zeigen, unmittelbar wenn sie die Augen geschlossen hätte.

Der Graf erbrach das unversehrte Siegel, las und theilte die Wünsche der Mutter den Umstehenden mit. Sie hatte befohlen, erst in der kleinen Schloßkirche ausgestellt, dann aber in der Kirche der Waldenser und nicht in der Schloßkirche begraben zu werden. Der Graf erkannte, daß dieser Bitte die Voraussetzung zum Grunde lag, er würde Castellungo nicht behalten —! Aufregungen, wie sie mit dem Aussprechen und Erörtern dieser

Voraussetzung verbunden sein konnten, hatten sie jedenfalls bestimmt, ihm ihr Verlangen nur schriftlich auszusprechen.

Porzia ließ sich nicht nehmen, die Leiche zu entkleiden, Hedemann nicht, den Katafalk zu ordnen, dem noch für denselben Abend im Betsaal des Schlosses jeder nahen durfte, welcher der Abgeschiedenen seine letzte Ehrfurcht bezeugen wollte. Es kamen ihrer von nah und von fern.

Der Betsaal drückte die ganze Geschichte und Richtung der Gräfin aus — schon an den Bildern, die rings an den Wänden hingen: der tapfere Heinrich Arnaud in kriegerischer Tracht; Bischof Scipione Ricci, der die Souveränetät der Concilien gelehrt hat und vom römischen Stuhl als Lutheraner verdammt wurde; Graf Guicciardini, der kürzlich in Florenz Protestant geworden; der Engländer Oberst Beckwith, der sein ganzes Vermögen den Waldensern schenkte; der mächtigste Beistand der Gräfin, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, hatte unter den Porträts den ersten Platz.

Die Reisenden richteten sich inzwischen in den für sie vorbereiteten Zimmern ein. Mit einer eigenthümlich bedingten Theilnahme beobachteten sie, wie eifrig Graf Hugo bemüht war, den Erzbischof in Coni noch vor Anbruch des Abends über das Ableben seiner Mutter mit Angabe aller Einzelheiten in Kenntniß zu setzen. Ja er zeigte Paula noch den Brief zuvor und diese fügte noch die mehrmalige Aeußerung um die Glocke jenes Eremiten hinzu, um den sich Bonaventura so verdient gemacht hatte. Ueber Paula's Lesen aus der Nobla Leyçon hatte schon Graf Hugo geschrieben.

Paula schien in der That erkräftigt und gesund. Sie ertrug den lange und voll Rührung auf ihr ruhenden Blick und die unmittelbare Nähe des Obersten, ohne die Befürchtungen zu bestätigen, die man so lange Jahre über diese Wiederbegegnung

gehegt hatte. Monika sagte: Fast scheint es, als wäre eine Kraft über sie gekommen, welche sie früher nicht gekannt hat — die Kraft des Willens!

Armgart trauerte. Ob darüber, daß unter denen, auf deren Leben ein letzter Segen und eine letzte versöhnte Erinnerung hier zurückgeblieben war, ein einziger ausgestoßen und unberücksichtigt blieb — Benno von Asselyn? Oder über ein unausgesprochenes, ersichtlich vorhandenes Leid der Freundin, ihres Gatten und des hohen Geistlichen in Coni — ein Leid, das schon mit gesteigerter Offenheit von ihrer Mutter als ein unerlaubt unnatürliches verworfen wurde? Oder endlich über den Heimgang ihres „Stoßmütterchens“ nur allein?

Der Aufenthalt in Castellungo hatte jedenfalls erschütternd und bedeutungsvoll begonnen.

5.

Nach Beisetzung der Gräfin in der von ihr selbst erbauten, oberhalb Castellungos in den Bergen liegenden Kirche der Waldenser, einer Feierlichkeit, zu welcher auch aus den Bergen und aus der Tiefe des Thals die Rechtgläubigen, Jung und Alt, herbeiströmten, aus den Thälern von Saluzzo und Pignerol, wo die Waldenser in Masse wohnen, von allen Gemeinden die „Barben“, „Evangelisten“, „Moderatoren“ — nach diesem Tage hätten nun ruhigere Stunden eintreten können, wenn nicht die politische Welt die Aufregung wach erhalten und nun auch Hedemann's Abschied vom Leben sich genähert hätte. Die Freude am Tod war bereits wieder bei ihm eine solche, daß er sich in seinen Gebeten Vorwürfe machte, ihn so eifrig zu wünschen.

Rom war inzwischen gefallen. Die letzten Spuren der Revolution wurden in ganz Italien getilgt. Die ersten Vorzeichen jener Zeit brachen an, die in drei Jahren wieder die Kerker nur des Kirchenstaats allein mit sechstausend Menschen füllen sollte.*) Fefelotti ergriff jetzt auch noch das weltliche Ruder außer dem geistlichen. Staat und Kirche gehörten ganz den zurückkehrenden Jesuiten.

---

*) Thatsache.

Auch im kirchlichen Leben der Umgegend zeigte sich so manche Wiederkehr des Alten. Die Jesuiten hatten in Coni ein von Fefelotti begünstigtes Collegium besessen, das sie freilich nicht wieder beziehen durften, da sie Sardiniens Verfassung verbannte. Aber schon war in Schule, Staat und Kirche ihr dennoch geheimwirkender Einfluß bald wieder ersichtlich. Robillante und Pignerol waren zwei Bischofssitze, die ausdrücklich schon lange durch Männer besetzt wurden, die dem deutschen Eindringling, dem Erzbischof von Coni, wo sie nur konnten, wehren sollten.*)

Der Oberst und Monika konnten inzwischen dem Grafen im Ordnen des Nachlasses seiner Mutter, in Auszahlung einer Menge von Legaten an die Gemeinden der Thäler hier und drüben am Fuße des Monte Viso behülflich sein. Der Graf war es, der am meisten darauf drängte, daß Paula nach ihrem Wohnhause in Coni zurück sollte. Armgart wollte sie begleiten. Wohl sprach sie ihr dringendstes Bedürfniß aus, den Erzbischof zu begrüßen, der sich, seiner Stellung gemäß, vom Leichenbegängniß der Gräfin hatte entfernt halten müssen.

Monika, die zwar zu Paula's Heirath dringend gerathen hatte, empfand und tadelte nun doch, was sie das Anstößige dieser Beziehung nannte, im höchsten Grade. Hatte sie schon sonst die Partie des Grafen genommen und ihn über das Meiste entschuldigt, was sich seinen jungen Jahren vorwerfen ließ, so erklärte sie vollends mit ihm Mitleid zu haben, seitdem sich jenes mystische Dreiblatt gebildet hatte, dem womöglich fern bleiben zu wollen sie sich auf Schloß Ver gelobt hatte. Nun sah sie dies Verhältniß einer „Standesehe" in nächster Nähe. Und

*) Monsignore Charvaz, Bischof von Pignerol, warf sich Karl Albert von Sardinien zu Füßen, um ihn von seinen Begünstigungen gegen die Waldenser zurückzuhalten.



das sei denn die rechte Höhe, sprach sie schon eines Tages in Paula's Gegenwart, Opfer über Opfer anzunehmen, nur deshalb, weil man wisse, sie würden von schwachen Menschen ohne Murren dargebracht —! Ja sie sagte schon zu ihrem Gatten: Der Graf leidet, weil er Paula liebt — und zu Armgart: Auch Paula, scheint es, ringt mit ihrem Herzen, weil sie den Grafen mehr als achten muß —!

Daß Paula und Armgart zum nächstbevorstehenden Bonaventura-Tage in Coni sein und der Celebration der Messe durch den Erzbischof an diesem Tage beiwohnen wollten, konnte Monika nicht hindern. Doch bekam es Armgart bitter zu hören, warum sie gerade diesen Tag wählen wollten. Die Mutter sagte, sie könne den Doctor Seraphicus, wie in der Vätergeschichte St.-Bonaventura heißt, nicht im mindesten zu jenen Bekennern und Märtyrern zählen, die allenfalls auch die Freude des evangelischen Sinnes sein dürften.

Ich schätze den heiligen Bonaventura noch höher, entgegnete Armgart, als die andern Märtyrer, die nur zufällig in den Tod gingen und der Nachwelt nichts von ihrem Leben hinterlassen haben.

Von ihrem Leben? entgegnete aufwallend die Mutter. Dieser Johannes von Fidanza, so hieß der heilige Bonaventura, ist das Prototyp aller katholischen Schwärmer! Mit seinem sogenannten Gemüth hat er alles erklären und verschönern wollen, woran wir noch heute leiden. Was nur immer Gregor und Innocenz aus weltlichen Rücksichten für die Kirche erfunden haben, das umgab dieser Mensch mit dem Schein beinahe der Philosophie! Mariendienst, Cölibat, Entziehung des Kelches — alles, was das Tridentinische Concil später in seine todesstarren Formeln gezwängt hat, brachte der heilige Bonaventura als Gemüthssehnsucht in Curs, gerade wie auch jetzt wieder mit dem

Dogma der ohne Sünde geboren sein sollenden Mutter Gottes geschieht. Mir ein Räthsel, wie ener Erzbischof zu den Freisinnigen zählen kann, schon in Deutschland unter den Anfechtungen der Fanatiker leiden mußte und immer noch seine Krone, immer noch seinen Krummstab trägt —! Wären solche Männer vor einigen Jahren wahr gewesen und in den Zeiten der Bedrängniß zu uns übergetreten, wie anders stünde es mit der Sache des Lichts und des Evangeliums!

Hedemann und der Vater dachten ebenso und sagten das Nämliche.

Armgart aber stritt schon lange nicht mehr gegen diese stete Verurtheilung, seitdem sie für ihre frühere Behauptung, daß Bonaventura seine Erhöhung weder Luciden noch Olympien verdankte, kürzlich Recht erhalten hatte. Ihr richtet und richtet, wie ihr's eben versteht! sprach sie damals und verwies auf bessere Erkenntniß der wahren Sachlagen, wenn sie auch leider meist im Leben zu spät käme. Hier in Castellungo wurde für bestimmt eine schon früher von Paula brieflich ausgesprochene Versicherung wiederholt, daß der aus Robillante gebürtige Cardinal Vincente Ambrosi vor zehn Jahren in Rom der eigentliche Freund und alleinige Fürsprecher Bonaventura's gewesen. Armgart verwies auch jetzt die Ankläger auf die Siege, deren sie sich ja täglich rühmten. War nicht vor kurzem der vom greisen General der Kapuziner als Dekan der Studien über die römischen Theologen als Examinator gesetzte de Sanctis, Professor der Theologie, Parochus an Maddalena, Beichtvater in den Gefängnissen der römischen Inquisition, von den Jesuiten in seinen wahren Gesinnungen erkannt, gefangen gesetzt worden, entflohen und in Malta zum Protestantismus übergetreten —?*) Wisset

*) 1849.

ihr, sagte sie mit Ironie, was in Bonaventura's Innern vorgeht und was euch vielleicht von ihm noch alles werden kann?

Die hinterlassene Bibliothek der Gräfin war eine Fundgrube der interessantesten Anregungen für Monika, den Obersten und Hedemann. Auch Baldasseroni und Giorgio waren Männer, die auf Kosten der Gräfin in Genf, Tübingen und Berlin studirt hatten. Ihr Ton gab sich milde und rücksichtsvoll — sie wußten, was bei ihrer jetzigen Schloßherrschaft zu schonen und zu achten war. Auch sie gaben dem Erzbischof das Zeugniß, daß allein schon sein persönliches Erscheinen in Rom alle Intriguen hätte entwaffnen müssen und daß er noch täglich diese Macht der Beschämung über seine Gegner ausübe.

Ein Glück, daß Armgart's Vater die Schroffheiten der Mutter milderte. Eine Rechtfertigung der amerikanischen Weise, sich zur Religion zu verhalten, sagte er beim Durchmustern eines Schranks voll Alterthümer und beim Anblick einer kleinen Schale, die wie eine Tasse aussah, aus welcher Huß einst den Wein beim Abendmahl dargereicht haben soll, find' ich in dem Schicksal des Kelches. Das Trinken aus einem und demselben Gefäß ist vielleicht in der That nur einer Gemeinde möglich, wo sich alles so persönlich nahe steht, wie zur Zeit der Apostel und der ersten Bekenner. Wo noch der Liebeskuß als Gruß der Verbundenen möglich war, blieb auch die Ertheilung des Kelches möglich. Als jedoch die christliche Lehre Staatskirche wurde, als ganze Völker im nächsten besten Flusse getauft werden mußten, mußte vieles von den ersten Satzungen des Glaubens verloren gehen. Welcher Reiche gab da noch gern seine Reichthümer hin und warf sie, statt in die Kasse einer ihm befreundeten Gemeinde, in das weite, wüste Meer des Proletariats! Wer setzte noch gern die Lippe an ein Gefäß, aus dem Hunderte und noch dazu zur Zeit der einst so allgemeinen Pest und des Aus-

satzes tranken! Man hat das Christenthum eine Weltreligion genannt; sie ist es auch dem Geiste nach, nicht nach dem Buchstaben. Wer den apostolischen Anfängen nachgehen will, muß die Freiheit Amerikas wünschen, wo sich jede Form, Gott zu dienen, auf eigene Art befestigen kann. Geschieht es dort würdelos, so ist nur der Mangel an Bildung schuld. Unsere Gotteshäuser und die Priester, die in ihnen lehren und Ceremonien abhalten, sollten, wie ich von Ihnen höre — er wandte sich an Baldasseroni — nach dem Ausdruck des Bruders Federigo nur noch Hüter und Wächter des Christenthums sein, gleichsam die Sänger, die Dichter, die Historiker der Kirche — ohne sich den mindesten Eingriff in die Lebens- und Gesellschaftsformen gestatten zu dürfen —!

Solcher Streitigkeiten gab es dann viele. Sie konnten zu tagelangen Verstimmungen führen — namentlich wenn Armgart sagte: Ein Einzelner gewonnen ist nichts — Könige, die ohne ihre Krone kommen, sind vollends nichts; sie müssen ihre Reiche mitbringen!

Wieder den heutigen Streit unterbrach Paula's Eintreten. Schon hatte Armgart, musternd unter den waldensischen Schwertern, hussitischen Kelchen, den alten Bibeln, Luther- und Zinzendorf-Ringen gesagt: Ihr habt doch auch eure Reliquien!

Zu einer Erwiderung kam es nicht, da Paula allerlei Geschäfte mitbrachte, die sich auf die sittlichen Zustände der Gegend bezogen. Seit dieser langen Reihe von Jahren hatte Graf Hugo für sich und Paula den Weg der Zerstreuung eingeschlagen. Nicht nur beschäftigte er sich selbst und Paula mit einer umsichtigen Pflege der hier so reizenden und reichen Natur, sondern auch mit den Vorkommnissen seiner gesellschaftlichen Beziehungen, mit Aufgaben der Wohlthätigkeit. Der gute Wille, nützlich sein zu wollen,

ist bei gebildeten und gutgearteten Vornehmen immer rege und hier kam ein fast ängstliches Verlangen hinzu, durch solche äußere Werkthätigkeit aus dem Versenken in zu große Innerlichkeit entfliehen zu können.

Monika mußte freilich schon wieder lächeln, wenn sie sah, mit welcher emsigen Umständlichkeit und mit welchem offenbaren Nichtberuf für praktische Bewährungen die junge Schloßherrin, nun die souveräne Gebieterin von Castellungo, die an Glücksgütern gesegnete Herrin von Westerhof, von Schloß Salem, Besitzerin eines Palastes in Coni, ihre unerschöpfliche Wohlthätigkeitsliebe zu einer segensreichen und mit Vorsicht gespendeten zu machen sich mühte, wie sie in die Hütten der Armen trat, momentane Hülfe, aber selten, nach Monika's Meinung, den rechten Rath und die rechte Warnung brachte. Sie weiß nicht, sagte sie, wie sie sich schon mit ihrer Krone am Giebel der Eingangsthür in solche Hütten den Kopf stößt, vollends, wie sie zuletzt bei solchen Leuten mehr Aufsehen und Schrecken, als Freude, wenn nicht gar Schlimmeres, zuweilen Spott, hinterläßt! Sie spricht mit diesen Menschen wie ein Buch. Sie werden sie alle zu Gevatter bitten — Das pflegt noch die nützlichste Folge solcher vornehmen Herablassungen zu sein.

Da nach dem Wunsch des Grafen, dem gleichfalls solche Herbigkeiten nicht erspart wurden und der dann oft träumerisch von Wien als von einem Ausweg aus allen diesen Labyrinthen sprach, der Oberst fürs erste hier als Verwalter wohnen bleiben sollte — auch gegen die winterlichen Verheerungen der Berggewässer sollten Brücken und Wehre gebaut werden — so sammelte auf dem Schlosse schon allabendlich Monika die hervorragenderen Persönlichkeiten der Umgegend zu einem behaglichen Kreise und hatte für diese sichere und feste Einwohnung ganz den Beifall sowol des Grafen wie der gütigen Paula, deren weicher Sinn

keiner ihrer Schroffheiten aufbieten und trotzen konnte. Die italienische Sitte kennt nicht die deutsche Unterscheidung zwischen den Ständen. Der größte Theil des umwohnenden Adels war nach deutschem Gesichtspunkt eine wohlhabende Bauernschaft — die Contes und Markeses ritten mit hohen Ledergamaschen über ihre Felder und sprangen nicht selten ab, um bei den Arbeiten mit anzugreifen. Aeltere Diener gehörten mit zur Familie. Gemeindevorsteher, Forstwarte, Recheneibeamte sammelten sich allabendlich in den unteren Räumen des Schlosses und selbst der Graf und der Oberst setzten sich zu ihnen und verschmähten nicht den Trunk aus dem gemeinschaftlichen Kruge. Einige reiche Seidenweber, die zu den Waldensern gehörten, hatten sich sonst allabendlich auf dem Schlosse im engern Kreise der verstorbenen Gräfin eingefunden; sie blieben auch jetzt nicht aus; um so weniger, als in der That das Benehmen des Grafen die Besorgniß erwecken durfte, die Mutter hätte in seiner Seele recht gelesen. Man sah ihm eine große Unruhe an; man fürchtete allgemein den Verkauf Castellungos, ja sogar seinen Religionsübertritt. Wenigstens schiene ihm, sagte man, daran zu liegen, nicht allein nach Oesterreich zurückzukehren, sondern nur mit Paula, für welche es dann, so offen lag allen das bekannte Verhältniß mit Coni, eine letzte große Entscheidung geben müßte.

Des österreichischen Grafen vertrauliche Stellung zum Erzbischof hätte dem letztern in den Augen der Italiener schaden müssen, wenn nicht die alte Gräfin so beliebt gewesen wäre und seinerseits auch Bonaventura ein Anhalt der Freigesinnten. Schon mit dem Hirtenstab des Bisthums Robillante hatte er gewagt, den Neuerungen Fefelotti's Kampf zu bieten. Als er dann zur Verantwortung für die Vorwürfe, die er den Dominicanern wegen Frà Federigo zu machen gewagt hatte, nach Rom gefordert wurde und, statt daselbst verurtheilt zu werden, von dort

als Nachfolger Feselotti's heimkehrte, hatte er den muthigsten Kampf begonnen, den ein Fremder auf diesem gefahrvollen Boden nur wagen konnte. Dem Colleg San-Ignazio zu Coni entzog er sogleich eine Kirche, auf welche die Patres Jesuiten, damals noch nicht verbannt, Ansprüche machten — er setzte bei den Stadtbehörden durch, daß diese ihn in seiner Weigerung unterstützten. Ein gewöhnliches Hülfsmittel der Jesuiten, das sie bei neuen Niederlassungen, um sich die Herzen der Umwohner zu gewinnen, anwenden, besteht in dem Schein bitterster Armuth, den sie sich geben. Plötzlich erschallt dann durch die Stadt die ängstliche Kunde, die unglücklichen Väter verhungerten hinter ihren Mauern. Nun rennen fanatische Sammler durch die Häuser und rufen um Hülfe. Man bricht fast gewaltsam mit dem gesammelten Gelde, den Speisen, den Kleidungsstücken in das Colleg ein und findet auch in der That die armen Väter beim Gebet — verschmachtet, abgezehrt, vom gezwungenen Fasten fast leblos.*) Bonaventura bewies jedoch dem Rector Pater Speziano, der dieselbe Komödie aufführte, und dem Magistrat der Stadt, daß das Colleg aus dem Profeßhause in Genua eine regelmäßige Einnahme bezog, die weit über die Einkünfte der sämmtlichen anderen Klöster der Stadt zusammengenommen ging. Den Bischof von Pignerol zwang er, ein höchst gehässiges Institut zu schließen. Man entzog unter allerlei Vorwänden den Waldensern ihre Armenkinder, besonders ihre Waisen, taufte sie schnell nach römischem Ritus und gab sie nicht wieder heraus. Jedes uneheliche Kind der Waldenser gehörte an sich schon diesem „Ospizio dei Catecumeni“. Als vorgekommen war, daß eine Gefallene, um ihr Kind zu behalten, sich auf die höchsten Spitzen des Monte Viso vor den Gensdarmen geflüchtet hatte und Kind

*) Vor einiger Zeit so auch zu Münster in Westfalen geschehen.

und Mutter im Schnee elend umgekommen waren*), wallte Bonaventura's Zorn so auf, daß er nicht eher ruhte, bis jenes Ospizio geschlossen wurde. Das Verkommen im Schnee — — gehörte ohnehin zu den erschütterndsten Vorstellungen seines Gemüths; zumal, da seines Freundes, des Cardinals Vincente Ambrosi, Vater, Professor der Mathematik in Robillante (er erfuhr dies zu seiner höchsten Ueberraschung in Rom), seinerseits eines solchen Todes wirklich im Alpenschnee verstorben war.

Von Genua aus, wohin sich Gräfin Sarzana begeben hatte, als sie wagte, wieder von den „Lebendigbegrabenen", in deren Kloster sie sich geflüchtet hatte nach dem Attentat ihres Mannes auf Ceccone, ans Tageslicht zu kommen, wurde der Kampf mit den freisinnigen Richtungen Italiens erbittert geführt; Genua galt für die Pforte der Mazzini'schen Einflüsse und des englischen Ketzerthums. Fefelotti bot alles auf, die weibliche Bundsgenossenschaft der Jesuiten gerade in Genua zu mehren und zu kräftigen. Ein Orden, der sich offen „Jesuitessen" nannte, „Töchter Loyola's", gestiftet vor zwei Jahrhunderten, hatte sich nicht erhalten können; Papst Urban VIII. schaffte ihn schon 1631 ab. Aber unsere Zeit hat diesen Orden erneuert — vorzugsweise in den Damen vom Heiligen Herzen Jesu (Sacré Coeur). Sie leiten, scharenweise von Frankreich kommend, die Erziehung der vornehmen Stände und halten auch außerhalb ihrer Klöster Schulen für die ärmere Klasse; sie sind in weiblicher Sphäre das, was die Väter der Gesellschaft Jesu für die Erziehung in männlicher sind. Wo diese Heiligen Schwestern vorangehen, folgen ihnen in noch nicht einer Generation ihre Brüder, die Jesuiten, nach. Sie bereiten ihnen den Weg; sie wecken in den Familien, bei allen Müttern, Vätern, Kindern,

*) Thatsache.

eine solche Sehnsucht nach diesen Rathgebern nicht nur der Seel
für ihre jenseitige Bestimmung, sondern des ganzen auch diesse
tigen Lebens, daß die Berufung der Väter nicht lange ausblei
Umwälzungen folgen dann in den Familien, in der Gesellscha
Der süße Ton der Andacht, verbunden mit den feineren Rü
sichten der Geselligkeit und Eleganz, führt dieser Congregatio
des Sacré Coeur alle jungen weiblichen Herzen zu. Mütte
oft bereuend, was sie selbst in ihrem Leben verschuldeten, glaub
in ihren Töchtern durch so zeitige Fürsorge alles nachholen z
können, was sie an sich selbst versäumten. So strömte auch i
Genua und Turin die weibliche Jugend den Herz-Jesu-Dame
zu. Zweigvereine bildeten sich unter dem Namen der „Dor
theïnerinnen" bei den Frauen, der „Raffaëliner" bei den Män
nern, der „Leonhardiner" unter den Klerikern. Die obere Le
tung aller dieser weitverzweigten und auf ein System gegenseiti
ger Ueberwachung (in den lieblichsten Ausdrücken, als: „Be
wahre dir den Duft der geistlichen Blume zur einstigen festlich
Ausstellung am Altare!" d. h.: Lebe so, daß es dich nie ver
drießen wird, in den Conduitenlisten von andern nach deine
geistlichen Aufführung beurtheilt zu werden!) begründeten Geno
senschaften hatten die Superioren der Jesuitenklöster. Ihnen ge
hörte das Beichtbedürfniß, Tod und Leben dieser Seelen und
ihres ganzen Anhangs.

Die Stadt, das Land wußten, wie nahe der Erzbischof von
Coni wiederum bei den äußersten Gefahren für seine Stellung
angekommen war, als die neue Aera der Hoffnungen Italiens
anbrach. Schon vorher war eines Tages Lucinde — sie zählte
nun schon dreißig Jahre — in Coni erschienen und hatte, man
sprach wenigstens so, dem Erzbischof aus Rom die ernstesten
Warnungen gebracht. Die Leiden, die ihm dieser fast ein Vier-
teljahr dauernde Aufenthalt Lucindens in Coni zuzog, gehörten

seinem Innenleben an und konnten nur von wenigen verstanden werden. Graf Hugo war es, der die Gräfin Sarzana mit Gewalt aus der Gegend vertrieb; er erinnerte sie an Rück und den Mordbrenner Picard. Hier erst erfuhr die kleine genfer Colonie, daß Lucinde von hier nach einem Abend verschwunden war, wo auf Castellungo im Kreise der alten Gräfin, die sie nur widerstrebend empfangen hatte, die Rede auf den Bruder Hubertus kam, der noch im Silaswalde beim Eremiten Federigo leben sollte. Man hatte erfahren, daß Hubertus einen der Verräther der Brüder Bandiera entdeckt und in seinem wilden Zornesmuth gerichtet haben sollte — einen Belgier oder Franzosen, den die Emigration aus London abgesandt hatte, um von Korfu aus die Bandiera zu unterstützen. Viele behaupteten — erst jetzt erfuhren dies die alten Bewohner Witoborns — daß dieser Genosse Boccheciampo's*) jener Jean Picard gewesen, der ohne Zweifel den Schloßbrand in Westerhof angelegt hatte und damals spurlos verschwunden war.

Als auch jetzt wieder diese alten Dinge zur Sprache kamen, schien dem Obersten, Monika und Hedemann Lucindens Zusammenhang mit diesen Vorgängen erwiesen zu sein. Graf Hugo lehnte die Aufklärungen ab, die von ihm gegeben werden konnten. Man drängte in ihn. Erst als sogar Terschka's Name als dessen, der jenen Picard der Emigration empfohlen und später vom Scheitern der Expedition Vortheile gezogen haben sollte, mitgenannt wurde, brach man von den dunkeln, Monika, den Obersten und Armgart erschreckenden Vorgängen ab. Von Gräfin Sarzana erfuhr man, daß ihr Muth, ja ihre Keckheit, auf Castellungo zu erscheinen, ihr theuer zu stehen gekommen war. Paula hatte sie mit Artigkeit behandelt, der Graf aber nur als eine Störerin

*) Der den Verrath leitete.

der Ruhe seines Freundes Bonaventura und vollends wandte die alte Gräfin der Apostatin den Rücken. Statt ihrer erschien dann die rechte Hand Feselotti's selbst, Abbate Sturla aus Genua. Die Welt erzählte sich, daß Sturla's erster Besuch beim deutschen Erzbischof einige Stunden gedauert hatte und bei diesem eine Aufregung hinterließ, die ihn mehrere Wochen aufs Krankenlager warf.

Bald nach Sturla's Abreise gingen dunkle Gerüchte von einer neuen Reise des Erzbischofs nach Rom, ja von baldiger Niederlegung seiner hohen Kirchenwürde, von seinem bevorstehenden Eintritt in den Benedictinerorden und seinem Uebergang in ein deutsches Kloster. Da brach die neue Aera an. Abbate Sturla, der inzwischen in Turin und Mailand gewesen — auch hier war der Erzbischof ein Deutscher*) — und über Coni nach Genua zurückkehren wollte, predigte in Robillante. Sturla erlaubte sich am Schluß seiner Rede gegen das in wenig Wochen umgewandelte Rom die Wendung: „Laßt uns beten für das Seelenheil des Heiligen Vaters! Laßt uns beten, daß Gott ihn vor dem Schicksal, ein Atheist zu werden, bewahren möge!“ **) Da verlangte Bonaventura, daß der Bischof von Robillante dem Abbate die Kanzel verbot und zeigte den Obern desselben in Genua an, Sturla schiene ihm dem Wahnsinn nahe gekommen zu sein und müßte angehalten werden, sich Geistesübungen zu unterwerfen. Sturla floh mit der wachsenden Bewegung nach Frankreich und Spanien. ***)

Nach einer wilden, an Hoffnungen und ebenso vielen Täuschungen reichen Zeit, wo namentlich Graf Hugo in der größten

*) Gaisruck.
**) Sturla's eigene Worte.
***) Thatsachen.

Aufregung lebte und unter dem Druck seines politischen Doppelverhältnisses bis zu sichtlicher Verzweiflung litt, war Sturla der erste, der wieder in Genua die alten Umtriebe begann. Noch ehe die Franzosen im Kirchenstaat landeten, erhob die Reaction ihr Haupt. Was sich zwei Jahre wie die Schwalben im Sumpf versteckt gehalten, flog wieder auf. Die Dorotheïnerinnen hatten sich in Pisa, in der Nähe von Florenz, niedergelassen. Die Leonhardiner suchten wieder die Priester für das Gelübde der „Ignoranz“ zu gewinnen. Die Raffaëliner waren jene süßliche Bruderschaft, die dem Rosenbunde Schnuphase's entsprach, sich und andere als Blume pflegte und begoß und die kleinen Insekten der Fehler und Sünden, die etwa dem Wuchs der Nachbarblüte gefährlich werden konnten, in Form von Angebereien, letztere in kleine beschriebene Zettel gewickelt, in eine monatlich am Altar aufgestellte Büchse warf. Diesen Bündnissen gehörte der mächtigste Einfluß auf die politischen Wahlen für Staats- und Gemeindeleben. Nach Toscana kehrte eine Dynastie zurück, die sich gelobte, ganz nur die Jesuiten walten zu lassen. Jede Bibel, die in eines Katholiken Hand gefunden wurde, wurde verbrannt. Pater Speziano wagte aus der Schweiz nach Coni zu schreiben, er würde mit acht Priestern, fünf Scholaren und sieben Laienbrüdern zu San-Ignazio wieder einziehen und getrost das Martyrium des Kerkers erdulden. Beichtstuhl, Schule, Pensionat, Universität, Oberaufsicht der Nonnenklöster, Missionspredigt, die ganze Richtung vorzugsweise auch dieses freisinnigen Staates sollte aufs neue zu einem äußersten Kampf den Fehdehandschuh hingeworfen erhalten. Nun war Rom gefallen und die Einnahme der ewigen Stadt das Signal für die Rückkehr aller alten Positionen Fefelotti's.

Das Interesse an Ruhe und Ordnung blieb allerdings bei den Possidenti das überwiegende; selbst bei den Waldensern, größ-

tentheils fleißigen und wohlhabenden Bauern. Verwünschungen genug wurden gegen Garibaldi ausgestoßen, der einen Widerstand, der nur unnütz war, durch das Sprengen der Tiberbrücken um einige Tage hatte verlängern wollen. Allabendlich las man die Schilderungen im „Monitore Romano“, wie die einrückenden Soldaten zwar mit Zischen und dem Ruf: „Nieder mit den Pfaffen! Nieder mit den Fremden!“ empfangen wurden; aber das Drama der Befreiung Italiens von äußern und innern Feinden hatte ausgespielt. Die Vertheidiger Roms hatten den Versuch gemacht, sich nordwärts durchzuschlagen. Dort kamen ihnen die Colonnen der Oesterreicher entgegen. Man erstaunte, wie Garibaldi die Trümmer seines kleinen Heeres noch bis nach San-Marino hatte führen können, wo sich dann aber alles auflöste und wohin irgendmöglich zu entkommen suchte.

Die ersten Acte der wiederhergestellten Priesterherrschaft wurden oft besprochen. Die flüchtigen Jesuiten, hörte man, waren im Al Gesù wieder eingezogen. Statt des „Monitore“ kam wieder das alte censurirte „Diario“. Auch Gräfin Sarzana, las man, war nach Rom zurückgekehrt. In den Todtenlisten, die allmählich bekannt wurden, befand sich ihr Gatte als Gefallener. Eines Abends wurde unter den Verwundeten auch Cäsar von Montalto genannt.

Die Gesellschaft befand sich gerade am Vorabend des Bonventuratages, wo in erster Morgenfrühe der Graf, Armgart und Paula nach Coni reisen wollten, im großen Speisesaal, als aus den Zeitungen diese Nachricht vorgelesen wurde. Das Gespräch war bunt durcheinandergegangen. Einigen Gutsbesitzern der Umgegend, die von Monika's Stellung zur Kirche keine Vorstellung hatten und von Hoffnungen sprachen, die man noch auf Se. Heiligkeit und dessen persönlichen guten Willen setzen dürfte, hatte diese geradezu erwidert: Solche Menschen sollen erst noch

geboren werden, die, wenn sie von Natur eitel sind, ertragen, daß man ihnen auch nur eine einzige ihrer gewohnten Huldigungen entzieht —! Solche Naturen schmollen ewig, wie die Koketten, die uns ein Wort über ihren Teint nicht vergeben können. Von dem erwarten Sie nichts mehr!

Paula war wegen Benno's aufgestanden. Armgart erblaßte sogleich und saß still in sich versunken. Graf Hugo nahm die Zeitungen, aus denen Baldasseroni vorgelesen hatte und wiederholte voll Schmerz: Also — Cäsar Montalto — verwundet!

Der Vater, die Mutter sahen auf Armgart. Paula wollte sich der Freundin hülfreich erweisen; denn langsam erhob sich jetzt Armgart. Man konnte zum Glück hinter der Theilnahme für eine Störung, die dem Grafen wurde, die Betroffenheit verbergen.

Diesem hatte man eben einen Brief überbracht, mit dem Hinzufügen, auf der Terrasse draußen harre der betreffende Herr, der ihn abgegeben, und wünsche den Grafen selbst zu sprechen. Graf Hugo hatte die wenigen Zeilen des Billets wieder und wieder überflogen und stand halb auf dem Sprunge, zu gehen, halb kämpfte er mit sich zu bleiben — ob aus Theilnahme für Benno, ob aus Interesse für Armgart, ob vor Erstaunen über den Brief, ließ sich nicht unterscheiden. Erst auf Paula's an ihn gerichtete Frage, wer ihn so spät noch zu sprechen käme, faßte er einen Entschluß.

Der sonst so Aufmerksame erwiderte seiner Gattin kein Wort. Wie abwesend verließ er den Saal.

Die übrige Gesellschaft fand in alledem kein Arg und blieb noch beisammen. Angeregt plauderte man durcheinander, auch nachdem Paula und Armgart sich entfernt hatten. Stumm, doch innig theilnehmend hatten ihnen die Aeltern nachgeblickt, blieben aber um so mehr im Saale, als jetzt auch der Graf fehlte.

Nur durch einige Zimmer brauchten die Freundinnen zu gehen, um auf eine Altane zu treten, von wo sich in den Garten blicken ließ. Es war ein milder Juliabend, der nach der brennenden Hitze des Tags die sanfteste Kühlung brachte. Der Mond, dessen vollen Strahlenerguß Paula immer noch vermied, war im abnehmenden Licht. Nur die Sterne erhellten die stille Nacht und weckten, wie sie so dicht auf der Höhe der Seealpen lagen, Sehnsucht in die Ferne, Sehnsucht nach dem großen jenseitigen Meer. Die Terrasse, auf die Graf Hugo hinausgerufen worden, lag unter der Altane zur Seite und stieß an ein offenes Gewächshaus, in das man eintreten konnte, um sich, wenn man wollte, dort auf Ruhebänken behaglich niederzulassen.

Benno verwundet —! sprach jetzt Paula und zog liebevoll die tiefergriffene Freundin an die Brust.

Alles geht hin —! Was bleibt übrig! hauchte Armgart leise und schien gefaßt.

Wird er denn gleich sterben? lehnte Paula ab.

Ich begrub ihn längst — erwiderte Armgart und kämpfte mit sich, nicht, wie sie sagte — „thöricht“ zu erscheinen. Eine Thräne aber perlte an ihrem Auge. Die Freundin küßte ihre Stirn. So lagen sie eine Zeit lang aneinandergelehnt.

Vom Saale herüber erscholl wieder die lebhafte Unterhaltung der Gesellschaft.

Armgart, um mit Gewalt die Gedanken an Benno zu verscheuchen, begann: Wie wird dir's wohl thun, wenn du wieder in deinem Hause in Coni bist! Ich glaube nicht, daß dir für immer die hiesige Welt behagen könnte.

Der Graf und ich, erwiderte Paula, wären dennoch im Gegentheil lieber hier. Aber müssen auch wir nicht in Coni um den Freund bange sein? Oft ist uns, als könnte sein Lebenslicht in Einer Nacht erlöschen.

Nenne sie nicht beide zusammen! fiel Armgart ein. Dann schwieg sie lange und sagte entschuldigend: Benno liebte fast zu sehr seine Mutter. In ihr liebte er Italien. Italien ist wie ein Gift —! O diese Mutter! Sie trägt die Schuld an allem. Sie hat ihn auch jetzt getödtet.

Paula hörte, was schon so oft von den Freundinnen besprochen worden. Sie kannte die Mutter Benno's nur aus den Schilderungen, die Bonaventura und Lucinde von ihr gegeben. Die aus dem Munde der letztern gekommenen waren wenig vortheilhaft für die Herzogin von Amarillas — auch Angiolinens, ihres Kindes Schicksal hinderte den Grafen, mit besonderer Anerkennung von ihr zu sprechen. Alles das waren schmerzliche Erinnerungen, wehmüthige Vorstellungen für beide.

Armgart bekämpfte sich, schwieg und setzte sich, ihr Haupt aufstützend, auf einen der gußeisernen Sessel, die unter einem zeltartigen Dach von gestreiftem Zeuge standen. Nach einer Weile fragte sie: Wer mag denn den Grafen so spät noch abgerufen haben?

Man entdeckte den Grafen nicht. Vielleicht war er weiter hinaus in den Garten gegangen, der offen, in nächtlicher Stille und mit seinem berauschenden Dufte vor ihnen lag.

Paula sagte, sie brauchten wol über das Verbleiben des Grafen keine Besorgniß zu hegen; sie setzte sich zu Armgart, die es beklagte, dem Erzbischof zu morgen kein würdiges Geschenk bringen zu können. Wol mochte sie inzwischen an den Aschenbecher gedacht haben, den sie einst Benno gegeben —!

Paula sagte: Dich selbst wiederzusehen, wird ihm die liebste Gabe sein.

Wie fürcht' ich seine Begegnung mit meinen Aeltern! fuhr Armgart fort.

Paula bestätigte die Begründung dieser Furcht, wenn sie sagte:

Oft spricht der Freund: Auch wenn zwei dasselbe sagen, ist es darum doch noch nicht dasselbe! Sie deutete damit den verschiedenen Grund an, auf welchem von beiden Parteien das Leben der Kirche gebessert werden sollte, setzte aber begütigend hinzu: Aber auch mein Glaube ist schon längst, daß alles, was wir zu sehen und zu begreifen wähnen, eine Täuschung ist. Ist das ein Haus? Sind das Berge? Wir nennen es so.

Das mein' ich nicht! widersprach Armgart. Die Verstandeskräfte, die uns nun einmal gegeben sind, sind unsere sichersten Wegweiser. Wir haben gar kein Recht, ihnen zu mistrauen. Für uns ist wahr, was sie sagen! Gibt es eine andere Wahrheit, so kommt sie uns gar nicht zu.

Waren es die gewöhnlichen Sinne, die mich einst bei wachem Auge schlafen und wachen ließen bei geschlossenem? entgegnete Paula. Damals als dem heiligen Stuhl meine Angelegenheit vorgelegt und mein Zustand verurtheilt wurde, glücklicherweise ohne Nachtheil für Bonaventura, hab' ich ein Heft in die Hand bekommen, wo vieles verzeichnet stand, was ich gesprochen haben soll. Als ich alles das las, so war mir's doch wie einem Menschen, der sich an den Glauben gewöhnen soll, schon einmal vor seiner Geburt gelebt zu haben. Das glauben auch freilich viele und trauen dem Schöpfer die Armuth zu, den Stoff, woraus er Menschen bildete, so sparsam aufbewahren, so vorsichtig verwerthen zu müssen.

Armgart gedachte lächelnd des Dechanten, dem sie Gleiches gesagt, als er sie einst in einen Vogel verwandelt prophezeite.

Ich las damals, fuhr Paula fort, daß aus mir heraus eine Macht gesprochen hat, die Frau von Sicking die des Teufels nannte. Meine angebliche Wunderkraft, die Kraft des Gebets verlor sich in der That; schlimme Sagen wurden über mich verbreitet; als ich gar den lutherischen Grafen ins Land zog, erlosch

der Glaube an mich ganz. Nun sah ich, was mein Traumreden war; es war die stille Ansammlung von tausend unausgesprochen in mir lebenden Urtheilen und die für sich selbst fortarbeitende Unruhe des Geistes, der seine Eindrücke wider Willen aussprach. Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; warum? Weil ich eine Welt haben wollte für mich und Bonaventura. Ich sah die Kirchenväter; sie schlugen andere Bücher auf, als die wir kennen, lesen und in ihren Weisungen befolgen sollen. Ich sprach, zumal aus der Seele deines Vaters, Dinge, die ich glaube jetzt auch ohne Hellschlaf verkünden zu können — freilich fehlt mir dazu der Trieb. Die Sprache, die deine Mutter redet, ist allerdings die nicht, die ich dann wählen möchte. Doch glaube mir, Armgart, auch der Erzbischof denkt wie deine Aeltern; oft verheißt er Zeiten der größten Umgestaltung — nur müsse die Kraft, die sich dann bewähre, eine gesammelte und vorbereitete sein. Rüste dich, manches an ihm zu entdecken, was dich überraschen wird —!

Dem Gedanken, meine Aeltern zu versöhnen, sagte Armgart, hab' ich meine Jugend geopfert und es scheint, mein ganzes Leben wird diesem Opfer folgen. Trennen kann ich mich nicht mehr von dem milden und gütigen Sinn des Vaters und dieser wieder besitzt in der Mutter alles, was ihm sein Leben noch zur Freude macht. Was ihn sonst an ihr verletzte, gerade das ist jetzt seine Erhebung geworden. Beide seh' ich treuverbunden und darum trag' ich alles und murre nicht und durch Schweigen helf' ich mir oft mehr, als durch Worte. So hoff' ich, komm' ich auch mit dem Erzbischof aus, der mir ohnehin zu allen Zeiten mehr streng als nachsichtig war.

Paula suchte der Freundin liebevoll diese letztere Voraussetzung zu nehmen und umarmte sie. Beide standen schön und schlank im Abendlicht. Paula schien jetzt kleiner — doch war die Höhe der

Freundinnen gleich. Paula küßte Armgart's Stirn. Wie vieles von dem, was ich in meiner Krankheit sah, ist eingetroffen, sagte sie, und nur das eine — eine Bild, wo ich dich und Benno immer nur verbunden erblickte, traf nicht zu —!

Du sahst mich mit ihm auf Felsen, entgegnete Armgart, sahst mich mit ihm am Ufer des Meeres. In jeder Gefahr war ich ihm zur Seite. Ist das nicht alles eingetroffen? Jetzt — bin ich wieder bei ihm und bald — — bald —

Armgart —! unterbrach Paula die düstere Erwartung und zog die Freundin an sich, der ein Strom von Thränen entquoll.

Dann entwand sich Armgart mit stürmischer Geberde und trat an den Rand der Altane, um ihr Haupt auf die hohen Vasen der Blumen zu legen.

Eine Weile dauerte Paula's beruhigendes Streicheln der Stirn, der Wangen und der Hände der Freundin. Ein leichter Abendwind erhob sich und brachte noch würziger die Düfte der Rosen und Orangen daher. Nun wandte sich Armgart und erinnerte, daß sie schon in aller Frühe aufbrechen müßten. Sie wollten zur Ruhe gehen.

Da ist der Graf —! unterbrach sich Paula im Gehen und deutete auf den Garten.

Armgart entdeckte unter den dunklen Schatten des Schlosses, heraustretend aus einem Bosket von Lorberbüschen, die mit hochstämmigen Camellien durchzogen waren, den Grafen mit einem Begleiter. Kaum hatte sie hingeblickt, so stieß sie einen unterdrückten Schreckensruf aus und sagte: Das ist ja — Terschka!

Paula hatte Terschka's Bild im Gedächtniß fast verloren und lehnte die Richtigkeit der Erkennung ab.

Armgart versicherte aber: Er ist es! Verlaß dich! Das ist sein Gang! Das seine Art, mit den Händen zu fechten!

Der Dämon seines Lebens —! sprach Paula dumpf und mit

einer Theilnahme für den Grafen, welche die Macht verrieth, die inzwischen die Gewöhnung über ihr Herz gewonnen hatte. Sie konnte nicht liebevoller von einer Gefahr für Bonaventura sprechen, als jetzt von einer für den Gatten.

Der nächste Gedanke an eine für den Grafen zu befürchtende persönliche Gefahr konnte nicht lange anhalten. Der Graf ging ruhig. Nur der dunkle kleine Schatten neben ihm schwankte — Jetzt standen die Wandelnden still. Armgart fuhr von einigen hohen Cactustöpfen der Balustrade zurück, die sie verbargen — erbebend vor dem Blick, den Terschka durch das Dunkel der Nacht herüberwarf.

Was kann er wollen? fragte Paula ängstlicherregt. Die Freundschaft, die sie für ihren Gatten empfand, ließ sie mit einem einzigen Blick die Gefahren übersehen, die im Gefolg einer solchen Wiederbegegnung eintreten konnten. Daß Terschka zu den Jesuiten zurückgekehrt war und vielleicht in Freiburg, wo noch vor kurzem Hunderte der vornehmsten Adeligen erzogen wurden, streng, doch mit offenen Armen, vorläufig — als Lehrer der Reitkunst aufgenommen wurde, hatte Graf Hugo oft selbst gesagt. Unmittelbar nach Terschka's vorausgesetzter Rückkehr zum Orden brachen die Ereignisse an, in deren Folge die Jesuiten von Freiburg verjagt wurden. Paula kannte jetzt alles, was einst Pater Stanislaus im Auftrag des Al Gesù bei ihrem Gatten hatte sein sollen; gerade diese Gedankengänge hatten so oft Veranlassung gegeben, im kirchlichen Glauben das Aechte vom Falschen zu unterscheiden und Bonaventura's Entrüstung über die seelenmörderische Thätigkeit der Jesuiten zu theilen. Paula wußte, daß die verführerischen Plane des Paters an ihres Gatten gesundkräftiger Natur und an Terschka's mangelnder Selbständigkeit gescheitert waren. Was er wäre, hatte oft der Graf zu Paula

gesagt, verdankte er dem Leben und — dem Tode Angiolinens, dann freilich vorzugsweise dem einen Tage, den Bonaventura mit ihm auf Schloß Salem zugebracht. Verließ sich auch Paula auf die Wahrheit dieser Worte, so war doch schon lange ein trüber Stillstand in des Grafen Leben eingetreten. Die unerwiderte Zärtlichkeit für seine Gattin, sein mannichfach getheiltes Herz, die jetzige Erfüllung aller seiner äußern Wünsche hatten einen Zustand der Muthlosigkeit hervorgerufen, aus dem sich emporraffen zu wollen nun sein fester Wille schien. Der Tod der Mutter, die Ankunft des Obersten schien Pläne zu erleichtern, deren Ausführung nun vielleicht in die Hand — Terschka's gerathen sollte? Paula kam in die heftigste Erregung.

Aus natürlichen Ursachen erbebte Armgart für sich selbst. Sie konnte nicht sofort alles überblicken, was sich in Paula's Seele an Angstgedanken jagen konnte. Aber sie fühlte die Hand der Freundin erkalten, fühlte, daß in Paula's Brust eine Theilnahme für den Gatten zitterte, die ihr schon lange mehr, als nur die Folge der Gewöhnung an ihn erschien. Staunend und ihres eigenen Schreckens nicht achtend sagte sie: Beruhige dich! Sieh, wie friedlich beide nebeneinander gehen!

Ausgesöhnt! Und — dem Walde zu! sprach Paula voll Bangen.

Eben gingen aber auch der Barbe Baldasseroni und der Aelteste der Waldenser denselben Weg dem Walde zu. Im untern Schlosse wurde es lebendig; die Gesellschaft trennte sich, Diener waren in Bewegung. Armgart glaubte, daß man Paula's Befürchtungen nicht zu theilen brauchte. Sie stockte eine Weile, ob sie den Aeltern von Terschka's Nähe sprechen sollte, unterließ es jedoch, aus Besorgniß, daß ihnen diese Nachricht die Nachtruhe rauben würde. Zu Paula's Beruhigung zog sie zwei Diener ins Vertrauen, die sie beauftragte, in einiger Entfernung dem

Herrn und seinem Gast zu folgen. Der Abendwind wurde frischer; sie sollten dem Grafen und seinem Besuch Mäntel nachtragen. Armgart zog die Freundin in ihr Schlafgemach, dessen Thüren auf die Altane hinausgingen. So lange wollte sie bei ihr bleiben, bis der Graf zurück wäre. Schon allein das Bedürfniß, sich über die gebundenen Stimmungen ihrer Seelen auszusprechen, hielt sie inzwischen beide wach.

In der That hatte sich Armgart nicht geirrt. Es war Terschka, der in leichtem, unpriesterlichem Reisekleide, den Grafen um einen unbemerkten Empfang gebeten und ihn draußen auf der Terrasse begrüßt hatte. Die Ruhe, welche die Frauen am Grafen beobachtet hatten, kam von einer innersten Erkältung her, womit er dem enthusiastischen Gruß und der beredsamen Darstellung eines abenteuerlichen Irrgangs durchs Leben vom Tage seiner Abreise nach Amerika an bis zum gegenwärtigen Augenblick gefolgt war. Damals als ich Ihnen rieth: Greifen Sie die Urkunde an! Sie ist falsch! Lassen Sie jene Lucinde verhaften! konnte alles noch anders werden; aber Sie folgten mir nicht! So hatte Terschka, an den „durch die Abreise nach Amerika unterbrochenen Briefwechsel“ anknüpfend, offen ausgesprochen und angedeutet, um wie viel weniger grausam ihn dann die Schläge des Geschicks getroffen haben würden.

Graf Hugo war auch darin eine vornehme Natur, daß er sich sogar gegen das Zweideutige und Schlechte nicht mit sofort aufwallender Entrüstung, nur mit einer Art naiver Ironie, ja einer scheinbaren Toleranz verhielt, die jedoch tief erkältend und alles Ungebührliche von sich ablehnend wirkte. Dann lag ein sich immer gleichbleibendes entwaffnendes Lächeln auf seinen Gesichtszügen, sein wienerisch gemüthlicher Accent bekam eine ironische Schärfe, die verwirrend wirkte, und so bemerkte er auch jetzt mit

einem Schein von Humor: Wirklich, alter guter Terschka, wenn ich Ihnen dienen kann, so sagen Sie es offen! Ich bin ja jetzt reich. Vor kurzem starb Mama. Verfügen Sie über mich!

Terschka kannte diese Manier, fürchtete sie und erwiderte nach einer Weile: Graf, das ist alles zu spät! Was ich brauche, brauchen darf, das hab' ich ja. Ich muß arm bleiben, wie mein unseliges Gelübde befiehlt. Ja, Graf, ich kann nicht mehr zurück — ich muß bleiben, was ich war und — wieder geworden bin. O, diese Kämpfe — diese Martern! Aber Graf — — Wenn Sie — Sie wollten —

Was sollt' ich wollen? sagte der Graf.

Mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes stockte Terschka und sah sich um, ob ihnen niemand gefolgt war.

Der Graf wiederholte, wenn auch scharf aufhorchend, mit dem Ton der alten Sorglosigkeit mehrere mal: Sie sind also wieder Katholik, Priester, Jesuit — und haben in dieser wilden Zeit — wo? — ich glaube in Tirol gelebt?

Unter fremdem Namen leitete ich die Erziehung der Söhne eines Grafen von Wallis in Steiermark!

Versteckten sich bei den Gemsen und auf den Eisfeldern der Tauern! Hören Sie, da thaten Sie recht. Man sagte mir, daß Ihre alten Freunde in London einige Dolche für Sie geschliffen hatten, die Ihnen den Tod der Brüder Bandiera heimzahlen sollten.

Sprechen auch Sie diese Verleumdung nach? wallte Terschka auf und begleitete seine Rede mit den heftigsten Gesticulationen.

Durch wen sollte die Erhebung von Porto d'Ascoli zu einer Espèce Räuberfeldzug werden? entgegnete der Graf mit Schärfe und wiederholte, was ihm durch Bonaventura und Benno's frühere Briefe erinnerlich geblieben. Durch einen gewissen Bocchiampo und den saubern Jean Picard, den man aus London nach

Korfu geschickt hatte, um an jener Expedition theilzunehmen! Das Experiment misglückte. Der Einfall fand in Calabrien statt. Dennoch ereilte die Nemesis einen Ihrer Abgeordneten durch den Bruder Hubertus, der Ihnen, hör' ich, schon in Westerhof eine unheimliche Erinnerung gewesen sein soll. Was hatten Sie gegen den Mönch mit dem Todtenkopf, den „Bruder Abtödter"? Ihren Sendling soll er wie den Grizzifalcone in Rom bedient haben. Daß doch noch die Italiener manchmal vor uns Deutschen Respect bekommen!

Alles das schrieb Cäsar Montalto aus London an den Erzbischof? entgegnete Terschka mit funkelnden Augen. Ich versichere Sie, Graf! Es sind alles Lügen.

Der Graf hatte die Anklage ausgesprochen, wie sie Terschka seit einigen Jahren verfolgte; die Anklage, die ihn nach Amerika getrieben; die ihn, aus Furcht vor den Flüchtlingen in Genf, zuletzt die Pforten des Asyls von Freiburg wieder aufsuchen, ja in den Zeiten der entfesselten Revolution sich vor aller Welt verbergen ließ. Dabei that der Graf so, als wenn es ihm nicht einfiele, Terschka's etwaige, höchst respectable Motive verdächtigen zu wollen.

Man verlangte damals für die Bandiera, begann Terschka, entschlossene und verzweifelte Männer. Ich schickte einen solchen. Es war ein Mensch, der mir in London, ich gesteh' es, unbequem geworden war. Ich habe Ihnen nie daraus ein Hehl gemacht, Graf, daß, ohne meine Schuld, meine erste Jugend abenteuerlich war. Nun führte mich eine zufällige Begegnung mit einem Menschen zusammen, der sich an mich klettete, mich auspreßte, belästigte in jeder Weise. Ich wußte ihm nichts zu bieten, als das Handgeld der Verschwörer. Noch mehr, ich suchte diesen Picard zuerst in Londons Tavernen aus freien Stücken auf; ich war ihm als Brandstifter von Westerhof auf der Spur. Zwar leugnete er,

vermaß sich hoch und theuer — ich setzte ihm — in Ihrem Interesse, Graf — so lange zu, bis ich, ohne Ihre dringende Abmahnung, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, ohne Zweifel der Wahrheit über den Schloßbrand auf den Grund gekommen wäre —

Sie wußten, daß es ein Gauner war, sagte der Graf, und empfahlen ihn dennoch jenen Flüchtlingen, deren Partei ich nicht nehme, die aber, mein' ich, in ihren Reihen einige brave Menschen zählen. Empfahlen ihnen einen Kerl, der gewiß jener Diener auf Westerhof war, Dionysius Schneid, für den Hubertus hätte verantwortlich gemacht werden müssen, wenn nicht damals Ihr alter und der zuweilen nicht zurechnungsfähige Protector Ihrer Jugend, einer unter Räubern zugebrachten Jugend, mit dem Doctor — Klingsohr — entflohen gewesen wäre —!

Graf —! unterbrach Terschka mit verdrossener Geberde und hielt, vorauseilend, beide Hände an seine Schläfe, als könnte er Dinge nicht hören, die — das Mal auf seinem Arm erglühen machten.

Nun, nun, beruhigen Sie sich! rief ihm der Graf nach und folgte langsam. Mein Vorwurf trifft nur die Möglichkeit, wie Sie Ihren Freunden in London einen notorischen Bösewicht haben empfehlen können!

Meinen Freunden! wiederholte Terschka und lachte. Was ist mir, was war mir diese Freiheit Italiens! Diese Aufstände, diese Bewegungen! Ich bin zu Grunde gegangen an meinem Bedürfniß, andere froh und glücklich zu machen. Jesus, mein Ehrgeiz war ja schon befriedigt, wenn ich unter dem Schein der Freundschaft so viele Jahre nur Ihr Bedienter war! Protestiren Sie nicht, Graf! Ich liebte die Geselligkeit, habe die Rechte, die sie gab, nie misbraucht, ich lebte ihren oft sehr schweren Pflichten. Sie haben es gesagt, das unglückliche Gespenst meiner geringen

Herkunft ist es, das mich überall verfolgt. Sie haben sich gut erinnern —; ich gestand es Ihnen selbst — damals, als Sie sich von dem lieblichen — Kinde in Zara nicht trennen konnten!

Terschka sah den Eindruck seiner an dieser Stelle in Weichheit übergehenden Stimme am Stillstehen des Grafen. Ein stürzendes Bergwasser begrenzte den Garten. Eine Erlenbrücke führte hinüber. Der Graf beugte sich sinnend über die weißen Stämme der Brücke hinweg und blickte in die rauschende Flut.

Angiolina! fuhr Terschka in melancholischem Tone fort. O, wenn du, du noch lebtest! Nie würde dein alter, verwitterter, lebensmüder Freund so tief ins Elend gerathen sein! O, diese Zeiten! Graf, oft hör' ich sie noch im Geiste weinen und — lachen. Wie sie lachen konnte — die Angiolina — wie sie halt wieder gut machte, was ihre Wildheit zerstört hatte! O Graf, um Angiolinen schont' ich ihren Bruder — noch vor drei Tagen sah ich ihr Bild wie zum Verwechseln vor mir — in den Zügen dieses — mir immer nur impertinent gewesenen Bruders —!

Sie sahen — Montalto? erhob sich der Graf vom Geländer der Brücke. Wo? Er soll ja verwundet sein —

So wissen Sie noch nicht, daß er in Coni beim Erzbischof ist?

Wer? fuhr der Graf auf. Benno von Asselyn? — in —?

In Coni! Auf meiner Fahrt von Genua hierher begegnet' ich ihm. Vor wenig Tagen. Ich glaubte damals nicht, daß er den nächsten Tag erleben würde. Aber er ist, verlassen Sie sich, schwer verwundet, in Coni —

Der Graf gerieth in die höchste Aufregung. Dachte er auch nur an die morgende Fahrt nach Coni, so war Grund genug vorhanden, sich sofort zur Umkehr zu wenden und wegen Armgart's noch mit Paula, mit ihren Aeltern zu sprechen.

Lassen Sie mir diese letzte Stunde ungetheilt! bat Terschka und ergriff die Hand des Grafen. Es ist die letzte — meiner Freiheit! Graf, lassen Sie uns so nicht scheiden! Ich bin eine elende Ruine, zu Grunde gerichtet, verloren. Das ist mein Unglück, ich kann ohne die Vorsehung anderer Menschen, ohne eine Kette nicht leben. O diese Kette — wie ist sie unendlich lang — und ach! — wie schwer, wie schwer geworden —!

Sie sind also in der That der Pater Stanislaus wieder! sagte der Graf nicht ohne wärmeren Antheil.

Die Fessel ist dehnbar, aber sie reißt — nie! Das sagte mir damals mein General — antwortete Terschka im Tone der Vernichtung.

Eine dumpfe Pause trat ein. Eine öde Stille. Nur die Blätter der Bäume fingen mächtiger zu rauschen an. Der Graf empfand tief die Verwerflichkeit eines Ordens, den er schon lange gelernt hatte vom Katholicismus selbst zu unterscheiden. Aber er empfand mit Terschka doch noch immer persönlich Mitleid. Sie Aermster gehen also nach Rom! sagte er.

Zum Gericht! fiel Terschka ein.

Und kommen direct?

Von Genua —

Da sahen Sie — Benno von Asselyn!

Auf dem Wege nach Coni. Natürlich sprach ich ihn nicht. Schon in Witoborn war er mein Todfeind. Eben sah ich ja Armgart — auf der Altane. Graf, es wird kühl. Schließen Sie Ihr Kleid. Armgart wird erstaunen — „ihren Benno“ wiederzusehen —!

Die nächtlichen Wanderer standen am Eingang zu einem mächtig sich ausdehnenden Eichenwald, wo sich die noch unzerstörte Einsiedelei des Eremiten befand. Sie schritten in die sich mehrende Dunkelheit hinein. Eben gingen der Pfarrer und der

Gemeindeälteste an ihnen vorüber und sprachen, als beide stillstanden und sie vorüberließen, ein: Salute! — Buon viaggio! durfte der Graf erwidern, da die Wanderer bis zu ihrem Gebirgsthal eine weite Strecke hatten.

Terschka wandte sich abseits, um nicht erkannt zu werden. In früheren Jahren war er nicht selten hier gewesen und geredet wurde von ihm noch oft. Er kannte hier Weg und Steg. Werden Sie denn auch für diese Schwärmer, fragte er den Vorausgehenden nach, ebenso ein Protector sein, wie Ihre Mutter?

Die Gesetze protegiren sie, entgegnete der Graf und sah, nur noch Benno's gedenkend, nach der Uhr.

Doch Terschka wollte ihn noch nicht fortlassen. Er suchte ihn in Interessen zu verwickeln, die für sie beide gemeinschaftliche waren.

Man sagt, begann er, daß Ihre Freundschaft für den Erzbischof von Coni — Ihre Zärtlichkeit für — Ihre Gemahlin jetzt vielleicht — nach dem Tode — Ihrer Mutter —

Der Graf hörte nicht auf diese Indiscretionen. Seine Gedanken waren nur dem Schlosse und Coni zugewendet.

Warum bin ich nur so feige und tödte mich nicht selbst! unterbrach sich Terschka mit wilder Geberde und weckte somit gewaltsam den Grafen aus seinem fortgesetzten Brüten.

Sie erwarten wirklich jetzt erst in Rom die ganze Strenge Ihres Ordens für Ihre Flucht! sagte der Graf, mit zerstreuter Theilnahme auf seine Worte hörend.

Terschka erwiderte nichts, sondern blickte nieder.

Sie haben mir von den Exercitien des heiligen Ignatius erzählt! fuhr der Graf, um ihn zu beruhigen, fort. Werden Sie also in einer dunklen Zelle zubringen müssen mit einem

Todtenkopf auf Ihrem Betpult, mit dem Bild einer — verwesen den Leiche in Ihrem Bett —?*)

Terschka schwieg.

Das sind doch in der That nur kindische Dinge. Auch h[illegible] ich gehört, daß Sie Ihren Uebertritt, Ihren Verrath am Ord[illegible] wenn Sie wollen, als eine wohlberechnete Strategie darste[illegible] dürfen, als ein Mittel, desto besser zu Ihrem Ziel zu g[illegible] langen —

Was war — denn mein Ziel? fiel Terschka mit zustimme[illegible] dem, klugem Aufhorchen ein.

Der Graf bereuete diese Andeutung gegeben zu haben.

Sie werden, begann Terschka anfangs lebhaft, bald je[illegible] seine Stimme dämpfend, als könnten die Blätter der imm[illegible] bewegter werdenden Bäume seine Worte weiter tragen, Sie we[illegible] den in diesem Thal, in diesen öden Wäldern nicht ewig bleib[illegible] wollen! Ihre Liebe zu den Waffen wird sich wieder regen, [illegible] mal wenn Sie sehen, daß eine Zeit kommt, wo nur noch [illegible] Waffen die Welt regieren. Oft schon sind Ihnen glänzende An[illegible] bietungen zum Rücktritt in die Armee gemacht worden. Ih[illegible] Lage, zweien Staaten angehören zu sollen, zweien zumal, [illegible] sich unausgesetzt befehden werden, wird Sie zuletzt zu eine[illegible] Entschluß veranlassen müssen. Ich weiß nicht, wohin Sie Ih[illegible] Ueberzeugung zieht. Katholisch sein! Selbst in jenen lächerliche[illegible] Exercitien des Ignatius liegt ein — dumpfer Ernst — Mache nur Einer mit, was ich in Freiburg habe erleiden müssen! Die Revolution machte dem schrecklichen „Kinderspiel“, das man mit mir getrieben, ein Ende.

Was in Freiburg unterbrochen wurde, wird in Rom wieder seinen Anfang nehmen —?

*) Kommt in Jesuitenhäusern vor.

Ja, Graf —! Aber gesetzt, Sie nähmen wieder bei Ihren alten Waffengefährten Dienste, Sie lebten in Wien, wofür sich doch zuletzt die Sehnsucht Ihres Herzens entscheiden wird — Gesetzt — (Sie brauchten ja Castellungo darum nicht zu verkaufen —) die Nothwendigkeit für Ihre Gemahlin, in des Erzbischofs Nähe leben zu müssen —

Was reden — Sie! unterbrach der Graf mit zorniger Aufwallung.

Vergebung! schmiegte sich Terschka in demüthiger Geberde. Sie misverstehen mich — Ich meine, der Oberst von Hülleshoven ist ein Projectenmacher und ganz so eigensinnig wie seine Frau. Hedemann wäre für die Verwaltung Castellungos zu brauchen gewesen — Aber er ist — ja wol todt?

Sie sind — ein schneller — Reiter! entgegnete Graf Hugo, sich erst langsam beruhigend. Nie noch hatte jemand gewagt, ihm persönlich die Nothwendigkeit, Paula in des Erzbischofs Nähe zu lassen, so offen auszusprechen, wie jetzt Terschka. Ihm war Bonaventura nothwendig, Er nur blieb in des Freundes Nähe —! So nur und nie anders hatte sich seit Jahren im Munde seiner Umgebungen das misliche Verhältniß gestalten dürfen.

Wollen Sie diese herrliche Besitzung zu Grunde gehen lassen? fuhr Terschka immer demüthiger werdend fort. Konnten Sie über meine Art, in Westerhof zu Geld für Sie zu kommen, klagen? Behalten Sie mich hier!

Ich verstehe nicht — entgegnete der Graf. Wie wäre das möglich?

Ich fürchte mich vor Rom. Man wird Dinge von mir verlangen — die über meine Kräfte gehen. Die einzige Möglichkeit der Rettung für mich wäre, daß ich draußen in der Welt eine Aufgabe fortsetzte. Was ich Ihnen früher im Geheimen war, Graf, wenn ich es offen würde — und — sagen könnte —

Der Graf horchte auf.

Treten Sie über! Lassen Sie mein jahrelanges Werk endlich vom Erfolge gekrönt sein! Thun Sie es öffentlich, so soll es mir nicht zu schwer werden, es meinen Obern so darzustellen, als wenn alles, was ich mir seither habe zu Schulden kommen lassen, eben nur ein Mittel zu diesem höhern Zwecke war. Thun Sie es geheim, wohlan dann desto besser —! In diesem Falle würd' ich Ihr Gewissensfreund bleiben, würde Ihr Wächter scheinen dürfen und könnte ganz so fortleben, wie bisher — selbst unter dem Schein, Priesterstand und was nicht alles verwirkt zu haben. Oesterreich erhält die Weisung, meine Lage zu ignoriren — Piemont schützt uns ja ohnehin — Werden Sie katholisch, Graf!

Graf Hugo brauste nicht auf und entsetzte sich nicht. Es gab eine Stelle in seinem Innern, die von Terschka's Vorschlägen elektrisch berührt wurde. Die Jesuiten waren ihm nicht der Katholicismus. Religion nannte er übliche Sitte und Landesart. Der geselligen Spaltungen, die für ihn als Akatholiken in seiner frühern militärischen Stellung lagen, erinnerte er sich ungern. Den stolzen Muth seiner Mutter, gerade im Widerspruch mit weltlichen Rücksichten zu leben, besaß er nicht. Mehr noch, ihn fing wirkliche Liebe zu Paula zu bestimmen an. Um sich, um die Mutter aus bedrängten Verhältnissen zu reißen, hatte er eine Standesehe geschlossen, ohne Paula die Zumuthungen einer Gattin zu machen — Und die ersten Jahre war es ein Verhältniß, wie auch nur je eine Vernunftehe unter hochgestellten Personen geschlossen wurde. Als aber Paula in Italien, in Bonaventura's unmittelbarer Nähe lebte, als sich die hochgespannte Leidenschaftlichkeit dieser Beziehung milderte, als die bescheidene Unterordnung des Grafen unter den Erzbischof diesen nicht minder, wie Paula rührte (die Jahre und die Reife des Geistes bringen allen

Menschlichen sein Maß und lehren uns die Güter des Lebens in Höherem suchen, als im persönlichen Glück), da hegte Graf Hugo Hoffnungen auf sein Weib ganz mit der Werbung eines Liebenden. Das Aussterben seines Stamms, die der Möglichkeit, noch einen Erben zu gewinnen, immer mehr gezählten Stunden — schon allein diese Rücksicht verlangte ein Entweder-Oder. Schon lange glaubte Graf Hugo, daß er sich und Paula diese Entschlüsse durch seinen Uebertritt erleichtern würde. Den kirchlichen Beziehungen seiner Mutter war er entrückt; die fortzusetzende Verbindung mit den Waldensern setzte eine größere geistliche Neigung voraus, als er besaß. Aus solchem Indifferentismus, verbunden mit Resignation des Gemüthes, erfolgte oft schon ein Uebertritt zur römischen Confession. Und so konnte er Terschka's Vorschläge hören, ohne sie sofort von sich zu weisen. Hatte er nicht auch eine Reihe der glücklichsten Jahre mit diesem Menschen verlebt, oft über seine Rathschläge den Stab gebrochen und sie dennoch befolgt —? Zwischen ihm und Terschka hatte von jeher die mitleidige Toleranz eines Herrn für einen erwiesenermaßen nicht immer ehrlichen, bei alledem in seiner Art unersetzlichen Diener geherrscht.

Der Abendwind erhob sich mehr und mehr. Wolken legten sich über die Sterne. Graf Hugo ließ Terschka reden — ließ sich von ihm den Rock zuknöpfen, aus Besorgniß, der Graf möchte sich „verkühlen“ — Bald an dieser bald an jener Stelle seines Gemüthes wurde er berührt. Auch das Glück schilderte Terschka, das er sonst bei des Grafen Mutter hier gefunden hätte. Die Herrliche, Gütige! sprach er. In London — lag ich zerknirscht zu ihren Füßen. Sie schickte mir einen Geistlichen, dem ich meinen Glauben abschwören sollte. Ich hab' es nicht öffentlich in einer Kirche gethan — ich ging zum Abendmahl und nahm es in beiderlei Gestalt. Das war mein Uebertritt.

Graf, darin sind wir — einig; was mich einst zum Priester machte — was war es? Die Weihen waren für mich nichts, als eine Erlösung vom Gewöhnlichen. Zu spät erkannten dies die klugen Väter und gaben mir einen Auftrag, der mich dem Weltleben zurückgeben sollte. Kann man den Jesuiten, den Soldaten der Kirche, verdenken, daß sie auf den Besitz eines Namens, wie des Ihrigen, Werth legen?

Graf Hugo verabscheute, was er hörte, aber — er dachte an Paula und an die Zukunft seines Namens. Der Zauber des gebundenen Willens lag schon lange auf ihm. Was jeder verworfen hätte, was von Monika Unmoralität genannt wurde, es vertrug sich bei ihm mit geheimnißvollen Stimmungen der Seele, die wir nur andeuten können. Es gab keinen andern Ausdruck für sein Gefühl, als den, daß hier die reinere Natur des Katholicismus, eine Natur, die selbst ein Terschka nicht entweihen konnte, geheime und mystische Dinge verklärte. „Der erste Beichtstuhl wurde aus dem Baum der Erkenntniß gezimmert“ hatte hier die Gräfin Sarzana vor einigen Jahren gesagt. Graf Hugo versank immer mehr in ein brütendes Nachdenken.

Terschka erging sich in Lobpreisungen des katholischen Glaubens vom Standpunkt der Weltlichkeit, die beide früher so eng verbunden hatte. Und hätte ihn ein noch schlimmerer Ruf verfolgt, als der, der dem Grafen bekannt war, es lag in ihren Lebensbezügen zu viel Gemeinsames, ihre Erinnerungen trafen so oft auf einem Punkte zusammen, daß ihn der Graf nahm, wie er sich gab. Terschka knüpfte immer und immer an Angiolinen an. Und der Graf wußte, wie energisch Terschka auf Schloß Neuhof für sie gesprochen hatte. Terschka kam auf Angiolinens Mutter, die Herzogin von Amarillas, die aus London erwartet würde und wieder in Rom wohnen wollte, wenn sie

nicht wol gar noch, unterbrach er sich, hierher kommt, um ihren, wie ich glaube, hoffnungslosen Sohn aufzusuchen.

Der Graf gab alle diese Möglichkeiten zu und hörte sie voll Schrecken und Wehmuth.

Terschka erzählte von Fürstin Olympia, deren Verhältniß mit Benno schon seit lange nicht mehr das alte sein sollte.

Der Graf hörte Terschka's welt- und herzenskundige Auffassungen; aber so groß seine Theilnahme für Angiolinens Bruder war, so sehr er Benno's Seelenkraft bewunderte seit jenem Schreckenstage auf Schloß Salem, wo Schwester und Mutter in einem und demselben Augenblick von ihm gefunden und verloren wurden, so sehr ihn der Eindruck ergriff, den nun Benno's Anwesenheit in Coni auf alle, vornehmlich auf Armgart hervorrufen mußte — sein Fragen und Forschen nach Diesem und Jenem war nur ein Verbergenwollen der größeren Sorgen, die sein Inneres um Paula drückten.

Terschka sah seinen Einfluß wiederkehren, sah, wie sich Graf Hugo an seinen Ton, seine alte Weise gewöhnte. Er blickte um sich. Sie waren tief im Waldesdunkel vorgedrungen und Zeit hätte es werden müssen, an die Rückkehr zu denken. Immer mehr und mehr verstärkte sich der Wind, der von den Bergen wehte. Die schwanken Wipfel der Bäume ließen Raum hier und da zu Durchsichten, wie in einem kunstvoll angelegten Park. Die Wanderer gingen einen Bach entlang, der behend unter den jetzt hin- und hergepeitschten Blütenbüschen dahinschoß. Nur allmählich erhob sich die grüne Bergwand. Schon war die Einsiedelei Federigo's in der Nähe. Eine Gruppe der mächtigsten Eichen stand auf der Höhe so dicht beieinander, daß ihre Baumkronen von fern her zu einem jetzt im Winde gleichsam den Einsturz drohenden Dache verwachsen schienen.

Des Brausens und Rauschens um sie her nicht achtend, er-

zählte Terschka: Ich war vor drei Tagen noch in Genua, wo eben Sturla aus Barcelona angekommen war. Dort schon hört' ich, daß sich Cäsar von Montalto, schwer verwundet, unter den Trümmern der römischen Aufstandsarmee befand und auf dem Wege nach Coni war, ohne Zweifel zum Erzbischof. Auf der steilen Riviera di Ponente begegneten wir ihm dann.

Wir? Wer noch sonst? wiederholte der Graf.

Pater Speziano und ich —

Pater Speziano! Wagt ihr euch so weit schon wieder ins Land!

Wir stiegen in Robillante aus — wohin ich bis morgen früh — zurück muß. Incognito — bis — — nach Rom — Graf! Erzählen Sie!

Durch Vintimiglia fuhren wir im Postwagen und hielten eine Weile, ohne auszusteigen. Vor einem Kaffeehause, wo unsere Pferde gewechselt wurden, stand ein halb offner Wagen. Sehen Sie da! rief Speziano und deutete auf den Wagen. Ein Kranker lag in ihm zurückgelehnt. Ich blicke näher hin — mich schützten die Jalousieen des Postwagens — und erkenne den Bruder Angiolinens. Sollt' ich es wagen auszusteigen und ihn anzureden? Sein Zustand sah dem eines Sterbenden ähnlich. Speziano hielt mich zurück.

Der Graf gerieth in eine Stimmung des unsaglichsten Schmerzes. Sollte alles dem Verhängniß verfallen sein, überall der Tod seine Opfer suchen!

Wo sind Sie abgestiegen? fragte er noch einmal, ehe sie sich zur Rückkehr wandten.

In Robillante — Aber für diese Nacht unten in San-Medardo beim Pfarrer ...

Und die Herzogin — seine Mutter —?

Ist mit Fürstin Olympia eilends aus London gekommen.

Die letzten Nachrichten von diesen Frauen hatte man aus der Schweiz. Erfuhren sie von Montalto's Verwundung und Gefahr und seiner Reiseroute, so kommen sie ohne Zweifel auch hierher.

Olympia —! rief der Graf und dachte an eine durchaus nothwendig werdende Vorbereitung Armgart's auf so erschreckende Möglichkeiten. Vielleicht klopfte er noch jetzt dem Obersten und zog zunächst diesen ins Vertrauen.

Aber werden Sie katholisch, Graf! drängte Terschka. Es ist die Religion der reinen Menschlichkeit. Krönen Sie mein Werk, dem ich dann achtzehn Jahre meines Lebens geopfert habe —! So läßt es sich wenigstens darstellen. Die Mittel, die ich anwandte, sind dann natürliche gewesen und ich bin gerettet — Sie erlösen mich von Strafen, die alles überschreiten werden, was meine Natur erträgt. Das Al Gesù macht ein Endurtheil über mich — Ich habe keine Kraft, einem Geschick zu trotzen, das mich in die Mitte der beiden mich verfolgenden Parteien nimmt. Wollt' ich auch zum zweiten mal entfliehen, ich wäre vor Mazzini's Rache ebenso wenig sicher wie vor der des Al Gesù. Graf, werden Sie katholisch! So hab' ich wenigstens vor denen Ruhe, die auf mich die ersten Rechte hatten. Terschka versicherte hierauf, daß ihn Pater Speziano nach Rom führen müsse wie einen Gefangenen.

Der Graf stand schon lange wie eingewurzelt. Er blickte um sich und sah, daß er in dem Hain des Eremiten unter dem majestätischen Dach der uralten „Eichen von Castellungo" stand. Noch glänzte die von Birkenzweigen und verwittertem Moos gebaute Hütte. Noch lag wie sonst der Verschlag für Federigo's treuen Hund, den „Sultan", unverändert; noch die Hütte für die Ziege: beide Thiere einst die einzige lebendige Gesellschaft des Freundes seiner Mutter. Eine mächtige runde Steinplatte, verwittert und mit gelblichen Moosflechten über-

zogen, die als Altar zu dienen pflegte, stand in der Mitte des mächtigen Rundes, über dem die Baumkronen sich schüttelten im zunehmenden Sturm. Noch hing in den ächzenden Zweigen des stärksten dieser Bäume die Glocke, deren Ruf den Einsiedler in einiger Verbindung mit der Welt erhielt. Die schlummernden Vögel auf den Zweigen schienen zu träumen, mancher leise Laut erscholl, mancher Vogel flog erschreckt vom Neste. Der Wind bewegte durch die Zweige auch die Glocke. Zuweilen schlug sie an — leise, geheimnißvoll, geisterhaft — Graf Hugo sah, wie ihn hier gleichsam ein ganzes Leben wie mit stiller Bitte ermahnte; er hörte den Ruf der Mutter, als sie ihn um die Erhaltung der Glocke — um die Erhaltung Castellungos und des Glaubens seiner Väter bat.

Terschka erkannte diese Zauber der Bestrickung für den Grafen. Oft hatte er hier selbst den Eremiten gesprochen, hatte sich mit dem „Sultan" in der Hütte geneckt; er wußte sogar, daß dies treue Thier dem vermeintlichen Gefangenen der Inquisition gefolgt sein sollte. Noch deutlich sah er die Gräfin auf einem Sessel von Baumzweigen, auf dem sie oft hier stundenlang bei ihrem Schützling zu verweilen liebte. Gerade damals war Terschka hier zum ersten mal gewesen, als sich die Sage von Vincente Ambrosi verbreitet hatte, von dem es hieß, daß er vor Frâ Federigo's Lehren geflohen wäre.

Träumend stand der Graf und blickte auf die Glocke, deren Bewegungen immer stärker und stärker wurden. Er fuhr auf, als er Fußtritte hörte und dann die beiden Diener erblickte, welche gefolgt waren und jetzt näher kamen, um die Mäntel anzubieten.

Mechanisch nahm er den einen und bot Terschka den andern. Dieser nahm ihn schnell, nur um die Diener zu entfernen. Lebhafter und lebhafter drängte er auf Entscheidung. Er schil-

derte alles, was er wünschte, als ein Facit von Umständen, die gebieterisch gegeben wären.

Der Graf lauschte unter den Bäumen dem Ton der Glocke, welche durch die heftigen Windstöße in Bewegung erhalten blieb. Der ungleiche Klang war wie die unregelmäßigen Athemzüge einer von Angst bedrängten Seele. Das Bild der sterbenden Mutter stand dem Sohn vor Augen. Ihr Wort: „Du wirst dem Thiere folgen!“: ihre Bitte für diese Glocke, ihre Bitte für den jetzt schon in so wilder Störung begriffenen Frieden dieses einsamen Ortes sprach ihm aus dem Wehen jedes zitternden Blattes.

Lassen Sie, Terschka! schnitt er jetzt, wie aus Träumen erwachend, alle Vorstellungen ab, die ihm dieser im Ton einer unverstellten Verzweiflung machte — Es war eine Proselytenwerbung der eigensten Art, wie sie auch nur durch einen Jesuiten veranstaltet werden konnte. Keine Salbung, keine Ueberzeugung — rein eine Sache nur aus Etikette und der praktischen Psychologie dargestellt. Der Graf widerstand. Dort hinaus führen Sie meine Diener auf kürzerm Weg nach San-Medardo zurück, sagte er. Was die Zukunft bringen wird, weiß ich noch nicht. So, wie Sie es begehren, Terschka, wird und kann es nicht sein.

Graf! flehte Terschka. Ist das Ihr letztes Wort?

Mein letztes, Terschka! Mein Inneres — Sie haben es errathen — ist zerrissen und unglücklich. Noch weiß ich nicht, was werden soll und ob ich länger mein Loos so ertrage. Ich liebe — mein Weib! Aber Ihr Auskunftmittel — — Weiß ich doch auch kaum, ob die Gräfin gerade dies noch begehren würde —!

Graf, um so mehr! fiel Terschka ein. Allbekannt ist die Gesinnung des Erzbischofs. Auch die Gräfin, sie, die einst eine Seherin war, erkaltete in ihrer alten Glut und Andacht für den Glauben. Es ziehen Gefahren für Ihren Freund herauf, denen er jetzt erliegen dürfte, jetzt, wo die Richtung der Zeit sich än-

dern wird. Verachten Sie meinen Beistand nicht — Nehmen Sie mich wieder auf! Schützen Sie mich durch Ihren geheimen Uebertritt! Ich leiste alles, was Ihr Herz, Ihre Natur, das Glück Ihrer Freunde verlangt. Und Monika, selbst den Obersten gewinn' ich — pah! durch einen einzigen Tag. Selbst Armgart soll nicht wieder vor mir entfliehen. Ich bin ja — jetzt ein Greis — eingestandenermaßen alt — ich entwaffne jeden durch meine Ergebung — durch meine Demuth. Graf, zum letzten mal, ich, ein Abtrünniger, rettungslos Verlorener, ich darf mit einem großen Zweck leben, wie und wo ich will — ich darf mit den Waldensern gehen — Protestant scheinen; nur besuchen Sie die Messe in Coni, in Robillante — wo Sie wollen — man liest sie Ihnen geheim! Dann gehen wir zuletzt alle nach Wien — Ihre Gattin folgt — Ihr erstes Kind wird auf einen Heiligen getauft — Das ist die Sprache der Welt, der gesunden Vernunft, der Verhältnisse, in denen Sie leben, die Sprache des Trostes, der Erhebung für — die Gräfin selbst —!

Der Graf schüttelte den Kopf und entgegnete: Ein Abschied fürs Leben also. Wir sehen uns nicht wieder —!

Haben Sie Mitleid mit mir —! rief Terschka.

Die Glocke schlug unausgesetzt. Die Bäume rauschten im Sturme. Die Natur war in Aufruhr. Der Graf ging jetzt und wie auf der Flucht.

In französischer Sprache rief ihm Terschka noch nach: Graf! Ich beschwöre Sie! Sie werden es einst aus eigenem Antriebe thun. Thun Sie's jetzt um mich, um Ihren alten — treuen — unglücklichen Freund!

Die Glocke tönte. Mit hellen, mit klagenden, mit stärkeren, mit schwächeren Klängen. Noch einmal wandte sich der Graf zu Terschka, wartete, bis dieser näher kam, bot ihm die Hand und sagte ihm ein letztes Lebewohl. Unsere Wege sind getrennt, setzte

er hinzu. Erde und Himmel können vielleicht für mich bürgen und für das, was ich thue oder lasse, Sie aber nicht mehr. Das sag' ich ohne Groll, Terschka, ohne Sie kränken oder verurtheilen zu wollen; ich urtheile, Sie wissen es, über Menschen überhaupt nicht; lassen Sie alles wie es ist. Beschütze Sie jetzt der Himmel, Terschka! Sans adieu!

Der Graf schritt mächtig zu, gleichsam — um dem drohenden Unwetter zu entfliehen. Auch begann es in der That zu regnen.

Ein Diener blieb bei Terschka in dem wildbewegten Eichenhain zurück.

Der Graf sah sich nicht mehr um. Ohnehin ging es bergab. Er eilte wie jetzt selbst vom Sturm ergriffen. In einer halben Stunde hatte sein Fuß das Schloß erreicht. Die Frauen wachten noch. Er wollte ihnen nicht die Nachtruhe nehmen durch die Mittheilung über Benno. Sein Mund blieb auch dem Obersten noch geschlossen über alles, was er gehört. Sein Auge durchwachte die ganze Nacht und sein Ohr vertausendfachte ihm alles, was er vernommen hatte. Die grünen sturmbewegten Wipfel der Eichen rauschten um ihn her wie ferne Donner. Der Geisterton der klagenden Glocke wurde eine Mahnung, als bedrohte eine Feuersbrunst die Welt und — vor allem die theuersten Menschen, die um ihn her in nächtlicher Ruhe schlummerten. Hatte es also zehn Jahre und erst des Todes seiner Mutter bedurft, um seinen ganzen innern Menschen so mächtig aus einem Zustande der Lethargie zu erwecken —!

Terschka stand eine Weile vernichtet, bis er sich sammelte. Endlich erhob er trotzig sein Haupt, das nun schon durch die Jahre eine natürliche Tonsur trug, griff in die Tasche — gab dem Diener ein Trinkgeld und ließ sich im Gehen erzählen von den Bewohnern des Schlosses, vom Tod der Gräfin, vom morgenden Fest in Coni, von den Ueberraschungen für den Erz-

bischof, den Reiseplänen des Grafen, von der dem Obersten hier schon gegebenen Stellung, von Monika's Reformen und von Armgart. Auch von Federigo ließ er den Diener plaudern, vom Einsiedler, der noch im Silaswalde leben sollte, nachdem er in die Hand der Räuber gefallen war, aus der ihn Frà Hubertus — wie alle Welt erzählte, mit Hülfe seines Hundes, des treuen Sultan — errettet haben sollte. Terschka forschte mit kurzen Fragen diesem unheimlichen Namen nach, forschte Allem, was von Franz Bosbeck, seinem ehemaligen Retter, den die Nemesis schon zum Richter über Jean Picard gemacht, hier im Volksmunde bekannt war. Auch Frà Hubertus mit dem Todtenkopf sollte noch leben. Er erstaunte — künstlich — Alles, was er hörte, war ihm schon bekannt.

Frost durchschüttelte seine Glieder — Jetzt erst warf er des Dieners Mantel um, den er bisher überm Arm getragen hatte, und bat um die Angabe eines kürzern Weges, um ins Thal und dort zum Pfarrer zu gelangen.

Der Wind hatte aufgehört. Regenströme ergossen sich. Noch schützten ihn und den Diener hier und da die Bäume der Alleen. Sie umgingen das geheimnißvoll nächtlich schlummernde Schloß. Eine Weile sah es Terschka mit dem Blick verzweifelten Neides an. Dann fragte er den Diener, ob er sich auch der Gräfin Sarzana erinnern könnte. Auch von ihr ließ er sich einiges erzählen. Den im spottenden Ton gemachten Bericht über diesen Besuch unterbrach er mit den dumpf vor sich hingesprochenen Worten: Auch sie — ist in Rom!

Terschka befahl jetzt dem Diener, ihn allein zu lassen. Den Mantel sollte er morgen vom Pfarrer im Thal wieder abholen. Es war über die elfte Stunde und rings stichdunkel. Durch ein labyrinthisches Gewinde von Gärten, über schwellend brausende, auch neuentstandene Bäche — endlich an einem malerisch gelege-

nen Friedhof mit unheimlich blitzenden Kreuzen vorüber erreichte er das Pfarrhaus zu San-Medardo.

Aus einem geöffneten Fenster, wo noch Licht brannte, begrüßten ihn die heisern Worte: Ecco! Ecco! Al fine venuto! Sie kamen von Pater Speziano und klangen wie die Beruhigung eines angsterfüllten Kerkermeisters, dem ein verspätet ausbleibender, auf Ehrenwort beurlaubter Gefangener endlich heimkehrt.

6.

Als noch derselbe Tag, dem die eben geschilderte Nacht folgte, goldensonnig mit unbewölktem Himmel geleuchtet hatte, fuhr ein kleiner, mit Staub bedeckter Halbwagen langsam auf der Straße zwischen den Flüssen Stura und Gesso dahin, zweien Bergströmen, die hinter Robillante in ihrem Lauf miteinander wetteifern. Um die Dämmerung gelangte das kleine Gefährt an die Thore einer Stadt, die in frühern Jahrhunderten stark befestigt gewesen sein mußte. Noch erhoben sich in dem alten Cuneum Römerthürme; noch erstreckten sich rund um die Stadt zackige Mauern und tiefe Gräben.

Die Straßen Conis, einer 15000 Einwohner zählenden Stadt, waren am südlichen Thor eng und düster, aber belebt von einer schwatzenden, muntern Bevölkerung, wie sie in Italien der Abend auf die Gasse lockt. Kinder, Frauen, Greise, nichts bleibt dann daheim im geschlossenen Raume; selbst die unterste Volksklasse sitzt in Hemdärmeln, Manchesterjacken, Blousen vor den Kaffeehäusern, raucht, trinkt, schwatzt, streitet über die Tagesneuigkeiten, für deren Kunde ein einziges Zeitungsblatt ausreicht, da unter zwanzig meist nur einer lesen kann.

Gesang ertönte. Drehorgeln durchkreuzten sich in ihren Melodieen. Der Kutscher erfuhr in dem Lärm erst von andern, daß hinter ihm sein Passagier nach ihm verlangte. Er wandte sich theilnehmend.

Coni ist eine ansehnliche Stadt. Aber die schlechtgepflasterte Straße mußte dem Passagier, der ausgestreckt im Innern der Halbchaise lag, empfindlich werden. Der Kutscher erfuhr, er sollte langsamer fahren. Zugleich wurde nach dem Palast des Erzbischofs gefragt und von einem Dutzend Stimmen die Antwort ertheilt. Man begleitete den Wagen, der einen Kranken führte. Es war ein todtbleiches, männlich gefurchtes Antlitz mit vollem wilden, hier und da ergrauten Bart. Benno war damals ein Mann von nahezu vierzig Jahren.

Die Straßenjugend folgte dem Wagen, der auf einen großen Platz einbog, wie es schien, einen Exercirplatz; rings war das mächtige Quarrée mit duftenden Lindenbäumen besetzt. Nicht zu entfernt von einer stattlichen Kirche lag hinter einem gegitterten Vorhof ein großartiges Gebäude, vor welchem der Kutscher in seinem weißen Hute, seiner braunen Jacke, seiner rothen Halsbinde ebenso sicher anfuhr, wie der Führer einer sechsspännigen Carrosse. Er wußte ja, daß er dem Erzbischof einen theuren Verwandten brachte.

Ein Carabinier mit gezogenem Säbel hielt vor der hohen Eingangspforte des Palastes Wache. Er deutete auf die Klingel, die der Kutscher, der schon abgesprungen war, anziehen sollte. Ein Diener erschien. In einer Art Livree von schwarzem Frack, schwarzen Beinkleidern, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen.

Der Kutscher hatte schon eine Karte in Bereitschaft, die dem Diener zur Anmeldung des Besuches übergeben werden sollte. Zugleich bat er um Hülfe, den Kranken aus dem Wagen zu schaffen. So wie er da läge, il povero, brächte er ihn dritto aus Genua. Miracolo! setzte er mit beredsamem Blick hinzu — er brächte einen Mann, der nur durch ein Wunder noch lebte.

Benno, bleich, mit blässen Lippen, starren Gliedern, auf einer halb zum Sitzen, halb zum Liegen eingerichteten Matratze, hörte

und sah alles, was sein Führer trieb, schwieg jedoch. In der
That schien er an dem äußersten Grad der Erschöpfung angelangt
zu sein. Noch manches Jugendliche hatte sich in seinen Zügen
erhalten. Schmächtig und mager schien er geblieben, aber sein
Haupthaar war beinahe ganz ergraut, wie der mächtige Bart.
Geronimo, der Kutscher, erzählte den sich schon mehrenden Dienern,
zu denen sich Priester gesellten, der Kranke hätte in Rom einen
Schuß in die Brust bekommen und die Kugel säße noch fest; die
Aerzte hätten behauptet, der Verwundete würde, nachdem ihn
schon die Anstrengungen der Flucht von Rom nach Genua dem
Tode nahe gebracht, eine weitere Reise schwerlich überstehen,
nichts aber hätte ihn abbringen können, seinen Transport bis
nach den Thälern von Piemont zu verlangen. Ihn selbst zwar
hätte das Hospital gemiethet und ihm als Ziel seiner Reise nur
Nizza genannt. Daß es Coni und dort das erzbischöfliche Palai
werden sollte, erfuhr Geronimo erst vom Verwundeten selbst i
Vintimiglia. Dieser konnte die Arme nicht bewegen, keine Brie
schreiben — und sie von andern schreiben zu lassen, hätte er ab
gelehnt. Niemand sollte erfahren, wohin seine Reise ging. Selb
im Spital hätte man sein wahres Ziel nicht wissen sollen. We
der Verwundete jedem die Fährte der Nachfrage nach ihm ab
schneiden wollte, so war dies wol die natürliche Lage eines po
litischen Flüchtlings.

Schon wurde Benno emporgehoben, und auch die Schildwac
griff mit an. Der Leidende überwand die Schmerzen, die ih
diese Bewegungen zu verursachen schienen. War doch die Seh
sucht seines Herzens erfüllt, die letzte Freude seines Lebens ge
währt. Geronimo hatte recht berichtet — Benno wollte all
denen, die noch an seinem Leben Interesse haben konnten, selb
seiner Mutter, verborgen bleiben. Deshalb vertraute er selb
dem Spital in Genua nichts über seine Absichten, am wenigsten

der Post — Selbst die Feder zu führen, verbot ihm sein Zustand. Still in Bonaventura's Armen zu sterben, das war alles, was er vom Leben noch begehrte. Diesen hoffte er zu finden, auch ohne sich ihm angekündigt zu haben. So kam es, daß ihn hier niemand erwartete.

Die Diener jedoch, auch wenn sie den Namen „Cäsar Montalto", der auf der Karte stand, nicht zu deuten gewußt hätten, thaten darum nicht befremdet. Was sollte nicht bei ihrem Herrn ein Sterbender seine letzte Zuflucht suchen können —!

Noch war der Fremde nicht bis an die große Marmortreppe getragen worden, als auch schon von oben her, gefolgt von Priestern und Dienern, der Erzbischof in seinem wallenden Hauskleid, einem priesterlichen Rock mit violettem Ueberwurf und goldener Kette, in athemloser Hast erschien, sich über den unglücklichen Freund niederwarf, ihn in beide Arme schloß und unter Thränen an sein Herz drückte. Mein Bruder —! rief er unausgesetzt.

Mehr konnte nicht von seinen Lippen kommen — und Mein Bruder! Mein Bruder! hatte er auf der Stiege schon, abwechselnd in deutscher und in italienischer Sprache, gerufen. Italienisch, um seine Umgebungen über den Anlaß eines so außergewöhnlich großen Schmerzes und sein Verlassen aller Formen der Etikette, die in diesem Hause waltete, gebührend aufzuklären und sie aufzufordern, in seine Trauer einzustimmen.

Das Bedürfniß, zu helfen, drängte nun sofort jede andere Empfindung zurück. Schon wurden die ersten Aerzte der Stadt gerufen. Schon hörte man oben Thüren zuschlagen, ein emsiges Rennen, Klopfen und Hämmern, um Zurüstungen für ein Lager zu treffen. Das ganze, nur von Priestern bewohnte Haus war in Bewegung.

Die Worte: Wie konntest du in diesem Zustand eine solche

Reise unternehmen! kamen nur halb von Bonaventura's Lippen. Laßt! bat der Majordomo, ein stattlicher Herr mit einer silbernen Kette auf der Brust, und wehrte der Ueberzahl der helfenden Hände. Auch Benno's Wunsch leitete dieser dann allein den Transport.

Auch für den Erzbischof war Sorge zu tragen. Am eisernen Geländer der mächtigen Treppe hielt er sich mühsam aufrecht; anfangs vermochte er den Männern, die Benno hinauftrugen, vor physischer Schwäche nicht zu folgen. In meine Schlafkammer! das war alles, was er zu sagen vermochte, und wieder doch zum Kutscher mußte er sich wenden, der auf die Anrede des Majordomo, woher sie kämen, vor dem Erzbischof sein Knie beugte und Segen — und Trinkgeld begehrte. Ohne den Auseinandersetzungen Geronimo's, so wichtig sie ihm waren, länger zuzuhören, riß der Erzbischof unter seinem Ueberwurf sein Almosenbeutelchen hervor und reichte dem Knieenden den ganzen Inhalt.

Jetzt raffte sich der Erzbischof auf und schwankte am Geländer der Stiege entlang. In den hohen weiten Sälen des ersten Stockwerks standen die Thüren geöffnet. Die letzten Abendsonnenstrahlen beleuchteten die kostbaren Tapeten von Seide, die sich sein Vorgänger Fefelotti für die kurze Zeit seines Verweilens in diesen Räumen hatte anfertigen lassen. Die Fußböden waren parquettirt. Die Wände starrten von Bronze und Krystall. Die Wohnung eines Fürsten schien es zu sein, und erst in dem mit grünen Vorhängen von einem Bibliothekzimmer getrennten Schlafgemach des Erzbischofs sah es einfacher aus. War hier auch nicht die rauhe Kasteiung sichtbar, die einst Bonaventura beim Kirchenfürsten am großen vaterländischen Strome beobachtet hatte und die in dem dem Schönen abgeneigten Sinn desselben eher ihren Grund gehabt haben mochte, als im ascetischen Bedürfniß, so hätte doch Bonaventura hier sowol wie in seinen nächsten Zim-

mern die Spuren der Ueppigkeit seines Vorgängers so weit getilgt, als das dem Palast erblich angehörende Mobiliar von ihm verändert oder entfernt werden durfte. Da lag nun Benno schon auf seinem einfachen Lager, verlangte von allem, was ihm zur Erfrischung angeboten wurde, nur ein kühlendes Citronenwasser, vor allem Ruhe und — allein zu sein mit dem geliebten Freunde, der an sein Bett niederkniete, um Benno's glühheiße Hand zu küssen. Alle Umgebungen waren in Bestürzung über den Schmerz des Erzbischofs. Noch dazu dies Erlebniß am Vorabend seines Namenstages!

Der Majorduomo sorgte dafür, daß die Verwandte allein blieben und nur noch die Aerzte zugelassen wurden. Auch zu einem Kloster der Barmherzigen Brüder wurde geschickt, um einen erfahrenen Krankenwärter zu holen. Mit den von Fefelotti eingeführten Töchtern des heiligen Vincenz von Paula hätte man dem Erzbischof in diesem Fall nicht kommen dürfen.

Die Freunde waren allein — allein mit dem letzten Strahl der Sonne, der sich durch die herabgelassenen Vorhänge stahl — allein mit dem Todesengel, dessen dunkler Fittich seit einiger Zeit von Bonaventura's Lieben nicht mehr weichen zu wollen schien — allein mit den Rückblicken auf ein so tief verfehltes Leben, wie es Benno geführt, auf ein so tief vereinsamtes, wie es Bonaventura mitten im rauschenden Gewühl der Zeit und der Welt führte. Wie brachen die schönen freundlichen Sterne der Jugend wieder aus den Wolken, die sie so lange verschleiert gehalten hatten —! Wie klang ein Ton so wehmüthig und klagend durch die bangen Seelen der Freunde und sprach: Das, das wollten wir — und das haben wir gefunden —!

Bonaventura's Lippen bebten, ob sie fragen sollten: Weißt du denn auch, wie dein irrend Leben gerade jetzt hier angekommen ist bei seinen ersten Anfängen — und daß in unserer Nähe

die liebliche Armgart weilt? Weißt du denn auch, daß ich aus Deutschland den Besuch meiner erkrankten Mutter, den Besuch Friedrich's von Wittekind, deines Bruders, soeben gemeldet erhielt? Wird dich denn auch, ohne ihre letzten Küsse, deine, wie man sagt, in der Schweiz befindliche Mutter sterben lassen? Wird jene Verirrung, die für immer die Flügel deines Lebens knickte, Olympia, deinen Tod ertragen können, jene Circe, die deine Sinne verwirrte mit Zaubertränken — wer kennt den Inhalt der Mischungskünste, die eine Frauenhand bieten kann! Oder — nun kehrten ihm Klänge des längst abgebrochenen Briefwechsels zurück — war es deine eigene Seele, die dich berauschte, deine eigene Natur, die sich des Höchsten vermaß und sich doch besiegen ließ von dem, was die Menschen dir immer und du dir selbst als dein ärmstes gedeutet — deinem Gemüth! Dankbar wolltest du sein —! Deutscher nicht mehr bleiben — seit du eine von Deutschen gemishandelte Mutter gefunden — und, fast möcht' ich nach deinen Briefen sagen, mehr noch — seit die Bandiera deine Freunde geworden, die Bandiera, die der Henkertod getroffen — Benno, Benno, welche Dämonen haben dich fortgeschmeichelt von Deutschlands Herzen und hinüber in so viel Irrgänge deines Lebens und in dies ersichtliche Ende!

Zehn Jahre —! sprach Benno jetzt mit einer dumpfen, heisern Stimme, die sich mühsam von seiner keuchenden Brust losrang.

Rege dich nicht auf! entgegnete Bonaventura und setzte sich auf den Rand des Betts. Schlummre! Du bedarfst nur der Ruhe!

Benno winkte, daß Bonaventura die Vorhänge am Fenster lüften sollte. Er wollte den Erzbischof sehen, wollte vergleichen, wie auch ihn das Leben nach so langer Trennung gezeichnet hätte.

Bonaventura erfüllte sein Verlangen und sah Benno's noch volles, ergrautes Haar — Sein eigenes war längst ebenso

gefärbt. Die Magerkeit des Erzbischofs hatte zugenommen. Die glanzvollen Augen lagen tief in ihren Höhlen. Furchen umgaben den Mund. Aber die edle Bildung des Kopfes, die Gestalt konnte durch die Spuren der Jahre nicht geändert werden und bei alledem blieb er nächst Vincente Ambrosi in Rom vielleicht der jüngste und noch immer jugendlichste Kirchenfürst in Roms Hierarchie.

Bonaventura sprach von der Kunst der hiesigen Aerzte. Von dem Doctor Savelli, der das Leben der Gräfin Erdmuthe so lange erhalten hätte. Von dem Arzt der Garnison, der sich auf den letzten Schlachtfeldern bewährt hätte.

Benno schüttelte das Haupt und erwiderte: Die Kerze ist — herunter —!

Bonaventura konnte solcher Schwäche gegenüber nichts entgegnen. Man brachte den Erquickungstrank.

Der Freund reichte ihn dem Verschmachteten, und als er getrunken, winkte nach einer Weile Benno selbst, daß das Fenster wieder verhangen würde. Fieber durchschüttelte ihn plötzlich. Sogar auf die grünen Vorhänge des Bibliothekzimmers, durch welche sich zu viel Licht hindurchstahl, deutete er. Sie wurden zurückgeschlagen und dafür die Thürflügel ganz geschlossen. Die Erschöpfung schien durch den Lichtreiz gemehrt zu werden.

Bonaventura bat ihn vor allem, nur zu schweigen. Reden und Denken griffe ihn ersichtlich an. Nur fühlen, träumen sollte er — glücklich sein — Du bist — bei mir! sprach er mit der ganzen ihm eigenen Innigkeit liebevollster Sorge; und fast schon hätte er, an Armgart denkend, gesprochen: „Bei uns —!"

In Benno's Auge, das wol von Armgart weit-, weitab irrte, traten Thränen. Er schwieg und lehnte das Haupt zur Seite, jetzt in der That, wie um zu schlummern. Nun fast störte es, daß die Aerzte kamen. Sie nahten sich dem Lager, streiften die

Decke auf und riethen, trotzdem daß der Kranke sich nicht bewegen konnte und mochte, ihn ganz von seinen Kleidern zu entblößen. Die entzündete, den Lungen nahe Stelle, wo die Kugel sitzen mußte, war bald gefunden. Der Kranke zuckte mit einem kurzen Schrei auf, als sie berührt wurde. Die Kugel herauszunehmen hätte den sofortigen Tod veranlaßt.

Im Blick der Aerzte lag die Andeutung, daß auch so die Auflösung schwerlich ausbleiben würde. Die Ruhe, ja die starre, krampfartige Erschöpfung, in welcher sie den Kranken fanden, verordneten sie durch nichts zu stören. Zwei Barmherzige Brüder, die inzwischen gekommen waren, wußten, was sie die Nacht über zu beobachten hatten. Jetzt galt es, den von der Untersuchung seiner Wunde Ohnmächtigen sich allein zu überlassen.

Bonaventura kehrte, die Hände gen Himmel erhebend, in seine hohen, so prachtvollen, durch die eigenthümlichen Anordnungen, die er ihnen gegeben, wohnlich umgestalteten Zimmer zurück. Sein einfacher Abendimbiß, der inzwischen aufgetragen wurde, konnte ihn nicht zum Niedersitzen bewegen. Nur wie schwebend schritt er dahin, faltete die Hände und sah nieder wie ein Verzweifelnder. Ein einziger Augenblick — wie hatte dieser so den Frieden um ihn her verwandeln können! Den Frieden! Hatte seine Seele Frieden? Erlosch um ihn her nicht ein Auge nach dem andern? Das tragische Geschick, das über sein Haus und über sämmtliche Angehörige desselben hereingebrochen schien, hatte er erst heute wieder gesehen, als vom Präsidenten die Nachricht gekommen, daß die Aerzte seiner Mutter den Aufenthalt im Süden vorschrieben. Sie würden nach Neapel gehen, hatte der Präsident geschrieben. So nahe dem Silaswalde! seufzte Bonaventura — und die Mutter bat ihn inständigst, vorher noch in Rom mit ihr zusammenzutreffen —!

Eben noch hatte Bonaventura an seinen Freund, den Cardinal

Vincente Ambrosi, geschrieben — er hatte sich ihm auf Besuch angemeldet. Eben noch hatte er ihm die Nachricht mitgetheilt, daß Pater Speziano gewagt, heimlich eine Nacht in Robillante sich aufzuhalten, in Begleitung des Doppel-Apostaten Terschka. Wie mußte bei solchen Bildern die Erinnerung an die alten Tage des Glücks und der Hoffnung über ihn hereingebrochen sein! Im Lehnsessel, am Schreibtisch, an seinem hohen Fenster hatte er gesessen und beim Abendläuten in die rosige Glut des Himmels geschaut. Morgen war sein Namenstag —! An den schönen Strom der Heimat hatte er denken müssen, an sein kleines erstes Pfarrdorf St.-Wolfgang, an eine Gemeinde, wenn sie zum ersten mal den Namenstag ihres Seelsorgers feiert —! Das stille Leben eines Landpfarrers hatte ihm wieder als ein so beneidenswerthes Glück vorm Auge gestanden. Er hörte die Frühglocke seiner Kirche; von seinem Gärtchen aus zählte er die Reihe der Kirchgänger; fühlte seine erste Pfarrersangst, ob ihrer auch genug kämen, um ihm die Beruhigung zu geben, daß sie ihn liebten. Wieder sah er sich auf dem engen, kaum zum Umwenden ausreichenden Platz vor seinem Hochaltar, hörte seinen eigenen Gesang und seine Predigt in der markigen edeln Sprache der Heimat, die er nun schon so lange auf immer abgeschworen. Wie sah er denn auch nur gerade heute den alten Mevissen so ernst und feierlich in seinem Stuhl sitzen, den treuen Hüter der Geheimnisse, die so ganz, ganz anders, als vielleicht sein Vater gewollt, in sein Leben eingriffen —! Auch seines Kainsmaals gedachte er, jener noch immer unenthüllten Beichte Leo Perl's, eines Spuks, der ihn nicht mehr wie sonst schreckte.

Die Jahre und die innern Revolutionen seiner Ueberzeugung hatten ihn allmählich bewahrt, über die Thorheit eines wahnwitzigen Priesters so in Verzweiflung dauernd zu verleben, wie anfangs. Das erzbischöfliche Pallium trug er nicht wie eine

gleisnerische Hülle innerer Unwahrheit; mit sicherm Vertrauen auf seine Lebenskraft hatte er sich ein Ziel gesteckt, dem er nachlebte, ein Ziel, das nur durch den Hirtenstab eines mächtigen Bischofs erreicht werden konnte, ein Ziel, dem die Enthüllung seiner unvollendeten Taufe eine Glorie mehr werden sollte. Als Lucinde von ihm mit dem Grafen Sarzana getraut worden war, hatte er mit ihr Frieden geschlossen (sie schickte ihm an jedem Namenstage, anfangs aus dem Kloster der Lebendigbegrabenen, später aus Genua, dann aus Rom, das letzte mal aus Venedig, zu diesem Tage ein Angedenken und ihr diesjähriges war bereits wieder von Venedig eingetroffen) — von ihrer alten Drohung, „ihn vernichten zu wollen“, war nichts mehr zurückgeblieben, als eine Art Superiorität, die ihr wenigstens in des Erzbischofs Nähe, z. B. bei ihrem Besuch in Coni eine Stellung sicherte, auch wenn andere sie eine Jesuitin oder gar eine Brandstifterin nannten. Ihr diesjähriges Geschenk war ein Kelch von Krystall, umsponnen mit silberner Filigranarbeit, eine Arbeit aus den Werkstätten Venedigs, von wo sie noch ihre Begleitzeilen datirt hatte. Sie wäre auf dem Wege nach Rom, hatte sie geschrieben, „um den Raben auf den Leichenfeldern ihren Gatten zu entziehen und ihn anständig begraben zu lassen“. Wie hatte sich das alles mit den Jahren umgewandt! So weilten Bonaventura's Gedanken in fernen glücklichern Zeiten — da kam die neue trübe Mahnung an die Gegenwart!

Bonaventura hatte nun den steten Anblick und den Umgang Paula's, hatte die seltenste Freundschaft des Grafen, die unermüdliche Sorgfalt aller für sein Wohl, hatte die edelsten Freuden der Geselligkeit, jede nur erdenkliche Fürsorge und Ueberraschung, die sonst nur einem Gatten von seinem Weibe, einem Vater von seinen Kindern kommen kann — und doch fehlte das Glück. Der Kampf mit Roms Hierarchie war ihm an sich eine Freude — er

hatte hier und da offene und geheime Bundesgenossen — aber Inneres und Aeußeres in ihm war nicht ausgeglichen. Nur das Nächste brauchte er zu betrachten — im Grafen sah er Krisen entstehen, die zu neuen Kämpfen der Seele führen mußten — und, blickte er in die Ferne, war denn jenes in die Ferne gerückte Räthsel des Eremiten, seines Vaters, gelöst? Friedrich von Asselyn, sein Vater, war allerdings nur damals vor seinem Sohn aus Castellungo entflohen. Er hatte doch todt sein wollen und das Schicksal sendete ihm in seine Verborgenheit gerade den eigenen Sohn! Er erblickte darin die Entdeckung seines Geheimnisses. Seit den lebensgefährlichen Abenteuern, die er bestehen mußte, lebte er jetzt im Silaswalde — Cardinal Ambrosi hatte erst vor kurzem wieder geschrieben, daß sein Jugendlehrer dem muthigen Kirchenfürsten ewig Dank wissen werde für die Mühe und Sorge, die er ihm damals, mit Gefahr seiner hohen Würde, gewidmet; daß er ihn aber fort und fort beschwöre, bis zu einer bestimmten Stunde seiner Lebensspur nicht zu folgen, ja daß er ihm das heilige Versprechen abnähme, ihn bis dahin nie mehr unter den Lebenden zu suchen. Fiat lux in perpetuis! hatte diese erneute Bitte des Eremiten geschlossen. Es war das Losungswort der Briefe, die ihm und dem Onkel Dechanten einst aus Italien gekommen waren — der Augenblick der Versammlung unter den Eichen von „Castellungo“ sollte an einem St.-Bernhardstage stattfinden. Noch lag dieser Tag um Jahre hinaus, und doch mußte er schon mannichfach bestimmend und bindend wirken. Mußte nicht Bonaventura des Vaters Bitte schon um seiner noch lebenden Mutter willen erfüllen? Zu seiner Beruhigung diente, daß dem Vater ein treuer Wächter im Silaswalde geblieben war, sein Retter aus Räuber- und Mörderhand, jener kühne Laienbruder Hubertus. Wie die Reise der Mutter nach Neapel in diese Räthsel eingreifen konnte, hatte sich der Sohn mit banger

Spannung eben vergegenwärtigt. Cardinal Ambrosi war inzwischen der innigste Vertraute seines Lebens geworden — nur wußte derselbe nicht, daß Federigo des deutschen Freundes Vater war; Vincente Ambrosi und Bonaventura hatten sich so gefunden, daß in den Zeilen, die er ihm eben geschrieben, die geheimsten Saiten seines Innern, jene Beziehung ausgenommen, widertönen durften.

Ein Erzbischof kann, wie ein Fürst, nicht frei gehen und wandeln; er ist der Gefangene seiner Würde. Im Speisezimmer wurde Licht angezündet und der Haushofmeister kam mit bittender Miene, Eccellenza möchte sich nicht dem Mahl entziehen und die nothwendige Stärkung zu sich nehmen. Der Erzbischof aß nicht allein. Eine Anzahl Hausbewohner, Hülfspriester, Secretäre, Schüler, waren seine regelmäßigen Tischgenossen.

Gelassen gab Bonaventura den Bitten nach, setzte sich zur Tafel auf seinen Ehrensessel und sah voll Wehmuth auf ein neben ihm liegendes Buch, das er befohlen hatte, heute Abend neben ihm hinzulegen. Es war ein Theil der Werke des heiligen Bonaventura, denen er sich seines Namenstages wegen hatte widmen wollen. Es ist mein Namenstag morgen — sprach er mit leiser Stimme und im reinsten Italienisch; ich beschäftigte mich gerade mit unserm Doctor seraphicus. Die Stelle, die ich vorlesen wollte — (er blätterte mit seinen magern weißen Fingern) — ich kann sie nicht wiederfinden. Lesen Sie, wandte er sich erschöpft zu einem jungen Vicar, der bei ihm den Freitisch genoß — eine jede Stelle wird auf unser Leben passen!

Der junge Mann las, was er beim nächsten Blicke fand: „O wär' ich doch jener Baum des Kreuzes und wären die Hände und Füße des Gekreuzigten an mich geheftet gewesen, so hätt' ich zu jenen Menschen gesprochen, die ihn vom Kreuze abnahmen: Nimmermehr laß' ich mich trennen von meinem Herrn; begrabt

mich mit ihm! Doch da ich das dem Leibe nach nicht thun kann, so thu' ich es der Seele nach. Drei Stätten will ich mir im Gekreuzigten erwählen; die eine in den Füßen, die andere in den Händen, die dritte in seiner Brust! Dort will ich athmen und ruhen! Dort wohnen, trinken aus dem Quell ihrer unaussprechlichen Liebe! Oft wandelt mich Furcht an, ich möchte herausfallen aus diesem Aufenthalt! Glückselige Lanze, glückselige Nägel, die ihr diesen Weg des Lebens uns öffnet! O wäre es mir vergönnt gewesen, jene Lanze zu sein, nimmermehr wär' ich dann aus dieser göttlichen Brust zurückgekehrt —!" ...

Lästerung! unterbrach der Erzbischof plötzlich aufwallend und nahm das Buch au sich.

Alle erschraken. Doch bei näherer Besinnung war ihnen diese Kritik nicht befremdlich an ihrem Oberhirten, der die Wärme der Religion nur beim Lichte suchte.

Er winkte mit der Hand und deutete an, daß man unbehindert den Speisen zusprechen sollte. Da er selbst nur wenig aß, konnte er seinen Tischgenossen sagen: Wohin verirrt sich nicht der spielende Witz einer Andacht, die mit der Feder in der Hand betet! Wahrheit! Wahrheit! Und vor wem denn mehr, als vor dem Herrn der Welten, vor dem Gedanken: Was ist Ewigkeit!

Dann erzählte er von Benno's Leben — bis seine Thränen ihn am Weitersprechen hinderten.

Der Haushofmeister, der am untern Ende der Tafel vorlegte, kannte Benno noch von seinem Aufenthalt in Robillante her. Es war ein schlichter Mann, der dem Erzbischof von dort gefolgt war und in Fefelotti's Hinterlassenschaft Ordnung und Sparsamkeit gebracht hatte. Daß der sich jetzt Cäsar von Montalto nennende, verwundete Vetter des Erzbischofs vom Kriegsschauplatz in Rom kam, war kein Geheimniß und mehrte das Interesse;

in diesem Lande war das Urtheil über Italiens Angelegenheiten freigegeben. Allgemein nahm man die Möglichkeit, in so krankem Zustand von Rom bis hierher reisen zu können, für ein Hoffnungszeichen möglicher Genesung.

Bonaventura dachte anders. Es hat ihn nur gezogen, hier sein letztes Lager zu suchen. Noch einmal wollte er in seinen Anfang zurück. So nur war ihm dies Suchen eines letzten Wiedersehens erklärlich.

Das bescheidene Mahl war zu Ende, als das lebhafte Gehen der Thüren nach dem Schlafzimmer zu auf ein Vorkommniß im Zustand des Kranken schließen ließ. Der Erzbischof erhob sich eilends und ging in die anstoßenden Zimmer. Alle folgten. Einer der Brüder kam ihnen mit einem Gefäß voll Schnee entgegen, den man anwenden wollte, um den Blutandrang zum Kopf des Kranken zu mildern. Bonaventura hörte ihn laut phantasiren. Als er näher gekommen war, fand er Benno hochaufgerichtet im Arm des andern Bruders und seiner nicht bewußt und auch Bonaventura nicht erkennend. Es schien, als befehligte er noch auf den Breschen der Mauern Roms — als riefe er die Wankenden zusammen. Mit erhöhter Stimme sprach er bald italienisch, bald deutsch, bald englisch. Er redete Personen an, die er leibhaft vor sich sah. Sarzana! rief er und lachte sogar. Da haben Sie's denn nun! Sie Leichenbruder! Auch Hamlet hatte erst Muth, als eine Ratte hinter der Wand raschelte! War's nicht so auch mit Ihnen und Ihrer neuen Loge damals —? Stehen Sie jetzt auf, Sarzana! Ich bitte Ihnen ab, daß ich Sie für einen Verräther hielt. Ein tollerer Hamlet waren Sie freilich noch als ich. Achtung aber der Dame, die da kommt und die eine Krone zu tragen würdig ist — Nein — es ist — ja nur die Kammerjungfer —

Bonaventura las aus Benno's wilden und lachenden Mienen

die Erinnerungen, die ihn quälten. Die letztern schienen Lucinden zu gelten. Er redete dem Freunde zu, sich zu fassen. Seine Hand strich ihm das Haar aus der Stirn.

Endlich schien der wie von Gespenstern verfolgte und wie um Hülfe bittende Blick des Phantasirenden den Freund zu erkennen. Seine wilde Rede stockte. Das Auge starrte um sich; der Kopf neigte sich zum Kissen zurück, und nur die abwehrenden Hände verriethen, daß die Gedanken des Leidenden keine heitern waren. Fort! Fort! rief er und suchte sich der Annäherung von Menschen zu erwehren, dann murmelte er vor sich hin in jetzt nicht mehr zu verstehenden Lauten. Allmählich trat eine Entkräftung ein, so bedenklich, daß die hinzugekommenen Aerzte dem Bewußtlosen Stärkungen einflößen mußten. Darüber verfiel er in einen Halbschlummer.

Inzwischen war im Nebenzimmer ein Bett aufgerichtet worden. Bonaventura hatte angeordnet, daß hier, in seiner Bibliothek, sein Nachtlager sein sollte. Man beschwor ihn, seiner selbst zu schonen — Morgen in erster Frühe wollte er bei alledem die Messe lesen. Er erwiderte: Nachtwachen bin ich gewohnt. Dann trat er ans Fenster und deutete an, daß ein Unwetter heraufzöge; man möchte die Fenster schließen und sich zur Ruhe begeben. In der That brauste ein plötzlicher Wind und warf offenstehende Thüren und Fenster zu. Man entfernte sich und ging scheinbar zur Ruhe. In Wahrheit schmückte man heimlich den Palast zum morgenden Feste.

Der Kranke lag, als Bonaventura an sein Lager zurückkehrte, in Schlummer versunken. Sein Athemzug ging schwer und ungleichmäßig. Die Brüder schlossen nebenan die Fenster und Thüren — das Brausen des Windes vermehrte sich. Auch die Thür, die das Schlafcabinet vom Bibliothekzimmer trennte, wurde wieder geschlossen. Bonaventura trat in das letztere zurück und war nun

allein — unter seinen Büchern, von denen ihm die meisten über die Alpen (ohne Renate, die, in einem Stifte gutversorgt daheimgeblieben, bald nach der Trennung von ihrem Pflegling starb) nachgekommen. Seine Studirlampe brannte auf dem grünbehangenen Tische. Die Glocken schlugen zehn.

„Nachtwachen bin ich gewohnt.“ Bonaventura war es schon in seinen glücklichern Tagen. Wie viel mehr in denen, die seiner Reise nach Wien folgten —! Seinen Brief an Ambrosi holte er hervor. Ambrosi hatte dem Heiligen Vater auf seiner Flucht folgen müssen. Nun zog er wol wieder mit ihm in Rom ein. In Rom, wohin auch ihn, den Sohn — die Mutter rief —! Bonaventura hatte vor zehn Jahren Rom nur flüchtig kennen lernen. Damals war er als ein Angeklagter erschienen, anfangs in seinen Schritten gehemmt, dann, als sich alles zum Guten wandte, von Huldigungen maßloser Art, durch die Herzogin von Amarillas, Olympien, Lucinden, am wenigsten freigegeben.

Damals war Benno bereits durch die Hülfe der Frauen gerettet gewesen. Die Herzogin von Amarillas hatte sich mit Olympien durch die Sorge um ihren Sohn ausgesöhnt. Daß Benno ihr Sohn, verkündete sie nun selbst; ihr verzweifelndes Muttergefühl hatte ohne jedes Besinnen den Schleier des Geheimnisses zerrissen — und die vorher so gefürchtete Mitwisserin des Geheimnisses, Lucinde, wurde nun ohne Scheu die Dritte im Bunde; die Herzogin hatte jede Demüthigung vergessen. Zwei Menschen gab es nur, die helfen konnten, Olympia und Lucinde — ihr erschienen sie jetzt wie Engel und gottgesandte Heilige.

Als damals Benno in Sicherheit war, errichteten die Frauen Pforten des Triumphes für Bonaventura. Fefelotti mußte ihn von ganz Rom wie auf Händen getragen und sogar vom Heiligen Vater begnadet sehen. Ermüdet und beschämt von soviel

Glück und Erfolg, hatte Bonaventura den Trost, zu sehen, daß seine Sache wenigstens von einigen unabhängigen Männern und Richtern aus Ueberzeugung gefördert wurde. Er hatte gehört, daß seine Angelegenheit besonders freundlich Ambrosi vertrat. Diesen seltsamen Menschen, für den er ja selbst in Robillante Bischof geworden und von dem er mit doppelt begründeter Rührung vernommen, daß sein Vater Professor in Robillante und auf einer Alpenwanderung, wo Vermessungen von ihm vorgenommen werden sollten, umgekommen war — diesen besuchte er jetzt. Wie drängte es ihn, zu hören, ob sein eigener Vater, der einen solchen Tod nur fingirt hatte, wirklich als Lehrer oder Verführer zu ketzerischen Gesinnungen mit ihm in näherer Verbindung stand —!

Im frühern germanischen Collegium liegt die „Custodia der Reliquien und Katakomben". In dem untern Geschoß des düstern Palastes befinden sich lange, an den Fenstern vergitterte Säle, in denen die alten Steinsärge ihres Inhalts entleert, die vermoderten Knochen gesäubert und in grünangestrichenen Kisten gesammelt werden. Nach den Inschriften der Särge werden die Namen der Bekenner festgestellt. Findet man kleine Phiolen mit einer eingetrockneten Flüssigkeit, die vielleicht Blut war, so hegt man die Ueberzeugung, die Knochen eines Märtyrers gewonnen zu haben. Ueberall liegen Glassplitter, zerbrochene thönerne Lampen, selbst Kleiderreste einer uralten Vergangenheit.

Soeben war Cardinal Ambrosi beschäftigt, ein Skelet, das von einem Professor des Collegiums, einem Jesuiten, als heiliger „Xystus" getauft war, nach Amerika zu versenden, wo man in Mexico das dringendste Bedürfniß ausgesprochen und darum viel Geld nach Rom gesandt hatte, für eine neugebaute Kathedrale den kostbarsten Schmuck in einem heiligen Reliquienleib zu besitzen. Bonaventura wartete in einem Nebenzimmer und gedachte

an das Wort: „Ich ziehe in die Katakomben!" ein Wort, das Frâ Federigo zu Klingsohr und Hubertus gesprochen hatte. Ueber Hubertus hatte sich Bonaventura schon bei Klingsohr beruhigt, den er mehrmals in Santa-Maria besuchen wollte, endlich nur im Archiv des Vatican fand, wo Pater Sebastus die deutschen Schriften excerpirte, die Rom auf den Index setzt — eine Thätigkeit, die Bonaventura an Benno's Wort vom Vatermorde erinnern konnte, dessen dieser den Sohn des Deichgrafen mehr bezichtigte, als seinen eigenen Vater, den Kronsyndikus. Klingsohr's demüthiger Brief aus San-Pietro in Montorio nach Robillante, den Lucinde damals besorgen sollte und besorgt hatte, stand im auffallendsten Widerspruch — mit einer Cigarre, die Pater Sebastus jetzt am offenen Fenster in der Nähe der Loggien des Rafael zu rauchen wagte! Soviel stand fest — die Situation hier oben, dieser Blick auf die Größe Roms, dieser heraufströmende Duft aus den lieblichen Gärten des Vatican — es verlohnte sich vielleicht, wenn man kein Gewissen hat, mit dem deutschen Vaterland, mit Schiller, Goethe und Kant gebrochen zu haben.

Klingsohr analysirte sein Glück mit der ganzen Kraft der ihm zu Gebote stehenden poetischen Reproduction. Die „dummen, albernen Wahngebilde" in den Büchern vor ihm, die ewige Schönheit Rafael's um ihn her — auch Lucindens beseligende Nähe — alledem wußte der kahlköpfige, hektisch hustende Mönch goldene Worte zu leihen. Von Hubertus berichtete er, daß er den Pilger von Loretto aus der Gefangenschaft der Räuber mit Lebensgefahr befreit hatte, dann aber leider, den Verfolgern ausweichend, mit dem Geretteten nach dem Süden verschlagen wäre. Hubertus unterhandelte damals mit dem General der Franciscaner um die Erlaubniß, in dem Kloster San-Firmiano, am Eingang in den Silaswald, für immer bleiben zu dürfen, und schon hatte seine Bitte die Unterstützung Lucindens und Ceccone's ge-

funden — Beide waren froh, den Unheimlichen in der Ferne zu wissen. In ruhiger Ergebenheit ließ Bonaventura Klingsohr die Gelegenheit, alle Erfahrungen seines Gemüths gegen einen Mann durchzusprechen, der ihm so mannichfach nahe stand. Und wie orakelte dann Klingsohr! Am längsten verweilten seine Einfälle und Paradoxen diesmal beim Leben — der „Thierseele“. Hubertus sollte den Pilger mit Hülfe eines Hundes, ohne Zweifel des seinem Herrn bis nach Loretto und dann bis an die Bai von Ascoli nachgelaufenen „Sultan“ entdeckt haben. Den Pilger selbst charakterisirte Klingsohr als einen Deutschen, welcher der alten Zeit des Turnerthums und der Romantik entlaufen wäre und „sozusagen Eichendorff ins Protestantische übersetzt hätte —“, wahrscheinlich hätte er in Loretto „die Andacht statistisch studiren“ und das hochheilige Wunder von der durch die Lüfte nach Loretto getragenen Heilandskrippe in der Darmstädter Kirchenzeitung lächerlich machen wollen. Grizzifalcone hätte einen scharfen Blick verrathen, als er diesen Mann zu seinem Schreiber gemacht, und in ähnlicher witzelnder Weise fort.

Bonaventura hielt seinen heftigsten Zorn und Unwillen zurück und rühmte nur die Bildung des Verschollenen.

Klingsohr räumte diese ein und erzählte: Als wir in einer Nacht im Walde campirten und ich nicht schlafen konnte, sang er, neben mir im Moose liegend, ein provenzalisches Lied. Von einer edeln Dame, glaub' ich, der ein in den Kreuzzug ziehender Ritter seinen Hund und seinen Falken zurückläßt. Ich übersetzte es — glaub' ich:

> Weil ich Dich, Liebste, lassen muß,
> Wie darf ich je noch fröhlich werden!
> Nimm hin noch mit dem letzten Kuß
> Das Liebste mir nach Dir auf Erden! — —

Es war der Hund und der Falke —

Bonaventura war erschüttert gegangen. Er sah den Abschied des Vaters von Gräfin Erdmuthe. Als er erfahren, daß sich vielleicht in Santa-Maria eine Möglichkeit fand, mit dem Silaswald in Verbindung zu treten, als Klingsohr mit elegischem Aufschlag seiner schwimmenden hellblauen Augen von Lucindens Macht und Einfluß und, Bonaventura's fast spottend, von ihrer baldigen Grafenkrone gesprochen hatte, verließ er ihn, um ihn nicht wiederzusehen. Klingsohr behandelte ihn, im Hinblick auf Lucinden, mit Vertraulichkeit und fast mit Protection.

Es währte eine halbe Stunde, bis damals Ambrosi, den Bonaventura für fernere Nachforschungen im Silaswalde zu interessiren hoffte, sich ihm widmen konnte. Er sah sich die auch in seinem Wartezimmer befindlichen alten Marmorsärge an. Auf allen Verzierungen derselben fanden sich die nämlichen Embleme des Glaubens an Auferstehung. In roher Darstellung, ohne Zweifel von Fabrikhänden gefertigt, waren die Verstorbenen als Jonas im Bauch des Walfisches dargestellt, ein Mythus, der den Formen der Schönheit wenig entgegenkommt — ebenso wenig wie der auf allen Särgen wiederkehrende Fisch, der in seinem griechischen Namen die Anfangsbuchstaben für Jesus und seine Erlöserwürde ausdrückt.

Endlich erschien der Cardinal. Bonaventura fand eine kleine Gestalt, von weiblichweichen Formen, von einer noch ebenmäßigeren Schönheit, als sie ihm oft war geschildert worden. Ambrosi's Lächeln war fein, sarkastisch, seine Sprache sanft und melodisch. Was er Bonaventura zur ersten Begrüßung sagte, schien ein Herzensbedürfniß auszudrücken, das schon lange von ihm genährt war und in dem Wunsch nach inniger Bekanntschaft mit einem Manne bestand, der einen Bischofsitz einnahm, der vor einem Jahre ihm bestimmt gewesen.

Nach Entschuldigungen dann für die Eile, welche die Ver-

packung des heiligen Xystus hätte, da ein Segelschiff in Civita-Vecchia nach Mexico bald die Anker lichte, nach den ersten schärferen Forschungen in der Natur der beiden sich in ihrem innern Grund bereits bekannten Männer, sagte Bonaventura beziehungsvoll: Es weht mich aus diesen Symbolen, so unschön die Formen sind und so — man kann wol sagen, roh, einem Bauer gleich, die Gestalt Jesu abgebildet wird, doch eine seltsame Weihe an. Man sieht einen nächtlichen Gottesdienst geheimnißvoller Verbrüderung in einer unterirdischen Krypte.

Die nahe Erwartung des Heils liegt in diesen mystischen Zeichen! sprach Ambrosi und führte seinen Besuch an den Steinsärgen entlang, auch an noch uneröffneten. Der Geruch in diesen Sälen war peinlich genug, die Stimmung aller Anwesenden seltsam beklommen; nicht gerade des Moders wegen, sondern ebensowie im verschütteten Pompeji nicht Ein Glasscherben von den Arbeitern mitgenommen werden darf, so hier keiner dieser einträglichen Knochen, die im Preise von Juwelen standen. Ein Priester mußte den andern überwachen und die Wächter hatten über sich wieder andre Wächter.

In der That — als wenn man eine Orphische Nachtreligion mit geheimnißvollen Wunderzeichen dargestellt sähe! sprach Bonaventura, staunend über die an den Särgen angebrachten Basreliefs.

Der Cardinal unterrichtete seinen Besuch über die neuesten Forschungen in den Katakomben. Dann sagte er: Die Gleichheit aller Särge und die gemeinsame Begräbnißstätte erweckt die Vorstellung von einer fast familienartig zusammenhängenden Gemeinde.

Inzwischen wurden dem Cardinal eine Kerze und Siegelwachs entgegengehalten. Ein großes Petschaft zog er aus seinen Kleidern und versah mit dem Wappen der gekreuzten Schlüssel und der dreifachen Krone die Stricke und die Nähte der Emballage.

Nachdem wollte der Cardinal seinen Besuch in die obern Zimmer führen; wieder fand sich eine Störung. Gleichsam als käme alles zusammen, was den Gedanken wecken mußte: Sind denn das nicht Heuchler, die einen gottseligen Sinn haben wollen und solchem Aberglauben huldigen? — traten ihm die Superiorin, die Vicarin und Sakristanin der „Lebendigbegrabenen" in ihren braunen Röcken und weißen Schleiern als Abgeordnete ihres Klosters entgegen, um das Fürwort des jüngsten der Cardinäle für die Heiligsprechung ihrer Mumie zu gewinnen. Sie verneigten sich. Ambrosi nahm ruhig ein Verzeichniß der Wunder entgegen, welche die weiland Eusebia Recanati schon vollbracht haben sollte.

Bonaventura sah, daß Ambrosi nicht lächelte, sondern die Blätter erst überflog, sie zu sich steckte und die Angelegenheit der Nonnen zu prüfen versprach. Beide begegneten sich als katholische Priester. Beide waren erzogen und emporgekommen in ihrem Beruf. Jedenfalls kannten sie keine Reform, als die auf Grundlage des katholischen Lebens selbst. An einen Uebertritt zum Lutherthum denkt nicht der alleraufgeklärteste, nicht der allerunabhängigste unter den Katholiken.

Als die Nonnen sich entfernt hatten, saßen sich zwei Menschen, Heilige, wie sie oft genannt wurden, gegenüber und forschend ruhten ihre Blicke aufeinander. Der eine war ein Märtyrer des Duldens und stand deshalb jetzt erhöht. Der andere wurde von je verfolgt und entfloh doch nur von Würde zu Würde. Jener ein contemplativer Charakter, dieser zum Handeln und zur praktischen Bewährung geneigt. Die Ruhe beider die gleiche; beim einen war sie ein Wachen wie über einem Schatz von schönen Hoffnungen, die alles Leiden endlich belohnen würden, beim andern wie über einem Schatz der Ergebung, dem ein neues Leiden keine Ueberraschung mehr bieten konnte.

Ambrosi lobte Bonaventura's Eifer für die Waldenser, nicht weil er ihre Lehre billigte, sondern weil die Waldenser ihre Rechte hätten. Voll Theilnahme und beruhigend sprach er über den Eremiten, den er einen Landsmann des neuen Erzbischofs nannte und im Silaswalde wußte. Die Berichte, die er gab, bestätigten, was inzwischen schon Bonaventura zu seiner Beruhigung erfahren hatte.

Als Bonaventura von Frà Federigo nähere Kunden zu hören wünschte, wich allerdings sein Gönner aus und rühmte nur — die Gegend um Robillante. Auf einsamen Wegwanderungen, sagte er, hab' ich da die großen Begebenheiten kennen lernen, die dem Einsamen Stoff zur Betrachtung geben. Mein erstes Evangelium war tagelang ein Vogel oder eine Wolke. Als ich später in die Schule, ins Seminar, ins Kloster kam, fand ich freilich, daß ich infolge dieses Träumens alles, was eine Unternehmung werden sollte, linkisch anfaßte; der Erfolg war immer kleiner, als meine Absicht. Da begann ich nichts mehr und nun hatt' ich alles.

Gefahrvoll für die Welt, griffe solcher Quietismus um sich! sagte Bonaventura mit aufrichtigem Tadel.

Darauf machte mich Frà Federigo aufmerksam, dem ich mein Leiden klagte, fuhr der Cardinal mit voller Zustimmung, doch offenbar über seine Worte wachend, fort.

Warum suchten Sie ihn auf? fragte Bonaventura.

Ich wollte deutsch von ihm lernen, um in die Schweiz zu reisen. Ich brachte es darin nicht weit. Ihre Heimatsprache ist schwer und wir plauderten wenig über die Grammatik, mehr über Gott und die Welt.

Bonaventura sah den Einfluß seines Vaters auf den jungen Theologen und fragte: Sie wußten, daß Sie mit einem Ketzer sprachen?

Das wußt' ich! Ich ging auch mit großer Angst zu ihm. War ich aber bei ihm und es wurde Nacht und ich ging wieder heim, so erschien ich mir wie Jakob, der auf dem Felde einem Engel begegnete und im Nebel mit ihm rang. Ich kämpfte einen Riesenkampf gegen diese mächtige Erscheinung und doch suchte ich meinen Gegner immer wieder auf, gerade weil ich bei ihm die Kraft fand, um mit dem Engel im Nebel, mit Gott zu ringen. Jeder Schlag, den ich von Gottes allmächtigem Geist empfing, verbreitete Kraft durch meine Glieder. Sie hatten Recht, mein theurer Bruder, sich für diesen edlen Landsmann zu verwenden. Ich denke, Sie sind jetzt über ihn beruhigt?

Bonaventura's Brust hob sich mit dem Gefühl der Beseligung und zugleich der Spannung auf die Möglichkeit, daß Ambrosi seine nähere Beziehung zum Eremiten kannte. Ist es wahr, begann er nach einigem Schweigen, während dessen seine Augen umirrten, daß Sie doch zuletzt vor seinen Lehren geflohen sind?

Der Cardinal erröthete, wie öfters, so auch jetzt, gleich einem Mädchen. Dann wiegte er den schönen Kopf wie über die Seltsamkeit aller solcher Gerüchte und über sein Antlitz verbreitete sich ein mildes Lächeln. Er hatte geschwiegen, aber seine Geberden sagten ein Ja! und auch ein: Nein! Nur ein Italiener oder ein Orientale besitzt die Fähigkeit eines so ausdrucksvollen Mienenspiels.

Ein Mönch zu sein! fuhr Bonaventura beobachtend fort. Konnte — Sie das so reizen — so zu den staunenswerthesten Entbehrungen —?

Ein Mönch in alten Tagen, unterbrach der Cardinal die ihm dargebrachte Huldigung mit lächelnder Miene, war ein lebensmüder Einsiedler. In den unsern bedeutet er entweder weniger oder — mehr. Ich stellte mir mit meinem Verlangen nach Gott eine Aufgabe. Ist es nicht mit unserm ganzen Glauben so, daß

wir unsere Schultern nur zum Tragen göttlicher und unsichtbarer Dinge stärker machen wollen? Diese Reliquien, diese Seligsprechung, von der Sie soeben hörten — diese rechne ich auch zu dem, was mit dem Baldachin des Himmels, der Offenbarung, der Verehrung für überirdische Dinge überhaupt mitzutragen ist. Warum tragen wir es noch und handeln danach?

Noch? wiederholte Bonaventura.

Ein flüchtiges Zittern bewegte die Augen- und Mundwinkel des Cardinals. Wieder folgte ein vielsagendes Mienenspiel, ein beredsames Schweigen. Wie mit plötzlicher Erleuchtung glaubte Bonaventura eine Vision zu sehen. Dieser Priester, sagte er sich, ist ein Schüler deines Vaters! Alle Grundsätze desselben hat er eingesogen! Um sie in die katholische Kirche einzuführen trachtete er darnach, eine hohe Würde zu erklimmen, die ihm möglich machte, Reformator mit Erfolg zu sein! Unter allen Mitteln, die sich ihm darbieten konnten, um zu steigen, wählte er das — eines Lebens der Ascese! Bonaventura gedachte der Mahnung an die Eichen von Castellungo, an den Tag des heiligen Bernhard, den Tag, wo Scheiterhaufen oder göttliche Läuterungsflammen der Kirche sich erheben würden. Fiat lux in perpetuis! schwebte auf seinen Lippen. Schon wollte er die geheimnißvolle Losung aussprechen.

Da fuhr der Wagen mit dem heiligen Xystus vom Hause ab. Nicht zu weit entfernt vom Sopha, auf dem sie saßen, stand ein Tisch, auf dem eine Anzahl jener gelben, wie Ockererde zerbröckelnden Reliquienknochen lag. So mußte er seine Vision wol als eine Vorstellung des Wahns wieder von seinen Augen verbannen.

Sie sind gewiß befremdet, sprach der Cardinal, der ihn so in Gedanken verloren fand, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich diesem Ihnen vielleicht verdrießlich erscheinenden Amte sogar mit Liebe

obliege? Es erinnert doch gewiß an Eines — an den Tod, der unser aller sicherstes Loos ist.

Aber diese Reste der Vergangenheit verehren? entgegnete Bonaventura mit wiederkehrendem Muthe. Sogar Wunder verlangen von diesen — todten Knochen? Ich habe in meinem Wirken als Pfarrer und Bischof die Reliquienanbetung — nie unterstützt.

Es war ein gewagtes Wort, das Bonaventura gesprochen — Der Cardinal nahm es ruhig hin. Der Aufgeklärte und Denkende, sprach er, wird immer trauern, wenn er sieht, daß diesen todten Resten der Vergangenheit eine göttliche Ehre erwiesen wird. Aber trägt man nicht auch den Ring einer Geliebten, das Haar einer theuern Mutter und treten Sie nicht mit feierlichem Gefühl in die Gruft der Scipionen, die Sie auf der Via Appia finden? Ist nicht der Besuch der Gräber die heiligste Gelegenheit, unsere irdischen Gedanken zu läutern und von uns so vieles abzustreifen, dem wir allzu thöricht nachjagen? So möcht' ich auch diese Gebeine, die man tausend Jahre lang heilig hielt, nicht sofort, wie die Sansculotten mit den Gräbern der französischen Könige in St.-Denis thaten, auf die Straße werfen. Aber den wahren Sinn des Sicherinnerns im Kirchenleben wünsch' ich allerdings gedeutet und die Verehrung vor den Reliquien nur zu einer Sache der Dankbarkeit gemacht. Bewundert doch, möcht' ich rufen, den Zusammenklang der Zeiten! Diese von uns fortgeführte Melodie alter Hoffnungen und schon einmal dagewesener Tröstungen! Wer kann die Heiligen mit einem Federstrich tilgen! Sie leben so gut wie Christus. Aber auch hier: Sie können immer mehr dem rein äußerlichen Bann ihrer Bilder entschweben, können immer mehr in ihren irdischen Farben erbleichen und vergeistigt in die Herzen der Menschen einziehen — das soll und muß und wird kommen —! Wie soll aber unsere Kirche diese Formen so schnell zertrümmern

ohne Gefahr, auch das Gute zu verlieren, das sich an sie knüpft? Zumal in südlichen Ländern, wo Jahrtausende hindurch die Religion nur auf dem Weg der Phantasie in die Herzen zog!

Bonaventura sah die Richtung seiner eigenen Stimmungen. Auch ihn band Pietät. Doch hatte sein Glaube angefangen, alles auf die Bibel zu geben. Und er sagte dies.

Sorgen Sie nur, daß sie alle lesen können! erwiderte der Cardinal mit einem Seufzer.

Das Bild des Aberglaubens im Volke, der Unbildung der Massen lag aufgedeckt vor den beiden freigesinnten Priestern. Ambrosi hörte die beredte Schilderung des Bischofs, wie Deutschland doch so weit voraus wäre. Wie dagegen Italien zurückstand, zeigte die Erinnerung an die Gefangenschaft Federigo's unter den Räubern — alle ihre Qualen verdankte der Unglückliche allein seiner Schreibekunst!

So sprachen beide noch lange fort und Bonaventura ahnte die Erfüllung seiner kühnsten Träume in den Gedanken einer gleichgestimmten Seele. Die Formen der katholischen Kirche aufzugeben und so zu denken, wie Luther dachte, war ihnen nicht gegeben — sie wollten diese Formen zurückgelenkt sehen in die Bedürfnisse des Gemüths, diese geläutert durch einen Geist, dessen allgemeiner Ausdruck die Anerkennung der bisher im katholischen Kirchenleben verpönten Bibel war. Im Haß gegen die Gesellschaft Jesu waren sich beide gleich; beide gelobten, sie mit allen Mitteln bekämpfen zu wollen. Das läßt mich meinen Krummstab lieben, daß er in diesem Feldzuge ein Commandostab ist, keine schwache Waffe eines einzelnes Kriegers —! sagte Bonaventura. Bald verrieth Ambrosi's leuchtendes Auge, daß auch ihm der Protest eines einzelnen Pfarrers oder Mönches nur ein Tropfe auf einen glühenden Stein war; das zischt auf und hinterläßt nichts, als ein wenig Rauch. In der Frage, die er dann

an den Bischof richtete, ob er diesen oder jenen Namen der Hierarchie schon kannte, lag die Andeutung, wie schon die Zahl der Gegner Ceccone's und Fefelotti's im Wachsen war.

Bonaventura versprach, sich den genannten zu nähern. Die hohe Wonne, welche dem Menschen das Gefühl, Uebereinstimmung zu finden, gewährt, verklärte sein Angesicht. Noch mehr, selten ist das Glück gewährt, noch in späteren Lebensjahren, in Stellungen, welche den Anschluß der Herzen nicht mehr erleichtern, eine Freundesbrust zu gewinnen. Das hob ihm jetzt die seinige. Das Gespräch wurde lebhafter und zutraulicher. Diesem Priester, den Bonaventura einen „heiligen Scheinheiligen" hätte nennen mögen und mit mancher ähnlichen Erscheinung der Kirchengeschichte, mit Filippo Neri verglich, hätte er sich ganz entdecken mögen. Kämpfend mit dem, was noch in ihm hindernd lag und doch schon auf sein Bedürfniß der vollen Hingebung zielend, sagte er: So vieles in unserm Glauben ist wie die Beichte. Auch ihr liegt eine Erfahrung des Gemüths zum Grunde, die ohne höhere Einbuße niemanden entzogen werden kann. Aber wie sie jetzt besteht, ist sie der unwürdigste Zwang —! Eine Zeit wird kommen, wo man erkennt, daß sie dem Priester das Unmögliche zumuthet. Was drückt unsere innere Würde mehr als Beichtbürden, die wir tragen, ohne das Gute befördern, das Schlechte, das wir erfahren, verhindern zu können! Wenn die Unmöglichkeit und der nothwendige Heuchelschein des katholischen Priesterthums erst erkannt sein wird, dann — Bonaventura brach ab und erhob sich, weil ein Geräusch vernehmbar wurde.

Auch der Cardinal erhob sich und betrachtete Bonaventura mit heißen, glänzenden Augen. Ich möchte nur von dem die Beichte hören, dem ich sie selber spräche, sagte er. Ein Austausch des Vertrauens unter Freunden —

Ihnen — — könnt' ich wahr sein — wallte Bonaventura

in seiner deutschen, vom Herzen kommenden Regung auf und hielt dem Cardinal die Rechte dar.

Der Cardinal nahm sie zitterndbewegt —

Da trat einer der Caudatarien ein und erinnerte an die vorgerückte Stunde. Eine Sitzung des Consistoriums rief ihn ab. Der Caudatar ließ die Thür offen, durch welche er gekommen und wieder gegangen war, und harrte im Nebenzimmer.

Es handelt — sich heute — um Ihre Ernennung zum Erzbischof von Coni — sprach Ambrosi tief bewegt. Sie sollen an die Stelle Fefelotti's kommen.

Bonaventura's Mienen drückten einen Schmerz aus, als trüg' er zu schwer und wie an einem Kleide des Nessus an seiner gegenwärtigen Würde schon.

Der Cardinal winkte ihm — zu schweigen — Die Zahl der Diener, die draußen harrten, mehrte sich. Denken Sie an Ihren Commandostab! sprach er. Es muß ein Feldherrnstab sein — den wir in unsern Händen haben! Was ist ein — einzelnes Kriegerschwert —!

Der Ton dieser Worte war so muthig, so offen — daß Bonaventura wieder seine Vision bestätigt zu sehen glaubte. Ambrosi hatte jahrelang sich selbst getödtet, um eine Auferstehung zur That zu feiern. Kein Zweifel, daß diese Annahme die richtige war. Und nun hätte er weiter forschen, von seinem Vater beginnen mögen, fragen, ob über dessen Herkunft, über dessen frühere Verhältnisse nie von ihm gesprochen wurde — nur seiner Mutter wegen hemmte er den Drang der Mittheilung, der immer höher stieg — Endlich begann Ambrosi, der Umgebung lauschend, von gleichgültigen Dingen. Sogar ein Schimmer von List blitzte aus seinem Antlitz. Einige Worte wagte er in deutscher Sprache; seine Gedanken wurden nicht klar; er sprach wieder italienisch. Anerkennend urtheilte er von Klingsohr's Gelehrsam-

keit. Vom Bruder Hubertus sagte er: Dem kommt es zu statten, daß der geistliche Stand im Süden Europas etwas anderes ist, als im Norden. Unsere Mönche sind schwer an ihre Regel zu bannen. Sie ergreifen jede Gelegenheit, ihrem Temperament zu folgen und viele gibt es, die immer unterweges sind. Aufträge gibt es genug und wenn sonst kein Entschuldigungsgrund vorliegt, wird dem Drang zum Betteln als einer heiligen Vocation Gehör gegeben. Ich war zugegen, wie der Todtenkopf den Auftrag erhielt, den Bischof von Macerata zu befreien, und noch dringender, den Gefangenen des Grizzifalcone, den Pilger von Loretto. Eines gelang ihm durch List, das andere, hör' ich, durch wunderbare Abenteuer, an denen — sogar die Treue eines Hundes betheiligt ist! Der Cardinal erzählte, was Bonaventura durch Klingsohr schon wußte.

Die Vertraulichkeit kehrte wieder ganz zurück. Diese Männer, Gefangene ihrer Würde, gaben sich mit leiser Stimme der Geständnisse immer mehr. Ambrosi gab die Bestätigung der Schilderungen, die Bonaventura von Benno nach seiner Befreiung von Frankreich aus über die Loge bei Bertinazzi und den Brief Attilio Bandiera's erhalten hatte. Bonaventura hörte die Vermuthung, daß sein unglücklicher Vater in seiner Gefangenschaft die Doppelrolle Grizzifalcone's hatte unterstützen müssen, die Dienste, die er dem Fürsten Rucca im Interesse der römischen Finanzen und die er dem Cardinal Ceccone im Interesse der Politik leisten sollte. Nur angedeutet zu werden brauchte diese Vermuthung, um auch die Gefahr auszusprechen, in welche sich Federigo gestürzt haben würde, wenn er, durch die Kunst der Federführung zum Vertrauten des verschmitzten, beutegierigen Räubers geworden, nach Rom gekommen wäre und seine Geständnisse wirklich dem alten Rucca hätte aus dem Gedächtniß wiederholen wollen. Ich würde sagen, schloß der Cardinal, vom erglühten

Aufhorchen seines Besuches nicht zu auffallend befremdet, ich würde sagen, beide, der Gefangene und sein muthiger Befreier, verabscheuten die Rückkehr in eine so verderbte Welt, wenn nicht auch der stille Waldesfriede, den sie dann gefunden haben, wiederum von menschlicher Verworfenheit wäre heimgesucht worden; man sagt, daß im Silaswald der von Grizzifalcone angelegte Verrath zum Ausbruch kam und auch dort der muthige Mönch seine Mission der strafenden Gerechtigkeit an einem der gedungenen Verräther vollziehen konnte.

Bonaventura hörte zum ersten mal von den näheren Umständen, unter welchen die Invasion der Bandiera gescheitert war. Bisher hatte er nur gewußt, daß die kleine Schar durch einige aus ihrer Mitte verrathen wurde.

Die Caudatarien hatten sich zurückgezogen, blieben jedoch hörbar. Der Cardinal sah auf die Uhr. Er hatte nur noch einige Minuten Zeit. Wir sehen uns leider so bald nicht wieder! sprach er mit Trauer. Ich muß einige Tage von Rom verreisen und auch Sie werden Eile haben, in Turin die Wünsche des Consistoriums früher geltend zu machen, als dort die Intriguen Fefelotti's ankommen. Lassen Sie sich's nicht verdrießen, daß es Ceccone ist, der Ihre Erhöhung fördern muß! „Die Gottlosen richten ihre Schemel auf und erheben die Gerechten“ —

Nicht wiedersehen — Nach Turin eilen — dachte Bonaventura mit Schmerz und stand im Kampf mit sich selbst. Sollte er dem Cardinal sagen, daß es auch ihn aufs mächtigste nach dem Silaswald zog? Aber — wie konnte er es — da sein Vater offenbar nur vor ihm, nur vor seines Sohnes wunderbarer Verpflanzung nach Robillante geflohen war!

Cardinal Ambrosi sagte, daß er nichts unterlassen würde, sich durch die Klöster über Federigo's Befinden zu unterrichten und dann seinem muthigen Vertheidiger über ihn Kunde zu geben.

Ohne das mindeste Anzeichen, als wäre ihm Federigo's näheres Verhältniß zu seinem Besuche bekannt, kam er wieder auf seine Heimat und seinen eignen Vater zurück. Dieser war ein Lehrer der Mathematik auf dem Lyceum zu Robillante, hatte eine Alpenreise gemacht, war nicht wiedergekehrt und wurde nie wieder aufgefunden. Um im Berner Oberland, wo er Höhenmessungen hatte vornehmen wollen, Spuren seines Verbleibens aufzufinden, hatte der junge Student des Seminars von Robillante bei Federigo Deutsch lernen wollen. Die Reise, die er dann wirklich gemacht, war ohne Erfolg geblieben.

Bonaventura, der dies Verhältniß nie so vollständig übersehen hatte, wie nach dieser Erzählung, stand wie an einem Abgrund. Warum nur trat ihm die furchtbare Morgue auf dem St.-Bernhard vors Auge! Er gedachte: Wie muß diese Eröffnung des jungen Mannes damals auf den Vater gewirkt haben, der eine mit dem Vater des Cardinals so ganz gleiche Lage — nur fingirt hatte —! Federigo konnte damals — wol noch nicht lange — bei Castellungo sein —? fragte er.

Als ich ihn zuerst sah?

Als Ihr Vater vermißt wurde —

Einige Wochen erst —

Sprach Ihnen — Federigo — nie — von den Gefahren des Schnees — denen auch — Er —?

Ambrosi blieb dem plötzlich stockenden Wort ein unbefangener Hörer und verweilte nur bei seinem eigenen Leid. Ohne Mutter, ohne Verwandte, wär' er nur der Zögling der Liebe seines Vaters gewesen. Als er ihn verloren, hätte er ein Gefühl der Theilnahme bei allen gefunden; doch nur bei Federigo ein solches, das seinem Schmerze ganz gleichgekommen. Dieser Edle hätte seine Thränen aufrichtig zu denen gemischt, die er selbst vergossen. Er hätte ihn seinen Sohn genannt —

Bonaventura stand über eine dunkle Ahnung zitternd.

Er versicherte mich, fuhr Ambrosi, des Sichabwendens seines Besuchs nicht achtend, fort, für bestimmt, daß mein Vater todt wäre, er säh' es im Geist — doch sollte ich ihn nur aufsuchen. Verlorenes, wenn auch Unwiederbringliches suchen wäre so gut wie es finden — wenigstens fände man anderes, neue Schätze. Seine Thränen deutete mein Gönner nicht allein auf die Theilnahme für den Vater, sondern auch auf die Erkenntniß, daß auch ihm aus tiefster Reue über seine begangenen Fehler, aus dem Suchen nach ewig Verlorenem die Kraft der Erhebung geworden wäre.

Bonaventura verbarg die Thränen, die in sein Auge traten — er verrieth nichts von einer Ahnung, daß des Vaters fingirter Tod — mit dem wirklichen Tode des Professors Ambrosi zusammenhängen mochte. Wenn hier eine Schuld des Vaters vorläge? dachte er schaudernd. Seine Hände zitterten. Das erbrochene Grab des alten Mevissen, die aufgefundenen Angedenken, die Urkunde Leo Perl's, alles trat ihm gespenstisch entgegen. Sein Vater — konnte doch — nimmermehr ein — Verbrecher sein —?

Ist Ihnen nicht wohl? fragte Ambrosi, ihm näher tretend.

Bonaventura hätte sich ihm an die Brust werfen, alles offenbaren, alles von sich und von seinem Vater eingestehen mögen. Aber diese neue Verwickelung wieder — sie war zu beängstigend — sie zwang ihn, seine Worte zu hüten. Nachdem er sein Befinden als wohl bezeichnet, wagte er noch ein Entscheidendes, indem er leise, gleichsam nur in Hindeutung auf den verschollenen Vater Ambrosi's, die Worte sprach: Räthsel — Räthsel —! Fiat lux — in perpetuis!

Eine Bewegung in den Mienen des Cardinals blieb aus. Sein Antlitz blieb ruhig. Von einem besondern Sinn dieser Worte schien er nicht betroffen worden zu sein.

Nun aber mahnten die Caudatarien wiederholt. Armbrost mußte Abschied nehmen und sofort für längere Zeit, da ihn unmittelbar nach dem Consistorium Ausgrabungen am untern Lauf der Tiber zu einer Reise veranlaßten. Noch sprach er sein sicheres Vertrauen aus, daß der an die Krone von Piemont gehende Vorschlag, das Erzbisthum Coni an den Bischof von Robillante zu geben, Erfolg haben würde — rieth aber, nach dem Entschluß des Papstes sofort nach Turin zu reisen. Er wünschte Bonaventura Glück und trennte sich von ihm, nur noch mit einer bedeutungsvollen Erinnerung an die einst zwischen ihnen auszutauschende Freundesbeichte und mit einer vollkommen unbefangenen Versicherung, daß es aufgeklärte, brave und wohlwollende Priester auch in Rom gäbe. Ueber den Eremiten im Silaswalde würde er ihm unfehlbar binnen kurzem nach Coni schreiben.

Bonaventura wurde vom apostolischen Stuhl zum Erzbischof von Coni vorgeschlagen. Auch Ceccone verlangte, daß er sofort, um Intriguen vorzubeugen, nach Turin eilte. Den Cardinal Ambrosi hatte Bonaventura seitdem nicht wiedergesehen. Aber ihr Briefwechsel blieb der lebhafteste, blieb die Fortsetzung ihrer ersten Begegnung. Bonaventura sah das Wachsen des Lichts und der Aufklärung auch in Italien. Ambrosi gestand in aller Offenheit, daß schon lange und noch immer eine fortgesetzte Beziehung zwischen ihm und Frâ Federigo bestand. Aber das Wort desselben: Er beschwöre den Erzbischof von Coni, bis zu einer bestimmten Zeit seiner Spur nicht zu folgen! wurde von ihm ohne die mindeste Ahnung der Verwandtschaft wiederholt; es wurde nur auf die Lage des Erzbischofs, seine Theilnahme für einen Deutschen bezogen. Unterwarf sich Bonaventura diesem Befehl? Eine That des Mannes, sagte er sich zuletzt über diese schmerzliche Lücke seines Lebens, darf nicht halb sein. Darf ich den Vater hindern, seinen Ausgang aus dem Leben so weit zu

vollenden, als er ihm ohne den Selbstmord möglich erschien? Noch lebt die Mutter —! „Es ist eine der grausamsten Handlungen, die es geben kann, jemand an einem schon begonnenen Selbstmord hindern", hatte ihm der Dechant geschrieben und noch in dem letzten, theilweise Armgart dictirten Briefe an Bonaventura stand: „Ich nehme dein Ehrenwort, Bona — nicht vom Priester nehme ich es, sondern von einem Asselyn, daß du vor dem Tod deiner Mutter den Eremiten vom Silaswalde nie suchst — nie kennst —" Bonaventura gelobte es. Sein Brief kam zwar nach Kocher am Fall zu spät, das Gelöbniß blieb gegeben.

Mit Freuden riß sich damals der so mannichfach gebundene und durch seinen Beruf, durch das ihm auch in Rom geschenkte Vertrauen so mannichfach willensunfrei gewordene Priester von der ewigen Stadt los. Er sah die Leidenschaft Olympiens für Benno — er sah die Aussöhnung der ihm schon in Wien nur wenig sympathischen Mutter mit ihren ärgsten Feindinnen. Er sah die Zurüstungen der Reise, durch welche Ercolano Rucca „an die Brust seines besten Freundes zu gelangen" wünschte. Er ahnte alles, was kommen mußte, las es aus den Mienen Lucindens, die denn wol auch ganz offen sagte: „Benno liebt ja Olympien! Man liebt mit Leidenschaft nur das, was man versucht sein könnte unter andern Umständen zu hassen! Er sieht alle ihre Fehler, aber er wird sich überreden, sie verbessern zu können. Und ist es unmöglich? Wir Frauen sind die Erzeugnisse unseres Glücks oder unseres Unglücks!"

Bonaventura traute Lucinden mit dem Grafen Sarzana, nachdem er die Bedingung gemacht, daß ihm Beichte und Examen (beide müssen jeder Trauung vorangehen) vom Pfarrer der Apostelkirche, der die Cession gegeben, abgenommen wurde. Wie traten ihm die Stimmungen jener Tage aus dem Briefe wieder entgegen, mit dem Lucinde ihr heutiges Geschenk begleitet hatte!

Grade heute hatte sie ihm geschrieben: „Dieser Sarzana! So hat er denn die Glorie seines Lebens gefunden, der tückische Schurke, den sie in die Grube geworfen haben ordentlich mit Ehren! An den Galgen gehörte er von Rechts wegen — wenn ich auch die Posse mitmachen und ihm durch eine Beisetzung eine anständige Entsühnung geben will. Ich beschwöre Sie, mein hochverehrter Freund! Lassen Sie doch von nun an Ihre kleinen Fehden gegen den Geist der Zeit! Mit unversöhnlicher Macht ergreift Rom jetzt die Zügel und ich weiß, es wird niemand mehr geschont werden! Der Schrecken wird die Welt regieren — und es ist gut so, denn die Tyrannen hab' ich immer menschlicher gefunden, als die Philosophen, die Humanitätsschwärmer, die Tugendhelden, die Volksfreunde, die Aufklärer, die Pietisten, die Gensdarmen, die Vertreter der so unendlich süffisanten Ordnung und Richtigkeit des Lebens — die fand ich immer grausam, herzlos und da, wo sie recht tüchtig Widerstand finden, auch recht kläglich feige und erzdumm. Denken Sie nur allein an die Intrigue, die mich damals zur Gräfin Sarzana machte — muß man nicht das italienische Volk gehen lassen, wie es ist? Eine Bestie ist's und zum Gehorchen bestimmt. Und, mein Freund — die Kirche! Ich begreife in der That Ihr Reformiren nicht! Die katholische Kirche ist gerade darum so schön und so rührend, weil sie ganz und gar blos eine Antiquität ist. Mir ist sie nun auf die Art geradezu eine wurmstichige alte Kommode geworden, in der ich meine liebsten Siebensachen, meine alten verblaßten Bänder, meine alten zerknitterten Ballblumen liegen habe. Aus meinem im Herzen noch manchmal wiederkehrenden Frühling leg' ich dann und wann noch eine Rose in die alten Schubläden hinzu und deren Duft durchzieht dann die alte beweinenswerthe Herrlichkeit. Nun ja, ein bischen moderig bleibt's immer! Aber der Duft der Rose bringt doch auch in das alte, wurmstichige Holz mit den messingenen

Ringen und schnörkligen Schildern dran ein — ach! auch schon manche Thräne ist mir in den alten Rumpelkasten gefallen. Lassen Sie doch Ihre Principien, hochverehrter Freund! Der alte Gott sorgt ja schon selbst für seine Anerkennung! Der Vernünftigste, den ich seit lange beobachtet habe, war Ihr Vetter Benno, von dem ich gar nicht einen solchen Cäsar Montalto erwartet hätte — den dummen Rückfall ausgenommen, der ihn nach Rom unter die Narren von 47 trieb! Glauben Sie mir, er hat in Paris und London glückliche Stunden erlebt; er nahm, was sich ihm bot, und reflectirte nicht. Kommen Sie nun auch endlich einmal ordentlich nach Rom? — Sie müssen Cardinal werden, und mehr! Nur beschwör' ich Sie, machen Sie es einst, wenn Sie die dreifache Krone tragen, wie es alle machten, nicht etwa wie unser jetziger Phantast, der sich auf den Vatican, die Hochwarte des wenigstens mir sicher bekannten Universums, wie ein Kind hinstellen und aus einem thönernen Pfeifenstummel Seifenblasen puhsten konnte! Wie leben Sie denn, mein hochverehrter Freund? Ist die alte Gräfin auf Castellungo entschlafen in ihrem «HErrn», bei dem sie nur allein courfähig war? O, des Hochmuths dieser Frommen! Finden Sie nicht, mein hochverehrter Freund, daß Jesus in den Evangelien eigentlich nur recht bei denjenigen steht, die sich gegen Gesetz und Regel auflehnen, tief in der Irre gehen und mit den respectabeln andern Leuten auf gespanntem Fuße leben? Rauft einer am Sonntag Aehren aus, gleich entschuldigt er ihn; wäscht ihm eine Frau die Füße mit kostbaren Narden, gleich sagt er: Laßt doch die gute Närrin! Alles, was Jesus that, war, wie's die andern Leute nicht thun. Und was wäre denn der Herr für diese wohlanständigen, vornehmen Seelen, deren Sünden höchstens Neid und Hochmuth sind? Nimmermehr! Auch das hat mich katholisch gemacht, daß mein allersüßester Jesus ganz Mein aparter Freund ist. Im Dunkel einer

kleinen Kapelle, da gehört er, er selbst ein Gekennzeichneter, ein polizeilich Verfolgter, vom vornehmen Pharisäervolk Gesteinigter wie ich, ausschließlich Mir an. Vor dem dunkelsten Altar, da, wo von einem Crucifix, von einem schlechten Tüncher geklext, die Tropfen Blutes am Haupt und in der Seite, zum Greifen dick, herunterfließen, da hab' ich den Liebling meiner Seele und hör' es, als sagte er: Alte Lucinde — wie geht es dir? Bist du immer noch in der Irre, immer noch unverstanden und ohne Herzen, die dich lieben? Das ist wahr, vor der allerseligsten Jungfrau, zu der Sie mir vor langen Jahren riethen, mich besonders vertrauensvoll zu beugen, vor Maria entzündet sich noch immer nicht ganz mein Herz, wie ich möchte. Ach, die Königin des Himmels hat einen Sohn verloren, hat den gelästert gesehen — das sind gewiß, gewiß große Leiden — aber sie selbst litt nicht viel unter Lästerungen. Maria ist noch immer meine Feindin, wie alle Frauen. Grüßen Sie Paula, die ich mehr liebe, als sie glaubt. Hindern Sie den Grafen nicht, katholisch zu werden —! Es wird sich dann alles zwischen Ihnen leichter machen. Die katholische Religion ist die der menschlichen Schwäche — und eben in seiner Schwäche liegt die Größe des Menschengeschlechts —!"

Jahrein, jahraus kamen einmal diese Ausbrüche einer erbitterten Welt- und Lebensanschauung. Näherer persönlicher, so innigst von ihr gesuchter Umgang war ihm mit Lucinden vor einigen Jahren in Coni unmöglich gewesen — eben durch die Art, wie sich ihre Denk- und Gefühlsweise mit einer scheinbar tiefüberzeugten Art, allen, selbst den bigottesten Vorschriften der Kirche nachzukommen, vertrug und wie sie ihm dadurch den katholischen Glauben, dem er immer noch sein Tieferes und Besseres abzuringen suchte, ganz verhaßt machen konnte.

Unrichtig getauft zu sein hatte Bonaventura nur damals

schrecken können, als er es zuerst erfuhr und das Bekenntniß eines verbitterten Hypochonders in den Händen einer rachsüchtigen Feindin wußte. Diese Feindschaft hatte sich durch Paula's Heirath, durch Lucindens nothwendig gewordene Beichte zu Maria-Schnee in Wien gemildert, ja sie hatte wieder der alten Hoffnung und dem alten Werben um Bonaventura's Liebe das Feld geräumt. In Bonaventura's Innern gingen soviel Veränderungen vor, daß ihm an ein Verhältniß, das er nur zum größten Triumph derjenigen Richtungen hätte aufklären können, die er bekämpfte, eine Gewöhnung kam. Einen Augenblick, der in den immer höher gesteigerten Wirren der Zeit einst ihm noch kommen müsse, einen Augenblick großer Entscheidungen sah er als ihm ganz gewiß beschieden voraus. Dann wollte er zur Widerlegung des tridentinischen Concils sich erheben und sagen: „Priester oder Gott — das ist die Frage! Hat Christus seine Vertretung in der Gemeinde oder nur im geweihten Vorstand derselben? Kann der Wille eines schwachen Menschen deshalb, weil er gesalbt wurde, die Menschenseele zu seinem Spielball machen? Seht, ich bin getauft nach allen Regeln der apostolischen Einsetzung der Taufe! Und doch, doch bin ich ein Heide, wenn unsere Seele von Priestern abhängt! Unsere Kirche steht und fällt mit der Entscheidung über mein Lebensschicksal —!" Dann sich denkend, daß alle seine Würden von ihm niedergelegt werden müßten, alle kirchlichen Acte, die er vollzogen, für ungültig erklärt, sich vorstellend, daß er in ein Kloster gehen, sich neu taufen, neu weihen lassen müßte, fühlte er das mächtigste Verlangen, bei irgendeiner großen Krisis der Zeit seine Lage selbst zu offenbaren. Einstweilen hatte er Leo Perl's Beispiel befolgt und eine Urkunde aufgesetzt, die nach seinem Tode erbrochen werden sollte. In ihr hatte er seinen Fall ausgeführt. Noch wußte er nicht und kämpfte mit sich, ob er dies Bekenntniß in die Hände des römischen Stuhls

selbst oder nur in die seiner näherverbundenen Freunde legen sollte. Innerlich war er mit sich im Reinen — er verachtete den Spuk des Zufalls.

Nur der höhnende Schatten desselben konnte ihn zuweilen schrecken — Lucinde. Aber selbst als sie damals von Castellungo im äußersten Zorn geschieden war, selbst da hatte sie zu Bonaventura, der sie, um Abschied von ihr zu nehmen, im Kloster der Herz-Jesu-Damen besuchte, auf ein Käftchen gedeutet und versöhnt gesagt: „Dort liegt mein Testament! Sie überleben mich und ich vermache Ihnen alles, was ich hinterlasse — cum beneficio inventarii — auch meine Schulden! Sie finden Serlo's Denkwürdigkeiten, die, wie ich Ihnen schon vor Jahren sagte, die Schule meiner Kunst wurden, Leiden zu ertragen. Glauben Sie mir, Thomas a Kempis war nichts als der geistliche Serlo und Thomas a Kempis hat ganz die nämliche Philosophie, nur daß der Mönch seine Verachtung der Welt und Menschen in religiöse Vorschriften kleidete. Wenn Thomas a Kempis anräth, Gott zu lieben, so wollte er nur wie der Schauspieler Serlo sagen: Verachtet die Welt und die Menschen! Dann finden Sie — noch —" setzte sie stockend und leise hinzu: „die Hülfsmittel jener — Rache, die ich Ihnen einst in einem kindischen Wahnsinnanfall geschworen hatte —" Und die Sie noch immer nicht Ceccone oder Fefelotti auslieferten? warf Bonaventura ein. Lucinde erhob sich, nahm einen Schlüssel, der an dem immer auf ihrer Brust blinkenden goldenen Kreuze hing, ging an ihr Käftchen und schloß es auf. Nehmen Sie, sagte sie und deutete auf ein gelbes, vielfach gebrochenes großes Schreiben mit zerbröckeltem Siegel.

Es war ein Moment, an den Bonaventura oft zurückdenken mußte. Damals drängte sich alles zusammen, was oft so centnerschwer auf seiner Brust lag und nun — ein Augenblick der

seligsten Erleichterung —? Aber wie ein Blitzstrahl fuhr es auch zu gleicher Zeit durch sein Inneres: War und ist dein Leben und Ringen wirklich nicht mehr, als die Furcht vor diesem zufälligen Verhängniß? Bist du nicht Herr deines Willens, Schöpfer deiner Freuden und deiner Leiden? Wie kannst du erbangen vor einer Anklage, die du verachtest, weil sie eine teuflische Verhöhnung der christlichen Idee ist? Bonaventura wandte sich und sagte: Behalten Sie! Lucinde verstand diese Weigerung im Sinn eines ihr geschenkten Vertrauens und wurde so davon überwältigt, daß sie eine Weile hocherglühend und in zitternder Unentschlossenheit stand, dann ihr Knie beugte und sich vor Bonaventura zur Erde niederließ. Gräfin, lassen Sie! bat er erbebend und der alten Scenen gedenkend. Lucinde neigte den Kopf bis auf seine Füße. Ein in der Nähe entstandenes Geräusch mußte sie bestimmen, sich zu erheben. Man hörte Schritte. Noch ehe sie den Schrein geschlossen, den Schlüssel wieder zu sich gesteckt hatte, trat die Aebtissin der Herz-Jesu-Damen ein, die nicht verfehlen wollte, dem Erzbischof bei seinem Klosterbesuch die schuldige Ehrfurcht zu bezeugen.

Einige Zeit nach einem ihm unvergeßlichen Blick, den damals Lucinde auf ihn geworfen, war es Bonaventura, als hätte sich in den Drohungen Sturla's, der von Genua kam, ein Anklang an die Urkunde Leo Perl's gefunden. Er konnte sich aber auch irren. Der kecke Jesuit hielt ihm ein Bild der deutschen Geistlichkeit vor, dessen Züge auf den fremden Eindringling passen sollten, und unter anderm lief die Bemerkung unter: „Unglaublich, was die Archive Roms von Deutschland mittheilen könnten, hätte nicht die Kirche vor allem an ihren eigenen Organen Aergerniß zu vermeiden!"

Wie bitter und sogar triumphirend waren im Briefe Lucindens die Andeutungen über Paula! Auch er fühlte es ja nach,

was die lutherischen und abgefallenen F
genug unter sich sagten: Solch ein unnat
dung verletzendes Verhältniß ist nur au
möglich! An sich, vor den Augen der A
auf Misdeutung gewahrt — Paula war
syndikus, Bonaventura der Sohn des Prä
— die Verwandtschaft war die allernäc
durfte, ohne Anstoß zu erregen, in Co
last bewohnen, wo im Kreise einer Gesell
Mitteln zu unterhalten wußte, die sich ihr
mit sonst nicht gewohnter sicherer Beherrsch
allabendlich der Erzbischof verweilte. Meist
der Verschmelzung oft schroffer Gegensätze,
finderisch und ergab sich jenem schönen Triel
zudenken allem, was über rauhe Stunden b
hinweghelfen kann. Aber ein Vorwurf des
alledem nicht — es war ein Verhältniß, w
ventura sagte, „Gott keine Freude haben kon

Ein zärtliches Ueberwallen der Liebe ha
tura und Paula längst gemildert. Auf Entsag
ja auch gleich anfangs begründet. Und lei
selbst die leidenschaftlichste, zuletzt die Flut i
lende Strömung? Kuß und Umarmung! Was
als nur das letzte Ziel, ein Zerreißenwollen jede
ein Zerstören der Brücke, die den geliebten Gege
mal noch zur alten persönlichen Freiheit zurück
und Umarmung werden begehrt und gewährt, w
den und Gewährenden als Ich vernichten, für
gemeinschaftliche Schuld erzeugen, die beide
ewig Eins zu sein. Bald aber tritt die n
Liebe nur im Austausch des f

des Herzens.

der Brust

das Lächeln der

der Tag.

erfüllt

noch willkommener

der Ehe, lange

des wahren

des Verbundenseins der

jedem

war er auf dem

lag und einer der

des Landes gehört hatte, die im

nichts beschieden, als die

In diesen Palast schloß sich ein

wie die Gärten auf den

hatte eine Aufgabe, diesen Garten der

Ein geselliger Kreis wurde vor dem

Später freilich blieben nur

Wirkungen des Grafen nicht stören ließ

Revolutionen ausbrachen, nach

nicht auch dort die Verwirrung

überschritten hätte. Seit lange

mäßigte den Ausdruck seiner Freude

zu bleiben. Bonaventura kannte die

den Grafen bestimmen mußte,

kannte des Grafen Sehnsucht

Graf Hugo liebte Paula.

Zusammenleben in

Grafen dafür, daß dieser

Berufung zur Mutter

13*

enn auch

emporsteigt

tes schon

Demuth

lle" und

e — —!

ohne die

störte die

lastes ge-

der Bäume

aventura's

seine ganze

o Umgegend

ten zu feiern.

Nie ergriffen

Jugend erfreust,

ugenderinnerung.

ichtet, versagt die

zuletzt auf seinem

jeder Bewegung

hört, der Morgen

Auge geschlossen.

n die ermüdete

hob. Bona-

mit den Worten aufzunehmen: Die Frau Präsidentin ist krank und Herr von Wittekind in Rom? Das wird Ihre Kraft übersteigen, mein theurer Freund, wir müssen Sie begleiten; wir gehen mit nach Rom!

In solchen, sein Inneres zerreißenden Stimmungen, zu denen sich an jedem der ihm besonders wichtigen Gedenktage seines Lebens noch der Hinblick auf den mit jedem Tag sich dem Abscheiden vom Leben nähernden Vater gesellte, verweilte Bonaventura heute unter seinen Büchern. Hier, wo ihn so oft die nächtliche Stille geheimnißvoll umfing — hier, wo sein Gemüth der Muttersprache noch zuweilen opferte, wie in den Versen —:

Du wunderbare Stille,
Wer deutete dich schon,
Im Erd= und Himmelschweigen
Den Weltposaunenton!
Die namenlose Sehnsucht
In flücht'ger Welle Gang,
In stiller Brunnen Plätschern
Den mächt'gen Rededrang!

Wenn Mondenglanz die Rose
Sanft zu entschlummern ruft
Und Nachtviole trinket
Den Thau der Abendluft,
Wenn frei die Sterne treten
Aus ihrem blauen Zelt,
Worin das Licht der Sonne
Sie Tags gefangen hält —

Wie predigt da die Rose!
Viole singt im Chor;
Das kleinste Blatt hält Tafeln
Der Offenbarung vor!
Es rauschet und es klinget
Ein jeder todte Stein;
Der Stäubchen allgeringstes
Will nur verstanden sein!

Nur in die dunkeln Schatten
Hat Gott das Licht gestellt
Nur in die öde Wüste
Die Herrlichkeit der Welt;
Nur brechend nimmt ein Auge
Den rechten Lebenslauf!
O, schließet euch, ihr Zauber
Der ew'gen Stille, auf!

Der buntfarbigen Blume sich zu vergleichen, die, wenn auch hochragend und stolz, doch erst aus welken Blättern emporsteigt — so erhebt sich die Lilie über den am Fuß des Schaftes schon beginnenden Tod — dafür besaß seine Selbstschau zu viel Demuth und doch — nun schon wieder um ihn die „heilige Stille" und ein „brechend erst den rechten Lebenslauf nehmendes" Auge — —!

Ein wilder Sturm, wie er oft in Berggegenden ohne die mindeste Vorbereitung entsteht, hatte sich erhoben und störte die Stille der Nacht. Während die Fensterläden des Palastes gerüttelt wurden, der Wind in den rauschenden Wipfeln der Bäume des großen Platzes tobte, konnte kein Schlaf über Bonaventura's Auge kommen. Und doch nahm der morgende Tag seine ganze Kraft in Anspruch. Er wußte, daß sich Stadt und Umgegend nicht nehmen ließen, den Namenstag ihres Oberhirten zu feiern. Schon nach fünf Uhr wollte er die Messe lesen. Nie ergriffen ihn die Anfangsworte der Messe: „Der du meine Jugend erfreust, o Herr!" mächtiger, als an diesem Tage der Jugenderinnerung.

Wo das Gehör einen Dienst der Liebe verrichtet, versagt die Natur den Schlaf. Bonaventura mochte sich zuletzt auf seinem Lager noch so ermüdet strecken, sein Ohr lauschte jeder Bewegung im Nebenzimmer. Sturm und Regen hatten aufgehört, der Morgen graute schon und noch hatte Bonaventura kein Auge geschlossen.

Eben mochte sich vielleicht für einige Minuten die ermüdete Wimper gesenkt haben, als sie sich sofort wieder erhob. Bona-

ventura hatte das schnelle Auftreten der dienenden Brüder gehört. Erschreckend über eine mögliche Verschlimmerung im Befinden des Kranken, sprang er, wie er war, halbangekleidet, vom Lager.

Als er die Thür geöffnet hatte, fand er, von einem Licht beschienen, den Leidenden aufgerichtet. Die dienenden Brüder reichten ihm eben von der Arznei. Benno lehnte das Glas ab. Als er Bonaventura erkannte, sagte er, er hätte lange und fest geschlafen. In der That blickte sein Auge weniger fieberhaft. Seine Hand, die er in der Hand Bonaventura's ruhen ließ, hatte die feuchte Wärme, die fast auf eine Krisis schließen ließ.

Welche Zeit ist's? fragte er.

Man sah auf die Uhr und nannte die vierte Stunde.

So geh zur Ruhe! bedeutete er den Freund.

Doch dieser nahm an seinem Lager Platz und sagte, daß er keiner Ruhe mehr bedürfe.

Auf dies beharrlich wiederholte Wort der Liebe wandte der Kranke sein Haupt nach den beiden Mönchen und gab seinen Wunsch zu erkennen, mit dem Erzbischof allein zu sein.

Ein Wink desselben und die Mönche traten in ein Nebencabinet, das nach Osten lag. Beim Oeffnen der Thür sah man den ersten Frührothschimmer der aufgehenden Sonne.

7.

Ehe ich vom Leben scheide — So begann Benno.

Mein theurer Freund, unterbrach ihn Bonaventura, du wirst leben!

In deinem Gedächtniß — im Gedächtniß manches, der auf meine Zukunft Hoffnungen setzte und schwer begreifen wird, warum sie nicht erfüllt wurden und warum sie gerade so — so — endigen mußten. Meine Minuten sind gezählt. Noch deinen Namenstag feir' ich, dann ist das Liebste da — was ich — vom Weltgeist begehre.

Freund! unterbrach Bonaventura voll äußersten Schmerzes. Diese Worte Benno's wurden so zuversichtlich, so fest gesprochen, daß sie keine Widerlegung zuließen.

Ich will nicht sterben, sagte er, ohne mit den letzten Seg nungen unserer Kirche versehen zu sein. Sorge dafür! Die Rücksicht deines Hauses erfordert dies. Wer mit den Priestern ein Leben des Kampfes geführt hat, mag sich im Tode ihre Nähe verbitten; ich kämpfte nicht mit ihnen — meine Gegner sucht' ich mir auf andern Schlachtfeldern. Einem deiner Vicare werd' ich beichten, daß ich nie an Religion betheiligt war. Sie war mir kein Bedürfniß.

Bonaventura schwieg. Er wußte, daß keine Confession so sehr religiösen Indifferentismus bei Gebildeten erzeugt, wie die katholische.

Einen Kranken erquickt nichts mehr, als von seinen Umgebungen die Anerkennung zu hören, daß er krank sei; einen Sterbenden nichts mehr, als die Anerkennung, daß er stirbt. So kam es, daß Benno mit jener Kraft der Stimme sprach, die in letzten Augenblicken oft so wunderbar wiederkehrt. Ich erfülle, sagte er, das Geschick unseres Hauses — wie mir einst in Rom der feindliche Dämon deines Lebens verheißen hat — als Lucinde jene Klagen ausstieß, die ich dir vor Jahren — von London berichtete! Vor — fast zehn Jahren! Deinen letzten Brief hab' ich in meinem Portefeuille — und heute erst beantwort' ich ihn durch mein — Testament. Was konnt' ich dir sagen, nachdem ich mit allem gebrochen, was andere von mir voraussetzten? Skeptiker, Indifferentist — das gibt eine imposante Lebensstellung, wenn man in die Lage kommt, nur reflectiren zu brauchen, sich die Zähne zu stochern, im Salon die Beine übereinanderzuschlagen. Stell' einen jener Weisen, die im Chor den Heroen der Tragödie so gute Lehren geben, selbst auf die Breter, er macht die Tragödie zur Burleske!

Benno hielt inne, sammelte neue Kraft und lehnte Bonaventura's Entgegnungen mit einem Zeichen der Hand ab. Ich saß auf der Engelsburg, fuhr er fort, mit Räubern, deren Ungeziefer mich schon allein die Freiheit ersehnen ließ. An sich ist die Freiheit zu verlieren kein so großes Unglück. Ich hätte Steine klopfen können, um ungestört über mich und die Dinge und vielleicht dann über Gott nachzudenken. Nur der Schmuz des Gefängnisses entsetzte mich.

Wieder hielt der Kranke inne. Wieder fuhr er, um des

Freundes Nachsicht bittend, nach einer Weile fort: Eines Tags stand die Thür meines Kerkers offen und es war eine Mutter, die ich glücklich machte durch meine Flucht. Selbst Lucinde nahm es ernst mit meinem Schicksal, sie war ganz bei der Sache, ohne meiner Verkleidung zu spotten — Der arme Bertinazzi erhielt die Galeere auf Lebenszeit. Als ich die Hinrichtung der Bandiera erfuhr, brach mein Lebensmuth — die Mutter — konnte mich damals — gängeln wie ein Kind —

Bonaventura folgte aufmerksam allen diesen schmerzlichen Erinnerungen.

Man soll sich seine nächsten Angehörigen nicht analysiren, fuhr Benno fort in offenbarer Aufwallung gegen seine Mutter. Das aber muß ich doch sagen: Wo im Verkehr der Herzen das Uebermaß waltet — da welkt nur zu bald die Blüte.

Bonaventura wußte, daß Benno von London im tiefsten Bruch von seiner Mutter und von Olympien sich losgerissen hatte und nach Rom nur sozusagen entflohen war. Er hörte nun alles das bestätigt, neigte sein Ohr dicht an den Mund des Freundes und bat ihn nur, sich zu schonen.

Meine Retterin, fuhr Benno in Erregung fort, war natürlich Olympia. Es hat schon oft Seelen gegeben, die plötzlich den Teufel in seiner Rechnung betrogen — die Heiligengeschichte erzählt von ihnen. Eine Heilige ist nun Olympia nicht geworden; aber aus einer Tyrannin wurde sie eine Sklavin. Ich habe nie so dienen sehen, wie Olympia ein Jahr lang dienen konnte. An einem Tigerkäfig hab' ich sie kennen lernen; sie war nun selbst gezähmt zu einem der jungen Lämmer, die sie — als Kind erdrückt haben soll — aus — Zärtlichkeit! Solche Frauen gibt es nicht — in — deiner germanischen Welt!

Meiner? fragte Bonaventura mit leisem Vorwurf.

Benno schwieg eine Weile. Dann sprach er einen Vers des Bonaventura'schen Gedichtes:

„Einmal, eh' sie scheiden,
Färben sich die Blätter roth —"

Er legte in den Ton der Recitation die Anerkennung deutschen Wesens im Denken und Empfinden, fügte aber hinzu: Als ich mein Lebensräthsel erfuhr, als ich meine todte Schwester sah, an ihrer Leiche die Mutter kennen lernte, ergriff mich Haß gegen alles, wofür ich bisher und worin ich gelebt hatte. Ich brach mit einem Vater, der lügen und morden konnte; ich brach mit einem Staat, der keine freien Bürger duldete; ich brach mit einem Volke, das der Tyrann andrer Völker sein konnte; ich folgte in allem meiner Mutter, deren Namen ich annahm.

Bonaventura kannte diese Umwandlung, die nicht der seinigen glich.

Nicht lange war ich in Paris, fuhr Benno fort, so erschien Olympia, ausgesöhnt, engverbunden mit meiner Mutter, die mich anbetete. Du mußt es wissen — — als ich Olympien zum letzten mal gesehen hatte, war mir in der Villa Hadrian's durch eine seltsame Scene — durch die Umgebungen — durch die Umstände, die meine Sorge um das Schicksal der Bandiera heraufbeschworen — — ein Stelldichein von ihr aufgedrungen worden. Es war ein Zwang, der sich nicht ablehnen ließ. Was dem Mann ein Bettelpfennig, wird dem Weibe zum Krösusschatz — kann ein Mann mit Bettelpfennigen geizen! Tugend —?! — — Ich fühlte eine mächtige Hand, die mich zurückhielt — ich suchte fast den Tod, um dem Wiedersehn auf Villa Rucca zu entfliehen — Olympia und das Schicksal hielten sich an mein erzwungenes Ja! Nicht Nacht war es, als ich sie wiedersah in

einem eleganten Salon — in der Rue Rivoli zu Paris — sie hatte mich befreit — ich hieß Cäsar Montalto, haßte die Tyrannen, liebte meine Mutter, Italien — dennoch wehte Afrikas Wind vom Meere herüber, Millionen Blüten hauchten ihren Duft in linde Abendstille hinaus. Die Fürstin nahm sich so den Dank, wie sie ihn begehrte.

Wieder trat eine Pause ein. In Bonaventura's Blick lag die Anerkennung alles dessen, was hier möglich gewesen. Saß er nicht an einem Leichenstein, jener Grenze, wo sich alles versöhnt —?

Frankreich, England, das Land der schönsten Frauen, fuhr Benno fort, konnte an sich kein Schauplatz für die an Triumphe gewöhnte Nichte Ceccone's sein. Der Cardinal wurde ein Opfer der dir bekannten Italienerrache. Olympia gerieth in Bedrängnisse und die Reihe ihr zu helfen, kam nun an mich. Einander nützlich sein — veredelt — bindet. Hier fesselte es aufs neue. In Olympia kehrten Regungen des Gefühls, die sie schon dem Mönch Vincente Ambrosi bewiesen hatte, zurück. Sie ertrug die ihr folgende Verringerung ihrer Hülfsmittel. Einige Jahre fand sie in der That in mir die Fülle ihres Glücks wie ein Kind. Sie abzuwehren war unmöglich. Wie die Schlange ihr Opfer nicht läßt, fand ich bei jeder Pforte, wo ich hätte entfliehen wollen, meine Bestimmung, die mir den Weg vertrat. Ich war verloren an — zwei Frauen!

So dachte auch die Welt und entschuldigte dich, warf Bonaventura mit mildem Tone ein.

Ein Zustand des Elends blieb es aber doch, fuhr Benno fort, während seine Züge einen Ausdruck des höchsten Schmerzes annahmen. Jedes einzelne Leid fühlte ich wie das natürliche Kettenglied der Folgen, welche ich über mein Leben heraufbeschworen hatte, als ich dem südlichen Blut in meinen Adern folgen wollte.

Ich wollte Partei nehmen für die betrogene Hälfte meines Erdenlebens — und von Wahn zu Wahn, von Traumbild zu Traumbild lockte mich die mütterliche Welt, die mir zuletzt ein Gift wurde, das mich — langsam getödtet hat —

O mein Freund —! Das war alles, was Bonaventura aus der Tiefe seines Herzens entgegnen konnte.

Beklage mich nicht! sprach Benno. Ich hatte zahllose, flüchtige Stunden des Glücks; ich trotzte der Sehnsucht meines Gemüths. O nur zu reich ist der menschliche Geist an Gedanken, welche den Kampf gegen die innern Vorwürfe des Gewissens unterstützen, ja auf Augenblicke ihn siegen und triumphiren lassen —! Ich durfte mir ein — künstliches Pflichtenleben schaffen — die brüderliche Freigebigkeit des Präsidenten entzog mich den Sorgen für meine Erhaltung. Ich las, studirte, schrieb — Da ich für einen Italiener gelten wollte, hatte ich Mühe und Verdruß genug durch die Vorbereitung zu dem, was nun — gescheitert ist. Welche Menschen! Verunreinigend durch ihre Schwächen und Laster die heiligen Dinge, die sie im Munde führen — Freilich — die Gegner —! Sind sie nicht ebenso verächtlich? Ich kannte sie alle, die Diplomaten von Paris und London. Nur in den Formen liegt der Unterschied. Oft genug gab es Stürme im Glase Wasser — elende Streitigkeiten; doch konnten sie mit dem Schiffbruch der Betheiligten enden. Terschka — wo mag — der — Schurke — hingerathen sein —!

Bonaventura ließ dem Freund den Glauben an eine schon hienieden waltende Nemesis. Drängte es ihn auch, von Terschka's Beziehung zum Verrath der Bandiera zu erfahren, so gab er es doch auf — die Kraft des Freundes drohte zu versiegen.

Benno schloß eine Weile die Augen; dann erhob er sich wieder und ließ die irrenden Sterne derselben wie ausruhen an der

Decke des immer mehr sich erhellenden Zimmers; unbeweglich starrten die Augen wie in eine unergründliche Tiefe.

Es gab auch Edle unter diesen Kampfgenossen! begann er aufs neue wie mit feierlicher Andacht. Euch hab' ich folgen wollen, ihr Brüder, die ihr den grausamsten Tod erlittet! Ihr leuchtetet mir voran, Dioskuren am Himmelszelt auf weißen Rossen! Die Welt sich zu erschaffen aus freiem Willen — ist edler Mannestrotz! Lernt' es auch, als ich, ein Katholik, dem heimatlichen Staate trotzte —! Haben mir's später bitter heimgezahlt, als — dem Präsidenten — auf seine Verwendung die Antwort — wurde: Ist ja österreichischer Cabinetskurier geworden —! Warum wurde Germanien nur so — russisch! Lebt — denn wol — noch — Rück? ... Und — schreibe sogleich — wenn ich — an — Thiebold —!

Weiter reichte nicht mehr die erschöpfte Kraft, die sich übernommen hatte. Die Aerzte kamen. Schon läutete draußen von allen Thürmen das Angelus. Es war fünf Uhr. Der helle Tag lag hinter den Vorhängen der Fenster. Benno hatte sich eine zu große Anstrengung zugemuthet; er war erschöpft in die Kissen gesunken. Fast schien seine Zunge gelähmt. Die Aerzte sagten, die letzte Stunde ließe sich nicht vorausbestimmen. Sie baten vor allem den Erzbischof selbst, sich zu schonen.

Bonaventura rief die Mönche und überließ ihnen und den Aerzten die Sorge für den Geliebten, für den von heißen Qualen der Seele Zerrissenen. Zur Frühmette wollt' er nun in den Dom, wo an diesem Tage seit Jahren die Stadt gewohnt war, ihn erwarten zu dürfen.

Bonaventura's Aufmerksamkeit, in die Mittheilungen Benno's verloren, hatte nichts vernommen von den Zurüstungen der Ueberraschungen, welche ihm die Verehrung und Liebe bereitet. In sein Wohnzimmer getreten, fand er die Wände mit Blumen ge-

schmückt. Kostbare neue Teppiche lagen über die Stühle gebreitet. Geschenke von Gold und Silber standen auf den Tischen. Alte Werke, seltene Drucke und Holzschnitte hatte ihm Graf Hugo hinlegen lassen. Der Haushofmeister, die Caudatarien, ihre Glückwünsche ertheilend, nannten die Namen der Geber, unter denen Paula's Name obenan glänzte.

Es lag in seinem Berufe, daß sich Bonaventura nun in seine goldstarrenden Gewänder werfen mußte. Die Bischofskrone prangte auf seinem Haupte. Schon spiegelte sich die nach der allmählich wieder ruhiger gewordenen Nacht goldig aufgegangene Sonne in den kostbaren Edelsteinen ihrer Verzierung. Unter einem von sechs Knaben getragenen Baldachin, begleitet von allen im Treppenhause versammelten Abgeordneten der Kirchen und Klöster der Stadt, den Civilbehörden, den Oberoffizieren des Militärs, trat der Erzbischof, gebeugt und trauernd, aus dem Eingang des Portals, das mit Guirlanden geschmückt war. Der Vorhof innerhalb des Gitters war leer, draußen wogte die Menschenmenge. Die halbe Stadt war in Bewegung. Selbst einer vom Erzbischof sonst bekämpften Unsitte, der rauschenden Musik des Militärs bei Kirchenfesten, konnte heute, auf Anlaß eines solchen Freudentages, nicht gewehrt werden. Jung und Alt schloß sich der glänzenden Procession an, die in den Dom zog. Bonaventura hatte sonst diese Ueberraschungen an seinem Namenstag unmöglich machen wollen und kurz vorher Reisen angetreten oder war ein andermal in ein Kloster gegangen. Allmählich aber hatte er auch hierin der Landessitte nachgegeben und dem Onkel Dechanten beigestimmt, der ihm geschrieben: „Nimm doch Liebe, wo sie geboten wird! Ist die Zeit angethan, sich der Ernte seiner Saaten zu entziehen! —?“ Angeregt von solchem Zuspruch konnte er wol auch ausrufen und den gewohnten Klageruf seiner Selbstgespräche freudig unterbrechen:

Nimm an der Welt dein ganzes Theil,
Nimm es mit vollen Händen!
Was du verschmähst, wird nicht zum Heil,
Nicht zum Gewinn sich wenden!

Der Blüten nur im Lenz gedenk',
Die rings den Rasen decken,
Vom Apfelbaume ein Geschenk
Den Winden, die ihn necken!

Und doch im Herbst — der reiche Baum
Was er an Früchten spendet!
Erinnern kann er sich noch kaum
Der Blüten, die verschwendet!

Zur Erde blicke nicht hinab,
Wenn Götter dich umschweben!
Für jeden ist das kühle Grab,
Für jeden erst das Leben!

Für jeden dreifach der Genuß
Und Einmal nur Beschwerde!
Es wogt ein sel'ger Ueberfluß
Der Freude durch die Erde!

Heute trug er freilich im Herzen „Maria's achtes Schwert", wie er jene Leiden nannte, die jedem nur allein verständliche, nur ihm allein von Gott zu tröstende und zu heilende wären. So schritt er in seinem Trauer-Triumphzug, unter dem Geläut der Glocken dahin. Die große, mit drei Kuppeln gebaute, dem sechzehnen Jahrhundert angehörige Kirche war überfüllt. Seine Ministranten waren heute seine nächsten Würdenträger. Den geheimnißvollen Ritus der Messe aus der Kirche zu verbannen würde sich Bonaventura nicht verstanden haben. In einem gelegentlichen Streit mit Gräfin Erdmuthe hatte er gesagt: „Allerdings, die Messe sollte in der Landessprache gelesen werden! Aber ich gebe auf die stummen Augenblicke in der Messe mehr, als auf die gesprochenen. Ein Gottesdienst muß mehr als nur

eine Predigt sein. Von unsrer Messe ist lediglich der Schein, daß sie ein unblutiges Opfer wäre, sonst ist nichts von ihren mystischen Vorgängen zu nehmen. Kirchen, die nur um der Predigt willen da sind, müssen ja mit der Zeit leer stehen — wer verbürgt denn nur dem Preise Gottes immer würdige Sprecher, Zungen, die nicht anstoßen, Kehlen, die nicht heiser und rauh erklingen? Was macht die Gotteshäuser der Protestanten so leer? Die alleinige Herrschaft der Kanzel und die Einsamkeit des Altars. «Gott wohne nicht in Häusern, von Menschenhänden gemacht?» Gewiß! Aber der gewölbte Raum der Kirche sagt Ihnen, daß Gott nicht Ihr Gott allein ist, nicht der, den Sie in Ihrem «Kämmerlein» sich zurecht gemacht haben, sondern der Gott des Universums! Gerade da muß Ihr Eifer, ihn persönlich für sich aus der Masse der um seine Gunst Werbenden herauszugewinnen, um so lebendiger angefacht werden; die Entschließungen Ihrer Brust können erst in der Kirche erkennen, wie schwer es ist, unter so vielen, die seine Liebe zu gewinnen suchen, gleichfalls mit Würde zu bestehen. Still dann zu sein in einer Kirche mit tausend andern Stillen — das ist, denk' ich, die feierlichste Aufforderung zur Einkehr in sich selbst. Oder — soll die Religion ohne Formeln sein? Dann ist sie Philosophie. Daß die Philosophie eben Wahrheit des Lebens werde, zwingt sie, die Religion bestehen zu lassen. Der protestantische Gottesdienst sagt nur: Wir sind nicht katholisch! — Das ist gewiß wahr und war historisch richtig — Soll aber diese Zeit des Protestes ewig dauern? Kann ein Gottesdienst der ewigen Negation bei den Protestanten Sinn haben, wenn die katholische Kirche sich läutert? Eure Predigt wird sich unsere Messe zu Hülfe rufen müssen, um — schon allein die Herrsch- und Streitsucht Eurer Parteien zum Schweigen zu bringen! Dann werden die Protestanten nicht mehr Nichtkatholiken, die Katholiken

nicht mehr Nichtprotestanten, sondern beide erst wahre Christen sein —!"

Unter den Anwesenden waren Paula und Armgart zugegen. Beide eben von Castellungo angekommen — beide eben von der schmerzlichen Ueberraschung unterrichtet, die ihrer harrte. Der Graf hatte ihnen Benno's Anwesenheit und Lebensgefahr erst gemeldet, als sie sich trennten, er, der Protestant, zu Benno's Lager eilte und die Frauen nun mit dieser Nachricht in die Messe schwankten. Erkundigungen, welche Graf Hugo auf der Herfahrt eingezogen, hatten ihm bestätigt, daß Benno wirklich in Coni war. Mit diesem Stich im Herzen sank Armgart unter die tausend Beter nieder, die am Fuß des Hochaltars knieten. Sollte sie weniger vermögen, als jener Priester dort, den die gleiche Nachricht nicht hinderte, seine Psalmen zu singen?

Als die Feierlichkeit vorüber und Bonaventura auf einem kürzern Wege, unbemerkt und in einfacher Kleidung, in seine Wohnung zurückgeeilt war, fand er den Grafen schon lange mit Benno beschäftigt. Die beiden Frauen harrten in einem Gemach, wo des Kirchenfürsten Audienzen gegeben wurden, vom Schmerz überwältigt und in Thränen gebadet. Natürlich hatte man bereits die Veranstaltung getroffen, daß der Erzbischof heute nur noch seinen nächsten Freunden gehörte. Die Glückwünschenden wußten nun, welches Leid diesem Hause an einem Freudentage beschieden war.

Graf Hugo hatte dem Sterbenden Armgart's Anwesenheit angezeigt. Den Frauen hatte er darauf nicht verschwiegen, wie von dieser Nachricht Benno war erschüttert worden. Bonaventura richtete sein Auge auf Armgart — auch er hatte sie seit so vielen Jahren nicht gesehen. Sie war ihm aber wie eine erst gestern von ihm Geschiedene. Ihr gemeinsames Leid ver-

band sie sofort und sein seelenvoll auf sie gerichteter Blick schien fragen zu wollen: Aermste, wie trägst nun gar erst Du das alles —? . . . .

Ein Gesang der christlichen Dichtkunst spricht aus, was edle Herzen bei höchstem Leid erfüllt, das „Stabat mater" in seiner unnachahmlichen Magniloquenz. Jacopone da Todi war der Dichter dieser Threnodie der verlassenen Liebe, die, zurückgeblieben am letzten Rest ihres Daseins, am todten Leib des Geopferten, trauert. Die Erde ist verfinstert; die Menschen, von Furcht und Bangen erfüllt, sind geflohen — Gott hat seine größte Offenbarung gegeben und doch leiden und weinen grade diejenigen, denen seine große Wohlthat zuerst zugute kommt. Wer kennt denn, was uns frommt —! Jacopone hatte sein Stabat aus eigenem Schmerz gedichtet. Zeitgenosse Dante's, berühmter Rechtsgelehrter, Liebhaber der Weltfreuden, sah er bei einem Fest eines vornehmen Hauses die Decke des Tanzsaals einstürzen, sah die edelsten Frauen todt oder verwundet — und sein eigen Weib, eine blühende Schönheit, hoffnungslos wurde sie aus den Trümmern davongetragen. Man entkleidete die Sterbende und unter den rauschenden Prachtgewändern trug sie, die eben nach des Gatten Wunsch noch heiter und scheinbar lebensfroh getanzt hatte, ein grobes Büßergewand. Jacopone, von Beschämung und Schmerz überwältigt, verlor den Verstand. Die Verwirrung seiner Gedanken hellte sich erst allmählich auf; doch beherrschte ihn ein räthselhafter Zustand, den er nicht bewältigen konnte; er redete in der Irre und wußte es, daß er so redete; er wußte die Weise der Welt, aber er vermochte nicht, sich in ihr auszudrücken. Endlich meldete er sich am Thor eines Klosters, um als Mönch aufgenommen zu werden. Die eben neugegründete Regel des Franz von Assisi wies ihn ab, wenn er nicht Beweise seines Verstandes gäbe. Da zwang er den sich

jagenden, fiebernden Gedanken seiner Seele gewaltsam einen Halt auf und dichtete, wie einst zu gleichem Zweck Sophokles den Chor „Im roßprangenden Land“, so sein „Stabat mater“. Nun erhielt er die Aufnahme. Beweise seines wiederkehrenden Geistes gab er dann fernerhin noch genug, gab sie auch im Freimuth seiner Gedichte. Ueber die Sophisten von Paris schwang er die Geißel der Satire. Dem aus den Felsschluchten der Abruzzen auf den apostolischen Stuhl berufenen Einsiedler Petrus von Morrone, der als Cölestin V. dem verwilderten Rom die Zügel halten sollte, sagte er:

„Jetzo kommt an Tageshelle,
Was du sanust in stiller Zelle!
Ob du Gold, ob Kupfer, Eisen,
Muß sich jetzt der Welt beweisen!“

Dante ging einst zu einem Turnier und blieb unterwegs im festlichen Gewande an einer Goldschmiedbude stehen, um eine Spange zu kaufen, die seinem Kleide noch fehlte. Da sah er ein Buch auf der Lade des Goldschmieds liegen und fing, während die Wagen und Reiter an ihm vorübersausten und der Goldschmied die passende Spange suchte, zu lesen an. Noch kannte er die Gedichte Jacopone's nicht. Immer mehr vertiefte er sich in die Ergüsse einer verwandten Seele, überhörte die Mahnungen des Goldschmieds, sich zu eilen, und versäumte — das Turnier. Als bereits die Kämpen mit zersplitterten Lanzen nach Hause ritten, stand Dante immer noch in die Pergamentblätter verloren, die ihm der Goldschmied nicht verkaufen wollte. Lucinde, die Dante nicht leiden konnte, sagte bei Erzählung dieser Geschichte: Da sieht man, wie die Dichter ihre Rivalen lesen! Mit einem Neide, der ihnen Hören und Sehen vergehen läßt!

Paula und Armgart wurden an Benno's Lager gerufen. Armgart beugte sich über den todtblassen Mann. Die Thränen, die ihr sonst versagten — rannen jetzt in Strömen. Benno mit seinen grauen Locken lag starr und drückte die Augen zu. Seine Lippen sogen die Tropfen ein, die über seine Wange aus Armgart's Augen rieselten. Daß es Armgart war, die weinte, wußte er. Er wußte auch, daß in ihrer Nähe Paula stand.

Allmählich trat eine Todtenstille ein. Des Sterbenden Stimme erhob sich wieder, aber die Worte, die sich noch verstehen ließen, gaben dem Entfernterstehenden keinen Zusammenhang.

Nur Armgart, die sich dicht über den Sterbenden beugte, verstand allmählich die Worte: Armgart — nordische — kalte Maid!

Lebe! Lebe! rief Armgart und küßte die Stirne Benno's, strich die grauen Locken vom perlenden Schweiße zurück und weinte so heftig, als wollte sie jetzt die Beweise ihrer Herzensglut nachholen.

Einst — warnt' ich dich — vor — deiner Zukunft, Mädchen! Ich — — Thor —!

Die Worte, die noch folgten, blieben nun auch Armgart nicht mehr vernehmlich.

Der Graf trat näher. Paula wandte sich erschüttert zum Vorzimmer.

Indessen war eben Bonaventura eiligst abgerufen worden.

Auch Armgart wollte sich erheben und zurücktreten. Der Sterbende ließ ihre Hand nicht frei.

Armgart starrte alledem mit Blicken, die dem Grafen um die Tieferschütterte selbst Sorge einflößen mußten. In ihrem Antlitz lag eine ihrer ganzen Natur fremde, fast wilde Geberde.

Unser — guter — Thiebold! sprach Benno. Schreib's — dem besten — Freund — der Erde —!

Armgart versprach jeden seiner Aufträge zu erfüllen und setzte mit bitterm Lächeln, ja wie mit prophetischem Schwunge hinzu: Stummes Räthsel der Frauenbrust! Starrer Mund, der nicht reden kann, wenn doch ein Mädchenherz überquellen möchte vom Drang nach helfenden Worten! Lieber erstirbt das eigene Leben in uns, als daß die Lippe zu brechen wäre, welche Starrsinn verschließt! Ach nur dir, nur dir hab' ich jeden Gedanken meiner Brust geweiht! Nur dir jeden Schlag des Herzens — dir hab' ich gesprochen in öden, sternenlosen Nächten —!

Armgart —! hauchte Benno und erhob sich — geisterhaft und streckte seinen Arm so weit aus, daß der Graf, aufs tiefste von diesem freien Bekenntniß der Liebe überrascht, vom Zuspätkommen eines so heroischen Muthes erschüttert, sich zwischen die Umschlungenen drängen mußte.

Benno sah ihn lange und wildfremd an.

Freund — meiner — Schwester Angiolina! sprach er, wie jetzt ihn erst erkennend. Bezeuge — was — die — Liebe eines — Weibes — vermag —!

Auch in des Grafen Augen traten Thränen.

Bona! Bona! wandte sich Benno an diesen, der eben zurückkehrte. Dann sah er sich fieberhaft um, sah Armgart mit dem zärtlichsten Blick der Liebe an und sank in sein Kissen zurück, die Hand Armgart's krampfhaft festhaltend.

Bonaventura kam, durch irgendeine neue Veranlassung sichtlich aufgeregt. Das Geflüster der Aerzte, die sich im Nebenzimmer befanden, wurde vernehmbarer. Auch verbreitete sich Weihrauchduft. Der Priester, den Benno begehrt hatte, war in der Nähe mit dem Sterbesakrament.

Aber noch eine andre Ursache schien Anlaß der Erregung des

Erzbischofs zu sein. Er nahm den Grafen bei Seite und flüsterte ihm, während Benno in ekstatischer Begeisterung: „Einmal — eh' — sie — scheiden", sprechen wollte und auf Armgart als die „letzte Freude" seines Lebens deutete.

Dieser Taumelkelch des letzten Entzückens sollte aber entweder zu hoch aufschwellen oder sich bitter — vergällen. Bonaventura berichtete laut die eben gemeldete Ankunft eines sechsspännigen Reisewagens, der mit einigen Damen besetzt, sofort am Portal seines Hauses angefahren wäre. Die eine der Damen, die ältere wäre schon in den Vorzimmern — während die andere noch im Wagen verweilte.

Armgart erhob sich. Eine Todtenstille trat ein. Auf Bonaventura's Lippen lag die Ergänzung des Berichtes: Die Fürstin Olympia — und die Herzogin von Amarillas —!

Alle blickten auf Benno, ob er gehört hätte.

Das — Sakrament — sagte er leise.

Die Umstehenden, zu denen sich jetzt in höchster Angst auch Paula gesellte, glaubten, daß Benno die Worte des Erzbischofs nicht verstanden hatte.

Deine Mutter ist da! Bereite dich, sie zu empfangen! wiederholte Bonaventura mehrmals und dicht an seinem Ohre.

Schon vernahm man in der Nähe eine wehklagende Stimme, welcher sich die Stimmen der Mönche gesellten, die nach vorn gegangen waren und die plötzliche Bestürmung des Kranken hindern wollten. Paula und der Oberst gingen schleunigst, um ihre Bitte zu unterstützen.

Bonaventura hielt in seinen Armen den Freund, der ihn mit Geberden, die denen eines flehenden, fiebergeängsteten Kindes glichen, ansah und sprach: Die besten Jahre — meines Lebens hab' ich ihnen — geschenkt — Der Tod — sei wenigstens

mein und — sei euer —! Laßt mich — von ihnen — frei! Fort! Fort! ... Beide! — Beide —!

Eiligst war der Graf an die Thür, die in die Bibliothek führte, getreten und hatte diese verriegelt.

Benno sah diese Handlung, dankte mit zitternd ausgestreckten Händen, sah flehentlich in Bonaventura's Augen und krampfte sich um seinen Hals wie ein Schutzsuchender, wie ein Verfolgter, und wiederholte sein erschreckendes, wie Gespenster verscheuchendes Fort! Fort!

Bonaventura, der noch ohne Fassung war, that jetzt nur alles, was Benno's nächsten Wunsch unterstützen konnte, verriegelte auch noch die zweite Thür, die in jenes Cabinet führte, wo sich die Mönche aufgehalten hatten und wo jetzt der Priester mit dem Sakrament harrte. Im Bibliothekzimmer wurde es still.

Bonaventura bat wiederholt, die Mutter und die Freundin nicht abzuweisen.

Rufe den Priester — entgegnete Benno — ich kann — nicht mehr — italienisch — sprechen. Armgart — mein Cherub! Helft, helft mir —! Fort! — Und — sie Beide!

Du wirst leben, Freund! betheuerte Bonaventura, in der That noch in Hoffnung auf die große Kraft, die soviel Erregungen zu ertragen fähig war. Wie könntest du bei diesem Entschluß verharren?

Ich riß mich — von meinen — Fesseln los und gelobte, sie — nie wieder — anzulegen! Dich sehe ich, Schwester —! Ich mag die Selbstanklagen, die wilden Worte nicht — hören ... Friede! — Friede! — Friede! Mein — Gefühl für diese Mutter — war wie der angesammelte Schatz meiner unerwiderten Liebe zu allen Menschen der Erde. Was hab' ich ihr — nicht alles hingegeben! Als diese heiligen Flammen verloderten, sah ich nur die Asche — Berechnung — Eigenwille — List, Rache,

Haß! Hab's, — lange ertragen — Abgerechnet — nun mit — ihr und — mit ihrem Schatten —! Stille — nur Stille — um — mich her ... Ich — ersticke — vor — der südlichen — Luft —!

Bonaventura und Armgart erbebten. Sie sahen zehn Jahre eines Lebens voller Qual, eines Lebens ohne Willen, eines Lebens der Gebundenheit und eine furchtbar ausbrechende Reue. Wie sollten sie helfen —! Eben mußte auch die Fürstin heraufgekommen sein — Wieder wurde es im Bibliothekzimmer unruhig. Man hörte das Schluchzen und laute Reden italienischer Frauenstimmen.

Benno bat mit stummem Blick, die Thür nicht zu öffnen. Die Kraft seines Blicks stand in wunderbarem Contrast mit dem ersichtlichen Zunehmen seiner Schwäche.

Ich will gehen, Freund! sprach Armgart athemlos. Laß' sie ein, sie, denen du jahrelang ihr Glück gewesen bist —!

Benno hielt krampfhaft ihre Hand fest und ebenso die des Erzbischofs. Die Frauenstimmen verhallten wieder und nun sagte Bonaventura, er wolle gehen und sie beruhigen, Benno würde selbst inzwischen auf einen andern Entschluß kommen.

Nein! Nein —! sprach Benno und fuhr in kurzen Unterbrechungen fort: Priester! Wenn der letzte — Wunsch eines — Sterbenden — dir heilig ist, bewahre mich vor diesen Klagerufen! Die Todten — hören noch lange — hören um sich her die Klagen um — ihr — Abscheiden! Angiolina, auch du vernahmst — den Ruf der Mutter —! Abgerechnet —! Stille — Stille — wie im Wald — die Blätter — rauschen — an unserm — schönen — Strom —! Armgart! — Laßt — — mich —!

Im Hinblick auf Hüneneck, Drusenheim und Lindenwerth

schien sein Bewußtsein zu schwinden. Erschöpft sank Benno in die Kissen zurück.

Bonaventura fragte Armgart, ob sie die Kraft besitzen würde, eine Weile allein beim Freunde auszuharren, solange bis er den Vicar geschickt haben würde.

Armgart verneigte bejahend das Haupt.

Bonaventura verließ durch die hintere Thür das Zimmer, machte einen Umweg durch mehre der Gemächer und kam in den Empfangssaal zu den Aerzten und den Brüdern, die er glücklicherweise allein fand. Er bedeutete sie, leise und unbemerkt mit dem Priester und mit dem Sakrament zum Lager des Kranken zu treten. Dann ging er ins Nebenzimmer, wo die wildesten Weherufe der Frauen erschollen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

8.

Vier Personen traf Bonaventura beisammen, welche wol die größten Gegensätze der Charaktere und der äußern Erscheinung bildeten, die sich innerhalb verwandter Beziehungen nur denken ließen.

Die Herzogin von Amarillas, eine weißhaarige Matrone — redete geradezu die verschlossene Thür wie ein lebendes Wesen an und kratzte mit den Nägeln an ihr. Graf Hugo sah die Herzogin von Amarillas heute, nachdem sie ihm als Angiolinens Mutter bekannt war, zum ersten mal. Die reine, nur von der Hoheit ihres Schmerzes verklärte Paula spendete Trost und versuchte die Frauen zu beruhigen. Olympia, die jetzt Dreißigjährige, befand sich in Reisekleidern. Wie im Käfig eine Löwin ging sie auf und nieder. Schmerz, Verzweiflung, Reue und tiefbeleidigter Stolz kämpften in ihren Mienen. Reue — denn sie hatte seit einigen Jahren mit Benno in Streit gelebt. Sie hatte ihm, als er ohne sie nach Rom gegangen war, ein Lebewohl für immer gesagt. Die kleine Gestalt war von Athemzügen bewegt, die mächtig ihre Brust hoben. Ihre seidenen Gewänder rauschten schrillenden Tones.

Die Herzogin war ohnehin von der Reise erschöpft. Sie sank zitternd, beengt von den Umgebungen, auf einen Sessel. Ihr ganzes Benehmen drohte mit einem Ausbruch von Irrsinn. Sie blickte starr auf den Grafen, auf die Thür. Der Graf mußte

sich mit Paula beschäftigen, die keine Kraft besaß, diese wilden südlichen Leidenschaften, denen, wie man deutlich ersah, Benno's Kraft schon in Paris und London hätte erliegen müssen, länger die Spitze zu bieten. Noch ahnten die Ankömmlinge nicht, daß sie von Benno abgelehnt worden waren. Sie jammerten nur um die lange Verzögerung, um die Vorbereitung, die der Todkranke auf ihr Erscheinen bedurfte. Sie wußten, daß Armgart von Hülleshoven am Krankenlager stand. Olympia kannte diesen Namen als Benno's Jugendliebe. Ihre Mienen glichen dem elektrischen Leuchten eines dunkeln Gewölks, das ein Ungewitter birgt.

Als die Herzogin und die Fürstin Bonaventura eintreten sahen, stürzten sie auf ihn zu, warfen sich ihm an die Brust, umklammerten seine Knie und beschworen ihn, sie wissen zu lassen, wie es ihrem Cesare erginge. Sie wollten den Geliebtesten sehen. Graf Hugo und Paula traten in die vordern Zimmer. Sie sahen am Benehmen des Erzbischofs eine feierliche Bewegung des Ueberlegens, eine ernste Entschlußnahme. Wohl kannten sie die Strenge, deren unter Umständen sein sonst so mildes Gemüth fähig war, kannten die Aufrichtigkeit, womit in solchen Lagen selbst der Schein der Härte nicht von ihm gescheut wurde. Meine Damen! begann er in italienischer Sprache. Welches traurige Wiedersehen! Tröste Sie wenigstens die Gewißheit, daß mein edler Freund in den Armen von Menschen weilt, die ihn lieben!

Mehr, mehr, als wir?! — Als wir?! — Lassen Sie uns zu ihm! riefen beide Frauen zu gleicher Zeit und wie im Ton der wildesten Eifersucht.

Erfüllen Sie mir eine Bitte! sprach Bonaventura. Die Augenblicke des Geliebten sind gezählt.

Er stirbt? riefen beide wiederum zugleich, und die Mutter brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

In wenig Stunden ist seine edle Seele hinüber. Lassen Sie

ihm die Ruhe — die jetzt um ihn waltet! Eben versieht ihn — die Hand des Priesters.

Ohne mich, ohne — sein Weib? — fiel die Fürstin wild ein. Sie konnte nicht ganz ihre Rede vollenden. Ein strafender Blick traf sie sowol aus dem Auge des Erzbischofs, wie aus dem des Grafen, der die Thür zuzog. Dem Grafen war die Wiederbegegnung mit diesen Frauen eine so aufregende, daß ihn jetzt Paula beruhigen mußte. Angiolinens Tod, der Ritt Olympiens durch den Park von Schloß Salem stand vor seinen Augen. Damals war im Casino anfangs die Herzogin seinem Schmerz theilnehmend verbunden gewesen — die Zeit, die Ueberlegung, die Verurtheilung des Preisgebenkönnens ihrer Kinder hatte die freundliche Stimmung des Grafen geändert.

Beruhigen Sie sich beide, sprach der Erzbischof, ich achte die Ansprüche, die Sie auf den letzten Händedruck des Freundes haben —!

Meines Sohnes! verbesserte die Herzogin und richtete ihr Auge auf die Thür, die zu den Zimmern offen stand, welche nach Benno's Lager auf anderm Wege führten. Sie wurde jetzt von Bonaventura geschlossen, indem er sprach: Nehmen Sie an, Sie hätten schon für immer von Ihrem Sohne Abschied genommen!

Für immer —? riefen beide Frauen, und Olympia fügte mit gellender Betonung hinzu: Er will uns nicht sehen —?

Bonaventura schwieg. Die Mutter blickte wie geistesabwesend um sich. Dann schien sie nachzudenken, welche Empfindungen ihren Sohn zu dieser Erklärung hätten bestimmen können. Endlich raffte sie sich mit leidenschaftlichem Entschluß auf und wollte an die Thür des Bibliothekzimmers. Der Erzbischof vertrat ihr den Weg und wollte jedes störende Geräusch verhindern. Herzogin —! sprach er fest und bestimmt. Dann seine Stimme

mildernd und auf die der Herzogin sich anschließende Olympia blickend, begann er: Geben Sie diese Beweisführung Ihrer Liebe auf! Niemand zweifelt ja daran! Aber der letzte Augenblick eines Sterbenden, sein letzter Wille sei Ihnen heilig! Vereinigen Sie Ihre Klagen mit den unsrigen, weinen Sie mit uns —! An seinem Bett wacht die Liebe seiner Freunde. Lassen Sie ihm die stille Ruhe des Abschieds vom Leben! Er entschläft — in Gott. Er bat nur um Eines — um — Ruhe.

Welche Liebe? wandte sich jetzt Olympia mit einer Miene, als hätte sie des Erzbischofs Worte nicht verstanden. Meinen Gatten will ich sehen — denn das ist er —! Sie rasselte an der Thür, bis Graf Hugo eintrat und ihr nicht endendes Mia anima! Mio cuore! zu beschwichtigen suchte.

Wie aus einer fremden Welt kommend verhallten diese Klagelaute — ohne Echo, ohne ein Zeichen, daß sie drüben vernommen und erhört wurden. Graf Hugo schloß noch die von innen verriegelte Bibliothekthür ab, steckte den Schlüssel zu sich, ging zu Paula zurück und blickte nur im Vorübergehen auf den Erzbischof, andeutend, ob er nicht besser thäte, zu Benno zurückzukehren und zu versuchen, ihn umzustimmen.

Aber Bonaventura stand regungslos. Wir stören die heilige Handlung des Abbate Orsini, sagte er. Beten können wir auch hier.

Olympiens Augen wurden vor Zorn durchaus weiß. Ihre Gestalt schien nun wie aus Luft gewoben. Sie schwebte hin und her und murmelte eine Reihe zusammenhangloser Worte, die dem Erzbischof sehr wohl als Erinnerung an sein Emporkommen und als Verurtheilung seiner Undankbarkeit verständlich waren.

Nichtsdestoweniger wiederholte er: Beten wir —! Drüben hörte man die Klingel des Ministranten. Weihrauchduft durchzog die Zimmer. Die Herzogin weinte nur noch.

Bonaventura sprach ihr mit weicher Stimme: Die Seele unseres Freundes ist ebenso krank, wie sein Körper. Lassen Sie ihm den letzten Frieden, um den er gebeten! Mich, einen Priester, bat er, die Mutter und die ehemalige Freundin selbst dann noch fernzuhalten, wenn sein Auge gebrochen ist! Es muß ihm ein heiliger Ernst mit diesen Wünschen sein. Kann ich etwas dagegen thun? In jener Zeit, wo der Freund nur noch Ihnen und Italien gehörte, muß er Schweres gelitten haben.

Wahnsinn! Wahnsinn! rief Olympia.

Sagen Sie: Verklärung und Erhebung vom Irdischen! entgegnete Bonaventura. Nicht über Sie hat er ein Gericht halten wollen, sondern über sich. Sie können nicht begreifen, wie sein Leben von Deutschlands heiligen Eichen ausging, wie die Wipfel der Tannen, unter denen Sie einst betrogen wurden, Herzogin — wir alle wissen es mit Beschämung — ihm dennoch die süßesten Märchenträume sangen. Anfangs wand er sich künstlich vom Zauber seiner Heimat, seines deutschen Vaterlandes los und verbitterte sein Gemüth gegen die Welt, in der er lebte. Da fand er dann Sie und der künstliche Haß wurde ein scheinbar natürlicher. Ihnen und dem Lande seiner Mutter, Ihren Interessen, Ihren Hoffnungen widmete er sich ganz. Das wurde zum Fieberbrand, der ihn zuletzt verzehrte. Der nordischen Sehnsucht zum Süden ging es ja immer so! Nun aber, nun weht ihn noch einmal die Kühle aus den deutschen Eichen an — umgaukeln ihn die Bilder aus den grünen Tannenwäldern der Heimat des Mannes, der ihn erzog, seines wahren Vaters, des Dechanten — lassen Sie ihm diese letzte Erquickung des Verlorenseins in seiner deutschen Jugend nach dem heißen Sonnenbrand, während Sie drei ja einst — genug zusammen glücklich gewesen sind!

Die Zauberei eines Mädchens seh' ich, das ihn in seinen letzten Augenblicken bestrickt! unterbrach Olympia, und ihre

Zähne glänzten, wie sie beim Anblick seiner Beute der Wolf wetzt.

Lästern Sie nicht, Fürstin! sprach Bonaventura voll Unwillen, doch kehrte er zur Milde zurück und sagte zur Mutter: Reisen Sie mit Gott, Herzogin! Sie haben lange ein Herz besessen, das sich Ihnen opferte. Wenn dies Herz im letzten Augenblick nur umfangen sein will von jener Einsamkeit, die einst den armen verstoßenen Knaben, der sich selbst oft einen Zigeuner im Leben nannte, umfing, wenn er an die grünen Wälder zurückdenkt, die Sie verfluchten, weil Ihr Ehrgeiz dort betrogen wurde, lassen Sie ihm diese Erinnerungen! Armgart von Hülleshoven schloß ebenso die Augen seines zweiten Vaters, des Dechanten. Ich vermochte nichts gegen einen Wunsch des Freundes, der so fest, so unwiderruflich fest ausgesprochen wurde —

Die Herzogin weinte und schien sich bereits zu ergeben. Sie erinnerte sich der letzten Jahre in London, die unausgesetzt für Benno nur Qualen geboten hatten — Olympia hatte wieder angefangen, ihre tyrannische Natur, Eifersucht und jede ihrem Naturell entstammte Plage geltend zu machen — Die Mutter verstand, was Benno gethan, als er floh, und was er eben that — sie verstand, warum sein schroff gewordener, verdüsterter Sinn so und nicht anders aus dem Leben scheiden wollte.

Olympia fühlte die gleiche Berechtigung so harter Strafe, aber sie ergab sich nicht. Starr blickte sie zur Erde. Sie hatte sich allmählich setzen müssen. Ihre Brust kochte vor Rache und Eifersucht.

Die Thränen der Herzogin rührten den Erzbischof. Er gedachte der eigenen Mutter, die nun auch vielleicht bald vom Leben schied und gleichfalls im brechenden Auge das Gefühl einer großen Schuld zeigen konnte. Er bemerkte die wiederholt bittenden Blicke des Grafen, der von Olympiens Kälte und ihrem drohenden

Schweigen allmählich das Schlimmste befürchtete. Schon hatte er gehört, daß sie in Verbindung mit Gräfin Sarzana stand. Jetzt mußte er sogar der Terschka'schen Drohungen gedenken. Bitte! sprach er zum Erzbischof und deutete an, daß man besser thäte, den Versuch zu machen, ob sich nicht Benno umstimmen ließe.

Wollen Sie mir versprechen, sich ruhig zu verhalten? erwiderte Bonaventura. Ich will noch einmal an Ihres Sohnes Lager treten.

Die Frauen hoben flehend die Hände, selbst Olympia.

Da trat ihm Paula, die inzwischen durch die andere Verbindung der Zimmer in der Nähe der Sakramentsertheilung geweilt hatte, entgegen und sank weinend in die einzigen Arme, die sich ihr hier entgegenstrecken durften — die ihres Gatten. Sie sagte mit erstickter Stimme: Er ist hinüber —!

Der Ausdruck des Schmerzes bei den beiden Italienerinnen war unverstellt. Sie schwiegen eine Weile, wie vom Strahl des Himmels getroffen — und in der That wie für all die Qual bestraft, welche Frauen, unter dem Vorwande der Liebe, über die Freiheit des männlichen Willens und ein dem Manne nothwendiges Sichbewußtbleibenmüssen männlicher Kraft verhängen können. Sie drängten, Benno sehen zu wollen — die Mutter that es wie eine Irrsinnige.

Bonaventura erinnerte sie aber, wie oft der Freund von Angiolinens Tod gesprochen, wie oft er behauptet hätte, die Schwester müßte noch die entsetzliche Scene zwischen ihm und der Mutter gehört haben, die Todten verließen die Erde langsamer als wir glaubten. Und eben noch hatte der Freund in diesem Sinn um die Stille seines Sterbelagers gebeten. Bonaventura bat die Frauen, zurückzubleiben. Selbst Klagen, selbst Thränen nicht in seiner Nähe! sprach er. Er hätte dies dem Freunde geloben müssen.

Abbate Orsini ging eben mit den Sterbesakramenten vorüber an der offen gebliebenen Thür. Der Anblick der Monstranz gebot den verzweifelnden Frauen Ruhe und Selbstbeherrschung. Bonaventura benutzte diesen Moment, um sich zu entfernen. Graf Hugo begleitete ihn. Es drängte beide an das Lager des todten Freundes. Beide durften es Paula überlassen, den zurückbleibenden Frauen Worte des Trostes zu spenden mit der ihr eigenen Güte des Tons, mit der ihr im bittersten Leid noch eigenen Hoheit.

Die Fürstin sah, daß die Herzogin dieser edeln Erscheinung gegenüber lange schon die Fassung verloren hatte, obgleich sie wußte, daß diese blonde Deutsche die Ursache des Bruchs zwischen dem Grafen und Angiolinen war. Oft, wenn von ihrem Ritt durch den Park von Schloß Salem als Ursache des Todes Angiolinens gesprochen wurde, hatte Olympia die Schuld auf diese Gräfin und auf ihr Geld geworfen. Jetzt auch sah Olympia allmählich schon verächtlich zu ihr empor und sprach zur Herzogin, die zugleich auch von den Jahren schon tiefgebeugt erschien, ein Andiamo! nach dem andern; ja als diese mit den Nägeln in ihrem Antlitz wühlte, hauchte sie die Worte: Keine Schwäche!

Die Nähe des nun wirklich eingetretenen Todes beängstigte im Grunde niemanden mehr als Olympien. Sie hätte den ehemals heißgeliebten Freund vielleicht nicht einmal im Tode mit Entschlossenheit betrachten können. „Nichts ist schöner, als der Tod!" hatte einst die Mutter Benno's gesagt, als sie zu Angiolinens Leiche trat. Sie wiederholte dies Wort. Doch kannte sie Olympiens abergläubische Furcht, ergab sich und sagte nun, daß sie auch ihrerseits besorgte, dem Anblick zu erliegen. Die aufgeregt hin- und hereilenden Bewohner und Diener des Hauses konnten es zuletzt natürlich finden, daß die greise Dame, die zum allgemeinen Staunen die Mutter des Hingeschiedenen war, langsam die Treppe niederstieg und am Portal in ihren Wagen sank.

Die Fürstin ging der Schluchzenden zur Linken. Paula begleitete sie zur Rechten.

Schon waren sie auf der Mitte der Stiege, als ihnen noch der Erzbischof und der Graf nachkamen und sie bis zum Portal begleiteten. Noch einmal bat Bonaventura um Vergebung und lud die Frauen ein, in einigen Stunden wiederzukommen — Graf Hugo träfe Anstalten, dem Geschiedenen einen militärischen Katafalk zu errichten mit allen kriegerischen Reliquien, die sich noch in Benno's Gepäck vorgefunden hätten. Ohne Zweifel strömte die ganze Stadt herbei, den römischen Republikaner zu sehen. Die Herzogin versprach, in einigen Stunden zu kommen.

Olympia schwieg. Sie sah sich mit Verachtung und mit einer vor Zorn bitterlächelnden Miene um. Ihre Gedanken schienen durchaus abwesend. Fast war es, als wollte sie die Menschen messen, die sie sah, und etwa wahrnehmen, bis wie weit sie an ihnen das Bedürfniß nach Rache befriedigen konnte.

Der Graf bot sofort den beiden Scheidenden eine Wohnung in seinem Palais an, ja er traf in ihrer Gegenwart Anordnungen, sie bis zum Begräbniß und, wenn sie wünschten, noch auf längere Zeit würdig bei sich zu beherbergen.

Die Herzogin sah gerührt und bittend auf Olympien. Diese nickte gelassen und ließ sich zum Hotel fahren.

Olympia hatte anders beschlossen. Von den flehentlichsten, ja fußfälligen Bitten der Herzogin, daß sie beide wenigstens bis zum Begräbniß bleiben möchten, erfuhren nur zufällige Lauscher an den Thüren des Hotels etwas. Trotz Benno's Beistand, trotz der Mittel, die ihr Benno schon bei seiner Abreise nach Rom lebenslänglich ausgesetzt hatte, war die Herzogin schon wieder nur die Duenna Olympiens geworden! Sie hatte gegen diesen wilden Charakter keine Kraft des Widerstands.

Olympia fragte die gebeugte, von Rene gefolterte Frau mit

durchbohrender Ironie, ob sie Verlangen trüge, Armgart von Hülleshoven kennen zu lernen —? Alle Welt erstaunte dann, als sie Postpferde bestellte. Diese kamen nicht sofort und schon machte sie dem Wirth eine Scene. Ihr Reisewagen fuhr an, sie bezahlte den Aufenthalt dieser wenigen Stunden und schritt ruhig die Treppe des Hotels nieder an den geöffneten, rings von Menschen umstandenen Schlag ihres Reisewagens. Die Herzogin kam nicht sogleich. Olympia ließ den Postillon eine Mahnung blasen. Einige Minuten, die Herzogin erschien und der Wagen rollte von dannen.

Wären die Frauen noch einen Tag länger geblieben, so hätte sich vielleicht ein Zwiespalt, der, wie sämmtliche über diese Abreise erstaunten Freunde fürchten mußten, nicht ohne Folgen bleiben konnte, durch eine glückliche Vermittelung gelöst. Thiebold de Jonge traf am Morgen nach dem erschütternden Heimgang Benno's ein und bot allen trauererfüllten Herzen, die er hier antraf, eine wahrhafte Erquickung. Auch der Oberst und Monika waren von Castellungo herübergeeilt, sogar der kranke Hedemann, der dem ersten Jugendleben Benno's so nahe gestanden hatte. Kaum hatte Thiebold, der seither mit Benno in innigster Verbindung geblieben war, von den ersten Opfern der Belagerung Roms an Porta Pancrazio gelesen, als er sich „vom Geschäft" losriß und „bei allem Unglück den glücklichen Gedanken" hatte, erst über Coni und Castellungo zu reisen. Mit dem ganzen Schmerz der hingebendsten, treuesten, bis über den Tod ausdauernden Freundschaft traf er den Freund schon vom Leben geschieden. Bebend trat er an den ausgestellten Leichnam, weinte wie ein Kind — ordnete aber sogleich des Freundes graue Locken mit seiner Linken und drückte mit der Rechten Armgart's Hand, die ihn gewähren ließ. Fand er von allen gebeugten Herzen den Ton der natürlichen Ergebung zuerst und konnte, den

theuern, mit seinem Leben so innig verwachsenen Freund betrachtend, mit liebevollster Prosa sagen: „Merkwürdig; eigentlich hat er sich nicht verändert!“ so konnte er doch sein „Er hat mich erzogen!“ mit einem Schluchzen sprechen, wie eine mit vierzig Jahren „mutterlos dastehende Waise“. Die Verbindung mit Benno war ungetrübt geblieben; seine von einem unermüdlichen Hin- und Herreisen begleitete Vermittlerschaft hatte in den stürmischen letzten Lebensjahren des Freundes die äußersten Katastrophen zu verhindern gewußt. Jetzt war alles so gekommen, wie jener Scherz in den zauberischen Tagen auf Villa Torresani bei Rom nicht ahnen ließ und wie er doch, nach den Launen der Nemesis, hatte enden müssen.

Armgart und Thiebold konnten an Benno's Leiche noch manche Melodie aus alten Zeiten zu hören glauben. Freilich rissen die Melodieen schmerzlich ab — „Durch wessen Schuld —?“ lag in Thiebold's Blicken, als er die hohe, so seltsam anders, als er erwartet, entwickelte Gestalt Armgart's betrachtete und an den räthselhaften Abschied erinnerte, den sie ihnen beiden einst hatte im Schloß zu Westerhof — wegen ihres „Gelübdes“ — geben können. Jetzt erdrückte ihn fast „eine Art Ehrfurcht“ vor Armgart's Geist und gereiftem Urtheil.

Die Veränderung des tiefbetrübten Lebenskreises wurde die mächtigste, als Bonaventura unmittelbar nach Benno's Bestattung zu seiner inzwischen in Rom angekommenen Mutter berufen wurde und der Graf, trotz aller Gährungen seines Innern, in der That erklärte, das Bedürfniß zu fühlen, auch seinerseits den Präsidenten zu begrüßen und deshalb mit Paula den Erzbischof zu begleiten. Ueber diese Ausrede, die einer ganz andern Rücksichtsnahme galt, wallte Monika vor mächtigster Regung einer Entrüstung auf, die sie sich nur gerade jetzt in dieser allgemeinen Trauerstimmung scheute auszusprechen.

Ein Glück, daß Thiebold's rege Fürsorge für alle und über alles wachte. Das Begräbniß des Freundes, die Ausschmückung des Grabes, das Errichten eines Denksteins, alles das fiel auf seinen Theil und nichts ließ er sich von dem, „was sich ja von selbst verstand", nehmen. Er sagte: „Auf unserm gegenseitigen Contocorrent hat Benno noch so viel Saldi und Ueberträge zugute, daß ich sie in diesem Leben nicht tilgen kann!"

Armgart, wie die Sonne am herbstlichen Tag, dankte ihm voll wehmüthiger Freude — so für sein Kommen wie für sein längeres Bleiben.

9.

Zwischen dem Jonischen und dem Mittelmeere erstreckt sich die eine Hufeisenhälfte des südlichen Italien und berührt in ihrer Spitze beinahe das Haupt Siciliens, der alten Trinacria. Die Scheide zwischen beiden Meeren bilden die Ausläufe der Apenninen mit den hohen Bergspitzen des Monte Jannario und Monte Calabrese. Zwischen beiden erhebt sich eine bewaldete, hier in schroffe Felsklüfte zerspaltene, dort in grüne, weidenreiche, aber engumschlossene Thäler sich absenkende Gebirgskette, der Silaswald.

Wer da weiß, daß man auf dem Aetna, während unten die Dattelpalme und Feige grünt, auf der Höhe von Schneestürmen überfallen werden kann, der begreift, daß zwar auch der benachbarte Silaswald an seinen Füßen und an beiden Meeren hin die ganze Pracht der südlichen Vegetation entfaltet, auf seinen Höhen aber und in seinen Schluchten den Alpencharakter der Schweiz tragen muß — schmale, an reißenden Berggewässern hingehende Wege, Thäler, die von hohen Felsen umgeben sind, auf denen Adler horsten, Wälder, an die sich seit Jahrhunderten die Axt nicht legte, auch weil die Mittel und die Kräfte fehlen, die Stämme in die Ebene zu führen. Oft wirft die Sonne ihre südlichen Strahlen senkrecht in die feuchten Felsritzen und läßt in ihnen eine tropische Luft entstehen wie in einem Treibhause; aber an

andern Stellen pfeift dann wieder durch die offenen Lücken zwischen den von Zwergeichen umkränzten Spitzen des Hochgebirgs die Bora so eisig, daß die Hirten ihre ungegerbten Schaffelle, mit denen sie den nackten Körper bekleiden, über und über zusammenbinden müssen wie die Grönländer thun. Weiße spitze Hüte decken die schwarzbraunen, scharfgeschnittenen Köpfe mit ihren dunkelbraunen Augen, deren lange schwarze Wimpern manchen Physiognomieen einen sanften, gutmüthigen Ausdruck geben. Andere blicken dafür desto wilder. Die Schaffelle sind am Leib nach innen, an den Füßen nach außen gekehrt und bis zum groben Holzschuh hinunter durch Schnüre befestigt. Ein braunrother Mantel dient als Decke für die Nacht oder gegen die zuweilen urschnell ausbrechenden Gewitter. Die Thätigkeit der Silaswaldbewohner ist größtentheils Viehzucht. Die Ziegen Calabriens, die zu Tausenden an den schroffen Felsabhängen ihre Nahrung suchen, während die Hirten den Dudelsack blasen oder ein vielstimmiges Echo auf der alten Pansflöte wecken, liefern die eleganten Handschuhe von Paris und Mailand.

Wer im Silaswald nicht Ziegen treibt oder für Schafe und Rinder die fettern Weideplätze sucht oder Kohlen brennt, verlegt sich auf das einträgliche Gewerbe des Schmuggels, seit uralten Tagen für dies buchtenreiche Land ein überliefertes ebenso wie der Raub. Hier weht noch ganz die classische Luft, die uns umfängt, wenn wir von den Thaten des Hercules, der die Landstraßen säuberte, des Theseus, von den strengen Gesetzen der Republiken des alten Griechenland lesen. Von Osten her weht hellenische Luft, vom Süden sarazenische. Flibustierthum ist die eigentliche Lebensbewährung aller dieser am Meer wohnenden Völker, die auch schon deshalb nicht das Leben so ruhig, wie andere, nehmen, weil unter ihnen der Boden vulkanisch wankt und zu sagen scheint: Was du dir nicht heute genommen vom

Ueberfluß der Erde, das verschlingt vielleicht schon morgen der uralte Neid der Götter auf all unser Menschenglück —!

Wenn sich auf einem zweirädrigen, aber menschenüberfüllten, von einem Pferd und einem Maulthier zugleich gezogenen Karren, der in Kalkstaub gehüllt sich die Felsenstraße von Cosenza hinaufwindet, die Furcht ausspricht, daß auf dem Wege bis Spezzano der Abend hereinbrechen würde und mancher seine kleine Baarschaft an ein mit Flintenläufen unterstütztes: Gott grüß! hingeben müßte, so hatte sie vollkommene Begründung. Nur dürfen ebenso die acht Personen, die an dem zweirädrigen Karren wie die Bienen an einem Baumast hängen, dem Impresario der Gebirgsdiligenza, Meister Scagnarello, Recht geben, der die unausgesetzten, bald liebkosenden, bald drohenden Anstachelungen seiner Thiere in dem Augenblick mit einem lauten Lachen unterbrach, als ein Handschuhmacher aus Messina in seinem sicilianischen Dialekt noch von dem furchtbaren Räuber Giosafat Talarico zu meckern anfing und vom Scagnarello hören mußte: Das wißt ihr also noch drüben nicht, wer euer vornehmer Nachbar geworden ist? Auf Lipari, dicht vor eurer Nase, könnt ihr den Vater Giosafat und seine ganze Familie wie einen Prätore leben sehen —! Se. Excellenz der Minister waren selbst von Neapel nach Cosenza gekommen, sprachen ein ernstes Wort mit dem tapfern Mann, und für achtzehn Ducati monatlich vergnügt er sich jetzt auf der Jagd am Strand der See. Sie klagen in Cosenza, daß ihnen dort seitdem so wenig wilde Gänse mit dem Südwest zufliegen.

Die Gesellschaft, die auf dem Karren, trotz eines Umfangs desselben von nur acht Fuß Länge und sechs Fuß Breite, dennoch in mehrern Stockwerken saß und ordentlich, dem Preise nach, ein Coupé, ein Intérieur und eine Impériale darbot, ja noch Körbe, Säcke und Felleisen in einer wahren Laokoon-Verschlingung unter-

zubringen gewußt hatte, mußte bestätigen, daß Meister Scagnarello vollkommen richtig gesprochen. Nachdem die Regierung in Cosenza damals an einem Tage zwanzig Insurgenten, die Brüder Bandiera an der Spitze, hatte erschießen lassen, mußte sie wol des Blutes für einige Zeit genug haben. Del Caretto, gewöhnlich der „Henker Neapels" genannt, kam nach Cosenza, nahm die Fürbitte des Erzbischofs für die durch einen glücklichen Zufall gefangene Bande des Giosafat Talarico, der an Morden und unzähligen Räubereien mit dem Pasquale Grizzifalcone in der Mark Ancona wetteifern konnte, in ernste Erwägung und vollzog dasjenige wirklich, was der alte Principe Rucca in Rom und der selige Ceccone nur für eine erwägenswerthe Möglichkeit gehalten hatten. Lipari erhielt den Giosafat zwar nicht als Bürgermeister, wie sich Grizzifalcone, vor dem Schuß des deutschen Mönches Hubertus, von Ascoli geträumt hatte, aber er lebte daselbst freier und vergnüglicher, als Napoleon auf St.-Helena. Mit den achtzehn Ducati hatte es seine vollkommene Richtigkeit.*) Darum war es aber im Silaswalde noch nicht eben viel geheurer geworden. In Cosenza sah man hinter den Gittern eines Thurms dieser alten Stadt, wo einst am Busento Alarich, der Gothenkönig, sein geheimnißvolles Grab gefunden, halbnackte Gefangene genug um Almosen betteln und, wenn sie keines erhielten, hinterher eine höhnische Frazze schneiden.

Bis die Diligenza Signore Scagnarello's in der Nothwendigkeit war, um der engen Wege willen die Thiere so zu spannen, daß sein Maulthier voran, sein Rößlein hinterher ging, war die Zahl seiner Passagiere zusammengeschmolzen. Der Handschuhmacher traf die Ziegen, die er erhandeln wollte, schon in Pedaco, dann wollte er sich um den unheimlichen Silaswald herum

*) Gregorovius' „Siciliana".

nach Rossano auf die große Ledermesse begeben — ein Männlein war's, wie die feinen Leute dort gehen, in dunkelgrüner Jacke, kurzen braunen Beinkleidern, braunen Strümpfen und schwarzen Gamaschen, mit einem braunen Mantel und einem weißen Hut, spitz wie ein Zuckerhut, eine rothe Feder darauf, als gehörte auch er zur Bande des Talarico. Hinter ihm her wurde vielfach gelacht, auch von zwei Priestern, die hier in vergnüglichster Weise ganz zum Volke gehören und oft mit den Räubern vertrauter sind, als mit ihren Verfolgern. Zuletzt blieb dem Scagnarello von Männern nur noch ein Soldat getreu, der den Weg von Cosenza zu Wagen machte, obgleich er zu den berittenen Scharfschützen gehörte — Sein Pferd lag hüftenlahm, erzählte er, in Spezzano, einem Oertchen, das sonst keine Besatzung hatte, heute jedoch mit Soldaten überfüllt war — eine Erscheinung, welche die Passagiere nicht zu sehr überraschte, denn wo waren nicht die Truppen jetzt nöthig, um heute eine Verhaftnahme eines noch aus den kaum beschwichtigten Stürmen der letzten Jahre zurückgebliebenen versteckten Compromittirten vorzunehmen, morgen eine wiederum drohende neue Conspiration zu ersticken —! Sicilien und Calabrien hatten auch für ihre politischen Vulkane geheime Zusammenhänge genug.

Außer dem Soldaten blieb auf dem Karren noch eine Frau mit einem Kinde, die weiter wollte als bis Spezzano und schon seit Cosenza mit Signore Scagnarello über die Frage in Unterhandlungen stand, was sie wol zahlen würde, wenn sie die Diligenza noch bis in die letzte fahrbare Gegend des Gebirges hinauf benutzen sollte, nämlich bis nach San-Giovanni in Fiore. Eigentlich wollte sie zum Franciscanerkloster San-Firmiano, wo die hierorts bekannte Welt aufhörte; denn jenseits Firmianos begann die Wildniß, die nur den Räubern, einigen Hirten und den Geistern gehört, sowol den alten dorthin gebannten classischen Gespenstern,

als welche im Volksglauben besonders noch Cicero und Virgil spuken, wie den neuern muselmännischen, besonders seeräuberischen, vorzugsweise dem berüchtigten Renegaten Ulusch-Ali und ähnlichen Dämonen, die schon manchen hier mit sich in die Hölle genommen haben.

Sechs Uhr war es und doch lag das enge Thal, aus dessen Mitte Spezzano auf einem hochgelegenen Felsen hervorragte, schon in einiger Dämmerung. Nur das Städtchen selbst oben langte noch in den vollen goldenen Sonnenschein hinein. Der Ort war nicht leicht zu erreichen. Langsam wand sich der Weg auf und ab, oft tief hinunter über das brückenlose wilde Rauschen hier des Crates, dort des Busento, die querdurch vom Wäglein mit Sack und Pack passirt werden mußten, bald wieder hinauf in die steilste Höhe, wo es dann einen entzückenden, die Phantasie dieser Reisenden freilich wenig beschäftigenden Fernblick auf das dunkelblaue Meer bis hinüber zu dem Felseneiland Lipari gab. In den Schluchten war die Vegetation die üppigste; aber kaum ließ sich begreifen, wie sich an den schroffen Abhängen den Kastanienbäumen beikommen ließ, um die schweren Lasten, die sie trugen, abzuernten.

In Spezzano, einem Oertchen von einigen hundert Seelen, von einem Durcheinander von Lumpen, Schmuz, von wie Wäsche aufgehängten frischgewalzten Nudeln, wildwuchernden riesigen Feigenbäumen an Schutthaufen alter Castellmauern, fanden die beiden letzten Passagiere die größte Aufregung durch die Soldaten, die bereits hier einen Tag campirten. Das rasselte mit langen Säbeln über die höckerigen Straßen, die fast erklettert werden mußten. Die Pferde konnten nur am Zügel geführt werden. Außer den Reitern gab es ein Detachement Fußschützen, die zur Schweizerarmee gehörten — Leute, die nicht eben heiter blickten, da in den Schweizerregimentern die militärische Zucht von unglaub-

licher Strenge ist und die Offiziere gegen die Gemeinen mit einer für ein deutsches Gemüth verletzenden Unfreundlichkeit verfahren. Es scheint da fast, als hätten die in der Schweiz so wenig bedeutenden höhern Ansprüche einiger alten Adelsgeschlechter, besonders in den Urcantonen, durch die militärische Organisation der Fremdenregimenter sich in Rom und Neapel eine Satisfaction für die heimatliche Abschaffung des Mittelalters geben wollen.

Was aber mag denn nur vorgehen? fragte nun doch Signor Scagnarello, als er den Pepe, sein Maulthier, und die Gallina, sein Rößlein, ausspannte und ganz Spezzano zusammengelaufen war, um die wichtigen Begebenheiten des Tränkens, Fütterns, Verwünschens der Wege, Verwünschens der Fliegen, des Ausscheltens des noch trinkscheuen „Pepe", Schmeichelns der alten geduldigen „Gallina" lachend und spottend mit durchzumachen — (in Italien geht das nicht anders und Neapel scheint vollends die Stammschule aller Possenreißer zu sein; trotz der schönen, edeln, malerischen Gestalten, die überall sich lehnten und kauerten, vertreten die Südvölker den Uebergang vom Affen- zum Menschenthum). Was mag nur vorgehen? rief Scagnarello im Stall. Die Kopfsteuer haben wir doch schon am Ersten bezahlt, und die Vettern des Talarico — die hoffen ja auch noch auf eine Anstellung beim Zollfach und halten sich leidlich. Das Fest der Madonna von Spezzano ist erst übermorgen, und zu unserer Illumination, seh' ich, hilft von den Soldaten Keiner, obgleich die Offiziere beim Pfarrer wohnen. Die Swizzeri bringen uns nie etwas, sie holen nur. Von Spezzano —! Unserm armen, frommen Spezzano! Bauen sie nicht schon wieder der heiligen Mutter Gottes einen Triumphbogen, und die Bora hat erst zu Maria Ascensione alle Lampen zerbrochen —!

Von den durch die letzten Abstrafungen revolutionärer Regungen gründlich abgeschreckten Bewohnern Spezzanos konnte niemand diese starke Einquartierung begreifen, noch auch darüber von den Soldaten, die ihre eigene Verwendung nicht kannten, eine Aufklärung erhalten. Ein bunter Kreis bildete sich um das von Scagnarello gehaltene Gasthaus, die „Croce di Malta", wo seine Giacomina die Militärchargen bewirthete und des Hausherrn Einmischung in ihr Departement nicht duldete. Die Offiziere hörten dem Handel der von Cosenza mitgekommenen jungen Frau zu, die, ihr Kindlein im Schoße, auf einem verwitterten Steinblock saß und ihre Weiterreise nach San-Giovanni in Fiore in die Wildniß hinein und zwar aufs lebhafteste erörterte. Alles bewunderte den Muth Scagnarello's, der sich bereitwillig fand, nach einer einstündigen Rast seines Pepe, noch bis in die späte Nacht hinaus in die Berge zu fahren. Die alte Gallina besaß nicht die Ausdauer, die der wilde ohrenspitzende Pepe, dem die Freuden im „Torre del Mauro", dem besten, weil einzigen Wirthshaus von San-Giovanni in Fiore, mit solcher Lebhaftigkeit von seinem Herrn geschildert wurden, als müßte die außergewöhnliche Unternehmung, welche für die Frau eine Ausgabe von baaren zwei Ducati (Thalern) zu Wege brachte, erst von seiner gnädigsten Zustimmung abhängen.

Die Frau, die sich ihrerseits des freundlichsten Gesprächs der auf guten Erwerb bedachten Giacomina zu erfreuen hatte, kam aus Nocera, das über Consenza hinaus dicht am Meere liegt. Sie hätte ihrem Kinde zufolge noch jung sein müssen; sie trug aber schon, wie hier überall die Frauen, die Spuren zeitigen Verblühens. Sie war die Frau eines Krämers in Nocera und konnte sich etwas zugute thun auf die Feinheit ihres Hemdes, das mit schönen Spitzen besetzt theils über ihr Mieder hinauslugte, theils an den Achseln sichtbar wurde, wo die Aermel ihres

braunen Kleides nur durch Schnüre am Leibchen befestigt waren. Auf dem Kopf trug sie ein rothgelbes Tuch, das in Ecken gelegt flach am schwarzen Scheitel auflag und mit seinen Enden, die mit gleichfarbigen Fransen besetzt waren, an sich recht schelmisch in den Nacken fiel. Die schwarzen Augen der sonst schmächtigen und behenden Frau gingen hin und her, schon vor Aufregung über die wilde Bewegung in dem sonst so friedfertigen Spezzano. Ihre kleine Marietta zappelte bald nach den bunten Lampen, die schon an den Gerüsten für das Madonnenfest hingen, bald nach den bunten Uniformen der Soldaten, von denen einige die wohlgemeintesten Liebkosungen mit ihr wechselten wie „Bisch guët?" „Willsch Rössli reita?" und ähnliche deutsche Herzenslaute, die auch keineswegs der Mutter in ihrem Sinn verloren gingen, denn auch ohne Wörterbuch, und keineswegs nur durch den Austausch von Blicken und Geberden, verstehen sich in guten Dingen alle Nationen — Haß und Eigennutz nur hat die Verschiedenheit der Sprachen erfunden.

Durch den dolmetschenden Beistand der Umstehenden kam es heraus, die Frau war an den Gewürzkrämer Dionysio Mateucci in Nocera verheirathet, hieß ursprünglich Rosalia Vigo und wollte nach San-Firmiano, wo ihr Bruder im Kloster lebte. Auf diese Mittheilung hin belebten sich Scagnarello's Züge und niemanden lebhafter, als dem Pepe, wurde nun voll Staunen und Verwunderung die Geschichte dieser Frau erzählt. Die Rosalia Vigo! Die Schwester des ehemaligen Pfarrers von San-Giovanni in Fiore! Das ist nur gut, hieß es, daß Herr Dom Sebastiano (der Pfarrer von Spezzano) beim Erzbischof in Cosenza ist — denn noch in seiner letzten Predigt an Maria Ascensione nannte er Ihren Bruder einen Unglücklichen, der im Fegfeuer zweimal so lange sitzen müsse, als andere, weil ihm sein geschorenes Haupt mit heiligem Priesteröl gesalbt wäre und

bekanntlich Oel im Feuer nicht eben löscht! Scagnarello war nunmehr auf die interessantesten Neuigkeiten und noch ein ganz besonders gutes Trinkgeld gefaßt.

Vollends hörte er von der Absicht der Schwester des Pfarrers, ihren geliebten Bruder wol gar aus San-Firmiano abzuholen und mitzunehmen. Der seitwärts schielenden Blicke einiger alten Bettler von Spezzano, des Murmelns einiger Graubärte, der Bekreuzigungen einiger Matronen, die Macbeth's Hexen nicht unähnlich sahen, achtete Scagnarello nicht — obgleich er alles, was da gemurmelt wurde, zu deuten verstand und vollkommen wußte, wie sehr es eine eigene Bewandtniß hatte mit der Geschichte des Pfarrers von San-Giovanni in Fiore. Ach, auch Rosalia Mateucci verstand, warum einige alte Schäfer, die in der Nähe standen und den Soldaten gegenüber ihre Flinten, die weit über ihre Schaffelle hinausragten, mit aller Keckheit trugen — sie wollten zur Messe nach Rossano — auf ihre großen Hunde blickten und deren Bläße berührten, die der Pfarrer von Spezzano mit Weihwasser besprengt hatte — Pepe und die Gallina und alle Pferde, Esel und Maulthiere, alle Hunde und Katzen, überhaupt was nur irgend mit dem Menschen hier in näherem Umgang lebte — das wilde Heer des nächsten Umgangs mit Flöhen u. s. w. ausgenommen — hat in Italien durch Priesters Hand die Heiligung empfangen.*)

Mit dem allgemeinen, die junge Frau mehr beschämenden, als erhebenden Rufe: Das ist die Rosalia Vigo! Die Schwester des Pfarrers von San-Giovanni in Fiore! fuhr die Schweigsame und nunmehr auffallend in Gedanken Verlorene endlich nach sieben Uhr aus dem noch hellsonnigen Spezzano in die schon dunkeln Felsenschluchten nieder. Schauerlich durfte es ihr

*) Ueblicher Brauch.

erklingen, als am Fuß des Felsens, auf welchem Spezzano liegt, ein Schweinehirt, der dem auf dem zerbröckelten Gestein des Weges hin- und hergeschleuderten Karren Platz machte, ihr einen Willkommen und Abschied auf einer riesigen Meermuschel blies.

Scagnarello offenbarte im Fahren dem Hirten, der ihnen folgen konnte — bald ging es wieder bergauf — sein abenteuerliches Unternehmen, noch in die lichte Mondnacht hinaus bis in den Torre del Mauro von San-Giovanni fahren zu wollen. Rühmte er sich auch nicht, mitzutheilen, was er damit verdiente, so schilderte er doch die Fahrt als eine, die sich schon allein durch die guten Leute von San-Giovanni belohne. Im Grunde alles nur, um die vollere Zustimmung des Pepe zu gewinnen, dessen beide Ohren an dem furchtbaren Klang der Meermuschel einen musikalischen Genuß empfunden haben mußten; Pepe trabte, auch seinerseits wie in sehnsuchtsvolle Gedanken verloren.

Auch Rosalia blieb nachdenklich. Ohnehin in der Unterhaltung gehindert durch den Lärm der rauschenden Gewässer, die wieder ohne Brücken zu passiren waren, begann sie ihre Marietta in Schlummer zu singen. Sie brachte dies zu Stande nicht etwa durch ein heiteres Wiegenlied, sondern durch einen einzigen, lang gehaltenen Ton in A. Diesen setzt die italienische Mutter so lange fort, bis ihr Kindchen einschläft. „Eine Melodie würd' es ja wach erhalten —!“ sagte dem Schreiber dieser Geschichten eine italienische Amme.

Auch Scagnarello rief seinem Pepe unausgesetzt ein Wort, das freilich seinerseits im Gegentheil ein Wachbleiben und muntres Traben hervorrufen sollte: Maccaroni! Der Neapolitaner legt dabei den letzten Ton auf die letzte Silbe. Soll es dem Zugthier die Hoffnung erwecken, am erreichten Ziel seines Führers Lieblingsspeise theilen zu dürfen, oder ist es noch ein alter Rest der hier einst üblichen Griechensprache, wo Μακάριε! ein

Schmeichelwort war, wie: „Du gutes altes Haus!“ Gleichviel, Pepe that sein Möglichstes. An die Stelle der Liebkosungen traten freilich auch zuweilen die in Italien üblichen sehr energischen Peitschenhiebe.

Zur Linken sah man nach einer Stunde nichts weiter, als einen Wald von riesigen Farrnkräutern, die sich zum Ufer des auf dem Gebirgskamm entspringenden Neto niederzogen. Zur Rechten starrte die schroffe Felswand. Jenseits der Anhöhe leuchteten noch in der Sonne die Kronen eines Buchenwaldes, die dann jede weitere Aussicht versperrten.

Miracolo! begann Scagnarello; ihr sagt, Euer Bruder würde San-Firmiano verlassen können und wieder nach San-Giovanni in seine Pfarre kommen, die er vor zehn Jahren — der Aermste —! hat verlassen müssen? Warum doch?

Die Frau unterbrach ihr Singen und mußte die kleine Marietta aufheben, die sich noch nicht ganz wollte zum Schlafen bringen lassen. Ihr glaubt, sagte sie, auf eine solche Pfarre, wo die Birnen aus nichts, als kleinen Steinen bestehen? Nein, ich glaube nicht, daß in San-Giovanni auch jetzt noch ein anderer Wein wächst, als den zu meiner Zeit kaum die Ziegen getrunken hätten! Signore! Nein! Se. Eccellenza hat mir eine bessere Hoffnung gemacht. Mein Bruder wird Pfarrer zu San-Spiridion in Nocera.

Ho! Habt ihr Euch nicht versprochen, Frau? brach Scagnarello in Erstaunen aus und Pepe benutzte ein Sichumwenden seines Herrn, um sogleich auch still zu halten. San-Spiridion in Nocera? Da tauscht er ja mit keinem Erzbischof drüben in Sicilien! Dann setzte er mit einem Avanti! und einem tüchtigen Peitschenhieb hinzu: Freilich — in Sicilien hab' ich ein Kloster gekannt, wo die Brüder verhungerten, wenn sie nicht abends mit der Flinte aufpaßten, ob Engländer vom Aetna kamen.

Aber in Nocera soll Euer Bruder Pfarrer werden! Scagnarello war gutmüthig genug, seine Meinung: „Ich dachte, daß ihm sowol im Jenseits, wie hienieden die ewige Verdammniß bestimmt ist“ — nicht auszusprechen.

Bei San-Gennaro! sagte die Schwester Paolo Vigo's; ich dächte, daß er sich diese Auszeichnung redlich erworben hat. Zehn Jahre hat er büßen müssen und er ist die Heiligkeit selbst geworden.

Wißt Ihr für ganz gewiß, daß sie ihn losgeben? äußerte Scagnarello mit bescheidenem Zweifel und der neulichen giftigen Rede des Pfarrers von Spezzano gedenkend.

Der heilige Erzbischof von Cosenza, fuhr die Frau fort und reichte ihrem mildurtheilenden Führer, der die schlimmen Ansichten der übrigen Bewohner von Spezzano gegen ihren Bruder nicht zu theilen schien, eine Flasche Wein aus einem ihr zu Füßen stehenden großen Korbe, der mindestens auf eine Woche mit all den Dingen versehen war, die man, nach ihrer Erfahrung, hinter San-Giovanni in Fiore nicht mehr als in der Welt auch nur noch gekannt vorauszusetzen berechtigt war — der heilige Erzbischof von Cosenza, sagte sie zuversichtlich, hat es noch gestern betheuert. Ich bin dreimal von Nocera herübergekommen und jedesmal war der heilige Herr liebreicher und gnädiger mit mir. Alles hab' ich ihm erzählt, warum mein Bruder ins Unglück gekommen ist —

Redet nur nicht davon! unterbrach sie jetzt Scagnarello mit einigem Schaudern und die Flasche zurückgebend, das heißt, nachdem er aus ihr zuvor einen kräftigen Zug gethan hatte. Der Trunk hatte, schien es, sein Gedächtniß gestärkt, das ihm anfangs versagte, als es um sich einen zu erwerbenden Gewinn von zwei Ducati handelte.

Rosalia Mateucci nahm die Flasche, stellte sie wieder in den

Korb und schwieg in der That. Sie verstand vollkommen, daß es gewisse unheimliche Dinge im Leben ihres Bruders gab, von denen man in solcher Abenddämmerung und in der stillen Gebirgswildniß nicht hätte sprechen sollen. Ohnehin galt der Silaswald für verzaubert. Es ist dies die Ruhestätte, wo noch immer der „große Pan" schläft. In Abenddämmerung begegnen uns hier immer noch Satyrn mit Bocksfüßen und Hörnern, es sehen aus den Bäumen noch nickende langhaarige Dryaden, es ertönt oft noch ein schrilles Lachen in der Luft. Weiß auch niemand, wo all die vergessenen Schelmereien des Alterthums sich am Tage versteckt halten, des Nachts sind sie da.

Rosalia Mateucci begann wieder ihr Wiegenlied. Die Sonne war höher und höher an die Buchengipfel gestiegen und endlich verschwunden. Schon hatte sich der Mond in dem weiteren Himmel, der auf kurze Zeit jetzt zur Rechten sichtbar wurde, mit silbernem Glanze gezeigt. Die Straße, die eigentlich nur ein jetzt ausgetrocknetes Flußbett war, zwängte sich durch zwei Felsen hindurch, die sich so nahe standen, daß sie oberhalb, einige hundert Fuß höher, durch eine Brücke hätten verbunden sein können.

Scagnarello wußte nun allmählich im vollen Zusammenhang, daß seine Passagierin Rosalia Vigo, die jüngste Schwester ihres Bruders Paolo Vigo war, der in Neapel Theologie studirt hatte und nur die ärmste Pfarre der Welt, zu San-Giovanni in Fiore im Silaswalde, hatte gewinnen können. Ein feuriger, muthiger, wissensdurstiger Jüngling, hatte er diese Pfarre bereitwilligst angetreten, weil sie mit einer Aufsicht über das nahe liegende Kloster San-Firmiano, eine Art geistlicher Strafanstalt, verbunden war; andererseits weil das Innere des theilweise unzugänglichen Silaswaldes noch von Ketzern bewohnt sein sollte, welche sich aus urältesten Zeiten dort erhalten haben und mit zerstreuten

Anhängern in Verbindung standen, die an gewissen Tagen, auf nur ihnen bekannten Wegen, dort zusammenkamen.*) Seinem jugendlichen Glaubenseifer hatte sich gerade die Bekämpfung und Ausrottung dieser Sekte empfohlen. Die Ketzer trieben Zauberei, besonders mit Hülfe der Bibel.

Da jedoch hatte eines Tages alle Welt erfahren, daß im Gegentheil auch plötzlich Paolo Vigo von ihnen verwirrt worden war, die Bibel auf die Kanzel von San-Giovanni mitgebracht hatte und auf Denunciation des Pfarrers von Spezzano suspendirt, ja nunmehr selbst in jenes Kloster der Pönitenten verwiesen wurde, wo er hatte erziehen und bessern wollen. Der Guardian dieses Klosters mußte in San-Giovanni so lange die Messen übernehmen, während die übrigen pfarramtlichen Handlungen von Spezzano aus verrichtet wurden. Rosalia Mateucci wußte gegen die Auffassung des Pfarrers von Spezzano und des Signore Scagnarello über ihren Bruder an sich nichts einzuwenden. Doch behauptete sie, daß ihr Bruder, wenn auch eine Zeit lang von Zauberern verblendet, doch nie im Stande gewesen wäre, in die unkatholischen Greuel des innern Silaswaldes mit einzustimmen. Daß Paolo Vigo beschuldigt wurde, vorzugsweise gegen Einen, den Scagnarello auch vollkommen als einen gefürchteten Hexenmeister kannte, Nachsicht geübt zu haben — das alles ließ sich nicht wegleugnen. Auch nicht die haarsträubende Geschichte von einem feuerschnaubenden, aus der Hölle gekommenen Hunde, der auf dem Markt von San-Giovanni in Fiore einst laut geredet und die Seele des Pfarrers in seine Gewalt zu bekommen begehrt haben sollte, obgleich derselbe ihn dann mit eigener Hand todtschoß. Scagnarello wußte das alles und sagte beim Anstreifen an diese unheimlichen Erinnerungen: Bitte!

*) Ph. J. von Rehfues' Schriften; u. a. die „neue Medea“.

Bitte! — fragte aber doch, ob sich die Frau noch des Skelets erinnerte, das dazumal ihren Bruder um den Tod des höllischen Hundes so in Harnisch gebracht hätte?

Des Frâ Hubertus! sagte die Frau mit einem halb beklommenen, halb freudigen Tone. Er lebt noch. Ich weiß es ja —!

An seinen Knochen kann man zwar vom Fleisch kein Pfund mehr zählen, entgegnete Scagnarello, aber — gewiß lebt er noch — und ich will Euch nur gestehen — ich hätte mich heute Nacht nicht mehr in den Wald gewagt, könnten wir nicht hoffen, noch den Bruder Hubertus einzuholen.

Heilige Mutter Gottes! rief Rosalia aufs freudigste erregt und wagte die gefährlichste Stellung von der Welt in Scagnarello's zweirädrigem Karren. Sie stand auf, hielt ihre schlafende Marietta mit Gefahr, selbst überzustürzen, im Arm und reckte den Hals spähend in die Weite. Saht Ihr denn den Frâ Hubertus? rief sie und lugte in die dunkle Ferne.

Beruhigt Euch! sprach Scagnarello und bezog diese Aufregung misverständlich auf eine Anwandlung von Furcht. Wenn ich meiner Frau, meinen Kindern und dem Pepe zugemuthet habe, mich bis Mitternacht noch auf die Straße zwischen Spezzano und San-Gio hinauszulassen, so geschah es, aufrichtig gesagt, weil ich hörte, daß uns Frâ Hubertus nur um ein paar hundert Schritte voraus ist. Denn was nun der Frate auch sein mag, ob ein Russe oder von Geburt ein Türke, wir alle haben ihn hier anfangs gleichfalls für den leibhaften Boten der Hölle gehalten — ja da erst gar, als er den fremden Mann nicht weit von hier in den Neto gestoßen hatte —!

Ich bitte Euch! . . . sagte die Frau sich niedersetzend.

Aber habt darum keine Furcht! fuhr Scagnarello fort. Holen wir den Bruder ein, so haben wir mit ihm ein ganzes

Regiment Soldaten. Der Pfarrer von Spezzano, im Vertrauen gesagt, mag ihn noch jetzt nicht leiden — aber darum hat doch der Bruder, der soeben in Neapel war, hohe Gönner und Beschützer und, was seine Leibeskräfte anbelangt, so kenn' ich manchen Goliath, der ihm noch jetzt abends aus dem Wege geht —

Er war in Neapel — Und ist zurück! Ich weiß es ja — weiß alles — rief Rosalie freudig und verstummte darauf. Letzteres zum Aerger Scagnarello's. Denn er merkte, daß es ja da wieder etwas ganz Neues aus dem Leben seiner Passagierin zu erfahren gab. Diese wich seinen Fragen aus und versank in eine wehmüthige Schweigsamkeit.

Es knüpften sich ihr aus der Zeit, wo sie vor Jahren ihres Bruders Wirthschaft in San-Giovanni geführt hatte, an diesen „Bruder mit dem Todtenkopf" Erinnerungen voll Schrecken. Ihr Bruder Paolo hatte lange liebevoll für die Seinigen gesorgt, hatte ihnen jede Ersparniß nach Salerno, wo sie her waren, geschickt, hatte, der gute Sohn, die Gebühren seiner ersten Messen nur an seine Mutter auszahlen lassen. Zwei Jahre war sie selbst dann bei ihm im Silaswalde gewesen und hatte das Ihrige gethan, ihm einen so traurigen Aufenthalt einigermaßen erträglich zu machen. Aber Paolo Vigo verfiel in Melancholie, zumal durch die Nähe des Klosters San-Firmiano selbst. Seinem Gemüth mußte es zu schmerzlich geworden sein, so viel verabscheuungswürdige Priester kennen zu lernen, die in jenem in Felsen eingezwängten, eine melancholische Aussicht in eine düstere Waldgegend bietenden Kloster leben mußten. Außerdem lebten hier alle ehrlichen Leute damals im Kampf mit dem Giosafat Talarico. Die Räuber der Abruzzen, die Genossen des Grizzifalcone, standen mit denen Calabriens in einem Schutz- und Trutzbündniß und bedrohten unausgesetzt die Sicherheit aller Einsamwohnenden. Schon waren aus dem Kirchlein in San-Giovanni

die heiligen Geräthschaften des Opferdienstes gestohlen worden. Kein Wunder, daß sich der Pfarrer mit Waffen versah und zu jeder Zeit eine geladene Flinte über seinem Bette hängen hatte. Nun geschah es aber eines Tages, daß die Bewohner von San-Giovanni in größter Aufregung durcheinander rannten, auf dem Marktplatz, dicht vorm Fenster des Pfarrers auseinander flohen und sich in ihren Häusern versteckten. Rosalia und ihr Bruder traten ans Fenster und erkundigten sich nach dem Grund des lauten Geschreis. Da hieß es, im Orte wär' ein toller Hund. Vom Fenster aus erblickte man in der That ein wandelndes Thiergerippe, die Zunge lang aus dem Halse hängend, die Haare borstig aufwärts gebäumt — es war ein Hund, der einem verhungerten Wolfe glich. Kaum konnte das entsetzliche Thier sich aufrecht erhalten. Schon knickte es zusammen und taumelte wieder wildschnappend auf, bis es aufs neue zusammensank. Der Pfarrer erwies den Bewohnern von San-Giovanni die Wohlthat, in rascher Regung die Flinte zu ergreifen, abzudrücken und das Ungethüm niederzuschießen. Und eben die Folgen dieser raschen That waren die seltsamsten —! Sie lagen in Schleier gehüllt, endeten jedoch damit, daß Rosalia's Bruder oft tagelang abwesend war, mit dem Bruder Hubertus zusammen gesehen wurde, sogar einen Ziegenhirten in San-Giovanni, der schon seit lange für einen Ketzer galt, an seinen Tisch nahm, zuletzt mit der Bibel auf der Kanzel erschien und in einer Weise predigte, die einen so großen Anstoß erregte, daß ihn sein Diöcesanbischof suspendiren mußte. Man ließ ihn bis auf Weiteres im nahe gelegenen Kloster wohnen und verbot ihm seine kirchlichen Functionen und Reden. Aus dieser provisorischen Maßregel wurde ein Zustand, der nun schon Jahre dauerte und nicht mehr enden zu wollen schien. Die Stolgebühren von San-Giovanni behagten auch dem Dom Sebastiano von Spezzano.

Scagnarello war durch die Hoffnung, bald den riesenstarken Bruder Todtenkopf einzuholen, so ermuthigt, daß er, trotz der schauerlichen Einsamkeit, wagte, auf alle diese unheimlichen Dinge anzuspielen. Es ist eine Pflicht unserer Seelenhirten, sagte er nach einer Betrachtung über feurige Hunde überhaupt, die sich öfters hier den Schäfern nächtlich zugesellen, für das geistige und leibliche Wohl der Ihrigen zu sorgen. Der Pfarrer in Spezzano ist gewiß ein Santo, aber auch er heilt die Kröpfe und kann Geister bannen. Meinen Pepe da hat er mit allen Weihen versehen!

Rosalia Matcucci hatte das Thema des verhängnißvollen Hundes verlassen. Scagnarello richtete jedoch mit umspähender Miene an sie die Frage: Frau — noch seh' ich den Bruder Franciscaner nicht — sagt: Ist es wahr, hat denn der den Hund wirklich ganz feierlich begraben —?

Kaum war das aus der Hölle gekommene Thier, erzählte sie, gefallen, so kam, wie wir damals glaubten, ein Abgesandter des Satans, der die unreine Seele, die ihm verfallen war, abholen sollte. Auf dem Platz erschien ein langer hagerer Mönch mit einem Todtenkopf; er hatte, wie die Magd erzählte, im Kloster Firmiano vor kurzem erst Herberge gefunden. Die Kinder liefen ihm aus dem Wege — eine Sprache hatte er, wie unser Truthahn, wenn ich mein rothes Kleid anziehe.

Das alles hat sich geändert! unterbrach Scagnarello. Jetzt fürchten ihn nur noch die Leute mit zu langen Flinten und besonders der Schmied von Spezzano. Denn ein Hufeisen bricht er wie trockene Nudeln entzwei, wenn die Arbeit schlecht gemacht ist. Gäule heilt er, die schon unter den Galgen kommen sollten. Talarico! Der bekam Angst vor ihm, als er hörte, daß das der Frate war, der in Rom dem Grizzifalcone den Garaus gemacht hat. Nun! bei San-Firmiano! Der heilige Vater hat ihn auch gewiß nur hergeschickt, daß er's dem Giosafat ebenso machen

sollte. Signora, ich hörte aber doch — mit dem Hund hatt' es Dinge auf sich, die einen guten Christen um die Absoluti bringen können. Andere meinen, der Alte mit dem Todtenk hat wenigstens seitdem nichts mehr mit der Hölle gemein habe wollen. Ein Heiliger ist auch er geworden, wie nur der Er bischof von Cosenza einer — und — Euer, unter uns ges ganz vortrefflicher Bruder —

In voller Glückseligkeit über diese Anerkennung sagte Rosali Ja, Signore! Ich glaube es für gewiß, daß Frà Hubertus s zu Gott gebessert hat. Gerade von ihm hat mir der heilig Erzbischof von Cosenza gesagt: Geht getrost, liebe Frau! Ihr in San-Giovanni in Fiore seid, ist Frà Hubertus Neapel zurückgekehrt. Und nun ist er da! Und ich denke do es muß alles gut werden.

Scagnarello erhielt noch einmal die Flasche, leerte sie u lobte sehr den Wein von Nocera. Auf seine Frage, was Todtenkopf nur in Neapel gethan haben mochte, erhielt er Antwort: Der heilige Erzbischof schickte ihn nach Neapel, sein Begehren beim rechten Mann anzubringen.

Beim rechten Mann? wiederholte der Kutscher. Wer denn das? Und welches Begehren —?

Daß die Bewohner von San-Firmiano nicht mehr — die Canarienvögel von Cosenza gehalten werden sollen! Sind denn nicht alle Santi geworden? Hat mein Bruder sie ni alle bekehrt? Hat der Todtenkopf ihnen nicht allen die Schreck der Hölle zu Gemüth geführt, die er selbst so gut kenne muß —? Ich sage Euch, bis nach Nocera hin steht jetzt Kloster im Geruch der Heiligkeit —!

Scagnarello wußte vollkommen, daß unter den Canarien vögeln die gelbgekleideten Galeerensträflinge zu verstehen sind, in Neapel im Dienst der Straßen- und Hafenpolizei öffentl

arbeiten müssen. Er wußte aber auch, über die gute Aufführung der Bewohner von San-Firmiano herrschte nur Eine Stimme; er wußte, wie hier Alle, daß Dom Sebastiano darüber nicht reden konnte, ohne so zornig zu werden wie ein Puterhahn. Nach einer seiner letzten Predigten gab es, ganz nach dem Satz der heiligen Hildegard, Tugenden, die dennoch blos vom Teufel kämen — Deshalb war Scagnarello vorsichtig und hielt seine Meinung zurück. Ein Kutscher ist eine öffentliche Person, die sich in die Zeitläufte mehr als andre zu schicken hat.

Die Einsamkeit, die dann und wann nur vom Gruß eines Hirten oder eines mühsam ausbiegenden Eseltreibers unterbrochen wurde, hörte bei Annäherung an San-Giovanni auf. Es wurde rings im Gebirge lebhafter. Zwar war die Nacht nun ganz hereingebrochen, Nebel stiegen auf, die in dem Grade die Feuchtigkeit der Luft vermehrten, daß Scagnarello und Rosalia ihre braunen Mäntel übernahmen; der mondscheinblaue Luft- und Nebelhauch gab den grünen Waldabhängen, den einzelnen Wiesenteppichen eine geisterhafte Beleuchtung; aber, wo der Strom der Gewässer am Wege nicht zu rauschend hinstürzte, da hörte man, von mannichfachem Echo weiter getragen, deutlich das Locken und Rufen der Hirten an ihre Heerden, die zur Nachtruhe unter den mächtigen Eichen sich lagerten, hörte das Blasen einer einsamen Schalmei oder an einer andern Stelle jenes unaufhaltsame Schnurren eines Dudelsacks, das gradezu unerschöpfliche Lungen voraussetzt. Sogar Jagdschüsse erschollen zuweilen dicht über den Häuptern der Gefährten und machten den Pepe stutzig und unterbrachen dann wol die Reise durch ein Intermezzo von Apostrophen, die Scagnarello an die Vernunft des Thieres zu richten hatte. Tüchtige Peitschenhiebe unterstützten die Beweiskraft seiner Demonstrationen.

Um ein verhältnißmäßiges Stück war man schon ganz in

die Nähe San-Giovannis gekommen. Rosalia erkannte die Gegend. Die mit Früchten überladenen Kastanienbäume, die zuweilen am Wege standen, rauschten ihr wie mit vertrautem Gruß. Dort stand ein altes Gemäuer, das der ältesten Zeit Groß-Griechenlands angehörte. Der Mond schien durch die zerklüfteten Fenster. Sie kannte jeden dieser, bald als Aufbewahrungsort des frischgemähten Heus, bald als Versammlungsort der Hirten bei Unwettern benutzten Orte. Ihr Herz wurde ihr immer frohbanger und zagendhoffnungsvoller.

Scagnarello erzählte jetzt von einem Stein, an dem sie bald angekommen sein müßten. Hier hätte Frà Hubertus vor Jahren mit jenen zwei Männern gerungen, die im Silaswald umirrten und die „Freimaurer", die später in Cosenza erschossen wurden — die Bandiera und ihre Genossen — verrathen wollten. Denen begegnete „dort oben am Kreuz", erzählte er, der Bruder mit dem Todtenkopf, redete den einen, den er kannte, in fremder, ich glaube russischer Sprache an und warf ihn ohne Weiteres von oben hinunter in den Neto —!

Die Bürgersfrau, die sich in Nocera auf Betrieb des Bruders vortheilhaft mit einem Verwandten daselbst verheirathet hatte, war in diesen Ereignissen bewandert. Sie konnte lesen und schreiben und führte ihrem Manne sein Hauptbuch. Was im Silaswald vorging, hatte sie seit Jahren um des geliebten Bruders willen mit großem Interesse verfolgt. Lebhaft stand ihr in Erinnerung, wie man sich damals gewundert, warum auch für diese wilde That der fremde Mönch, ein Sohn des heiligen Franciscus, wiederum so heil und ungestraft davonkam. Diesmal wie bei Gelegenheit der für einen Mönch immerhin bedenklichen Todesart des Grizzifalcone. Rosalia sprach noch jetzt dies Erstaunen aus.

Er hat gute Freunde, sagte Scagnarello. Er hat sie da,

wo sie am meisten nützen können — in Rom. Und wenn man Rom hat, so hat man auch Neapel. Damals, als der Freimaurer in den Neto flog, sah und hörte man lange nichts mehr vom Frâ Hubertus. Mit Einem mal war er aber wieder da und der Sindico von Spezzano zog vor ihm den Hut ab. Hätte der Bruder die Weihen, er wäre längst in San-Firmiano Guardian.

Rosalia kannte alles das und schwieg, in Hoffnung auf die Geltendmachung eines so großen Einflusses in Neapel.

Nach einer Weile fragte Scagnarello: Signora — wart ihr denn auch schon dazumal an — den — ich meine, an den Bluteichen —?

Die Frau erschrak über diese Frage und schwieg.

Ich meine, habt Ihr ihn nie gesehen? fuhr Scagnarello leise und schlau lächelnd fort.

Die Frau wußte vollkommen, was und wen Scagnarello mit seiner Frage meinte.

Hm! Hm! räusperte er sich und fuhr fort: Ich möcht' es, bei San-Gennaro, auch einmal wagen und ihn besuchen. Nur um die Nummern zu hören, die ich im Lotto spielen soll! Da war ein Mann von Cotrone — wißt Ihr, was er dem gesagt hat, als er die nächsten Nummern hören wollte, die herauskommen würden?

Er sollte arbeiten und auf Gott vertrauen —? antwortete Rosalia.

Nein, entgegnete Scagnarello — Das kann sich jeder selbst sagen —! Dem Mann von Cotrone hat er gesagt: Wer gab dir früher deine Nummern? „Der Pfarrer von San-Geminiano in Cotrone!“ Kamen sie heraus? „Nein! Auch die auf den Namen Mariä nicht!“ Die auf den Namen Mariä? Was ist das? „Der Pfarrer rechnete die Nummern nach den

Buchstaben aus — M. war 12. Sie kamen aber nicht heraus." Ich verstehe! Kannst du lesen? „Nein!" Auch nicht das ABC? „Ei ja!" Im Namen Maria kommt aber zweimal A vor — das gab ja zweimal 1. „Da nahm der Pfarrer für das zweite 1 das Doppelte; manchmal das Dreifache; so hab' ich zehn Jahre auf «Maria» und die Heiligen gesetzt, aber nicht mehr gewonnen, als ausreichte, um den Pfarrer zu bezahlen —" Der Pfarrer ließ sich bezahlen? „Ich bezahlte die Messen, die meine Todten aus dem Feuer erlösten!" Nun, mein Sohn, sagte der Alte von den Bluteichen, so nimm einmal den Namen „Jesus!" Siehst du, das sind auch fünf Buchstaben, auch fünf Zahlen und die letzte nimm dann gleichfalls doppelt — 9. 5. 18. 20. 36. — So hab' ich sie behalten —! unterbrach sich Scagnarello — Gewinnst du, sagte der Hexenmeister, dann danke deinem Erlöser durch gute Anwendung des Geldes! Verlierst du aber, so nimm an, daß er dir eine christliche Lehre geben wollte und dich blos durch deine Arbeit reich machen will! Der Mann aus Cotrone spielte und gewann — eine Terne; es war aber auch so ein ganz reicher Mann. Das Ding sprach sich dann aus; alles setzte jetzt auf den Namen Jesus; es hat aber keinem mehr so glücken wollen, wie dem Mann aus Cotrone.

Rosalia seufzte über diese Zaubereien und sann über Scagnarello's Aeußerung, daß der Mann von Cotrone wol noch eine besondere Anweisung bei diesem kabbalistischen Spiel des Einsiedlers von den Bluteichen hinzu empfangen haben müßte. Sie hatte die vollkommene Geneigtheit, dieser Meinung beizustimmen. Zuletzt bat sie ihn beim Blut des heiligen Januarius, von solchen durch die Hölle angerathenen Lottonummern, auch von den Bluteichen, von den nächtlichen Versammlungen, die dort die Geister hielten, besonders aber von dem erschossenen feurigen

Hunde und den blutigen Thaten des Bruders Hubertus jetzt zu schweigen und lieber auf eine baldige glückliche Ankunft in San-Giovanni zu hoffen.

Nach einer halben Stunde, die Scagnarello im schmollenden Gespräch mit Pepe und zuletzt mit Klagen über die theuere Zeit und die von der Hitze versengte zweite Heuernte zubrachte — letzteres im Interesse eines erhöhten Trinkgelds — deutete er mit der Peitsche auf einen im Mondlicht grell beleuchteten Gegenstand an demselben Wege, welchen sie fuhren.

Schon lange hatte auch schon Rosalia ihr Auge auf diesen Punkt gerichtet und fragte jetzt: Seht Ihr denn da etwas, Signore?

Es ist — so wahr ich Napoleone heiße — endlich der braune Bruder! Ich wette um meinen Pepe — er ist's!

Sein Maccaroni wurde jetzt wacker durch die Peitsche unterstützt. Die Frau konnte nicht umhin anzuerkennen, daß Scagnarello's Vermuthung über einen an einem hölzernen Kreuz auf einem Stein sitzenden Mönch Wahrscheinlichkeiten für sich hatte. Die braune Kapuze war halb niedergeschlagen; so schwarz und starr konnte darunter nur ein Kopf lugen, der so gut wie keiner war oder wenigstens nur dasjenige, was übrigbleibt, wenn man von einem Kopf Haare und Fleisch nimmt.

Scagnarello, vollends jetzt ermuthigt und sogar schon von dem hinter den Felsen her immer heller und heller läutenden Glockenthurm von San-Gio angenehm überrascht, schwang seine Peitsche und gab der hochgespannten Frau, die glücklich war, schon jetzt dem Manne zu begegnen, der die Kunde aus Neapel nach San-Firmiano bringen sollte, jede tröstliche Versicherung.

Ein Franciscaner, in Sandalen, mit brauner Kutte, den weißen wollenen Strick um die magere Hüfte, saß in der That am Wege auf dem Stein. Es war Bruder Hubertus. Er saß

am Gedächtnißkreuz des von ihm vor Jahren hier in den brausenden Neto hinuntergeschleuderten Jean Picard. Als er die Klingel des Pepe hörte, stand er auf und ging fürbaß. Er schien keine Neigung zu haben, auf eine verspätete Equipage zu warten und sich in seinen ohne Zweifel düster angeregten Betrachtungen stören zu lassen.

Ihn einzuholen wäre beim Bergauf unmöglich gewesen, wenn ihm nicht Scagnarello alle möglichen Interjectionen nachgerufen hätte aus jenem unerschöpflichen, in seinem Reichthum noch von keinem Gelehrten würdig abgeschätzten Wörterbuch der neapolitanischen Natursprache. Zu den thatsächlichen Motiven, die Scagnarello mit civilisirteren Worten einmischte, um den rüstigen Greis zum Stehenbleiben zu bewegen, gehörte, wenn auch in seltsamen Abkürzungen, die Geschichte der Frau, die hinter ihm hochaufgerichtet stand, in der Linken mit dem schlafenden Kinde, in der Rechten mit ihrem Tuch, mit dem sie unablässig wehte und winkte, gehörte endlich auch ein Gruß vom Erzbischof von Cosenza und die Ausmalung aller der Glückseligkeiten, die sich nun in San-Firmiano und in San-Spiridion zu Nocera begeben würden.

Der lange hagere Knochenmann stand endlich still und lachte des tollen Gewälschs. Sein Kopf wurde darüber ein einziges — Gebiß von Zähnen. In der „Campanischen" Sprache, jenem Italienisch der Neapolitaner, wo die Buchstaben mit allen nur erdenklichen Freiheiten behandelt werden, oft der eine ganz für den andern eintritt und statt „Michel" „Kaspar" gesagt wird, hatte Hubertus in der That Fortschritte gemacht. Er blieb stehen.

Dann freilich entsprach seinem ersten frohen Gruß an die ihm sehr wohl erinnerliche Schwester Paolo Vigo's keineswegs sein fernerer Mittheilungsdrang. Letzterer schüttelte er zwar als

alter Bekannter die Hand und nahm das jetzt erwachte, schreiende Kind auf den Arm, versichernd, daß seine Sehnsucht, den trefflichen Bruder der Signora nach sechs Wochen wiederzusehen, nicht minder groß, als die ihrige nach so vielen Jahren wäre — ja er kannte das schöne dem Bruder winkende Gotteshaus zu San-Spiridion in Nocera vollkommen und gab zu, daß der Erzbischof von Cosenza hinlänglich heilig wäre, um allenfalls weissagen zu können. Gewiß! Gewiß! Es wird alles gut werden! wiederholte er zum öftern. Aber — seinem ganzen Wesen fehlte die rechte, von Innen kommende Freudigkeit.

So kommt Ihr von Neapel und habt noch nichts Bestimmtes erfahren? fragte die Frau voll Bestürzung über dies Benehmen und lud den frommen Bruder ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Hubertus folgte zwar dieser Aufforderung, nahm die noch an Schönheitsanschauungen nicht gewöhnte und wenig vor ihm erschreckende kleine Marietta auf den Schoos, sang ihr eine alte holländische Liedstrophe, versicherte aber, die Hoffnung wäre das schönste Lebensgut, das sich der Mensch nur immer frisch in allen Nöthen bewahren müsse und schwieg.

Die Hoffnung? Bei San-Gennaro! rief die Frau und zitterte. Weiter bringt Ihr nichts von Neapel mit, als die — Hoffnung?

Ei und schöne Feigen! Seht die Feigen! erwiderte Hubertus und reichte deren aus seiner Kutte Marietten eine Hand voll, während ihm die Frau bereits alle ihre Eßvorräthe angeboten hatte.

Was kann mir alles das helfen? wehklagte Rosalia Mateucci. Hab' ich darum so viele Jahre die Reise von Nocera nach Cosenza gemacht? Haben wir darum zwanzig Ducati an die Mutter Gottes Della Salute und abermals funfzehn an den heiligen Gennaro von Cosenza bezahlt?

Das wird sich einbringen, Frau! Hofft in Gottes Namen! wiederholte Hubertus und fing inzwischen mit einem bei weitem dringlicheren Interesse an, dem Meister Scagnarello sein Erstaunen über die neue Garnison von Spezzano auszudrücken. Was wollen denn nur all diese Reiter und Jäger wieder? Geht der Weg nach Frankreich durch den Silaswald?

Scagnarello deutete an, daß nicht gut von solchen Dingen zu sprechen wäre, seitdem hier schon die besten Leute zu den „Canarienvögeln" in Neapel gekommen wären.

Guter Bruder, was bringt Ihr von Neapel? drängte die Frau. Ihr redet von Canarienvögeln. Nur zu wohl weiß ich, die Raben, die schwarzen, die hacken dem heiligen Franciscus gern die Augen aus!

Steht das wo geschrieben? entgegnete Hubertus und schien von dieser Rede, die er vollkommen verstand und für ebenso prophetisch hielt, wie sie wohlgesetzt war, betroffen. Die Jesuiten (diese nur konnte Rosalia unter den schwarzen Raben verstanden haben) hatten allerdings hier die Hauptentscheidung. Auf den Spruch der Jesuiten hatte der Erzbischof von Cosenza als die letzte Instanz verwiesen, von welcher hier alles abhängig sein würde. Alle Welt wußte, daß zwar in den Bewegungstagen zwanzig Kutschen voll Jesuiten aus Neapel hatten entfliehen müssen, aber in vierzig waren sie wieder zurückgekehrt und die rechte Hand des Herrschers über dies unglückliche Land blieb des Königs Beichtvater, Monsignore Celestino Cocle, Erzbischof von Neapel, ein fanatischer Agent des Al Gesù, eben jener „rechte Mann", von dessen Entscheidung die Wünsche der Bewohner San-Firmianos abhängen sollten.

Zehn Jahre, erzählte wehklagend die Frau, hab' ich meine Kniee gebeugt vor dem heiligen Erzbischof von Cosenza. Jeden Quatember, wenn neue Priester geweiht wurden, lief ich zu Fuß

die zehn Miglien von Nocera nach Cosenza und beugte meine Kniee auch noch nach der Messe. Wenn der heilige Herr in seinen Palast ging, rief ich ihn um Gnade an für meinen unglücklichen Bruder. Und immer gab er mir seinen Segen und sagte: Ihr seht ja, liebe Frau, die Pfarre von San-Giovanni bleibt offen; das Sacro Officio prüft, zwar lange, aber gründlich —! Heiliger Gennaro! Zehn Jahre prüfte das Officio —! Ich wußte nicht, ob mein Bruder noch lebt —! Wir schickten — mein Dionysio ist gut — was wir nur vermochten — bald an den ehrwürdigen Guardian, bald an den heiligen Erzbischof — aber meines Paolo Briefe meldeten nichts von seiner baldigen Freiheit. Sogar damals, als doch alles frei wurde, als selbst die, denen zeitlebens die Kugel am Fuß zu tragen besser gewesen wäre, zu Ehren kamen, kehrte mein Bruder nicht aus dieser traurigen Einöde zurück. Damals hatte nur Marietta leider das Fieber, mein Dionysio mußte unter die Guardia civica, jeder war froh, wenn in seinem Garten noch die Feigen wuchsen — Verdienst gab es nicht. Dann aber, als die Ruhe wiederkehrte, als man erzählte, wie die Gefangenen und Verwundeten in San-Firmiano so christlich verpflegt wurden, da fiel ich vor dem heiligen Erzbischof in der Kirche selbst auf die Kniee und bat vor allem Volk um — Paolo's Freiheit. Zum Glück — verzeih' mir's die heilige Jungfrau! — war gerade unser Pfarrer von San-Spiridion gestorben und weil ich hörte, daß sich zehn Pfarrer um die Stelle bewarben und sie vorerst keiner bekommen sollte, weil auf ein Jahr auch dem heiligen Erzbischof die Einkünfte gutschmecken, kauft' ich nochmals, nach allem, was schon draufgegangen war, für zehn Ducati Wachskerzen und schenkte sie in Cosenza der heiligen Rosalia. Seitdem hieß es: „Seid gutes Muthes, Frau, reist getrost nach San-Giovanni — In San-Firmiano sind Wunder

geschehen — Der Guardian hat einen Boten nach Neapel gesendet an das heilige Officio. Wir wissen es ja, das ganze Kloster ist heilig geworden — Sie bekommen alle die besten Stellen in der Christenheit, denn die Mutter Kirche ist gütig und belohnt jeden, der sie liebt — ja, und der Bote, Frà Hubertus, muß bald zurück sein von Neapel —" So sprach der Erzbischof und das ganze Capitel stimmte hoffnungsvoll mit ein. Da vertraut' ich denn und machte mich auf den Weg und jetzt bin ich da und Ihr seid es auch und nun bringt Ihr doch wieder nichts und schweigt noch dazu so tückisch —? Ihr wißt, denk' ich, nur zu gut, daß mein guter Bruder nur durch Euch ins Elend gekommen ist! Ohne Euch könnte er längst in Nocera Bischof sein.

Diese muthige, für Scagnarello zum Bewundern sachgemäße und kenntnißreiche, nur am Schluß zu frauenzimmerhaft ausfällige Rede hatte Hubertus theils mit seufzenden, theils mit begütigenden Worten begleitet. Scagnarello hoffte, der schwer Beleidigte würde mit einer Rechtfertigung früherer Misverständnisse, vor allem mit Rückblicken auf die wunderbare Geschichte vom feurigen Hunde vernehmbar werden; aber Hubertus beschäftigte sich allein mit dem Kinde und sang seine „russischen" Lieder.

Rosalia Mateucci ersah nun wol aus alledem, daß Hubertus kein rechtes Vertrauen auf den Erfolg seiner Mission hatte, und fuhr in ihren Klagen über diese arge Welt fort. Sie ließ dabei jedem seine äußere Ehre, bezeichnete ihn aber bei näherer Prüfung dennoch als einen Spitzbuben. Vom Standpunkt einer vermögenden Krämerin von Nocera gab sie einen Rückblick auf die bewegte Zeit der letzten Jahre — namentlich auf die Anarchie, die damals entstand, als die in Neapel durch Lazzaroniaufstand und Schweizerregimenter gesprengte Nationalvertretung sich noch einmal in Cosenza, von einem Aufstand der Calabresen

unterstützt, wieder gesammelt hatte, doch von jenem ehemaligen Räuber, spätern General Nunziante, im Süden, vom General Lanzi im Norden angegriffen, mehr durch Uneinigkeit, als Ueberlegenheit der Truppen sich auflöste. Die Bewaffneten wurden damals zu Flüchtlingen, und wie es im Süden geht, zu Wegelagerern und Räubern. Dieser anarchische Zustand hatte im Silaswald erst seit kurzem aufgehört. Das Kloster San-Firmiano hatte lange Zeit nur ein Gefängniß und Lazareth sein können, wo sich die Brüder wahrhaft Verdienste erwarben. Und nun sollten alle diese guten Thaten ohne ihren Lohn bleiben? Märtyrer sollten sich bewährt haben und keine Krone gewinnen —? Da müßte ja der Giosafat von Lipari als ein wahrer Retter ersehnt werden und mit der Zeit in Neapel am königlichen Schlosse kein Stein mehr auf dem andern bleiben —! sagte sie voll Zorn.

Hubertus entgegnete in leidlichem „Campanisch" auf diese unausgesetzten Verwünschungen, die schon Marietta's Weinen und Scagnarello's loyalste Proteste zur Folge hatten: Beim heiligen Hubert, meinem Schutzpatron! Frau, ich kann Euch versichern, daß ganz San-Giovanni und wer anders noch von damals am Leben ist, sich freuen wird, Euch und die kleine Marietta zu sehen. Euern heiligen Bruder nehm' ich nicht aus, wenn ich auch zweifle, daß Eure Hoffnung, ihn als Pfarrer in San-Spiridion nach Nocera zu bekommen, so bald in Erfüllung geht, zugleich auch, ob dies grade seinen Wünschen entsprechen wird! Indessen beruhigt Euch! Ei, so weint doch nicht! Ich will Euch sagen, wie es ist ... Ich hätte gute Freunde und Gönner — sagt man? Nun, das San-Officio in Neapel war sackgrob — Aber gut — ich fand immer, die Leute sind geneigter, uns Gehör zu geben, wenn sie grob sind. Leider, leider — kann ich dasselbe nicht vom Ohr und Mund Sr. Majestät, Monsignore Celestino, sagen. Der war artig! Dem mußt' ich

haarklein erzählen, was seit Jahr und Tag hier in diesen Bergen vorgegangen ist! Und wenn ich jetzt so schlummerköpfig nachdenklich bin, so ist es blos, weil ich, aufrichtig gesagt, meine Erzdummheit bereue —! Ich ging auf alle seine Artigkeiten ein. „Gut! Gut! Das freut mich! Um so besser! Und was wünschen die guten Brüder von San-Firmiano?“ Ich Tropf! Das hätt' ich mir doch sagen sollen, daß es mit all diesen Süßigkeiten nur bitter stand —! Wir Brüder haben in San-Firmiano um nichts gebeten, als um was die Hechte bitten, wenn in einem Teiche ihrer zu viel sind. Laßt Euer Licht leuchten vor den Leuten! hat schon unser allerheiligster Erlöser gesagt — und nur deshalb sehnen sich unsere Gefangenen von San-Firmiano in ihre Klöster und Pfarreien zurück, um zu zeigen, daß sie nun aus Wölfen gute Hirten geworden sind. Seht nun, das alles hab' ich in Neapel vorgetragen; aber ich bereue es! Ich hätte lieber von unsern Tugenden schweigen — Ei was! Bei alledem kann ich mich irren! Es ist im Namen unsres heiligsten Erlösers gar nicht unmöglich — wir finden in San-Firmiano fröhliche Gesichter und Euer edler Bruder lacht, wenn er morgen früh — eher rath' ich nicht bei unserm Kloster anzupochen — die Ueberraschung hat: Gelobt sei Jesu Christ! von seiner Schwester zu hören und gar von der Kleinen da — wie heißt sie? Alles heißt hier Marietta ... Kommt denn von Euch auch nicht einmal Einer — auf andre Namen beim Taufen — zum Exempel Hedwigis —?

Diese Worte waren so gutmüthig, endeten mit einem so elegischweichen Tone, daß Rosalia Mateucci der wohlthuenden Wirkung derselben sich nicht entziehen konnte. Sie sagte: Bei San-Gennaro! Hat denn San-Gio jetzt gar die neue Beleuchtung von Neapel —! Seht, wie hell es da liegt! — Nun lachte sie schon selbst freudiglich.

Scagnarello fand die Aufnahme des Mönches beim Erzbischof

von Neapel ebenfalls keineswegs so bedenklich und im Gegentheil außerordentlich schmeichelhaft. Nun versteh' ich, sagte er, warum die Leute Recht haben, wenn sie sagen, daß sogar Se. Heiligkeit in Rom ein alter Freund und Bekannter von Euch ist und Euch schon in Rußland kannte; denn unser heiliger Vater ist weit herumgekommen, zu Wasser und zu Land. Aber auch mit Recht! Habt Ihr nicht das hochheilige Erbe Petri vom Grizzifalcone befreit? Wußte denn von Euch alles das auch der Erzbischof? Hm! auch vom Kreuz — da überm Neto? Und von Eurem — feurigen Hunde?

Auf den ich Euch manchmal aufbinden möchte! schnitt Hubertus die neugierige Rede ab. Was schlagt Ihr nur so grausam auf Euern armen Pepe! In Spezzano, vor Eurer Abfahrt nach Cosenza, da konntet Ihr ihm gewiß schmeicheln! Da nanntet Ihr ihn gewiß: Pepito! Mein zuckersüßes Brüderchen! Unterwegs aber und gar am Ziel da wird alles vergessen! Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs und Wort halten muß man jedermann — selbst seinem Maulesel! Ein alter Jäger weiß ich, daß im Wald und auch draußen in der Welt unsere besten Freunde — wie oft — nur unsere Pferde und unsere Hunde sind —!

Hubertus sprach voll Scherz, aber auch voll Wehmuth und hörbaren Anklangs an einen Gegenstand, der ihn rührte — Doch kam er nicht auf den Hund zurück. Im Gegentheil zeigte er Rosalien die sich jetzt ein wenig öffnende Gegend, an deren östlicher und walddunkler Grenze, dicht unter den glänzendsten Sternbildern, eine schwarze Thurmspitze in die Höhe ragte — das Kloster San-Firmiano.

San-Giovanni war erreicht. Ein Bergflecken, wo sich vor Jahrhunderten einige Menschen um einige halbzerstörte Thürme der Normannenzeit angesiedelt und einige hundert Nachkommen hinterlassen haben, die keinen Anblick mehr für Götter bieten. Aber

ein Maler hätte darum doch seine Lust an diesem Städtchen gehabt. Die Thurmmauern ragten von Epheu überwuchert. In riesiger Ausdehnung spazierte der immergrüne Kletterer bis auf die Felsen hernieder und an diesen wieder, wie eine einzige Wiese, entlang bis zu den rauschenden, sich hier vereinigenden Gewässern des Neto und des Arvo. Ein viereckiger Glockenthurm der Kirche war der Mittelpunkt einiger im wirren Durcheinander von den beiden Wildbächen sich aufdachenden sogenannten „Straßen".

Nun erst entdeckte man, warum es scheinen konnte, als wäre in San-Gio die Gasbeleuchtung eingeführt. Schon in einiger Entfernung hörte man die beim Morraspiel üblichen, sonst in San-Gio nie so laut vernommenen Flüche und Verwünschungen. Auch deutsche Laute wurden hörbar. Pechkränze und Bivouakfeuer loderten auf. Auch San-Giovanni war von Soldaten überfüllt.

Hubertus sah das voll äußersten Erstaunens, sprang vom Wagen und eilte auf den Marktplatz.

10.

Der „Torre del Mauro“, eine Locanda, die einer Scheune ähnlich sah, war erreicht. Man fand sie von Soldaten in Beschlag genommen. Ein Leutnant in einer jener überladenen südeuropäischen Uniformen, mit soviel Trobdeln und Stickereien, als bei uns keinem Obersten zukommen würden, stand mit der Cigarre im niedrigen rauchgeschwärzten Thor eines von brennenden Spänen erleuchteten Hofraums. Die Bivouakfeuer brannten auf dem Platz vor der Kirche. Dünste von gebratenem Speck, von Zwiebeln, Käse ließen auf einen eben abgehaltenen reichlichen Abendimbiß schließen. Viele der Soldaten, in Mäntel gehüllt, schnarchten schon auf ausgebreitetem Stroh unter freiem Himmel.

Diese fliegenden Corps waren in den letzten Zeiten so oft im Silaswalde gesehen worden, daß sie eigentlich niemanden besonders auffallen durften. Nur Hubertus, schon aufs bedenklichste aufgeregt, sah neues Unheil und Scagnarello, der sich mit San-Gios Einwohnerschaft in lebhafteste Conversation versetzt hatte, schürte jetzt seine Besorgniß — denn Dom Sebastiano von Spezzano hatte allerdings kürzlich gepredigt, San-Gio müßte noch einmal untergehen wie Sodom und Gomorrha.

Den Mönchen wurde von Del Caretto's und Celestino Cocle's Regierung wenig getraut. Ein Schweizeroffizier, welchen Hubertus

in deutscher Sprache um die Ursache dieser Expedition anging, schien zwar vom Laut der Muttersprache freundlich berührt, aber Ordre hatte auch er, nichts verlauten zu lassen. Auf den im verlassenen Pfarrhaus einquartierten Oberoffizier verweisend, mischte er sich unter die andern Offiziere, die sich mit derben Späßen auf Kosten einer Frau unterhielten, die „der schöne Mönch doch wol nicht in sein Kloster entführen, sondern ihnen überlassen würde —"

Hubertus wandte sich einem Hause zu, das hier ein Ziegenhirt ersten Ranges, ein „Rico", ein Reicher bewohnte. Messer Negrino hieß er; er war ihm besonders befreundet. Leider aber war dieser im Ruf der Ketzerei stehende erste Bürger von San-Gio nicht zu Hause. Mit seiner Heerde war er unterwegs und auch vielleicht auf die Messe von Rossano.

Bald wußte ganz San-Gio, wer mit Scagnarello gekommen war. Schon hatten sich Gruppen von alten Bekannten gebildet, welche die Schwester ihres in San-Firmiano wohnenden ehemaligen Pfarrers sehr wohl erkannten und sich zu Theilnehmern einer Verhandlung über die Frage machten, ob es gerathener wäre, daß Rosalia Mateucci noch mit ihrem Kinde dem Bruder Hubertus folgen und am Eingangsthor des Klosters unter einem Dach, das die Madonna schützte, übernachten oder hübsch in einem Bette zurückbleiben sollte, das ihr der alte, hocherfreut sie begrüßende Meßner ihres Bruders in seinem niedrigen Häuschen anbot. Scagnarello hatte schon den Pepe ausgespannt und mußte ihm die Streu im Freien machen, da den Stall die Soldaten eingenommen hatten. Als weltkundiger Mann hatte er zum Bleiben gerathen. Es schien ihm bereits so, als würde sich ihm morgen Paolo Vigo schwerlich als Rückpassagier anschließen.

Hubertus, vom Hause Negrino's zurückkehrend, verhielt sich bei allen diesen Verhandlungen mit Jung und Alt scheinbar heiter, nahm die jetzt verdrießlich aus der Ruhe gekommene Marietta

auf den Arm, gab Auskunft über seine Reise sowol dem „Sacristano“ wie dem „Sindico“, dem er einige auf seine Reise übernommene Aufträge ausgerichtet hatte — die Soldaten aber, deren Absichten auch die erste Magistratsperson des Ortes nicht zu deuten wußte, beunruhigten ihn in solchem Grade, daß er von Rosalia Matenucci für heute Abschied nahm und sofort nach San-Firmiano aufbrach, um, wie er versprach, schon beim Mitternachtgebet dem Bruder die frohe Kunde zu bringen und diesem somit Zeit zur Ueberlegung zu lassen, wie er am passendsten seine Schwester empfangen wollte.

Unter den Scherzen der Soldaten, die Hubertus seines Todtenkopfes wegen schon gewohnt war, verließ er den Platz und begab sich in großer Spannung nach seinem Kloster. Der Sindico, der zugleich in San-Giovanni die Post hielt, hatte versichert, daß allerdings seit einigen Tagen amtliche Briefe für den Guardian des Klosters genug angekommen wären. Er fand darin einige Hoffnung. Der Sindico wußte, Hubertus hatte die in San-Firmiano seit Jahren Eingekerkerten in Neapel erlösen wollen. Zöglinge waren sie alle der seltnen Strenge dieses einfachen Mönches, Zöglinge des ihm von Frà Federigo eingepflanzten leidlich evangelischen und aufgeklärten Geistes geworden. Mit seiner Fürbitte war Hubertus von Cosenza nach Neapel verwiesen worden. Hier hatte er nur die Dominicaner verdrießlich und unfreundlich, alle andern Behörden gütig und wieder ganz erfüllt von der ihm persönlich immer gewährten Nachsicht gefunden. Hubertus wurde von Rom protegirt. Seit Jahren hatte man ihm gestattet, in Firmiano zu leben; sogar die Untersuchung über den Tod eines Genossen des Boccheciampo war ihm erlassen worden; man gestattete ihm all die Freiheiten, ohne welche sein unruhiges Temperament nicht leben zu können schien. Der Sindico konnte nicht genug schildern, wie ihm die ange-

kommenen Briefe schon von Außen betrachtet so inhaltreich und bedeutsam erschienen wären.

Hubertus verließ San-Gio. Einsam ging er den dunkeln Weg. Seine aufgeregte Phantasie brachte diese Soldaten mit seiner Reise in Verbindung. Der Erzbischof von Neapel hatte an ihn eine Menge Fragen gerichtet — vorzugsweise über Frà Federigo. Dem hohen Herrn war alles bekannt, was diesen Einsiedler betraf, der deutsche Ursprung desselben, seine Flucht aus einem piemontesischen Thal, seine dortige Förderung ketzerischer Bestrebungen, seine Gefangenschaft unter den Genossen Grizzifalcone's, dann Hubertus' muthige Befreiung desselben. Daß Frà Federigo noch lebte, wußte der Erzbischof nicht minder, ja er beschrieb mit genauester Ortskenntniß ein von Bergen umschlossenes enges Thal im Silaswalde, wo jener Flüchtling, unter den sogenannten Bluteichen, seit vielen Jahren einsiedlerisch lebte. „Bluteichen" hießen jene uralten Stämme aus den Tagen, wo auch in Calabrien für die evangelische Lehre Blutströme genug geflossen waren und Scheiterhaufen loderten. Paolo Vigo war infolge einer Bekanntschaft mit Frà Federigo in seinen Kanzelreden verdächtig und dem Kloster Firmiano zur Correction übergeben worden. Allen diesen Verhältnissen hatte der Erzbischof seine volle Aufmerksamkeit geschenkt. Er wußte, daß Cosenzas Kirchenfürst vom Guardian zu San-Firmiano Bericht über Bericht über die Umwandlung erhielt, die mit den unter seine Obhut gegebenen Spielern, Fluchern, Gotteslästerern vor sich gegangen war und dennoch gab er auf die Frage, ob nicht endlich die jetzt so anerkennenswerthen Bewohner des Klosters in ihre Aemter zurückkehren durften, keine entscheidende Antwort.

Bruder Hubertus hatte in San-Giovanni einige Stärkung zu sich genommen. Der alte Franz Bosbeck, der sich noch in hohem Alter einer ungebrochenen Kraft rühmen zu können gehofft

hatte, war er nicht mehr. Die lange Kette seiner Lebenserfahrungen war zu drückend und schwer geworden.

Schon war es über zehn Uhr — nach italienischem Zifferblatt die dritte Stunde — schon mußten seine Klostergenossen schlafen — wecken wollte er niemand, da ohnehin alle die Matutin in den nächsten zwei Stunden wach rief. So unterbrach er sein Steigen auf dem schmalen Felsenpfade und setzte sich auf einen verwitterten, mit Moosflechten überzogenen Stein, traurig hinausblickend in die grüne Wildniß, in die stille Mondnacht, in die rauschenden Wasserstürze am Abhang des Felsens — hinaus in jene noch entlegenere Einsamkeit, wo ein deutscher Schwärmer seit länger als zehn Jahren unter Büchern, Schriften und ländlichen Beschäftigungen sich vergraben hatte.

Alles Nächste rundum und in der Ferne war grabesstill — auch San-Giovanni, das zum Handausstrecken nahe vor ihm liegen geblieben, ob er gleich von ihm schon um eine Stunde Weges entfernt war. Die Schwester Paolo Vigo's wiedergesehen zu haben, die Erwähnung des „feurigen Hundes", der Anblick des Kreuzes über dem Neto — alles das hatte die alten Erinnerungen seines Lebens mächtig geweckt. Welche Reihe von Schicksalen konnte er nach der Reihe der Jahre überblicken —! Seine Jugend verlebt unter Räubern — Die einsame Mühle eines Diebshehlers — Die Gefangennahme der Picard'schen Bande — Das Hochgericht — Die Meeresfahrt des holländischen Rekruten — Java mit seinen farbigen Menschen, Palmen, Löwen, Schlangenbeschwörern — Wieder dann Europa — Deutschland, zur Zeit Napoleon's — Schloß Neuhof mit seinen grünen Wäldern — der grimme Wittekind — Hedwig, seine geopferte Liebe — Brigitte von Gülpen's Betrug — Die Flucht in ein schützendes Kloster — die Verwilderung der dortigen geistlichen Zucht — sein treuer Beistand in Abt Henricus — seine Reisen — seine That am melancholischen Bruder

Fulgentius, den seine Hand vom Riegel nicht losschnitt, wo er sich erhängt hatte — die Begegnung mit Hammaker, einem hochgebildeten Mann, der dennoch ein Mörder werden konnte — mit Klingsohr — mit Lucinden — die Flucht in den blitzgespaltenen Eichbaum — die Flucht nach Italien — die Gefangenschaft auf San-Pietro in Montorio — die Nacht auf Villa Rucca — Pasqualetto's Tod — dann seine Reise, um den Bischof von Macerata und den Pilger von Loretto zu entdecken — Wie führte ihn schon allein die Erwähnung des treuen „Sultan", der durch Paolo Vigo, den Pfarrer von San-Giovanni, ein so trauriges Ende nehmen sollte, so lebhaft in die Tage zurück, wo Italiens Reiz dem „christlichen Schamanen", wie Klingsohr ihn genannt, die alte Abenteuerlust geweckt hatte —!

Als damals Hubertus, entlassen und abgesandt vom Fürsten Rucca, vom Cardinal Ceccone, von Lucinden und vom frommen Mönch Ambrosi, dem bischöflichen Kapitel von Macerata gerathen hatte, seine wunderthätige Madonna zu verbergen, hatte er sich die Bevölkerung der nördlichen Felsenküste des Kirchenstaats zu Bundesgenossen für die Ausführung der Befreiung des Bischofs gemacht. Durch die Volkswuth über die fehlende Madonna geängstigt, lieferten die Anhänger Grizzifalcone's den Bischof ohne Lösegeld aus. Ueber den Pilger von Loretto jedoch hatte Hubertus vergebens gesucht, irgendetwas in Erfahrung zu bringen. Schon konnte sich Verdacht regen, daß wol gar der gespenstische fremde Mönch, der, ohne sich deutlich ausdrücken zu können, bettelnd bald hier bald dort auftauchte, selbst der Mörder des Grizzifalcone sein mochte. Hubertus mied die ausgestellten Wachen der Schmuggler, mied die Gensdarmen, denen er schwerlich, infolge der Rucca'schen Drohungen, eine willkommene Erscheinung sein konnte, und quartierte sich auf einer Strecke von zehn Miglien bald bei Fischern und Zöllnern an der Küste ein, bald,

indem er sich landeinwärts wagte, in Klöstern oder bei einsamen Häuslern.

Vorausgeeilt war er der Kunde, daß Grizzifalcone in Rom von der Hand eines Mönchs gefallen war. Er vernahm diese so nahe ihn selbst betreffende Erzählung zuerst im Kreise von zechenden und ihre Beute theilenden Schmugglern. An der Art, wie sie ihre Dolche schwangen und ihm Rache schwuren, erkannte er seine Gefahr. Von den vielen Wohnungen, welche der Räuberhauptmann innezuhaben pflegte, hatte er eine nach der andern durchspäht und nichts konnte er in ihnen von einem Gefangenen entdecken.

Da schloß sich ihm eines Morgens ein Hund an, der, von langer Wegwanderung so hinfällig wie er selbst, ihm zur Seite schlich, anfangs ihm einen unheimlichen Eindruck machte, dem er ausweichen mußte, der aber dann immer mehr sein Mitleid erregte. Mit dem Wenigen, das er selbst noch an Eßwaaren bei sich trug, erquickte er das verhungerte Thier. Der Hund umschnupperte ihn, wie einen alten Bekannten. Auffallend war ihm der stete Trieb des Thiers, zum Meeresstrand zu gelangen. Schon war vorgekommen, daß gegenüber kleinen Eilanden, die vom Felsenufer abgerissen aus dem Meeresspiegel aufragten, sein Begleiter ins Wasser sprang, hinüber zu schwimmen versuchte und vom mächtigen Wogendrang zurückgeworfen, winselnd wieder hin zu seinen Füßen kroch. Hubertus war ein zu guter Jäger, um sich nicht zu sagen: Dem Thier muß irgendeine große Sehnsucht inne wohnen, wofür ihm nur die Sprache fehlt —!

Jener Felseneilande gab es hie und da noch größere. Sie schienen bewohnt; wenigstens wurden sie dann und wann, besonders im Abenddunkel, von Nachen umfahren. An einem der schroffsten, zu welchem ohne Zweifel eine schützende Bucht gehörte, die sich, da sie dem Meere zulag, dem Auge entzog, entdeckte Hubertus

die Segel eines schon leidlich großen Schiffes. Das Benehmen des Hundes, das Spitzen seines Ohrs, sein heiseres unterdrücktes Bellen erschien ihm immer auffallender. Schon nahm Hubertus an, das treue Thier hätte vielleicht dem Pasqualetto gehört und suchte zu den nächsten Verbündeten des Räubers zurückzukommen. Der Hund konnte dann vollends sein Verderben sein.

Seine Erkundigungen machten ihm inzwischen immer mehr und mehr wahrscheinlich, daß jene wie ein riesiger Felsenzahn aus dem Meer aufragende Klippe bei alledem die Stelle war, die er suchte. Eine unruhige, über Entschlüsse brütende Nacht verbrachte er auf dem Steingeröll am felsigen Ufer. Hubertus setzte sich der Gefahr aus, vom Anwachsen der Flut verschlungen zu werden. Ueber ihm ragten die starren Häupter der Küste, umflattert von aufgeschreckten Seegeiern. Zuweilen ließen sich von oben die Stimmen dort hantierender Menschen vernehmen. Um Mitternacht tauchten auf dem Wasserspiegel Segel auf. Deutlich sah Hubertus, wie nur immer und immer drüben die eine Klippe gesucht wurde. Schon richtete sein bei Nacht doppelt wachsamer Hund Auge und Ohr mit starrem Verlangen hinüber.

Plötzlich hörte Hubertus in der Nähe des Ufers ein Rauschen. Er erhob sich von seinem Versteck am Fuß des feuchten Felsens, den nur zu bald wieder die herantretende Flut bespülen konnte, hielt dem Hund, um durch sein Bellen nicht verrathen zu werden, die Lefzen fest zusammen und lauschte, ob es eine Barke war, die so am Kieselsande die Felsenküste entlang anschlug und demnach vom Wellenschlag mehr hin- und hergeworfen, als sicher getragen wurde.

Von einem Seetanglager aus, auf welchem Hubertus ruhte, kroch er vorwärts und entdeckte einen Kahn, den ein einziger Ruderer mit größter Anstrengung führte. Ein Moment und Hubertus rief sogleich in seiner humoristischen Zutraulichkeit: Heda, seid Ihr's denn —? Endlich! Endlich!

Ja, Tonello! lautete die Antwort. Sind die Kisten herunter?

Die Kisten herunter —? dachte Hubertus — Sie lassen also oben an Stricken die Schmuggelwaaren herunter, die dann zu Wasser am Ufer entlang weiter geführt werden sollen —? Rasch hatte er seine Kutte ausgezogen, sie wie einen Mantelsack zusammengerollt, auch die Sandalen von den Füßen geschnallt, alles, um nicht auf den ersten Blick als Mönch erkannt zu werden. Ebenso schnell nahm er die volle Sprache eines Holländers an. Da er der Tonello nicht sein konnte, wollte er sich wenigstens für einen mit Tonello im Einvernehmen stehenden fremden Matrosen geben.

Inzwischen war die Barke ganz um den Felsenvorsprung herumgekommen. Ihr Führer war ein junger Bursche. Nicht wenig erstaunte er, hier statt des Tonello einen halbnackten Menschen zu finden, der sich ihm durch unverständliche Reden, jedoch durch desto deutlichere Geberden, vorzugsweise durch ein Zeigen bald aufs Meer, bald auf seinen Hals, dem gewiß die Schlinge drohe, als einen Ausreißer von seinem Schiffe zu erkennen gab, der mit den oben vorausgesetzten Helfershelfern im Einvernehmen stand. Ohne weiteres deutete Hubertus an, der Schiffer möchte ihn ja in seine Barke aufnehmen und auf den Felsen hinüberfahren, wohin schon lange die andern, so sprach mit unwiderstehlicher Beredsamkeit sein Mienenspiel, voraus wären.

Durch sein Fragen bestimmte der Bursche schon immer selbst die Antworten, welche Hubertus geben konnte und bald war die Barke dem Ufer so nahe, daß sein Hund nur einen Satz brauchte, um hinüberzuspringen. Hubertus folgte, ergriff noch ein zweites Ruder, das am Boden lag, und deutete auf den Felsen, dem zusteuern zu sollen der Bursche unausgesetzt in einer kauderwelschen Sprache von ihm bedeutet wurde. Die Genossen hier am Meer gehörten allen Nationen an; vorzugsweise fehlten flüchtige Ma-

trosen von Dalmatiens Küste nicht, deren Sprache vielleicht nach des Knaben Meinung es war, die der halbnackte Mensch mit dem grinsenden Todtengesicht sprach. Hubertus hatte seine Kutte mit seiner weißen Schnur umwickelt.

Je mehr er durcheinander sprach, desto sichrer wurde der Knabe und noch sichrer mußte ihn das Benehmen des Hundes machen, der mit vorgestreckter Schnauze und aufgereckten Ohren wie auf dem Sprunge stand — keinen Muskel rührte, das Auge unverwandt nur dem Felsen zugerichtet. Die glückliche Erwartung des Thiers verrieth sich dann und wann durch ein leises kurzes Bellen.

Die Fahrt dauerte länger, als sich Hubertus vorgestellt hatte. Das Meer lag durchaus ruhig und doch ging bis znm Landen mehr als eine Stunde hin.

Die wunderlichsten Bewegungen, die Sprünge und das kurze Bellen des Hundes mehrten sich. Kaum war der Nachen an einem zum Landen geeigneten Vorsprung des Ufers angekommen, so war auch Hubertus nicht mehr im Stande, dem Knaben Auskunft zu geben; denn sein Hund sprang wie der Blitz aus dem Nachen und im Zanken darüber, im Begehren, den Flüchtling festzuhalten, konnte ihm Hubertus nacheilen ohne damit aufzufallen. Satz über Satz ging es vorwärts, als wäre der Hund auf der Insel zu Hause. Kaum noch konnte Hubertus folgen.

Nun mußt' er wol in allem Ernst besorgen, der Hund möchte den Räubern gehören, deren Anwesenheit ihm jetzt aus Tonnen, Waarenballen, großen runden Flaschen, wie sie auf Schiffen gebraucht werden, unzweifelhaft wurde. Erkannte man ihn, so hatte seine letzte Stunde geschlagen.

Alles blieb still. Die Waaren lagen aufgespeichert unter den Wölbungen hoher Felsgesteine, verborgen von wildwuchernden Strauchwerk. Manche dieser Wölbungen waren tiefgehende Höhlen.

Der hellste Mondschein ließ alles deutlich erkennen. Im Schneckengang wand sich der oft schlüpfrige und unterm Fuß zerbröckelnde Felsenpfad hinauf, bis endlich ein lautes Bellen des Thieres anzeigte, daß seine Anstrengungen belohnt waren. Hubertus folgte und sah, wie der Hund an einem Holzgatter kratzte, das einen mannshohen Felsenspalt verschloß. Offenbar war dieser hinterwärts sich erweiternde Raum eine menschliche Wohnung. Hell schien an einer andern Seite, der See zu, durch einen kleinern Spalt das Licht des Mondes.

Kaum hatte Hubertus, den Hund beschwichtigend, die Pforte des Gitters ergriffen und sie geschlossen gefunden, kaum einige Geräthschaften wie Tische, Sessel unterscheiden können, so beschien auch vom jenseitigen, zum Meer hinausgehenden Spalt aus der Mond eine auf einem Lager am Boden ausgestreckte menschliche Gestalt.

Die Freude, die Aufregung des Hundes war nicht mehr zu bändigen. Hubertus schwebte zwischen Leben und Tod. Gleichviel ob dort der Pilger, der Gefangene Pasqualetto's, lag oder ein Angehöriger der Räuber, sein Leben hing an einem Haar. Er packte den Hund und erstickte ihn fast durch ein Zusammenwürgen seiner Kehle.

Der Schläfer auf dem Lager erhob sich indessen. Hubertus sah einen Kopf, den ein langer weißer Bart umflutete. Es war nicht möglich, die Gesichtszüge zu erkennen. Die Gestalt erhob sich allmählich. Der Mondstrahl der jenseitigen Felsöffnung beleuchtete sie. Der Mann kam langsam näher und mit einer Hubertus nicht unbekannten Stimme hörte er auf italienisch: Was ist dein Begehr? — Weißt du nicht, daß der Eingang am andern Gitter ist —?

Jetzt unterbrach sich aber der Gefangene schon selbst. Er erkannte den Hund und sank zu diesem nieder. Machtlos streckte er durch das Gitter die Hände nach ihm aus.

Hubertus ließ jetzt die Kehle des Thieres frei und sagte in deutscher Sprache: Mann! Mann! Du bist es! Gott gelobt! Ich komme, dich zu befreien! Erhebe dich! Auf! Auf! Verweilen bringt Gefahr —!

Noch hatte Frà Federigo, der Pilger, den Hubertus sofort von ihrer gemeinschaftlichen Wanderung durch Italien erkannte, nicht die Sprache gewonnen; er sah nur auf seinen Hund. Aus Piemont bis hieher war ihm das treue Thier gefolgt! Hubertus konnte nun dem Thier nicht mehr wehren; durch lautes Bellen gab es seine Freude kund. Aber ohne Zweifel gab es auf dem einsamen Felsen Schläfer, die geweckt werden konnten. Auch Federigo erhob sich jetzt von seinem Niederknieen, hielt seine Hände durchs Gitter, zog den sich aufbäumenden Sultan zärtlich an sich und suchte ihn zu beruhigen.

Inzwischen entdeckte Hubertus die Stelle, wo ein Eingang hinter dem Felsen an der Meeresseite lag. Er entdeckte zugleich ein Bret, das von den Räubern aufgelegt und wieder weggenommen werden konnte und das den Zugang zur Höhle bildete. Das Bret stand an die Felsenwand gelehnt und mußte über eine Spalte gelegt werden, unter welcher der tiefste Abgrund gähnte. Hubertus hatte Mühe, den Hund zurückzuhalten; dieser machte Miene, über die Kluft hinwegzuspringen.

Glücklicherweise schwieg jetzt Sultan und winselte nur vor Begier, über die furchtbare Lücke hinüber zu kommen. Hubertus legte sorgfältig das Bret auf und konnte nunmehr auf eine andere Kante des Felsens gelangen, wo sich's bequem bis zu jener dem Meer zu gelegenen Oeffnung gehen ließ, die in halber Manneshöhe den Eingang bildete.

Da fand denn Hubertus seinen Reisegefährten, den Pilger von Loretto. Er fand den greisen, einem Schatten ähnlichen Bewohner dieses grausamen Behälters, eines Nestes für Raub-

vögel — fand ihn in den Umarmungen seines Thieres, die Augen voll Thränen und sprachlos vor Bewunderung und Freude.

Zu Verständigungen war keine Zeit gegeben. Hubertus, gleichfalls vom Pilger sofort als der Gefährte jenes deutschen Mönches Klingsohr erkannt, drängte zu sofortiger Flucht. Laßt mich hier sterben! sprach Federigo. Doch Hubertus zog ihn an die Oeffnung und deutete auf Stimmen, die ihm am Fuß des Felsens vernehmbar schienen. Es ist die Welle, die brandet! sagte Federigo und tastete schon unwillkürlich nach seinem Pilgerkleide, raffte einige Wäsche zusammen und suchte seinen Stab.

Ich bringe Euch nach Rom! sprach Hubertus. Mich schicken Eure Befreier! Wer weiß, ob diese Bösewichter, wenn ich auch den Kahn gewinne und allein entfliehen wollte, Euch nicht inzwischen an einen andern Ort führen, falls ich auch morgen mit der Küstenwache hier einträfe und Euch abholen wollte. Kommt lieber sogleich! Ihr habt Recht, nur die Brandung ist's! Wohlan — Zu gutem Heil —!

Hubertus half dem Greise zusammenraffen, was um ihn her ausgebreitet lag und nur irgend rasch zu erfassen war. Selbst die Decken, auf denen er schlief, bürdete er sich auf; die Papiere, auf welche ihn Fürst Rucca so ausdrücklich verwiesen hatte, ballte er zusammen. Der Hund hüpfte und tänzelte nur um beide herum und schon waren sie zur Oeffnung hinaus, schon schwankte Federigo auf dem schmalen Stege über die grausige Tiefe — schon rafften sie die andern Sachen zusammen, die sie ans Gitter der größeren Oeffnung geworfen hatten, schon schickten sie sich an, in eilendem Schritt den Felsenpfad hinunter zu entfliehen und das Ufer und den Nachen zu gewinnen.

Das kluge Thier, gleichsam als merkte es die Vorsicht, die hier zu üben war, begleitete sein Laufen und Wiederlaufen, sein Springen und Schmeicheln nur mit einem leisen freudigen Winseln.

Aber dennoch war es auf dem Eilande lebendig geworden. Federigo hielt inne. Lichter schwankten unterwärts am Gestade auf und nieder, Fackeln leuchteten auf, Laternen. Durch einen Spalt des immer noch schroffen Gesteins sah Hubertus, daß der Knabe den Nachen verlassen hatte und wahrscheinlich zum Lager der Räuber gegangen war und diese geweckt hatte. Vorwärts! Vorwärts! trieb er den Befreiten an. Dieser folgte und sprach dabei besorgt den Namen Grizzifalcone's aus.

Wißt Ihr denn nicht, daß Euer Peiniger todt ist? flüsterte Hubertus. Er ist todt — seit acht Tagen — wiederholte er dem Staunenden und setzte hinzu: Und ich bin es selbst gewesen, der ihn erlegt hat!

Unglücklicher! rief Federigo voll Entsetzen über diese Tollkühnheit und die mögliche Rache seiner Genossen. Er hielt aufs neue seine Schritte inne. Nun aber war der Weg schon zu schroff, als daß sich noch sein Fuß selbst regieren konnte; er mußte vorwärts wider Willen.

Indessen wuchs der Lärm an den Stellen, wo man Lichter bemerkt hatte. Nur noch hundert Schritte waren die Fliehenden entfernt vom Nachen; dennoch konnte der kurze Weg den Tod bringen. Die Gefahr wuchs, als Sultan die Herbeieilenden bemerkte, wüthend zu bellen anfing und sich zum Angriff rüstete. Schon sprang er einigen Männern entgegen, die sich mit Pistolen und Flinten, halbnackt und schlaftrunken, von einem Felsenvorsprung her näherten.

Indessen hatte Hubertus den Nachen gewonnen und den ermatteten Federigo mit Gewalt vom Ufer zu sich herübergezogen. Sultan! Sultan! riefen beide im schaukelnden Kahne, den Hubertus schon losband. Da blitzte Pulver von den Feuerröhren der Ankommenden auf, Schüsse fielen, Kugeln sausten. Darüber flog der Nachen vom Ufer. Sultan, der nachsprang und von

Federigo's ausgestreckten Armen nachgezogen werden sollte, sank unter, getroffen von einer Kugel, die seinem Herrn gegolten hatte. Von der unruhigen Brandung geschleudert flog der Nachen machtlos in die Weite. Das treue Thier blieb auf dem Meeresgrund oder in der Gewalt der Verfolger zurück. Mit einem Schmerz, der sich in lauten Jammertönen kund gab, brach Federigo auf dem Boden des Fahrzeugs zusammen.

Ja — dieser wunderbaren Nacht mit ihrem Gefolge von Freude und herzzerreißendem Leid mußte jetzt Hubertus gedenken auf dem stillsten Orte der Welt, in diesem einsamen Gebirgsthal Calabriens, ruhend auf einem Stein, um den selbst die Eidechsen und Käfer jetzt Nachtruhe hielten. Bilder des Kampfes, Bilder neuer Gefahren traten vor sein erregtes Gemüth. Eine Ahnung, die mit dem von Neapel hinweggenommenen Eindruck der Falschheit zusammenhing, sagte dem schlichten Mann, der alles, nur kein Menschenkenner war: Wenn sich Federigo's ruheloses Leben erneuerte! Wenn der hochbetagte Greis in seinem düstern Waldesdunkel nicht länger sicher bliebe!

Seit jener Flucht vom Felseneiland bei Ascoli waren fast zwölf Jahre vergangen. Doch traten gerade heute alle Einzelheiten derselben vor die Seele des einsamen, hier wie am Grabe der Natur wachenden Wanderers. Er gedachte, wie damals der erste Schmerz um den Verlust des wie man glauben mußte todten Thieres alles andere überwog — wie die Flüchtlinge sich hatten vorstellen müssen, wie oft der brave Sultan gefangen gewesen sein mußte, um ein Jahr zu brauchen, die Spur seines Herrn von Piemont bis zur Mark Ancona wiederzufinden —! Und am Ziel seines edlen Naturtriebes mußte das treue Thier dennoch zusammenbrechen —!

Aber Hubertus gedachte nun auch, wie damals mit dem anbrechenden Tage die Sorge wuchs und ihre Kräfte nicht mehr

ausreichten, den Nachen zu regieren — wie der Nachen ans Ufer getrieben wurde und die Landung neue Gefahren brachte, da Federigo dem Vorschlag, sich den Grenzbeamten zu überliefern und nach Rom zu fliehen, aufs allerentschiedenste widersprach, immer und immer als das Ziel seiner vor dreiviertel Jahren unterbrochenen Pilgerschaft nach Loretto, das er sich nur der Merkwürdigkeit und des allgemeinen Pilgerstromes wegen hatte ansehen wollen, nur den Silaswald in Calabrien bezeichnend. Wie erbebte noch jetzt des guten Bruders Theilnahme unter der Erinnerung an die seltsamen Gründe, die Federigo damals für diese Reise angab und die Hubertus schwerlich sämmtlich erfahren hatte.

Die von Ceccone geleiteten Fäden der Verlockung der Bandiera in einen Aufstand der Räuber hatten ebenso in Federigo's Händen gelegen, wie die jener Mittel, durch welche sich Grizzifalcone die Erkenntlichkeit des Fürsten Rucca erwerben wollte. Jene Listen, die er dem Räuber hatte schreiben müssen, besaß er — er warf sie zu Hubertus' Erstaunen zerrissen ins Meer. Lebhafter war Federigo's Drang, die Insurgenten in Korfu zu warnen. Federigo hoffte irgendwo eine Post anzutreffen, um einen Brief nach Korfu an die ihm wohlbekannten Adressen der Emigration schicken zu können. Dies that er dann. Um die Landung in Porto d'Ascoli zu hintertreiben, um vor den Namen zu warnen, die bisher nach Korfu gleichsam als Einverstandene und zur Invasion Ermunternde geschrieben hatten, ergriff er die erste Gelegenheit, einige Zeilen aufzusetzen. Hubertus erfuhr, daß der Gefangene in jener Höhle Briefe, deren Zusammenhang und Bestimmung er nicht kannte, anfangs harmlos geschrieben. Als er die Absichten ahnte, die ihm die unheimlichsten schienen, zwangen ihm nur noch die furchtbarsten Qualen und Drohungen der von Cardinal Ceccone gedungenen Räuber die Feder in die Hand.

Eine Folge der, des unsichern Postganges wegen, mehrfach aufgesetzten, aber in Korfu richtig angekommenen Briefe war dann in der That die Landung der Bandiera in Calabrien. In jenem Briefe Attilio's, von welchem sich damals in Bertinazzi's Loge Benno so mächtig hatte aufregen lassen, waren diese Mittheilungen Federigo's sämmtlich wiedergegeben worden.

Langsam kamen der Gerettete und Hubertus, der sich von seinem neuen Freunde nicht zu trennen vermochte, durch die Abhänge des Monte Sasso und durch die Abruzzen. Endlich erreichten sie jenen alten Wald, in welchem Federigo seine Tage zu beschließen willens war. Die religiösen Gespräche des Pilgers, seine genaue Bekanntschaft mit jenem deutschen Landstrich, wo Hubertus soviel Freude und Leid erfahren, des Pilgers Bekanntschaft mit soviel Personen, die in die schmerzlichsten Schicksale seines Lebens verwickelt waren, fesselten ihn in dem Grade an den deutschen greisen Sonderling, daß er sich nicht mehr von ihm zu trennen vermochte. Durch ihn ließ er dann an Lucinde nach Rom schreiben, bat sie, seinen Aufenthalt vorläufig noch dem Cardinal und dem Fürsten Rucca zu verschweigen, fügte aber hinzu, sie möchte ihm insgeheim von seinem General die Erlaubniß erwirken, in San-Firmiano bleiben zu dürfen, einem Franciscanerkloster, das glücklicherweise in der Nähe des Ortes lag, wo sich Federigo seine Hütte gebaut. Sein früherer Pflegling, Pater Sebastus, war genesen und hatte eine seinen Wünschen entsprechende Stellung gefunden. Alles, was er wünschte, vermittelte Lucinde und seine Bitte wurde gewährt.

Durch eine wunderbare Fügung des Zufalls traf es sich auch, daß gerade dies plötzliche Verschlagenwerden nach dem Süden Italiens zugleich die Anknüpfungen an eine so lange von Hubertus verfolgte Absicht bot, sein von Brigitte von Gülpen ererbtes Vermögen dem verhaßten Kloster Himmelpfort zu entziehen

und zweien Personen zuzuwenden, die ihm seine von Gott ihm auf die Seele gebundenen Kinder schienen, da sie einst in seinen Armen gerettet blieben bei jenem verzweifelten Sprung aus der Höhe eines brennenden Hauses in Holland.

Einer derselben hatte seine Güte nicht verdient. Und dennoch hatte wiederum Jean Picard, damals Dionysius Schneid genannt, aus dem Brand von Westerhof von ihm gerettet werden müssen —! Anderthalb Jahre war es damals her, daß Löb Seligmann am Eingang zur Kirche des Klosters Himmelpfort jenes furchtbare Krachen gehört und im Todtengewölbe Licht gesehen hatte. Damals benutzte Hubertus die gerade noch im Bau begriffene Begräbnißstätte des Kronsyndikus, um den muthmaßlichen Brandstifter im Todtengewölbe der Kirche zu verbergen. Die mächtige Marmorplatte, auf welche eben noch Namen und Würden des Geschiedenen gemeißelt werden sollten, ließ er oberhalb der Grube, in die sein damals noch unwiderstehlicher Arm den Verwundeten über die hinunterführende Leiter trug, plötzlich niedersinken. Für einige Augenblicke machte er dann Licht und bereitete unter den Särgen dem Kranken ein Lager. Seine Drohungen mußte Jean Picard aus einem so entschlossenen Munde für Ernst nehmen. Drei Tage und drei Nächte verpflegte ihn Hubertus, ohne in den Verstockten zu dringen, daß er seine auf Westerhof vollführte That eingestehen sollte. Als er dann aber doch dringlicher forschte und nichts als hartnäckige Ableugnung fand, bestimmte ihn sein Interesse für Terschka, seine Sorge für den auf seiner Zelle und unter des Pater Maurus' Zucht verzweifelnden Klingsohr, diese Last sich je eher je lieber abzuschütteln. Lucinden hatte er nicht minder das Wort gegeben, ihn nicht zu verrathen. Auch vertraute er zuletzt dem Ton der Verstellung, die von einer dumpfen Bigotterie, die in Picard lebte, unterstützt wurde, nahm von ihm das Gelöbniß der Besserung entgegen, ließ den gegen religiöse

Eindrücke nicht durchaus Verschlossenen bei einem der auf den Gräbern angebrachten Kreuze schwören und das Versprechen geben, daß der Zögling der Galeeren nach Amerika auswandern und dort mit Hülfe der großen Summe, die er ihm für diesen Fall bestimmt hatte, ein neues Leben beginnen sollte. Diese Summe, vor kurzem erst erhoben, trug Hubertus in Papieren bei sich. Die Ueberraschung und Geldgier des Räubers nahm die Form einer Dankbarkeit an, die vollkommen aufrichtig schien. Picard vermaß sich hoch und theuer, an den Ufern irgendeines der Ströme Amerikas Grundbesitz kaufen und sein Leben hinfort nur noch der Reue und Arbeit widmen zu wollen. Nach noch einigen Tagen, während ihn Hubertus unter den Särgen verborgen hielt und verpflegte, brachte er ihn mit größter Behutsamkeit auf den Weg nach Bremen.

Picard ging, wie wir wissen, über London und gerieth wieder in seine gewohnte Gesellschaft. Er verthat die für England nicht zu große Summe in kurzer Zeit. Ohne Mittel, fiel er in seine frühern Gewohnheiten zurück. Die französische Sprache, deren er mächtig war und die ihm anfänglich so reich zu Gebote stehenden Summen hatten ihn in Verbindungen gebracht, die über die Sphäre weit hinausgingen, auf welche seine rohe Bildung angewiesen war. So war es möglich geworden, daß er Terschka begegnete, den er von Westerhof her kannte. Ohne sich ihm als Dionysius Schneid zu erkennen zu geben — seine kunstreichen Perrüken sind uns vom Finkenhof her bekannt — knüpfte er an die ihm von Hubertus ausgesprochenen Vermuthungen über Terschka's Person an, erinnerte an ihre gemeinschaftlich bei einem Müller, später bei einem Scharfrichter verlebte Jugend und hatte, da sich Terschka, trotz der lockenden Aufforderung, die sein Jugendgespiele an ihn richtete, er sollte sich auch getrost seinerseits die auch ihm bestimmte Summe vom alten Kameraden,

Franz Vosbeck, dem jetzigen närrischen Mönche Hubertus kommen lassen, befremdet und höchst entrüstet zeigte und diese Reden zurückwies, die Frechheit, Terschka's Rock- und Hemdärmel aufzureißen und ihm das holländische Brandmal der Verbrecher auf seinem Arm zu zeigen. Terschka, nun zum Schweigen verurtheilt, kämpfte mit sich, was er thun sollte. Hubertus war nach Italien gegangen; eine Correspondenz mit dem in Rom auf San-Pietro in Montorio Gefangenen war nicht möglich, ohne sein Geheimniß noch mehr zu compromittiren; die große Summe reizte indeß — für ihn bestimmt war sie in Witoborn niedergelegt. Terschka mußte sie zu bekommen suchen.

Einstweilen suchte sich Terschka Picard's selbst zu entledigen. Die Reihen der Emigrationen waren von je gemischt. Mit dem Schein des politischen Flüchtlings umgibt sich der betrügerische und flüchtige Bankrottirer, der falsche Spieler, der Spion. Unter den verbannten Karlisten und Sicilianern gab es Charaktere, für deren erste Lebensanfänge niemand gutsagen konnte. Nicht nur Ceccone's Intrigue, die Intrigue der meisten Regierungen ging in England dahin, irgendwie in das innere Getriebe der Conspirationen einzutreten. Zu Horchern und Provocatoren geben sich reine Charaktere nicht her — so mußten sich denn den oft phantastischen und der Welt unkundigen Edelgesinnten Betrüger zugesellen. Das große Weltgewühl erschwert die gegenseitigen Prüfungen. Picard, der seit Jahren schon verschiedene Namen geführt und in den abwechselndsten Lagen gelebt hatte, schloß sich den für Malta und Korfu geworbenen entschlossenen Revolutionären an. Boccheciampo, ein ehemaliger sicilianischer Bravo, ging wie jeder andere Flüchtling unter einer Mehrzahl unbescholtener und den reinsten Ueberzeugungen lebender Männer mit. Diesem schloß sich Picard an. Mit goldenen Ringen, mit Uhrketten überladen, nannte er sich einen Belgier van der Meulen. Bocche-

ciampo leitete jene Intrigue des Cardinals Ceccone, der zufolge mit den römischen Invasionen der Flüchtlinge, um sie zu compromittiren, die Räuberelemente der Mark Ancona und der Abruzzen verbunden werden sollten. Van der Meulen reiste mit Boccheciampo über Gibraltar und Malta nach Korfu. Hier musterten die Bandiera ihr Fähnlein und beurtheilten es im besten Vertrauen auf die Bürgschaft der londoner Absender. Schon sollte ein von ihnen gemiethetes und commandirtes Schiff nach Porto d'Ascoli in See stechen, als die Briefe des von Hubertus befreiten Federigo ankamen und die Insurgenten vor einer ihnen gelegten Falle warnten. So spielte sich der Schauplatz der demnach schon im Keim hoffnungslosen Unternehmung auf eine andere Stelle Italiens, wo eine gleichzeitige Erhebung Siciliens in Aussicht gestellt wurde.

Hier offenbarten sich die schlechten Elemente, die sich unter den Insurgenten befanden.*) Mit der dreifarbigen Fahne marschirten die Verschworenen, die in Punta d'Allice gelandet waren, über Rossano auf Salerno zu, wo gleichfalls eine Erhebung angesagt war. Aber im Gegentheil; vorbereitet fand man überall nur den Widerstand; sämmtliche Bürgergarden waren einberufen. Wuchs auch der Haufen der Insurgenten von Ort zu Ort, so konnte er doch die erste Begegnung mit regulären Truppen nicht aushalten. Die Trümmer des zersprengten Corps suchten Schutz auf dem hohen Kamm der Apenninen.

Hier irrten sie bis auf die höchsten Gipfel und hinauf, bis wo im schmelzenden Schnee die Ströme des Neto, Leso, Arva ihren Ursprung nehmen. Hubertus erfuhr im Kloster, daß die

*) Mazzini hat den Vorwürfen, die ihm wegen seiner mangelhaften Ausrüstung der Bandiera'schen Expedition gemacht wurden, eine eigene Rechtfertigungsschrift gewidmet.

Bandiera mit zwanzig ihrer Angehörigen in jene Schlucht gedrungen waren, wo unter den Bluteichen Frâ Federigo seine Hütte erbaut hatte. Unruhig, ob sich die Nachricht bestätigte, daß von Spezzano aus eine Militärcolonne in den Wald rücken sollte, verließ Hubertus sein Kloster, ging die Windungen des Neto entlang und begegnete zweien zerlumpten und Banditen ähnlichen Männern, die in Eile daherlaufend und sich scheu umblickend ihn anriefen: Sind in San-Giovanni Soldaten? Kaum waren sie so nahe, um unter seine Kapuze blicken zu können, so wandte sich der eine. Die Stimme, die Hubertus gehört, schien ihm bekannt; der flüchtige Blick hatte ihm eine selbst in solcher Verwilderung für ihn erkennbare Physiognomie ins Gedächtniß zurückgerufen. Das ist ja Picard! sagte er sich mit dem höchsten Erstaunen und beflügelte seine Schritte, die Flüchtigen einzuholen. Je lebhafter sie von ihm verfolgt wurden, desto schneller eilten sie voraus. Bei San-Giovanni machten sie einen Umweg und schlichen unterwärts durch die Kornfelder. Hubertus folgte rastlos; zumal da er sah, wie sie sich furchtsam die Mauern entlang drückten und den Schutz der Gärten suchten. Es ist Picard! wiederholte er sich. Picard, den ich in Amerika glaubte! Picard, der die Kraft meines Armes fürchtet!

Der Ideenkreis des guten Hubertus war klein — klar aber trat ihm Picard's Theilnahme an jener von Porto d'Ascoli aus irregeleiteten Unternehmung vors Auge. Eine Gefahr, sowol für die ihm durch Federigo's Mittheilung wahrhaft bemitleidenswerth gewordenen Brüder Bandiera, wie für Federigo, der wol gar die der deutschen Sprache Kundigen gastlich aufgenommen — stand aufs lebhafteste vor seinen Augen. Ahnend, daß die Flüchtlinge Spezzano nur deshalb suchten, weil sich daselbst Soldaten befanden, schnitt er ihnen, was ihm bei seiner schon gewonnenen Terrainkenntniß leicht war, den Weg ab.

Inzwischen kletterten die Flüchtlinge aus der Tiefe, die keinen Weg mehr bot, zur obersten Saumthierstraße empor. Hier erwartete sie nun bereits der schreckhafte Mönch, ein Knochenskelet. Hubertus trat ihnen muthig entgegen. Picard! rief er, anfangs immer noch zweifelnd; aber es war Picard, er erkannte den Räuber. Zurückbebend sagte dieser, und erschrocken bis zum Tode, in deutscher Sprache: Jesus Maria! Seid Ihr es, Bosbeck? Ich glaubte Euch in Rom! Dort wollt' ich Euch aufsuchen! Steht uns bei! Wir müssen nach Spezzano —! Sind Soldaten in Spezzano? unterbrach der andere auf italienisch. Picard fuhr fort: Ist alles vorüber, Alter, so erzähl' ich Euch, wie schlecht es mir am Ohio gegangen ist! Und wieder rief mit wildem Ungestüm der andere: Sagt rasch, rasch, rasch; sind Soldaten in Spezzano?

Was wollt ihr mit Soldaten? antwortete Hubertus, dem bereits einleuchtete, daß des Italieners Worte ein Verlangen nach Soldaten, keine Besorgniß vor ihnen ausdrückte. Sie werden euch fangen —! setzte er forschend hinzu. Gewiß seid ihr von der Bandiera-Bande aus Korfu?

Das mag recht sein! erwiderte der andere — es war Boccheciampo. Aber nur schnell! Schnell! Führt uns auf dem kürzesten Wege nach Spezzano!

Aus dem, was sonst noch die athemlosen und erschöpften Männer vorbrachten, ersah Hubertus, daß sich beide von den übrigen Flüchtlingen getrennt hatten, sich mit den ausgestellten Posten der bewaffneten Macht in Verbindung zu setzen hofften und ohne Zweifel einen Zug anzeigen wollten, den, wie er erfuhr, der Rest der Insurrection von den Bluteichen aus diese Nacht über den Kamm der Montagne delle Porcine hinweg unternehmen wollte, um den Meerbusen von Squillace und von da die See zu gewinnen. In San-Giovanni di Fiore, hörte er, würde dieser Zug um Mitternacht ankommen und leicht von den

Truppen aufgehoben werden können, wenn diese ihm nicht sofort bis zu den Bluteichen entgegengehen wollten. Hubertus sah die verrätherische Absicht.

Diesen Zug wollt ihr angeben? fragte er und hielt schon Picard's Arm fest.

Picard kannte die Stärke des Mönchs und erblaßte nicht wenig über die funkelnden Augen, deren unheimliche, einer Kraftentfaltung vorausblitzende Macht er aus seinen Jugenderinnerungen heute zum zweiten mal wieder erproben sollte.

Mit dem Narren in die Hölle! rief Boccheciampo, Hubertus' Gesinnung ahnend, zog ein Pistol und ergriff zu gleicher Zeit Picard's Arm, um seinen Gefährten zu befreien und sich ihn nachzuziehen.

Einen Augenblick fuhr Hubertus vor dem Pistol zurück, sah auch, mit einem zuckenden Blitz des Auges, daß Picard mit der Linken ein blankes Messer aus seinen Lumpen zog. Nun hatte aber den wilden Mönch der Anblick zweier Bösewichter, die, um den Preis ihrer eigenen Freiheit, andere ins sichere Verderben ziehen wollten, bereits zur Wuth entflammt. Seine Hand drückte Picard's Arm so mächtig, daß dieser aufschrie und seinen Arm bereits für gebrochen erklärte. Hubertus suchte am Felsen seinen Rücken zu decken, ohne dabei Picard's rechten Arm loszulassen.

Laßt mich! schrie dieser, drängte vorwärts und drohte in der Linken mit seinem blitzenden Messer. Wie ein dem Ertrinken Naher, mit der ganzen fieberhaften Kraft, deren selbst die Feigheit fähig ist, wenn sie sich vor äußerster Gefahr zu retten sucht, strebte Picard sich loszuwinden und dem Italiener zu folgen, dessen Pistol sich jetzt zur Mehrung seiner Wuth als nicht geladen erwies.

Nun mußte Hubertus auch Boccheciampo abwehren. Alle drei rangen miteinander. Hubertus gegen zwei. Immer näher kam

der wilde Knäuel dem jähen Abgrund des Felsenweges. Mit verzweifelnder Anstrengung wollten sich die Ringenden der andern Seite zuwenden, wo die Felswand wieder höher emporstieg. Da riß sich mit einer höhnischen Lache Boccheciampo plötzlich aus dem Knäuel los, stürzte die andern vom Rand des Weges in die Tiefe und entfloh.

Mit einem gellenden Schrei suchte Picard sich im Fall zu halten — Vergebens; die beiden Sinkenden glitten tiefer und tiefer. Unten rauschte die wilde Flut des Neto. Hubertus hielt sich an einer hervorragenden Strauchwurzel — ein Moment — und er hörte, daß Picard, der die Besinnung verloren hatte, unaufhaltsam in die zuletzt nur noch schroff sich absenkende Tiefe stürzte.

Eine Besinnung, eine Entschlußnahme war anfangs auch für Hubertus nicht möglich. Eine Viertelstunde verging, bis er selbst so viel Kraft gesammelt hatte, sich wieder auf die Straße hinaufarbeiten zu können. Da hörte er in der Ferne Schüsse. Als er auf die Straße kam, war diese von einem Piket Soldaten besetzt und Boccheciampo gefangen. Auch den Mönch nahm man mit und ließ ihn streng bewachen.

In der Nacht krönte sich Boccheciampo's Verrath. Aus dem Thurm zu San-Giovanni, wohin Hubertus, ohne die Flüchtlinge warnen zu können, gefangen gesetzt wurde, vernahm er, wie oberhalb Firmianos, wo ein einsamer, unbekannter Waldweg über den höchsten Gebirgskamm führt, ein kurzer verzweifelter Kampf der kleinen Schar stattfand, die auf ihrem Wege gekreuzt und zuletzt gefangen genommen wurde. Boccheciampo hatte den Soldaten die richtige Anzeige ihres nächtlichen Zugs gemacht. Man führte die Verlorenen nach Cosenza.

Auch Frà Hubertus wurde später dorthin abgeführt. Der Erzbischof nahm sich des Klerikers an, berichtete an den General

der Franciscaner nach Rom und wiederum kam die Weisung, den Worten des Bruders Hubertus vollen Glauben zu schenken und ihm jede Nachsicht zu gewähren. Die Nachforschung nach dem verunglückten Gefährten des gleichfalls mit einer Pension nach Stromboli geschickten Boccheciampo gerieth ins Stocken. Einige Wochen nach Hinrichtung der Bandiera kam Hubertus auf freien Fuß.

Wie Hubertus erst heute wieder jene Stelle des Ringkampfs gesehen, wie er jetzt zu jenem Felsenpfade über sich emporblickte, der damals ein Todespfad für zwanzig Menschen geworden war, da brachte ihm die bange Stimmung seines Gemüths auch in voller Gegenwärtigkeit den Augenblick zurück, wo er damals, nach Entlassung aus seiner Haft in Cosenza, von jenem Kreuze aus, das er am verhängnißvollen Ort vom Sindico zu San-Giovanni auf Befehl der Regierung errichtet fand, ein Wagstück vollführte, das allen, die davon erfuhren, unglaublich erschien.

Mit Stricken, Hacke und Beil stieg der Tollkühne den schroffen Felsabhang hinunter und suchte dem Opfer beizukommen, das im feuchten Schose des an jener Stelle von Menschenfuß wol noch nie berührten Neto ruhen mußte.

Im Ringen hatte Hubertus bemerkt, daß Picard unter seinen zerlumpten Kleidern ein Portefeuille trug, auch daß er Geld und Geldeswerth bei sich hatte. An letzterm lag ihm nichts; im erstern aber fand er vielleicht Aufklärungen über die ihn wahrhaft empörende und mit höchstem Zorn erfüllende Täuschung, der er sich vor noch nicht zwei Jahren preisgegeben sah, als er geglaubt hatte, Picard wäre nach Amerika gegangen. Nur eine so von frühster Jugend gehärtete, an jede Lebensgefahr gewöhnte Natur, wie die seinige, konnte die Schwierigkeit dieser Unternehmung überwinden. Hundertmal glitt sein halbnackter Fuß am zuletzt völlig senkrechten, glücklicherweise strauchbewachsenen Abhang aus.

Nichts hielt dann die Wucht des Körpers, als ein Zweig, eine Wurzel, die für die schon blutig zerrissene Hand zur Unterstützung dienen mußte. Wo ein hervorragender Stein oder ein Ast kräftig genug schien, befestigte der Muthige mitgenommene Stricke, die den Rückweg erleichtern sollten, falls sich aus der Tiefe der Schlucht selbst kein anderer Ausweg bot. Ganz allein und sich ohne irgendeinen Zeugen an diese muthige Unternehmung wagend kam Hubertus, blutend an Armen und Füßen, endlich bei dem an dieser Stelle gehemmten, wild in einem Kessel tobenden Fall des Neto an.

Hoch spritzte der Schaum des von zerrissenen Felsblöcken zurückgeworfenen Gewässers auf — weitab nur vom Rande des Strombetts ließ sich an den Büschen mühsam weiterklettern. Die Kohlenaugen des alten Jägers spähten rundum. Hubertus fand, daß der Wildbach irgendwo auf ein Hemmniß stoßen mußte. Von Weißdornbüschen wildüberwuchert zeigte sich ein Vorsprung, um den das schäumende Gewässer sich herumzwängte. Endlich fand sich — unter den Büschen das Schreckbild einer zerschmetterten und verwesten Leiche. Der Kopf war bereits unkenntlich, die andern Glieder hatten sich noch unzerstört erhalten — die kühle Wasserluft verzögerte die Auflösung.

Eine Weile währte es, bis Hubertus es wagte näher zu treten und den vollen Anblick des Schreckens dauernd zu ertragen. Ein Dolch, den er nach Landessitte in seiner Kutte trug, schnitt die Kleider der Leiche auseinander. In den Taschen lag noch Geld, eine Uhr; die Brieftasche war nicht zu finden. Hubertus durchsuchte den ganzen Körper. Das Portefeuille war verschwunden. Ohne Zweifel war es beim Sturze aus der Tasche geglitten. Aber auf dem steinigen Grund der krystallenen Woge blinkte Gold auf.

Hubertus blickte weiter um sich. Da lagen denn auch Blätter

Papier, eingeklemmt in die spitzen Steine. Die nassen Blätter gingen beim Aufnehmen auseinander. Hubertus sah, daß es Bruchstücke waren, die einem Paß oder einem ähnlichen Document angehörten.

Wieder suchte er mit spähendem Auge. Es fanden sich, jetzt auch am Ufer, einzelne zerstreute Blätter. Vom Regen und vom Schaum des Neto waren sie so aufgeweicht, daß sie schon beim Aufnehmen unter der Hand auseinandergingen. Dennoch nahm er alles vorsichtig an sich und wickelte es zum Trocknen in sein Taschentuch.

Nach langem Suchen dann nichts mehr findend, nahm er einige wild durcheinanderliegende Steine, bildete in Manneslänge in der Erde eine Höhlung, warf die Reste des verwesten Körpers hinein und bedeckte alles mit den Steinen und buschigen Weißdornzweigen, die er mit dem Dolch abschnitt. Uhr und Geld nahm er in sein Bündel noch hinzu, sprach einen kurzen Segen und machte sich auf den Heimweg, dessen noch gesteigerte Schwierigkeiten die Gewandtheit seines Körpers überwand.

Von jener Brieftasche fand sich nichts mehr — Leder konnte von Raubthieren gefressen sein; es gab Luchse und sogar Wölfe im obern Gebirg. Er durfte sich sagen, daß die Papierreste, die er gefunden, hinreichten, um einem so kleinen Behälter schon einen ansehnlichen Umfang zu geben. Das Geld floß dem nächsten Opferstock an der Kirche von San-Giovanni zu; die Uhr und die Papiere wurden bei passender Gelegenheit für einen Besuch bei Federigo aufgespart.

Nicht zu oft durfte es Hubertus wagen, die Bluteichen zu besuchen. Nur dann ging er, wenn ihn zu mächtig die Sorge für den immer mehr verwitternden Greis ergriff — nach einem stürmischen Wetter, nach einem Briefe, deren zuweilen für Federigo — dann waren sie eingelegt an Hubertus — beim Guardian

einliefen; diese kamen von Rom und waren, wie Hubertus gelegentlich bemerkte, in seltsamen Chiffern geschrieben.

Als den Mönch eines Tages wieder die Hütte seines Freundes mit seinem, dem Leichnam abgenommenen Funde beherbergte, betrachtete dieser die Uhr mit äußerstem Erstaunen. Der Eremit erkannte sie für die seinige. Nicht daß sie ihm jetzt geraubt war, sie hatte ihm vor vielen Jahren gehört. Daß sie Picard aus dem Grabe des alten Mevissen gestohlen, konnte durch die Mittheilungen des Mönches theilweise errathen werden — Hubertus wußte, daß Picard auf dem Friedhof eines deutschen Dorfes ein Grab erbrochen hatte. War es das des alten Mevissen —? dachte Federigo. Welche Verwickelungen konnten dann entstanden sein, falls sein Vertrauter an solchen Erinnerungen noch mehr in die Grube mit sich genommen hatte! Mit einer Aufregung, die Hubertus an seinem Freunde sonst nicht gewohnt war, durchflog dieser die Papierreste, die sich in Picard's Nähe gefunden hatten. Ihr Inhalt schien ihn allmählich zu beruhigen.

Aus einigen Brieffragmenten ergab sich eine Beziehung Picard's zu Terschka. Sie hatten sich, das ersah man deutlich, in London gekannt. Die Briefe waren vorsichtig abgefaßt und enthielten sogar besonnene Mahnungen, manche Ablehnung der Picard'schen Zudringlichkeit — Terschka's Ton war hier in hohem Grade vertrauenerweckend.

Die nunmehrige Entdeckung der Thatsache, daß sich damals Hubertus auf Schloß Westerhof in Terschka's Person nicht geirrt hatte, nahm ihn trotz Terschka's damals so schroffer Ablehnung für letzteren ein. Die Klage Terschka's über seine hülflose Lage, auch die zufälligerweise in diesen Briefen von ihm ausgesprochene Reue über seine schnöde Behandlung des „guten Franz Bosbeck“, der ihm so wohlgesinnt gewesen, alles das konnte Hubertus nicht hören, ohne an den Rest seines noch in Witoborn bei einem

Advocaten stehenden Geldes zu denken. Auch Federigo kannte von Castellungo her den Lebenslauf Terschka's, kannte seinen Uebertritt zu einer Confession, die an Federigo und den Waldensern der nur in jüngeren Jahren fanatisch katholische Mönch zu achten gelernt hatte, und rieth dazu, getrost diesen Wink des Schicksals zu beachten. Wenn Hubertus denn doch einmal sein Vermögen dem Kloster Himmelpfort entziehen wollte — und nach seinem Tode würde, das wußte er, Pater Maurus in Himmelpfort sich schon zu Gunsten seiner Ansprüche regen und geltend machen, daß Hubertus nur als ein auf Urlaub befindlicher Mönch seiner Provinz betrachtet werden konnte — so sollte er sich, rieth Federigo, eilen, dem Erben, den er sich nun einmal gewählt hätte und der hoffentlich damit besser verfahren würde, als Jean Picard, seine, wie man sähe, dringend ersehnte Hoffnung nicht zu entziehen — Die Parteilichkeit, die Gräfin Erdmuthe für Terschka von jeher gezeigt, hatte sich auch dem Einsiedler mitgetheilt.

Durch ihn, als Schreibkundigen, zugleich durch den wohlgesinnten Guardian des Klosters Firmiano, leitete Hubertus eine Verhandlung mit den Gerichten im fernen Witoborn ein, welcher zufolge Terschka die Summe, die er diesem gleich anfangs bestimmt hatte, richtig in London ausgezahlt erhielt. Es währte ein Jahr, bis diese Procedur zu Stande kam. Terschka's Dankesbriefe hoben nicht wenig das Gefühl des alten Mannes, der sich einer guten That bewußt war und oft mit Schmerz von dem ihm verhängten Schicksal sprach, das ihn gerade über die, denen er Gutes erweisen wollte, zum willenlosen und wie von Gott bestimmten Richter machte.

Die Geheimnisse, welche den deutschen Pilger umgaben, hatten sich für Hubertus nur theilweise gelüftet. Bald nach dem Vorfall mit jener Uhr, einem Zusammentreffen, das Federigo am wenigsten aufklären mochte, kam das Ende des treuen Sultan,

der, von seiner Wunde geheilt und einen Augenblick die Freiheit nutzend, seinem Herrn wieder bis auf mehr als funfzig Meilen gefolgt war und am Ziel seiner Sehnsucht durch den Pfarrer von San-Giovanni so misverständlich sein Ende finden mußte.

Lebhafter denn je gedachte Hubertus heute der Folgen, welche eine an sich so entschuldbare That des edlen Paolo Vigo damals nach sich zog. Er gedachte der Klagen, die er damals ausstieß, als ihn sein zufälliger Ausgang aus dem Kloster, um zu terminiren, nach San-Gio führte, ein Volkshaufe um den verendenden Hund stand, er ihn erkannte, ins Kloster trug und ganz so, wie zuweilen San-Filippo Neri, mit dem ihn Klingsohr so oft verglichen, abgebildet wird. Paolo Vigo erfuhr die Geschichte des Hundes, war davon aufs tiefste ergriffen und besuchte den Eremiten unter den Bluteichen, gleichsam um seine rasche That zu entschuldigen. So knüpfte sich zuletzt eine Freundschaft, die auch ihn ins Strafkloster Fiumiano brachte.

Hier aber zeigte sich die gute Wirkung solcher Nachbarschaft. Jähzorn, Völlerei, alle Leidenschaften, von denen das Amt des Priesters geschändet wird, fingen allmählich dort zu verschwinden an. Nicht genug konnte der Guardian, ein milder gutgesinnter Mann, nach Cosenza hin rühmend berichten, wie sich seine Pfleglinge gebessert hätten. Schickte man aber eben deshalb schon seit lange niemanden mehr? Nahm man eben deshalb niemanden mehr fort? Es war, als wenn dies stille Waldkloster in der Welt vergessen war. Hatte Hubertus Recht gethan, so ausdrücklich die Jesuiten an die Existenz desselben zu erinnern?

Gerade dieser Frage vorzugsweise nachdenkend, hörte Hubertus jetzt die Uhr des Klosters die vierte, d. h. die elfte Stunde schlagen und machte sich, von Unruhe getrieben, noch früher auf den Weg, als er anfangs beabsichtigt hatte. Ueber die Höhen

wehte ein frischer Nachtwind. Noch eine halbe Stunde brauchte er, bis er am Klosterthor die Glocke zog.

Hier sollte ihn aber sogleich ein glücklicher Zufall begrüßen. Es war Paolo Vigo selbst, der heute den Pförtnerdienst verrichtete. Eine edle Gestalt voll ernster Würde, mager und abgezehrt, begrüßte ihn. Der Pförtner trat Hubertus mit dem frohesten Willkommen entgegen.

Hubertus sah ihn voll Erstaunen, band sich seine beim Steigen losgegangene Kuttenschnur fester und sprach: Das muß ja dem Guardian ein Traum eingegeben haben, Euch gerade heute an die Thür zu stellen! Ihr seid noch wach? Ich bitte Euch, bleibt es ja! Weckt unsere Schlafsäcke die Matutin, so laßt Euch nur vom Guardian auf der Stelle Urlaub geben —

Nicht wahr? Um unsern Vater aufzusuchen —? fiel Paolo Vigo mit lebhaftester Erregung ein. Ich konnte mir doch denken, daß Ihr gerade zum zwanzigsten August wieder zurück sein würdet.

Zum zwanzigsten August —? Verderbt mir den Willkomm nicht! entgegnete erschreckend Bruder Hubertus. Bei St.-Hubert! Wo hatt' ich meinen Kalender! Haben wir heute den heiligen Rupert und bei Witoborn die ersten Schnepfen —! Und ich — ich — — Esel!

Morgen ist doch St.-Bernhard! bestätigte Paolo Vigo. Wißt ihr das nicht —? Ich stehe wie ein Soldat auf Schildwacht und bitte Gott, mir eine gute Ablösung zu geben. Ihr seid voll guter Anschläge, Bruder; sagt, wie fang' ich es an, sofort zu den Bluteichen zu kommen! Drei Nächte hatt' ich denselben Traum und keinen guten mein' ich. Ich hörte an meiner Zelle kratzen, wie von einem Hunde, der herein wollte. Ich sah im Geist wieder den guten Sultan vor mir. Oeffnete ich dann, so sah ich nichts — Dreimal das hintereinander! Ich glaube an

solche Dinge nicht — aber ich meine doch — Federigo ist krank oder es geschieht ihm sonst nichts Gutes —!

Der heilige Bernhard ist morgen —! sprach Hubertus dumpf und vor sich hinsinnend, immer besorgter und im Ton des härtesten Vorwurfs gegen sich selbst. Leb' ich so in den Tag hinein! Ihr träumtet vom Sultan? Und ich träume schon seit Neapel von nichts, als von Wölfen, die an den Bluteichen eine Lämmerheerde fressen. Wißt Ihr denn hier auch noch nicht, warum unser San-Giovanni drüben so voll Soldaten steckt?

San-Giovanni? entgegnete Paolo Vigo bestürzt.

Euer Pfarrhaus und alle Scheunen sind voll. Auch in Spezzano sieht's wie im Lager aus. Ist also morgen St.-Bernhard —!

Glaubtet Ihr, daß ich um irgendetwas anderes Urlaub wünschte, als um an diesem Tage — Nun Ihr wißt doch, daß ich jedesmal, wo ich an diesem Tage nicht bei den Bluteichen war, erklärte, ein Jahr aus meinem Leben verloren zu haben —!

Hubertus hatte sich inzwischen durch die niedrig und rundbogig gewölbten Gänge zum Refectorium begeben, wo noch auf dem Speisetische die Lampe brannte. Paolo Vigo folgte ihm in den anmuthig kühlen, von kleinen gewundenen Säulen arabischen Geschmacks getragenen Raum. Ein Schrank enthielt die Vorrichtung, sich zu einem hier immer bereitstehenden Kruge voll Wein durch Drehen eines Hahns frisches Quellwasser zur Mischung zu verschaffen. Das Wasser tröpfelte hörbar von den oberen Bergen zu. Hubertus war erschöpft; Paolo füllte einen der im Schrank stehenden hölzernen Becher mit Wein und Wasser und erwartete von dem so schweigsam gewordenen Sendboten nähere Aufklärungen über Verhältnisse, die beiden gleich theuer und werth waren.

Alles ringsum blieb still. Nur die Wasserleitung tröpfelte

geheimnißvoll und lauschig in dem wieder geschlossenen Schrank. Düstere Schatten warf die matte Lampe durch die alterthümliche Halle.

Briefe sind ja von Cosenza gekommen? fragte Hubertus, der die Meldung der Ankunft Rosalia Mateucci's über die andern, ihm viel wichtigeren Dinge ganz vergessen hatte.

Briefe von Cosenza? Nein! Aber vom Sacro Officio aus Neapel! entgegnete Paolo Vigo und setzte hinzu: Leider! Sie geben dem Guardian keine Hoffnung. Spracht Ihr denn nicht den Monsignore?

Die bange Vorstellung, welche den Alten schon lange beschäftigte, alles, was ihm so unklar und dunkel war, könnte einen Schlag auf Federigo und seine geheimverbundenen Anhänger bedeuten, trat mit quälender Gewißheit vor seine vom mühevollen Wandern ohnehin erhitzten Vorstellungen; aus fieberhaftem Blut steigen nach körperlichen Anstrengungen besonders gern Wahnbilder und krankhafte Vorstellungen auf. Der zwanzigste August war seit zehn Jahren in den fast unzugänglichen Schluchten des Silaswaldes ein Tag, wo sich anfangs nur drei oder vier Männer, jetzt schon oft zwanzig bis dreißig mit ihren Familien versammelten. Hubertus äußerte seine entschiedensten Besorgnisse und Paolo Vigo redete sie ihm keineswegs aus. Schon berechnete Paolo, ob nicht vielleicht die Einquartierung in seinem Pfarrhause Anlaß geben könnte, den Guardian um Urlaub zu bitten — Sinnend fuhr er fort, man müßte doch morgen in erster Frühe in San-Giovanni hören können, was die Soldaten wollten?

Was sie wollten — hm! hm! fiel Hubertus ein — Wenn ich an die lachende Miene des Monsignore denke und denke an den Golf von Neapel, der wie ein Paradies im Sonnenschein funkelt und doch im Leibe den Vesuv hat, so wird mir bange wie einer Mutter um ihr Kind. Der zwanzigste August! Mein Sohn,

ich bitte Euch, mich dem Guardian nicht zu melden. Nein, nein! Noch bin ich nicht angekommen. Hört Ihr! Lebt jetzt wohl! In drei Stunden bin ich an Federigo's Hütte und schicke jeden nach Hause, der etwa heute oder morgen Lust haben sollte, dort für die Seelen der armen Märtyrer Pascal und Negrino zu beten.

Guter Bruder! entgegnete Paolo Vigo ablehnend und erklärte auch seinerseits zur persönlichen Ausrichtung dieser Warnung bereit zu sein. Ihr muthet Euch ein Uebermaß zu. O, daß ich statt Eurer hinauffliegen könnte! Soldaten! sagtet Ihr? Ich sagte ja gleich, daß der aus Neapel vom Sacro Officio angekommene Brief ebenso hinterhaltig ist, wie schon lange das Benehmen des Erzbischofs von Cosenza. Und der Monsignore gab Euch in Nichts einen tröstlichen Bescheid?

So artig war er, sprach Hubertus, wie Papa Kattrepel in meiner alten Stadt Gröningen, wenn er erst jeden Armensünder, dem er den Kopf abschlug, um Verzeihung bat. Laßt mich doch jetzt nur sogleich gehen. Schon hör' ich oben den Rumor! Mitternacht muß vorüber sein. Geht! Geht! Ja, all ihr Heiligen, daß ich es nicht vergesse! Bei St.-Hubertus' Bart, wo hab' ich meine Gedanken! Gütiger Gott, mach' auf mein Alter keinen Schwabenkopf aus mir! Mein Sohn, laßt Euch getrost Urlaub geben nach San-Gio! Da werdet ihr ja eine Person finden, die viel lieber hat, Euch schon morgen wie sonst in Eurem Hause oder beim alten Meister Pallantio die Polenta auf den Tisch zu stellen — lieber, als den steilen Weg hieher zum Kloster erst heraufzuklettern —!

Eine Person? Die Polenta? Wer? fragte Paolo Vigo und ließ sich von Hubertus die überraschende Begegnung mit dem keuchenden Pepe, mit Scagnarello, mit Rosalia und Marietta Mateucci erzählen.

Gütiger Himmel! rief Paolo Vigo in doppelter Freude — Erst aus Liebe zu seiner seit Jahren nicht gesehenen Schwester — dann um die Gelegenheit, nun auf alle Fälle Urlaub zu bekommen.

Hubertus mußte sich jetzt verstecken, wollte er unangemeldet bleiben. Schon ertönte die Glocke, welche sämmtliche Bewohner des Klosters weckte und in die Kirche rief, wo sie zu singen hatten.

Während Paolo Vigo in größter Ueberraschung, in Spannung und Rührung stand und jedenfalls entschlossen blieb, den Guardian um die sofortige Erlaubniß zu bitten, seiner geliebten Schwester und ihrem holden, von ihm noch nicht gesehenen Kinde entgegenzugehen und außerhalb des Klosters übernachten zu dürfen, schlüpfte Hubertus eine vom Refectorium in die Zellen führende enge Wendeltreppe hinauf, um wo möglich, ehe die Frate kamen, seine Zelle zu erreichen und sich dort zu verbergen. Schon hörte man einen Mönch, der heute das Amt des Weckers hatte, in einem entfernten Gange an die Zellenthüren pochen. Der Regel des heiligen Franciscus gemäß rief er alle Schläfer aus ihren süßesten Träumen.

Hubertus erreichte glücklich und unbemerkt seine dunkle Zelle. Sie war nicht breiter und nicht tiefer, als zwölf Fuß, und enthielt als Bett einen Sack von Maisstroh — die Decke darüber war so grob wie seine Kutte. Von Glasfenstern war keine Rede; nur eine rohgezimmerte Holzjalousie schützte gegen die im Winter oft schneidend kalte Luft.

Hubertus warf sich auf sein Lager. Er hatte vor Uebermüdung jene Empfindung, die ihn an die Zeiten erinnerte, wo auch er sich in Java an Opium gewöhnt hatte. Traumartige Bilder traten vor die wachen Sinne. Alles schwebte um ihn in Licht und Farbe und Licht und Farbe war auch wieder wie Musik. So soll einem an Erstickung Sterbenden der Tod sein. Gestalten, die ihm wie Hexen hätten erscheinen dürfen, waren ihm jetzt

freundlich und nickten ihm mit süßem Lächeln. Mit seiner noch nicht besonders geläuterten Religion nannte Hubertus das die Triumphe des Teufels, den er namentlich auch beim nächtlichen Chorsingen um zwölf Uhr Mitternacht gern in Thätigkeit wußte und oft schon hinter dem großen Missale mit seinem Hörnerkopf als einen höhnischen Mitsänger oder am Weihwasserkessel, diesen verunreinigend, erblickt hatte. Er rüttelte sich wach und horchte nur, ob der Lobgesang in der Kirche bald vorüber sein würde.

Die Lampen in den Händen, schlichen die Mönche und geistlichen Züchtlinge erdfahl und schlaftaumelnd durch die Gänge. Hubertus, der auch hier schon manchen Verschlafenen — wie oft sonst Klingsohr! — um solche Stunde auf den Armen in den Chor getragen hatte, lauschte dem öden Widerhall. Endlich sangen einige zwanzig Stimmen. In einfacher Cantilene wurde ein Psalm vom Guardian verlesen und seinen Worten an bestimmten Stellen von den andern respondirt.

Als wieder alles nachtstill geworden war und jeder auf seiner Zelle sein Lager erreicht hatte, erhob sich Hubertus von dem seinigen. Hatte Paolo Vigo Urlaub erhalten, so mußte ein anderer Pförtner für ihn eingetreten sein und jedenfalls erwartete ihn dann der Beurlaubte nirgend anderswo, als in seiner eignen Zelle.

Letztere erreichte Hubertus ungesehen, trat bei Paolo ein und fand ihn in der That bereit, das Kloster zu verlassen. Auf die freudige Botschaft, seine theure Schwester wäre in San-Giovanni angekommen, war ihm die Erlaubniß ertheilt worden, sie, wenn ihn dazu sein Herz triebe, überraschen zu dürfen. Bleibt aber Ihr zurück! setzte Paolo Vigo bittend hinzu. Alter, Ihr seid zu erschöpft. Und nur darin steht mir bei; geht morgen früh meiner Schwester entgegen und haltet sie vom Kloster eine Weile entfernt, bis ich um die achte Stunde von den Bluteichen in San-

Gio wieder zurück sein werde und Euch Alle bei meinem alten Meßner Pallantio begrüßen kann —

Wie zwei Jünger, die für ihren Meister ihr Leben zu lassen bereit sind und um den Vorrang bei diesem Beweise ihrer Liebe streiten, so standen sie am offenen Fenster und stritten, ob es nicht gerathener wäre, Paolo Vigo überließe den Gang nach den Bluteichen, um die am Morgen dort Versammelten zu warnen, an Hubertus und ginge nach San-Gio zur Früh-Ueberraschung für seine Schwester.

Mein Sohn! bat Hubertus. An mir ist wenig gelegen. Wenn aber Euch zum zweiten mal eine Strafe träfe, wie sie Euch schon einmal so lange Eure Freiheit gekostet hat! Jetzt brächet ihr ja geradezu auch das Herz Eurer Schwester! Sie versprach, am Morgen zum Kloster zu kommen. Ihr liebliches Kind wird Euch die Wange küssen. Wagt nichts Neues wieder, nachdem Ihr schon so lange für das Alte gebüßt habt!

Paolo Vigo hatte jedoch den Geist empfangen, der in edlen Dingen den Menschen unwiderstehlich zum Selbstopfer treibt. Eine heilige Glut durchloderte ihn, seine Augen funkelten so hell, wie die Sterne, die über den beiden leise Flüsternden standen. Er ergriff die Hand des Greises und sprach: Weiß ich doch nicht — ich ahne die letzte Stunde unseres Freundes. Krank ist er zum Tod schon seit lange und es geht das Gerücht, daß sein stilles Wirken entdeckt sei. Seit jenem letzten Brief aus Rom, den Ihr brachtet, muß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen sein. Ich sah ihn seitdem nur einmal — und da schon wollte er Abschied nehmen für immer, wogegen meine Worte kaum aufkommen konnten. Es schien, als wenn er eine wichtige Kunde aus der Welt empfangen hatte, die ihn zur Auferstehung, zur Beendigung seiner Einsiedlerschaft und zur Rückkehr ins Leben rief. Schon aus freien Stücken schien er gehen zu wollen und

nun ahn' ich, er hätte besser gethan, dieser Regung zu folgen. Wenn man ihn heute holte, am Tage der Versammlung, ihn in die Kerker der Inquisition würfe —! Lebt wohl, Alter —!

Nicht ohne mich —! sprach Hubertus und blieb dem Unheilverkündenden unabweislich zur Seite.

Mein Fuß ist jünger, als der Euere! bat Paolo und wollte nicht dulden, daß Hubertus weiter, als bis an die Zelle des Pförtners folgte.

Während noch beide, und mehr mit Geberden als mit Reden, die ohnehin geflüstert werden mußten, stritten, erscholl in einiger Entfernung außerhalb des Klosters ein klagender musikalischer Ton. Er kam von einer Pansflöte, wie sie hier die Hirten blasen. Aus kleinen Rohrstäben ist eine einfache Scala zusammengesetzt, welche unter gelibten Lippen eine in nächtlicher Einsamkeit wohllautende Wirkung hervorbringt.

Horch! rief Paolo Vigo und bedeutete Hubertus, Acht zu haben.

Die Flöte blies eine Melodie. Es waren die einfachen Töne eines Kirchenliedes.

Tanto — Christo — amiamo! sprach Paolo Vigo mit Ueberraschung der Melodie nach. Es ist die Erkennungslosung der Freunde. Man ruft uns. Seht Ihr, eine Gefahr ist da! O mein Gott —!

Auch Hubertus lauschte voll Betroffenheit und räumte ein, so könnte sich nur ein Verbündeter zu erkennen geben. Herüber von der Mauer des Klostergartens tönte die sanfte Flöte fort und fort. Sie blies das alte Waldenserlied „Tanto Christo amiamo —" zu Ende.

Pater Cölestino! rief nun schon Paolo Vigo mit starker Stimme in eine Oeffnung, die aus dem Corridor in die Zelle des Pförtners führte. Ich gehe. Bemüht Euch aber nicht! Ich öffne schon selbst. Gelobt sei Jesu Christ!

Amen! rief Pater Cölestino von drinnen und ließ getrost den Beurlaubten den Riegel selbst zurückschieben. Nur langsam erhob er sich, um ihn wieder anzuziehen.

Doch auch Hubertus war inzwischen schon ungesehen entschlüpft und kaum konnte Paolo Vigo ihm folgen. Mit raschen Schritten gingen beide dem Orte zu, wo aufs neue die Melodie der Hirtenflöte ertönte.

Endlich, an einem breitastigen, der Klostermauer sich anschmiegenden Haselnußstrauch entdeckten sie einen alten Hirten und einen Knaben. Letzterer war es, der die Flöte blies.

Der Hirt war ein wohlbekannter alter Freund. Er gehörte zu den Nachkommen des von den Waldensern hochgefeierten Negrino.*) Ein äußerlich schlichter, doch kluger und allgemein geachteter, auch wohlhabender Ziegenhirt, der alte Ambrogio Negrino aus San-Gio. Oft reiste der schlichte Mann mit seinen Heerden bis Salerno und trieb einen einträglichen Handel selbst mit den Gerbern von Palermo und Messina. Heute, als Hubertus in seinem Hause vorsprechen wollte, hatte man ihn auf der Messe zu Rossano geglaubt. Inzwischen war er heimgekommen und hatte Veranlassung gefunden, sofort wieder die Flinte überzuwerfen, mit seinem jüngsten Sohn Matteo aufzubrechen und, wie er ankündigte, nach den Bluteichen zu eilen. Ihr Herren! rief er den Ankommenden entgegen. Gott segn' es, daß ihr kommt! Ich sage euch! Es gibt eine große Gefahr für unsern Vater Federigo. Die Soldaten in San-Gio wissen von nichts, als von Morden, Brennen und Gefangennehmen. Und wen? Das haben die Offiziere im Weinrausch ausgeplaudert. Um vier Uhr brechen sie auf und umzingeln die Bluteichen — Ueber den Aspropotamo her kommen die andern — Wer mag ihnen

---

*) Starb den Hungertod in Cosenza.

verrathen haben, daß heute der zwanzigste des Monats ist! Bleibt daheim — Herr Pfarrer, und auch ihr, guter Hubertus! Nur deshalb raubte ich euch die Nachtruhe, weil ich euch warnen wollte, falls euch der Geist getrieben hätte, heute gleichfalls an den Eichen zu erscheinen.

Nimmermehr, wir gehen mit Euch! fielen Hubertus und Paolo Vigo in banger Besorgniß ein. Beide achteten der Bitten Ambrogio Negrino's nicht. Sie verharrten dabei, sich ihm anschließen zu wollen — unwiderstehlich zöge sie ihr Verlangen, dem greisen Freunde in einer Stunde so großer Gefahr nahe zu sein. Ohne Clausur, wie sie eben waren, wollten sie die glücklicherweise ihnen zu Gebote stehende Freiheit nach dem Bedürfniß ihres Herzens benutzen.

Matteo! rief Paolo Vigo dem hierauf nach San-Gio zurückgeschickten Knaben nach; geh sogleich zu Meister Pallantio, meinem Küster, wecke die Signora, welche diesen Abend bei ihm angekommen ist und sprich zu ihr: Sie sollte unter keinerlei Antrieb morgen hinauf nach San-Firmiano gehen! Morgen in der Frühe, so Gott will, um acht oder neun Uhr würd' ich schon selbst bei ihr vorsprechen —

Ambrogio Negrino unterbrach: Heiliger Priester, wenn man Euch an den Bluteichen träfe —

Wirst du ausrichten, Matteo, wiederholte Paolo Vigo, was du gehört hast? Willst du einen herzlichen Gruß an meine liebe Schwester und die kleine Marietta bestellen?

Matteo gab jede Beruhigung und wandte sich mit diesen Aufträgen nach San-Gio zurück.

Die drei Verbundenen gestatteten sich keinen längern Aufenthalt, sondern machten sich sofort auf den Weg, der zu den Bluteichen führte.

11.

Paolo Vigo's Wort: „Er nahm Abschied von mir wie auf ewig —" wurde nun auch von dem greisen Ziegenhirten wiederholt. Es fiel ihnen allen auf die Seele, als würden sie den Geliebten nicht wiedersehen, wenn sie sich jetzt nicht eilten, es noch einmal zu thun. Daß sie zu dem Ende die Würfel ihres eigenen Looses warfen, kümmerte sie wenig.

Sie hofften jedoch auf ihr zeitiges Eintreffen. Wenn noch Zeit zum Ergreifen und Ausführen eines Entschlusses gelassen war, so sollte sich ihr Freund, nach Regrino's Meinung, am sichersten über den Monte Gigante hinweg nach dem Meerbusen von Squillace begeben oder im äußersten Fall in einer in der Nähe befindlichen, ihm vielleicht nur allein bekannte Höhle verborgen bleiben.

Jährlich nur einmal, am zwanzigsten August, fanden sich noch die letzten Trümmer der einst so zahlreich im unteren Italien ausgebreiteten Söhne des Peter Waldus zusammen. Drei Jahrhunderte waren seit jenen Scheiterhaufen verflossen, welche auch die Fortschritte der Reformation in Calabrien beendet hatten. Frâ Federigo fand davon im Silaswalde keine andern noch ersichtlichen Spuren, als die „Bluteichen", wo einst Hunderte der Reformirten und Waldenser — wie die Schafe mit dem Messer

abgestochen wurden. Zufällig begegnete ihm dort ein alter Ziegenhirt, Ambrogio Negrino, der ihm diese Dinge erläuterte und sich dann selbst als einen Nachkommen des Märtyrers Negrino zu erkennen gab. Ihm verdankte der Einsiedler die Bekanntschaft mit noch einigen andern Trümmern der alten Sekte. Gehörten sie auch alle der herrschenden Kirche an, so hatten sich doch einige alte Gebräuche, Erkennungszeichen, Gebete, letztere meist in provenzalischer Sprache in ihren Familienkreisen erhalten — Ambrogio Negrino besaß ein altes Buch, das er selbst nicht lesen konnte — es war die waldensische Nobla Leyçon. Federigo übersetzte sie ihm — anfangs ihm allein; bald brachte aber Negrino andere mit, welche gleichfalls diesen Gruß ihrer Vorvordern aus alten Jahrhunderten aus seinem Munde vernehmen wollten.

Der Kreis von Verehrern und Freunden des Einsiedlers, der seinerseits noch unter dem besonders über ihm wachenden Schutze des Mönchs Hubertus zu San-Firmiano stand, mehrte sich wider Federigo's Willen. Von nah und fern wurde sein Rath begehrt. Freilich hielten ihn die Meisten für einen Hexenmeister. Wie Paolo Vigo veranlaßt wurde, ihn zu besuchen, wurde schon erzählt. Aus seinen wiederholten Wanderungen in die Wildniß und den darauf folgenden Erörterungen entstanden in Paolo Zweifel, ernste, kummervolle Betrachtungen; er verrieth die Resultate derselben in seinem Wirkungskreise und erlitt die Strafe einer, wie wir gesehen, nicht endenden Suspension und Einsperrung in San-Firmiano.

Der Einsiedler, erschreckt von solchen Vorkommnissen, bat fort und fort seine Freunde, ihn der todesähnlichen Stille in seinem Waldesthale zu überlassen. Hubertus besorgte dann und wann einen Brief, den der deutsche Sonderling nach Rom schrieb und von dorther auch beantwortet erhielt. Das war des Eremiten

einziger Verkehr mit der Welt! Er lebte vom Honig seiner Bienen, von Früchten, die er selbst gezogen, von Vorräthen, die ihm seine Freunde brachten. Zuletzt war es Sitte geworden, daß ihn alle die, welche auf dreißig Miglien in der Runde gleichsam unter des alten Ambrogio Negrino Controle standen, wenigstens einmal im Jahre besuchten, am zwanzigsten August, den er nach langem Sträuben endlich als Erinnerungstag an die alte Schreckenszeit festgesetzt hatte.

Ich habe es immer gefürchtet, sprach Hubertus, die athemlose Eile des Wanderns unterbrechend, und ließ sich wiederholt erzählen, was der weltkundige, weitgereiste Hirt, ein Greis mit langen weißen Locken, sonnenverbranntem braunen Antlitz, von den Reden der Offiziere gehört hatte. Um vier Uhr, wiederholte Ambrogio Negrino in einer gewählteren Sprache, als dem hier üblichen Patois, rücken die Truppen von San-Giovanni aus, vertheilen sich in den Bergen und wollen von verschiedenen Seiten dem Thal der Bluteichen so beizukommen suchen, daß sie die ketzerische, dem Teufel opfernde Versammlung mitten in ihren Greueln aufheben können.

Die Möglichkeit einer so irrthümlichen Auffassung ihrer Versammlungen war ihnen nach dem Geist ihrer Umgebungen vollkommen erklärlich. Sie verweilten nicht bei dem Ausdruck ihres Schmerzes über ein so groſses Misverständniß; sie überlegten nur. Die Versammlung mußte verhindert und Frà Federigo, wenn sein Entkommen unmöglich war, in einer Felsenspalte verborgen werden, die Ambrogio Negrino schon lange für diesen Fall aufgefunden und jedem Uneingeweihten unzugänglich gemacht hatte.

So sehr auch die Männer eilten, sie konnten nicht hoffen, vor Anbruch des Morgens an Ort und Stelle zu sein. Auf dem kürzeren Pfade, den sie einschlugen, um an die Abhänge

der oft schneebedeckten Serra del Imperatore zu kommen, begegneten sie niemanden. So durften sie annehmen, daß die geheimverbundenen Getreuen sich schon längst auf den Weg gemacht, ja an der Hütte ihres Meisters schon die Nacht zugebracht hatten.

Die Wanderer kannten sich in ihrer Theilnahme für den einsamen Bewohner des Waldes und hatten nicht nöthig, diese noch durch Worte kundzugeben. Sie tauschten nur ihr Urtheil über die kürzeren Wege aus, wenn die Wildniß überhaupt noch etwas bot, was sich einen Weg nennen ließ. Nur kleine ausgetrocknete Strombetten waren noch die besten dieser Wege; diese gingen verborgen unter Gestrüpp nnd Büschen hin.

Die Nachtluft wurde frischer. Nebel stiegen auf und verursachten den beiden leichtbekleideten Wanderern ein frostiges Schauern. Der Hirt bot Paoli Vigo seinen langhaarigen Mantel, den dieser nicht abschlug. Zum Glück trug der Pfarrer Schuhe, nicht, wie Hubertus, Sandalen.

Hubertus hatte, als wäre ihm seine ganze Kraft ungeschwächt zurückgekehrt, sein dolchartiges Messer gezogen. An manchem Gebüsch von Steineichen, wo durch die stachlichten Blätter schwer hindurchzukommen war, schnitt er die Zweige nieder und machte die Wildniß wegsam. Dann kamen zuweilen Buchenhaine, die wie zum nächtlichen Reigen der Elfen bestimmt schienen, so licht und traulich glänzten sie in dem abnehmenden Mondlicht und unter den allmählich erblassenden Sternen.

Eine Sorge der Verbundenen konnte sein, ob nicht auch den Lauf des Neto herauf von Strongoli oder aus Umbriatico über den Aspropotamo und Gigante her schon Corps Bewaffneter herüberkamen und das Thal der Bluteichen bereits früher eingeschlossen hatten, als es von ihnen selbst erreicht wurde.

Schon war es vier Uhr. Schon sah man die zunehmende

Helle. Immer matter wurde die Scheibe des Mondes, immer röthlicher erglänzten am blauenden Himmel die Sterne. Schon zeigte sich auf Serra del Imperatore, einem Berg, der an manchen Stellen gen Ost offen und riesig groß vor ihnen lag, die dunkelrothe Glut der aufgehenden Sonne. Die Spitze des Aspropotamo war die erste, die vom Sonnenlicht hell aufleuchtete. Aengstlich spähten sie rundum, ob nicht irgendwo am Rand des von andern Seiten zugänglichen, in grünen und grauen Nebeln schwimmenden Thales eine Waffe blitzte.

Wie sie fast erwartet hatten, so geschah es auch. Als sie mit hellem Tagesanbruch endlich in der Ferne die Bluteichen sahen, entdeckten sie ein reges Gewimmel von Menschen unter den mächtigen Baumkronen. Bald erscholl auch aus der Tiefe, wohin sie niederstiegen, ein vielstimmiger Gesang. Er erklang gegen die dumpfe Litanei in San-Firmiano wie ein jubelndes Schwirren der Lerche in blauer Luft verglichen mit dem trüben Ruf der Unke. Reine helle Frauen- und Kinderstimmen schwangen sich wie geflügelte Tongeister über die Laubdächer. Sie sangen die auch ihnen wohlbekannten einfachen Hymnen, die aus alten Zeiten stammend das Lob des Höchsten priesen und die heilsame Veranstaltung der Erlösung und die Hoffnung aller Christen. Dazwischen läutete ein Glöcklein, von dem sie wußten, daß es denen, die vielleicht noch entfernt waren, den Weg zur Hütte andeuten sollte. Alles das geschah wie im tiefsten Frieden.

Wol hätten die Wanderer sich sagen mögen: Wer wollte diese stille Andacht stören! Wer könnte hier etwas finden wollen, was vor Gott oder Menschen ein Verbrechen wäre! Dennoch mußten sie eilen, die gefahrvolle Feier zu unterbrechen.

Nach einer kurzen Stille, welche die Wanderer durch einen Zuruf aus der Ferne, der die Betenden erschreckt haben würde, nicht unterbrechen mochten, begannen die Stimmen aufs neue

und ließen nach einem vollen, mächtig an den Bergwänden widerhallenden Gesang jene Pausen eintreten, von denen die Wanderer wußten, daß sie die bis zu ihnen herauf nicht hörbare Stimme Federigo's füllte. Federigo sprach dann die Worte vor, die zu singen waren. Alles das, erinnerungsfrisch vor ihre Seele tretend, bewegte sie um so mächtiger, als noch immer der Anblick der Hütte selbst verborgen blieb.

Endlich aber zeigten sich die Windungen von Radgleisen, die im grünen, weichen, oft morastigen, dann von den herrlichsten Farrenkräutern überwucherten Boden von kleinen Karren zurückgeblieben waren. Es mußten heute von weitweg, auch von Rossano und Conigliano die dem Ziegenhirten wohlbekannten Nachkommen der Waldenser erschienen sein. Der helle Lichtstrahl des immer höher und höher über dem Meeresspiegel heraufgestiegenen Sonnenwagens fiel auf die obern Ränder des Thals. Die Nebel zertheilten sich und nun hatte ihr besorgter und zugleich verklärter Blick die volle Aussicht auf die Gruppe der Menschen, die unten versammelt waren und die sie meist kannten. Kinder lagen im Grase; andre hielten Mütter auf ihren Armen; Männer in zottigen Schafspelzen, andere im kurzen Rock des Alpenjägers, Fischer, vom Meer herübergekommen, in ihren rothen Mützen und braunen Mänteln — alle umstanden die Hütte. Ein Haufe von nahezu achtzig Seelen, hochbetagte Greise darunter; aller Mienen mit jenem Ausdruck, den eine gutmüthige Denkart gibt. Noch verdeckten sie das Bild des Mannes, der ihnen, auf die zufällige Veranlassung seiner Begegnung mit Ambrogio Negrino, zehn Jahre lang hier nichts, als nur die Geschichte ihrer unglücklichen Vorfahren erzählte und nicht hindern konnte, daß sie von ihm Belehrung und Anleitung zu reinem Sinn, freilich auch zur Beurtheilung des Glaubens begehrten, in welchem sie äußerlich leben mußten. Federigo

enthielt sich jeder Aufwiegelung ihres an die Gebräuche der herrschenden Kirche gebundenen Gewissens. Auch war die Höhe der Bildung, die im Waldenserthal bei Castellungo geherrscht hatte, hier nicht anzutreffen.

Schon wollte Negrino einen Zuruf erschallen lassen, da hinderte ihn die jetzt hörbar werdende weiche, volle, innig zum Herzen dringende Stimme des Sprechers. Die dem Volk vollkommen verständliche, wenn auch fremdartige italienische Rede desselben fesselte sie. Was bestimmte nur die Warner, diese Feier nicht zu unterbrechen! Was gab ihnen urplötzlich ein so felsenfestes Vertrauen auf Gott, der sich in jedem Menschenherzen, auch in dem der Verfolger, offenbaren müsse —! Hubertus kündigte sich sonst durch scherzende Töne an, die ihn bei Jung und Alt im Gebirge bekannt gemacht hatten; jetzt beschien der erste Sonnenstrahl, der sich zwischen den Imperatore und Gigante hindurchstahl, die glänzende Stirn, die weißen Locken des Freundes und Lehrers, sein unter weißen Brauen aufgeschlagenes begeistertes Auge — jetzt stand er im Pilgerkleid von schwarzem rauhwollenen Tuch, mit entblößtem Halse, um den Leib einen schwarzen Seidengürtel, so hoheitsvoll und edel, daß alle drei aufhorchen und den Fuß hemmen mußten. Die Farbe des Antlitzes, die Hände, alles sah am Freunde blasser und krankhafter aus als sonst. Das von ihren Augen wieder aufgenommene theure Bild eines Greises, den ein jugendliches Feuer noch durch die Erregung seines Geistes für seine letzten Lebenstage durchglühte, schloß in der That die Besorgniß nicht aus, daß diese Lebenstage kaum bis zum beginnenden Winter andauern konnten.

Federigo sah die Dahereilenden nicht. Sein Blick war nach innen gewandt. Schon sprach er Worte, welche allmählich die Kommenden im Zusammenhang verstehen konnten. Zu den

Erweckungen der Waldenser hatten im Piemont gewisse Formen einer öffentlichen Beichte gehört. Wie sich die ersten Christen ein Gemeindeleben aus ihren Privatbeziehungen bildeten und eine so weit gehende Oeffentlichkeit der letzteren einführten, daß es nicht fehlen konnte, die persönlichsten Leidenschaften zur Klage und Rüge hervortreten zu sehen, so walteten auch die Diakonen und „Barben" bei den Waldensern des Amtes der Gerechtigkeit und des Auflegens von Bußen und Strafen. Ebenso trat auch hier bei diesen Versammlungen einer nach dem andern vor und wurde entweder aus eigenem Antrieb oder durch Mahnung veranlaßt, sich zu vertheidigen, sich zu erklären, Lehre oder Versöhnung anzunehmen. Hubertus und Paolo Vigo kannten den Segen, den schon seit lange diese Verständigungen der kleinen Gemeinde unter ihren Mitgliedern hervorgebracht hatten.

Unterwegs hatte Paolo Vigo seinen Begleitern, so wenig sie auch durch Gespräch ihre Schritte hemmen mochten, gelegentlich dennoch wiedererzählt, warum Frâ Federigo, als ihn endlich die Genossen Negrino's zur Abhaltung mindestens Einer Versammlung im Jahre überredeten, dazu gerade den Tag des heiligen Bernhard wählte. Nicht nur, daß in der Höhe des August die wichtigsten Ernten beendet waren, Frâ Federigo hatte ihm auch das Gedächtniß des Abtes Bernhard von Clairvaux als ein Spiegelbild frommerer Zeiten dargestellt, wo noch einsichtsvolle freimüthige Priester zu heilsamen Zwecken in den Rath der Großen traten. Siebenhundert Jahre war es her und in der Blütezeit des Mittelalters, als ein hoher Ernst die Völker ergriff und Männer erstehen ließ, die von solcher Weihe und Thatkraft kaum in einer wilden, kriegerischen Epoche erwartet werden durften. Als die Philosophie in Frankreich, England und Italien aufblühte, sogar die Dichtkunst über das rohere Deutschland hie und da einen milden Glanz der Sitten verbreitete, die Kreuzzüge

einen seltenen Aufschwung des Gemüths und der Phantasie hervorriefen, zerstörte Rom und die Herrschaft der Päpste noch nicht alle Hoffnungen der Völker und verdunkelte noch nicht alle Lichtschimmer einer besseren Aufklärung. Ein einfacher Bürger in Lyon, Pierre Vaux (Peter Waldus), las die Bibel in einigen Abschnitten, die in die gewandteste und poesiefähigste Sprache der damaligen Zeit, die provenzalische, übersetzt worden waren. Ein wunderbarer Glanz überfiel ihn beim Lesen des den Laien damals gänzlich unbekannten Buches — gerade wie die Jünger, die nach Christi Tod im Dunkeln wandelten, plötzlich an ihrer Seite einen Wanderer bemerkten, der die Schrift so mächtig auslegte. Waldus las seine Entdeckungen Befreundeten vor, ließ die Bibel auf seine Kosten noch vollständiger in die Sprache seiner Landsleute übersetzen und nahm die einfachen Formen des ersten apostolischen Christenthums an. Sein Vermögen gab er seiner Gemeinde; ihre Priester, denen die Ehe unverboten blieb, wählte die Gemeinde selbst; von den Sakramenten behielt man nur Taufe und Abendmahl; letzteres hörte auf ein mystischer Act zu sein und blieb nur noch ein Opfer der Erinnerung; es war eine Reformation ohne Schulgezänk, ohne Disputation der Theologen, eine Läuterung der Lehre allein durch das Herz.

Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich das Wirken der Waldenser. Ein ganzer Gürtel Europas von den französischen Abhängen der Pyrenäen an bis nach Süditalien fiel vom herrschenden Kirchengeist, vom weltlichen Streit der Päpste mit dem Kaiser und zugleich von Geistlichen ab, die damals sogar die Waffen führten und oft im glänzenden Harnisch hoch zu Roß saßen, im wildesten Kampfgewühl die zum Segnen bestimmte Hand mit Blut besudelnd. Mit einem warmen, lebendigen Eifer für die apostolische Reinheit der Lehre und des kirchlichen

Lebens ging die Gesittung Hand in Hand. Gerade dieser Gürtel Europas wurde der blühendste an Gewerbfleiß, Erfindungen, in Künsten und Wissenschaften. Immer weiter und weiter schwang sich ein lichtheller Irisbogen über Europa. Burgund, Deutschland, Böhmen erglänzten von seinem siebenfachen Strahl. Wo der Webstuhl sauste, wo die Industrie der Städte mit dem Betrieb des Ackerbaues zu regem Austausch ihrer Erzeugnisse verbunden war, da erschollen bald auch die neugedichteten Lieder zum Lobe des Höchsten. Ganze Städte und Länderstrecken hatten schon keinen andern Gottesdienst mehr, als den der Waldenser, der Humiliaten, die Armen Brüder. Man erklärte die Kirchen und ihre Pracht für überflüssig und nannte jeden grünen Rasenplatz, jedes Laubdach einer Eiche eine Gott wohlgefällige Kapelle.

Paolo Vigo schilderte die furchtbare Verfolgung, welche nun von Rom aus über diese Bekenner des reinen Christenthums hereinbrach. Er nannte die Päpste bei Namen, welche zum Morden aufforderten. Jene Schreckensthaten des Abtes von Citeaux und jenes Vorbildes eines Alba, des Grafen Simon von Montfort, schilderte er, wie sie mit Feuer und Schwert Männer, Weiber, Kinder vertilgten. Damals kam der Satz der römischen Kirche auf: „Ketzern braucht man nicht das Wort zu halten“; päpstliche Legaten schwuren auf die Hostie, daß, wenn ihnen die Ketzer die Mauern öffneten, sie nur allein mit einigen Priestern einziehen würden, um die bethörten Bewohner zu bekehren; geschah es dann, so warfen sie die Priesterkleider ab, zogen verborgene Schwerter hervor, die Reisigen der fanatisirten Glaubensarmee brachen hinter ihnen her hinein und kein Säugling auf dem Mutterarm entkam dem allgemeinen Blutbade. Beutegier, Habsucht, schürten den Eifer der Verfolgung. Simon von Montfort, Abt Arnold schlugen herrenlos gewordene Länderstrecken zu Fürstenthümern zusammen.

Damals war Graf Raimund von Toulouse ein ebenso unglückliches Oberhaupt der bedrängten evangelischen Bekenner, wie späterhin das Haupt der Hugenotten Coligny. Endlich flüchteten sich die letzten Reste dieses unablässigen Mordens in die Berge, in die Pyrenäen, die Alpen, die Apenninen. Jahrhundertelang erhielten sie sich dort, trotz einer sie auch hier erreichenden zweiten blutigen Verfolgung, die das Werk der neuen Kreuzritter wurde, der Jesuiten. Damals griffen sie in den Thälern Piemonts wiederholt zu den Waffen. Zu jenen tapfern älteren Namen, die mit Maccabäermuth ihre heilige Sache, Haus, Herd, Weib und Kind vertheidigt hatten, gesellten sich neue, wie Heinrich Arnaud, der in offener Schlacht mit einer kleinen Schar Tausende zurückgeschlagen hatte, sich über 'die steilsten Felsen Piemonts zurückzog, ein Lager in einer Schlucht wie eine Festung erbaute, acht Monate lang, nur von Kräutern lebend, mit seiner kleinen Schar gegen die Kanonen kämpfte, die auf sein Häuflein ein mörderisches Feuer von den Felswänden aus unterhielten, bis sich endlich der Tapfre mit dem Rest seiner Schar, 350 an der Zahl, einen ruhmvollen Abzug erkämpfte. Wie dann auch in Calabrien die Waldenser hingesunken waren, hatte Federigo oft erzählt. Damals starb Negrino in Cosenza den Hungertod, Pascal in Rom auf dem Scheiterhaufen.

Oft hatte Federigo mit seiner rührenden Stimme beklagt, daß besonders solche Thorheiten verderblich wären, die selbst in den Gemüthern der Edeldenkenden hätten Raum gewinnen können. Bernhard von Clairvaux, Abt eines Klosters in Frankreich, Lehrer seines Jahrhunderts, ein Orakel der Fürsten, ein Rath ihrer Rathgeber, ein Straf- und Bußprediger der Geistlichen, der den Päpsten sogar ein: Bis hierher und nicht weiter! zurief; — und auch dieser, wie die heilige, sonst so edle Hildegard, sah in den Thaten und Lehren der Waldenser nur die Eingebungen des

Teufels —! Ambrogio Negrino und Hubertus waren nicht befähigt, sich zu all den Bildern und Erinnerungen aufzuschwingen, die von Paolo Vigo's fieberndverregten Lippen kamen. Herr, erleuchte die Weisen! verstanden jetzt auch die Ankömmlinge aus Federigo's Rede. Mildere ihr Vertrauen auf die eigene Kraft! Wecke dem Guten und Gerechten Deine Fürsprecher im Rath der Großen! Ersticke den Durst nach Rache im Gemüth beleidigter Machthaber! In der That, es schien als wollte Federigo von seinen Freunden Abschied nehmen. Mehr als sonst riß ihn heute seine Rede hin. Er berührte kirchliche Punkte, die er sonst vermieden hatte — er wollte niemanden die Möglichkeit nehmen, mit seinem Pfarrer in leidlicher Verbindung zu leben. Mit großer Wehmuth sprach er: Der heilige Bernhard kann uns in vielem ein Vorbild sein — hochragend wie jener Berg im Norden, der mit ewigem Schnee bedeckt, seinen Namen trägt! Wisset, daß Bernhard jene Lehre, nach welcher auch die Mutter Jesu ohne Sünde empfangen sein soll, sündhaft nannte —! Ihr fragtet mich darum, weil der Heilige Vater diese neue Lehre zu verehren befohlen hat —! Nun wohl! Eines Weibes Name ist heilig, wohl trägt Maria die Erdkugel in Händen, wenn Maria die Kraft bedeuten soll, deren ein schwaches Weib im Aufschwunge ihres Willens fähig ist. Wohl ist zu fassen möglich, wie die alte wilde grausame Zeit, die heidnische, die selbst des Heilands spottete, der sich am Kreuze selbst nicht hätte helfen können, doch vor einer Mutter erschrak, vor einer Mutter sich beugte — o noch den Mörder befällt vor seiner Hinrichtung die Trauer um den Kummer, den er seiner Mutter bereitete —!

Hier stockte der Redner und wollte abbrechen. Aber einige Stimmen unterbrachen ihn und deutlich vernahm man aus einem schlichten Hirtenmunde, der dazwischen sprach, die Worte: Wo Maria dann auch ganz die Königin des Himmels werden soll,

wo bleibt ihr Sohn? Wie kommt da der wahre Mittler zu seiner ihm allein gebührenden Ehre?

Im höchsten Grade gespannt horchten die Ankömmlinge und sogen die Worte ein, mit welchen Federigo erwiderte: Lasset das gehen —! Seht, es war ja sogar ein anderer Heiliger — Bonaventura sein Name — ein Heiliger, der zur Zeit jenes Bernhard lebte — auch der hat den Psalm David's genommen: „Herr, auf dich traue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden!" — und hat in jedem Seufzer des Vertrauens und der Liebe zu Gott an die Stelle Gottes — ruchlos, um es nur auszusprechen — ein Weib mit seinen menschlichen Fehlen und menschlichem Elend gesetzt: „Maria, auf dich traue ich —! Mutter Gottes, du hast mich erlöset!" So den ganzen Psalm hindurch —! Und dennoch verdanken wir auch dem heiligen Bonaventura so viel Entsiegelungen der frischesten Lebensbrunnen des christlichen Geistes —!

Nein, unterbrachen die Stimmen der Aufgeregten, er lästerte —!

Ich beschwöre euch, rief Federigo, habt Mitleid mit jenen armen Verblendeten, in deren Schooße ihr, kummervoll genug ihre Bräuche theilend, voll Bangen und voll Zagen lebt! Laßt sie die Altäre zu Ehren einer hochbegnadeten Frau mit Zierrath und mit Bändern schmücken —! Laßt sie ihr Gebet des Morgens, des Mittags und des Abends wenigstens an Etwas richten, was mit dem Heiland verwandt ist —! Aber das ist wahr (nun erhob sich die Stimme des Sprechers, von dem man sah, daß ihn die Gesinnungen seiner Umgebungen fortrissen), wenn es Maria ist, die uns erlöst und vor Gott vertreten soll, so konnten jene Räuber, die mit dem Giosafat eure Hütten verbrannten, eure Heerden raubten, auf ihrer fühllosen Brust getrost ihr Bildniß tragen —!

Eine freudige Zustimmung ging mit Zornesruf durch die Reihen.

Wehe einem Kind, fuhr Federigo, aufgeregt und ganz sich nun vergessend fort, das für seine Bewährung im Leben nur die Nachsicht einer Mutter hat! Nie, nie, wenn auch heute in Spezzano die Lampen brennen werden, nie sollt ihr auf die Fürsprache der Mutterschwäche hoffen! Denkt an die klugen Jungfrauen, die im Dunkeln ihr Oel hüteten und die Lampen nur anzündeten, wenn ihr rechter Bräutigam, der Heiland, kam! Nein, ich sehe es, ihr glaubt nicht an die Wahrheit eines gotteslästerlichen Bildes, das sich in einer der großen und herrlichen Kirchen Milanos befindet und das einen Traum unsres heutigen heiligen Bernhard darstellen soll —! Zwei Schiffe steuern dem Himmel zu; des einen Steuer führt der Herr; des andern Maria. Jenes bricht zusammen und seine Mannschaft sinkt in den Abgrund; dieses gleitet sicher dem Hafen des Himmels zu — Maria streckt ihre hülfreiche Hand nach den Scheiternden aus und nun kommen auch sie in den Hafen der Gnade, sie, die mit Christo verloren sein sollen, sie, jetzt nur noch, im Angesicht des hülflosen Jesus, erlöst durch Maria —!

Ein Ausruf des Schreckens über solche Lehren theilte sich selbst Negrino, Hubertus und Paolo Vigo mit.

Zorn regt sich in eurer Brust? sprach Federigo — Eure Blicke sagen: Nimmermehr kann solches ein Heiliger auch nur geträumt haben! Ihr sprecht: Du von Rom verrathener, von Rom auf das Steuer eines untergehenden Schiffes verwiesener Heiland, du, du bist allein der wahre Führer! Deine Hand streckte sich einst über die Wellen aus und ließ den Verzagenden darüber hinwegschreiten! Der Nachen, den du, du gezimmert hast, Sohn des Zimmermanns, die Flagge, die du als Wahrzeichen aufgesteckt, sie, die dein mit dem Blut beschriebenes Kreuz trägt,

sie sollte nicht die glückliche Fahrt, die Einkehr in den Hafen der Seligen gewinnen? Doch wohin verirren wir uns — meine Freunde —! Ihr müßt in eure Wohnungen zurück — müßt wieder sein, was drei Jahrhunderte euch zu sein gezwungen haben — müßt mit dem schuldlosen Nachkommen der Mörder euerer Urväter leben — Vergebt ihnen im Geiste der Liebe und Hoffnung! Versagt euern Priestern nicht die Spenden, die sie noch begehren dürfen! Auch die Spenden der Andacht nicht, die in diesen Ländern üblich sind! Ein Korn reinen Goldes ist immer noch selbst bei dem schlechten Blei der verdorbenen Lehre! Noch ist die Zeit nicht reif, wo der Schmelztiegel Gut und Böse scheiden wird! Aber das Lamm wird bald das fünfte Siegel aufthun, von welchem ich euch oft schon gesprochen habe! Unter den Altären des Himmels werden die Seelen derer, die erwürgt wurden, um des Wortes Gottes willen zu zeugen beginnen, daß es auf Erden weithin widerschalle! Die Stunde kommt näher —! O, bald wird die Freiheit im Glauben und Denken auch für Italien anbrechen! Auch in diese Thäler wird der Lichtstrahl einer neuen Sonne dringen! Läutert euch für diesen großen Augenblick! Thut das Gute, tragt im Herzen euren reinen Sinn und eure geläuterte Hoffnung! Wenn ich — ach! heute von euch scheide — ja, Geliebte ich scheide von euch! Es ist das letzte, letzte — Mal —

Warum mußte nur das Ohr der drei Ankömmlinge und aller in Thränen gebadeten Hörer so gebannt sein vom allgemeinen Schluchzen, Wehklagen, von den Thränen des Redners, daß jene sich still hinter einer der Bluteichen verbargen und die Worte ihres Freundes und Lehrers nicht stören mochten —! Denn nunmehr mußte Hubertus, der Schärferspähende, die erstickte Abschiedsrede Federigo's unterbrechen, auf die ihnen gegenüberliegenden

waldbedeckten Berge deuten und wie ein Verzückter in wilder Hast rufen: Besteigt den Nachen Jesu! Rettet, rettet euch!

Und auch aus dem um den Greis zusammengedrängten Haufen mußten nun wol andere, die seinen Leib zu umfassen, seine Hände, seine Füße zu küssen nicht hindurchdringen konnten, ihr Auge auf die von Hubertus bezeichnete Stelle gerichtet und unter den Bäumen an einzelnen offenen Stellen dieselbe Störung erblickt haben. Ihr Ruf fiel in den des Mönches ein.

Voll Entsetzen erkannten Paolo Vigo und Ambrogio Negrino, die mechanisch dem voranstürmenden Hubertus gefolgt waren, die Flinten der gefürchteten Jäger von Salerno, die in der That, unabhängig vom Corps in San-Giovanni, über den Aspropotamo und Gigante gekommen waren.

Schon stand Hubertus mitten unter den in noch wildere Aufregung gerathenden, theilweise zu den Waffen greifenden Verbündeten. Die Frauen flüchteten sich schreiend zu ihren Karren. Die Kinder drückten sich weinend an ihre Väter, die rathschlagend zusammentraten. Hubertus hatte Federigo schnell begrüßt und seine Hand ergriffen, um ihn den Weg zu führen, den Ambrogio zum Entkommen für den sichersten hielt.

Federigo deutete gelassen auf eine andere Stelle des dichten Waldkranzes, wo sich die rothen Pünktchen mehrten, die Federbüsche an den Hüten der Jäger von Salerno. Die von San-Giovanni erwarteten Truppen hätten allerdings vor drei Stunden noch nicht eintreffen können. Dies war ein Detachement, gekommen vom Meerbusen von Squillace.

Nun war alles auseinander gesprengt und raffte die Karren, die ausgelegten Geräthschaften, die Kinder zusammen. Die Männer standen unentschlossen, ob sie zur Flucht oder zum Widerstande schreiten sollten. Heute zum erstenmal hatte ihr stetes

Drängen, ihr Freund und Rathgeber sollte sie über Rom, über die Priester und die Lehre der Kirche aufklären, eine Erhörung gefunden — den Greis hatte der Schmerz der Trennung fortgerissen. Vier Männer, unter ihnen Ambrogio, schwangen ihre Flinten über Federigo's Haupt. Bei ihnen war die Hitze des südlichen Temperaments von ihrer religiösen Denkart nicht überwunden. Hatte man auch nur ein Dutzend Schußwaffen, fünfzehn Alpenstäbe waren mit Eisen beschlagen; die Messer, die von Fischern und Kohlenbrennern am Gürtel getragen werden, waren lang und geschliffen. Hubertus wartete nur auf das Zeichen, das Federigo geben sollte. Er selbst hatte sich mit einem: Halt da! denen gegenübergestellt, die ihn nicht kennen mochten und die jetzt auch das Erscheinen eines Mönches und eines Priesters für die Vorboten einer unentrinnbaren Gewaltthat ansahen.

Meine Freunde! rief Federigo in die wilde Bewegung hinein. Verschlimmert die Sache nicht noch mehr, als sie schon ist! Wir wissen, daß diese Krieger das Gebirge durchstreifen seit den blutigen Aufständen an den Meeresküsten. Wer weiß, ob sie uns suchen. Wo Weiber und Kinder zugegen sind, kann nichts Uebles vorausgesetzt werden.

Ambrogio Negrino mußte ihm diese Beruhigung nehmen. Er erzählte, was er in San-Giovanni gehört hatte. Paolo Vigo und Hubertus riethen, lieber sofort das Aeußerste anzunehmen und die Sicherheit zu suchen. Seit dem Aufstand der Bandiera war nicht vorgekommen, daß sich zu gleicher Zeit eine so große Anzahl von Soldaten in diesen Gegenden hatte erblicken lassen. Viele der Frauen hatten Soldaten noch im Leben nicht gesehen. Sie standen starr vor Entsetzen und mehrten die Rathlosigkeit der Männer, von denen die Mehrzahl sich vertheidigen wollte.

Federigo bat jedoch alle, sich der Sorge um ihn selbst zu

entschlagen und nur auf die eigene Rettung bedacht zu sein. Den Zumuthungen zur Flucht widerstand er entschieden, ordnete die Leute, daß sie sich in zerstreuten Haufen auf die Heimkehr über solche Wege begeben konnten, welche nur ihm bekannt waren. War auch das Thal so enge, daß ein auf dem Gebirgskamm plötzlich fallender, ohne Zweifel als Alarmzeichen dienender Schuß ringsum im siebenfachen Echo widerhallte, so fehlten Auswege nicht und nicht alle Gebirgsspalten konnten zu gleicher Zeit besetzt sein.

Inzwischen mehrten sich die verdächtigen Zeichen und schon wurden die militärischen Commandos hörbar.

An ein Entrinnen ist nicht zu denken! sagte zu aller Schrecken der jetzt für immer dem Verderben geweihte Pfarrer von San-Giovanni. Ambrogio und Hubertus schilderten zu wiederholter Bestätigung, was sie in San-Giovanni und Spezzano gesehen hatten.

Inzwischen war von den Entschlosseneren unter den Männern ein Rückzug angeordnet worden, der vielleicht noch über die Serra del Imperatore möglich war. Eiligst warf man die Geräthschaften auf die Karren, gebot den Kindern Ruhe, brachte die Maulthiere und Esel in Bewegung und in einer Viertelstunde war es um Federigo's Hütte still geworden. Nur noch Hubertus, Paolo Vigo und Ambrogio Negrino waren zurückgeblieben.

Inständigst bat sie der Greis, jenen Felsenspalt, den er kannte und für vollkommen sicher erklären mußte, statt seiner aufzusuchen. Eilt euch, meine Freunde! sprach er. Kümmert euch nicht mehr um mich! Meine Stunden sind gezählt und ich habe nicht einmal eine schlimme Hoffnung für mich — ich habe sie nur für euch.

Wir sind dort alle sicher, entgegnete Ambrogio.

Ich beschwöre euch, geht allein! wiederholte Federigo. Ich suche mein Ende! Laßt mir, was mir beschieden ist —! Ich versichere euch, es wacht nicht nur Gott über mich, sondern auch manche Freundesseele unter den Menschen. Soll ich euch, meine geliebten, theuern Freunde, unglücklicher machen, als ihr es jetzt schon mit euerm getheilten, zaghaften Herzen seid? Gott ist mein Zeuge, ich pflanzte nichts in euch, was nicht schon in euch war! Ich hielt euch zurück, euch den größten Gefahren preiszugeben. Wenn ich mich dem Drängen nach Entscheidung heute fügte, so ist es billig, daß mich die Folgen allein treffen. Flieht, flieht —! Bewahrt euer Geheimniß, lehrt diese Menschen das ihrige hüten — bald brechen neue Zeiten an! Vielleicht vernimmt noch euer Ohr den Sieg des Evangeliums von Rom aus!

Während dieses Wettstreits — die Verehrer des Greises wollten sein Schicksal theilen — mehrte sich ringsum die Unruhe. Das Thal wurde lebendiger. Von Aexten getroffen brachen hie und da die Zweige zusammen. Hier blitzten Flinten auf, dort entluden sich schon andre. Federigo wehrte Hubertus, der ihn auf seinen Armen forttragen wollte. Rettet nur euch! bat er wiederholt. Für mich ist gesorgt!

Alle starrten, als sie sahen, wie Federigo jetzt in seine Hütte trat, dort ein brennendes Licht ergriff, die Flamme an die von dürrem Moose gefugten Wände hielt und seine Einsiedelei in Flammen steckte.

Paolo Vigo suchte das verzehrende Feuer abzuhalten von den Gedankenschätzen, die hier in Büchern und Blättern aufgehäuft lagen und aus denen er jahrelang Trost und Erhebung geschöpft hatte. Aber die Papiere und Bücher brannten schon und bald züngelte die Flamme um die ganze Hütte.

Gedanken an Rettung und Flucht verließen nun die drei

Freunde gänzlich. Willenlos ließen sie den Greis gewähren. Sein Betragen war seltsam. Fast war es so, als käme ihm dieser Ueberfall erwünscht, ja als wäre er selbst früher oder später auf einen solchen vorbereitet gewesen.

Aus dem Brande ergriff er einige wenige Bücher, um sie zu retten und seltsamerweise noch drei Stäbe, von denen er jedem der Freunde einen mit den Worten einhändigte: Schützt euer Leben und euere Freiheit —! Bewahrt aber, jeder von euch, wie nur irgend möglich, diesen Stab, den ich euch auf die Seele binde —!

Nun vollends blieben sie wie angewurzelt stehen.

Er wiederholte seine Worte und setzte hinzu: Sucht euch mit äußerster Anstrengung diese Stäbe zu erhalten —! Wenn ihr nicht entweichen wollt, ihr Armen, so bitt' ich nur noch dies! Es kommt ein Augenblick, wo ich oder irgendwer euch mittheilt, welche Anwendung ihr von diesen Stäben zu machen habt.

Die Hütte brannte jetzt nieder. Eine Viertelstunde darauf waren alle vier auf einer rauchenden Trümmerstätte die Gefangenen der Inquisition.

Fünfzehn auf der Flucht noch aufgegriffene Männer, an ihrer Spitze auf einem und demselben Karren Federigo, Hubertus, Paolo Vigo und Ambrogio Negrino, kamen am Abend desselben Tages zu Spezzano nicht nur von Reitern und Fußvolk geleitet an, sondern vom Schwarm der Bewohner des halben Gebirgs. Grade war das Kirchenfest von Spezzano mit all den Spä- ßen, die beim Flimmern von tausend Lichtern und Lampen die Gottheit, wie die Chinesen den Neumond feiern, im vollen Gange. Die Ketzer von den Bluteichen! hieß es — Und man- cher staunte, darunter einem alten Bekannten zu begegnen. An der Spitze des Zugs befand sich der „Hexenmeister" selbst, jener Greis, der von den Fanatikern verspottet, von den meisten mit

unheimlichem Grauen betrachtet wurde. Die Mehrzahl wurde nach Cosenza abgeführt. Die vier verbundenen Freunde kamen nach Neapel.

Der Abschied, den sie von einander und von den Ihrigen nahmen, ließ selbst die von ihrem Pfarrer fanatisirten Bewohner von Spezzano glauben, daß die Ketzer Menschen bleiben wie andere. Das Weinen der Frauen steckte an. Die Volkshaufen konnten zuletzt von den Mönchen und Priestern, die anhetzen wollten, nicht mehr recht zu Beschimpfungen entflammt werden. Am meisten rührte der Abschied, den Rosalia Mateucci von ihrem in San-Giovanni in solcher Lage begrüßten Bruder, dem Pfarrer Paolo Vigo, nahm. In Spezzano entriß ihm zwar eine Frau das Kind, das er segnen wollte, aber das halbe San-Giovanni, das bis Spezzano mitgezogen war, trat dazwischen und Scagnarello erbot sich sogar, die weinende Rosalia nach Cosenza umsonst zu fahren. Was sie an Geld bei sich trug, hatte sie dem heißgeliebten, unglücklichen Bruder aufgezwungen, den in so unwürdiger, nunmehr diesseits und jenseits verlorner Erniedrigung wiederzusehen ihr das Herz brach. Paolo Vigo sprach laut über die Freude, leiden zu dürfen um des Heilands willen. Als er sogar laut betete, senkten sich die Häupter. Niemand unterbrach seine feierlich erhobene Rede.

Paolo Vigo zog allem, was ihn treffen konnte, das Glück vor, bei Federigo zu sein. Alles hatte man ihm genommen, nur den Stab nicht, den auch die beiden andern Gefangenen trugen. Der Pfarrer von Spezzano zeigte dem Guardian von San-Firmiano, der seinen beiden Klosterangehörigen bis Spezzano gefolgt war, eine Vollmacht des Erzbischofs von Cosenza, welcher zufolge das Kloster die beiden Leviten nicht reclamiren durfte.

Rosalia Mateucci schwur dem hochheiligsten Erzbischof von

Cosenza eine Rache — wie sie nur vom Blick einer Neapolitanerin begleitet sein kann.

Transporte von Gefangenen waren und sind in diesem Lande an sich etwas Gewöhnliches. Der Wagen, begleitet von sechs Schweizer-Dragonern, glitt niederwärts — der kreidigen, staubbedeckten Landstraße und — den blauen Wogen des Meeres zu — hin nach Neapel, wo Hubertus, sich allein als den Urheber aller dieser Schrecken mit Verzweiflung anklagend, nur einen einzigen, alle seine Empfindungen in einem Bilde der Vernichtung zusammenfassenden Gegenstand suchte — die Rauchsäule des Vesuv.

12.

Lucinde hatte vor Jahren geahnt, daß sie nach einer kurzen glänzenden Periode des Glücks bald wieder in Elend herabsinken würde. Allerdings war dies nach dem Tode Ercone's für einige Zeit eingetroffen.

Aber wie sie am Tage nach dem Hochzeitsfest Olympiens klug berechnet hatte, sie war wenigstens die rechtmäßige Gräfin Sarzana geblieben und in ihrer Theilnahme an den Demonstrationen der modischen Kirchlichkeit lag für alles, was in zweideutiger Weise ihren Ruf hätte treffen können, eine Versöhnung. Sie war eine Büßerin, trug nur dunkle Farben, senkte ihr ohnehin schon zur Erde sich neigendes Haupt in solchem Grade, daß die jetzt fast Sechsunddreißigjährige einen gekrümmten Rücken bekommen zu haben schien und mit ihren noch immer blitzenden Feueraugen die Menschen, das Leben und die Welt von unten her um so unheimlicher betrachtete.

Jetzt, wo Friede und Ruhe wieder in Rom eingezogen war, hatte sie sogar die Mittel gefunden, eine Art „Kreis" um sich zu ziehen. Die Sorge um einen solchen „Kreis" ist nicht gering; sie ist mit steter Aufregung und mancherlei Aerger verbunden. Sie hatte einen Donnerstag proclamirt, wo ihr Haus allgemein und massenhaft zugänglich sein sollte, während sonst zu

ihrem engern Kreise nur wenige „Intimitäten" gehörten. Diese Wiederherstellung war ihr in diesem Herbst und Winter nach vielen Mühen gelungen. Die „Donnerstage" der Gräfin Sarzana waren besucht.

Die Wohnung, die sie innehatte, gehörte dem ältesten Rom des Mittelalters an und lag in der „Straße der Kaufleute". Hier standen alte Paläste, die den herabgekommenen Geschlechtern der alten Tage gehörten; dunkle, verwitterte Steinmassen, oft im Erdgeschoß und Bodengelaß zu Waarenmagazinen benutzt, umgeben von baufälligen Nachbarhäusern. Es lag ein gewisser Nimbus um diese alterthümlichen Wohnungen und selbst im dritten Stock, den die Gräfin Sarzana bewohnte, war einer dieser Paläste leidlich „anständig", auch wenn man im Eingang an den Fässern eines großen Kaufmannsgeschäftes vorüber mußte und die Treppen mit Wollsäcken verengt fand, die nach innen auf die oberen Böden 'gewunden wurden. Darum hatten doch die inneren Gemächer, zumal wenn sie erleuchtet waren, durch Bauart und architektonische Ausschmückung ein beinahe fürstliches Aussehen. An ihren „Donnerstagen" bedienten mehrere Diener in Livree. Für gewöhnlich hatte die Gräfin nur deren zwei. Auch eine Equipage, eine gemiethete, durfte nicht fehlen.

Es war ein Geheimniß, woher die Einnahmen dieser deutschen Dame flossen. Bonaventura, Paula, Graf Hugo hatten ihr oft vergeblich Pensionen angeboten. Ceccone's letzter Wille hatte verlangt, daß sie zeitlebens das kleine Palais bewohnen sollte, wo ihm Graf Sarzana den Tod gegeben. Sie bezog es aber nicht und verwerthete nur die Vergünstigung durch Vermiethung. Als aber Olympia in London selbst nicht mehr mit ihren Einnahmen auskommen konnte, stellte sie die Bedingung, daß Gräfin Sarzana das Palais ihres Onkels entweder selbst bezog oder die Nutznießung an sie, seine Erbin, abtrat.

Lucinde zog letzteres vor. Nun, wo ihr jährlich tausend Scudi fehlten, traten die harten Zeiten ein. Ihre „Missionsreisen" wurden ihr zwar bezahlt, sie wohnte in Ordenshäusern, auch hatte sie eine Hülfe, die ihr manchmal in äußersten Fällen beistand — die alte Fürstin Rucca. Nur wurde auch diese vom Herzog Pumpeo so in Anspruch genommen, daß sie Schulden hatte und im Gegentheil dann von Lucinden zu borgen kam. Lucinde nahm in solchen Fällen keinen Anstand, über die Börsen derer zu gebieten, die unter ihren Bekanntschaften reich waren. So bei Frau von Sicking, die auf ihren geistlichen Tendenzreisen oft nach Rom kam und Lucindens Protection begehrte. Treudchen Ley, deren Gatte, Piter Kattendyk, sich nicht nur in die ernste Lebensaufgabe geworfen hatte, Stadt- und Commerzienrath zu werden, sondern sich auch mit der so schmählich von ihm beleidigten Kirche und Religion auszusöhnen (Professor Guido Goldfinger hatte das Geschäft gerettet und schwang sein Scepter über die Hauptbücher mit tyrannischer Gewalt), auch Treudchen Piter Kattendyk ließ ihrer Freundin Gräfin Lucinde Sarzana eine regelmäßige, wenn auch nur kleine Pension auszahlen. Goldfinger hatte diese als Tribut der Familie, desgleichen infolge letzten Willens der selig verblichenen Schwiegermutter Wally Kattendyk, anerkannt und sogar etwas vergrößert unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Lucinde in der Peterskirche an einem gewissen Altar für das Haus Kattendyk und die Angehörigen desselben jährlich eine Messe lesen lassen sollte — in der That erstand sie diese Seelenwohlthat wohlfeiler, als von Deutschland aus möglich gewesen wäre.

Alle diese Hülfsmittel würden nicht ausgereicht haben, z. B. dem Andenken des Grafen Sarzana, trotzdem, daß er für die Sache des „Atheismus" gefallen war, auf dem Kirchhof an der Porta Pancrazio ein glänzendes Denkmal zu setzen, im eigenen

Wagen zu reisen, einen alten Palazzo in der Strada dei Mercanti zu bewohnen, einen Jour fixe, regelmäßig zwei Bediente und eine Equipage zu halten — wenn nicht Lucinde noch einen Beistand gefunden hätte, welcher der frommen Convertitin seltsamerweise — aus der Türkei kam.

Gräfin Sarzana kannte Italien und wußte, daß dort Speculation nicht schändet. Sollte es auch allmählich herauskommen, daß sie einen Handel mit allerlei kostbaren türkischen Waaren, Shawls, Seidenstoffen, Kleinodien trieb — was that ihr das —! Diese Dinge kamen ihr aus Kleinasien zu, wo in Brussa, an den Abhängen des Olympos, da wo einst im ambrosischen Licht die Götter Homer's gethront, Abdallah Muschir Bei wohnte, ein vornehmer reicher Mann, Renegat und niemand anders, als der ehemalige päpstliche Sporenritter und Oberprocurator Dominicus Rück.

Sie hatte ihn schon vor seiner Beschneidung wiedergesehen. Wir kennen die Schreckensscene, als Ceccone, der ohne Lucindens Plaudereien nicht leben konnte, in einem Cabinet, dessen Thür sich von innen durch Zufallen von selbst verschloß, bei ihr verweilte, Sarzana mit blanker Klinge die Thür sprengte und nach dem Cardinal stach. Als damals Lucinde zu den „Lebendigbegrabenen" floh, ließ sich am Sprachgitter eines Tages ein Fremder melden, der seinen Namen nicht nennen wollte. Ueberall Mord und Verrath fürchtend, wagte sich Lucinde nicht ans Gitter, sondern ließ sich verleugnen. Dieselbe Meldung kam acht Tage später wieder. Als sie dann tiefverschleiert und wie eine Nonne am Gitter erschien und den Mann erkannte, der sie zu sprechen wünschte und den sie zum letzten mal gesehen als einen fast von ihrer eigenen Hand Erhängten, erbebte sie, überflog in schneller Fassung die gegenwärtige Stellung, in welcher sie sich befand, ihre Rücksichten, die Gesinnung, die sie zur Schau tragen

sollte, wechselte nur wenige kalte Worte mit ihm und gab sich ganz den Nimbus, der ihr als Gräfin und Fromme gebührte. Bei einer dritten Meldung nahm sie den unheimlichen Besucher nicht an.

Inzwischen blieb sie bei den alten Parzen des Klosters wohnen und sah die wahnsinnige Lucrezia Bianchi in ihren Armen sterben. Jetzt schrieb ihr Nück: Ob sie denn ganz die deutsche Heimat vergessen hätte, ob sie ihn für unwürdig hielte, dem Puppenspieler Weltgeist hinter die Coulissen zu sehen, mit einzublicken in die Gedankenmaschinerie einer großen, stolzen und die Welt verachtenden Seele, wie die ihrige —? Oder ob sie Furcht haben könnte — vor wem? — vor was? — vor sich selbst doch gewiß am wenigsten? Oder wol gar vor ihm —? Er bot ihr, der in so viele Geheimnisse seines Daseins Eingeweihten, ihr, die ihn vor den schrecklichen Folgen der Rache, die Hammaker noch vom Hochgericht herab ausübte, bewahrt hatte, den Mitgebrauch seines Vermögens an, das er, nach einer Trennung von seiner Frau, so weit an sich gebracht hatte, als ihm sein eigen Erworbenes nicht entzogen werden konnte. Zur Ehe nehmen konnte er Lucinden nur dann, wenn beide die Religion wechselten. Auch das schlug er vor. Er schilderte den „schwarzen Falken“, einen Indianerhäuptling voll Tapferkeit, Großmuth, Gerechtigkeitsliebe, der an nichts geglaubt hätte, als an den „großen Geist“. Er erläuterte die Philosophie Buddha's mit wenig Federstrichen. Jedenfalls schlug er nicht den verhaßten „Rückschritt“ des Protestantismus, sondern, wenn sie wollte, Islam oder Judenthum vor. Lucinde war damals so unglücklich, daß sie diese Zeilen lange mit Aufmerksamkeit betrachtete. Es war ein Brief ganz in jenen Wendungen, wie sie Nück liebte — Cynismus abwechselnd mit Melancholie. Offen gestand er, daß er sich daheim nicht mehr hätte halten können; zu schlimme

Gerüchte hätten ihn verfolgt; ein ruheloser, unsteter Geist irre er jetzt von Stadt zu Stadt und wiche den Menschen aus, die sich vernünftige Wesen dünkten, weil sie wüßten, daß sie einen Kopf, zwei Arme und zwei Beine hätten. Rom, für dessen Macht und Herrlichkeit er sonst seine Vernunft eingesetzt, erschiene ihm eine wüste Einöde. Er müsse sein altes von Hause mitgebrachtes Rom nehmen und es erst über die langweilige Stadt, die er hier anträfe, „überstülpen", um hier auszuhalten. Nur den ihm geistesverwandten Klingsohr hätte er besucht und von diesem die Empfehlung eines ehemaligen türkischen Priesters, der Christ geworden, erhalten. Um seinerseits umgekehrt vielleicht ein Türke zu werden, lerne er von diesem die türkische Sprache. Er bot Lucinden an, sein Weib zu werden und mit ihm nach Kairo zu ziehen.

Sie antwortete ihm nicht und dann verschwand Nück aus Rom. In Neapel, sie erfuhr es später, vervollkommnete er seine Kenntnisse im Türkischen, ging nach Stambul und von da nach Brussa. Ohne ihr die Kälte nachzutragen, die sie ihm bewiesen hatte, schrieb er Lucinden als Abdallah Muschir Bei. Seine Schilderungen zeigten ihn als leidlich glücklich; er beschrieb seine Einrichtung, den Harem seiner Frauen; — nur bedauerte er, daß er krank und alt wäre. Gerade dies von Erdbeben heimgesuchte, doch über alle Beschreibung schöne Brussa hätte er gewählt, weil die berühmten Schwefelquellen der Stadt „direct aus der Hölle flössen". Seinen Justinian könne er nun nicht mehr verwerthen und hätte auch nach so langer Advocatenpraxis ein unwiderstehliches Bedürfniß, ehrlich zu sein. Deshalb wollte er — Kaufmann werden, wie sein Schwager Guido Goldfinger, im Orient befleißigte sich der Kaufmannsstand der Ehrlichkeit. An den berühmten Seidenwebereien Brussas betheiligte sich Abdallah Muschir Bei mit Kapitalien.

Jetzt antwortete ihm Lucinde und es vergingen seitdem nie sechs Monate, wo nicht über Stambul und Venedig für sie ein Geschenk an kostbaren Stoffen, seidenen oder wollenen, an Teppichen und Shawls, auch an kostbaren Geschmeiden ankam. Da in diesen Briefen jeder seinen Standpunkt beibehielt, so konnte die Correspondenz nicht ohne Reiz bleiben. Abdallah verharrte dabei, daß er Lucinden geliebt hätte, liebe und lieben würde in Ewigkeit. Auch noch jetzt könnte er seinen Sklavinnen nur Geschmack abgewinnen, wenn sie seine Phantasie erst in Lucinden verwandelte. Die Geschenke Abdallah's zurückzuschicken oder abzulehnen war umständlich — Lucinde behielt sie und verkaufte sie gelegentlich, wenn sie in Noth war. Ein einziger Shawl gab ihr dann Mittel auf Monate.

Ihre demnach mit türkischem Geld unterhaltenen „ultramontanen Donnerstage" wurden von allen jenen Menschen besucht, die nach Rom ziehen, wie die Weisen des Morgenlandes nach Bethlehem. Alle Nationen waren hier vertreten. Die süßlächelnden jesuitischen Abbés der Franzosen; die englischen Katakombenwallerinnen, die im feuchtmodernden Tuffstein die anderthalbjahrtausendalten Fußtapfen der Wiseman'schen „Fabiola" suchen; deutsche Künstler, die den Untergang des Geschmacks von Rafael's zu weltlichen Madonnen herleiten und wieder an Giotto anknüpfen; deutsche Gelehrte, welche die gangbaren Geschichtsbücher dahin verbessern, daß sie das Gegentheil dessen, was die deutschen Kaiser erstrebten, als das Richtigere darstellen, die Päpste aber zu allen Zeiten Recht behalten lassen — meist fanatische und nicht selten geistvolle Menschen. Gräfin Sarzana wußte sogar solche unter ihnen zu fesseln, die nicht die Intrigue liebten. Das Deutsche, mit dem sie oft begrüßt wurde, behauptete sie vergessen zu haben; schon lange sprach sie nur Italienisch; sie sprach es mit Feinheit, doch in jenem rauhen, tiefliegenden Ton, der am

gewöhnlichen Organ der Italienerinnen den bekannten Wohllaut ihres Gesangs bezweifeln läßt. Ihre Kunst, einen Abend belebt zu machen, niemanden zu lange im Schatten stehen zu lassen, galt für musterhaft. Gelehrte Streitigkeiten duldete sie nur bis zu einem gewissen Grade, der jedoch über den der Oberflächlichkeit vollkommen hinausging. Viel hockte sie unter Büchern, die ihr Klingsohr bis an seinen vor einigen Jahren erfolgten Tod zutrug — die Hektik, die Cigarre und der Orvieto untergruben ihn —; sie lernte unaufhörlich und konnte aus Bibel und Kirchenvätern eine Menge Beispiele für Behauptungen anführen, die den größten Lichtern der Sapienza und des Collegio anregend waren. Ihr Vorsprung war dabei der, daß sie alles Vergangene so nahm, als wär' es gegenwärtig. Die Menschen hatten nach ihrer Auffassung zu allen Zeiten dieselben Schwächen, dieselben Bedürfnisse; die Forderungen der Natur waren sich zu allen Zeiten gleich. „Sonderbar!" sagte sie — „Die Gelehrten sind auf diese Voraussetzung so wenig gerüstet! Für das Natürlichste, für den antiken Gebrauch eines Nasentuches, muß ihnen erst ein Citat aus einem alten Schriftsteller die beruhigende Anlehnung geben!"

Von Klingsohr, dem es gegangen, wie den deutschen Lanzknechten im Mittelalter, wenn sie bis zu dem altgefährlichen Capua kamen, schrieb ihr Abdallah Muschir Bei: „Ist er nun zu seinem Vater und zum Kronsyndikus hinüber! Dieser eitle Prahler! Er erstrebte eine Bedeutung, wozu ihm weniger Fleiß und Beharrlichkeit, wie er vorgab, als schöpferische geistige Kraft fehlte! Statt letzteres offen einzugestehen, schmähte er die Trauben, die ihm zu hoch hingen! Das ganze deutsche Volk ist wie Klingsohr und gewiß fressen es auch noch einmal die Kalmücken und Tartaren!" Lucinde theilte diese Ansicht. Als sie die ihr von Klingsohr hinterlassene Habe desselben musterte, Brauchbares

verkaufte, seine Papiere, seine angefangenen philosophischen Werke unbarmherzig ins Feuer warf, sogar seine Gedichte, in denen nur sie besungen war, ließ sie sich nicht einmal von jener Brieftasche rühren, die einst in Klingsohr's und ihrem eigenen Jugendleben eine so große Rolle gespielt hatte. Nachdem sie einen Augenblick zweifelhaft gewesen war, ob sie nicht dies Andenken an die düsteren Verwickelungen im Hause der Asselyns und Wittekinds gleichfalls mit in jenes Kästchen von Ebenholz legen sollte, das ihren ganzen Lebensschatz enthielt — mit hinzu zu den noch unverkauften Gold- und Silbergeschenken Nück's — zu all den Briefen und Blättchen, die sie von Bonaventura's Hand besaß — zu Serlo's Denkwürdigkeiten und zur Urkunde Leo Perl's — da verbrannte sie es — und gerade an einem Tage, wo bei ihr drei deutsche Pilger vorsprachen, die zu Fuß nach Rom gewallfahrtet kamen, Stephan Lengenich, Jean Baptiste Maria Schnuphase und der Paramentensticker Calasantius Pelikan aus Wien. Alle drei erhielten indessen zeitig den gesandtschaftlichen Rath abzureisen — sie betranken sich täglich.

So gab es der Abwechselungen genug, zu denen sich dann die Reisen, der Aufenthalt in Genua, in Coni gesellte, bis die Revolutionen ausbrachen, wo sich Lucinde in Venedig und glücklicherweise durch jene Hülfe erhielt, die ihr aus dem ruhigen Orient kam.

Es war ein halbes Jahr seit „Wiederherstellung der göttlichen Ordnung" verflossen. Wieder war die römische Saison, kurz vor dem Carneval, in aufsteigender Höhe. Wieder war bei Lucinden einer ihrer „Donnerstage" gewesen. Sie saß, zufrieden mit der Zahl ihrer heutigen Gäste, mit der Erinnerung an ihre eigenen Einfälle und Repliken, die sie zum Besten gegeben (was mustert man nicht alles nach einem Gesellschaftsabend und überdenkt, worin man hatte Effect machen wollen!) Die Herzogin von Amarillas

war zugegen gewesen, noch immer in Trauer gehüllt — im übrigen starr, versteinert und bis zum Peinlichen unbeweglich geworden. Olympia Rucca, die zur Besserung ihrer Finanzen mit ihren Schwiegerältern Frieden geschlossen hatte und sich gleichfalls noch derselben Trauer widmete, die auch noch nicht Ercolano, ihr Gatte, um Cäsar Montalto abgelegt hatte (Ercolano sah in Benno's Verhältniß zu Olympien nur eine persönliche Aufopferung der Freundschaft zu Gunsten seines Friedens, zur Vereinfachung seiner Sorgen um eine „nun einmal schwer zu behandelnde“ Frau — „Es gibt solche Ehemänner —!“ sagte Lucinde). Auch Fefelotti, der wiederum Allmächtige, war dagewesen und hatte Lucinden durch eine heimlich zugeflüsterte Mittheilung erfreut. Sie hatte den Athem des Mannes zwar nicht gern in ihrer Nähe, aber doch hörte sie mit Vergnügen, was er ihr heute zugetuschelt. Es erfüllte sich also, daß (irgendwo in Europa) mit einem hochbetagten lutherischen Landesvater, bei dessen Hoftheater die beiden Fräulein Serlo als Tänzerinnen engagirt, dann im geheimen zu Freiinnen von *** erhoben waren, durch Vermittelung dieser Favoritinnen ein für Rom günstiges Concordat abgeschlossen werden sollte. Hatte auch Lucinde, von der dies Arrangement zu Stande gebracht, gerade kein besonderes Interesse an der Summe, die man ihr zahlen wollte, wenn die Freiinnen von *** nebst ihrer alten Mutter so lange weinten und sich kasteiten und sich abhärmten und den alten Landesvater selbst beim Champagner und nachts zwölf Uhr, wenn er im Mantel verhüllt nach Hause schlich, durch ihre Gewissensbisse peinigten, bis dieser nachgab und den für ein protestantisches Land schmählichen Vertrag mit Rom abschloß — ihr genügte schon, sich die Curie gründlich verpflichtet zu haben und bitterlächelnd — an Serlo's Phantasieen über die Zukunft seiner Töchter denken zu können.

Heute war ein neuer Gast zum dritten mal dagewesen — Pater Stanislaus aus dem Al Gesù, Wenzel von Terschka. Sechs Monate hatte dieser Verlorene in Rom verweilt, ohne daß ihn jemand erblickte. Man sagte allgemein, er hätte eine qualvolle Gefangenschaft, dann eine glorreiche Umänderung seines Sinnes zu bestehen gehabt und nun wäre er nahezu ein Heiliger geworden. Jedem, der etwa erstaunte, wie hier möglich geworden, daß ein Mann erst Priester, dann als solcher weltlich beurlaubt und dahin beauftragt, sich in kurzer Robe in die allgemeine Gesellschaft zu mischen, dann in London zum Ketzerthum übertrat, dennoch wieder nach Rom zurückkehrte, wieder sein altes Priesterkleid — „re quasi bene gesta" sagte Lucinde — wieder anzog — dem wurde erwidert: All diese Wandelungen im Leben Wenzel von Terschka's beruhen auf Verleumdung! Nie war er vorher ein Priester! Nie war er nachher ein Protestant! Jetzt erst führte ihn das Bedürfniß der Heiligung über ein leichtfertiges Leben in die geschlossenen Räume eines Bußhauses! Erst jetzt ist er geistlich geworden, jetzt in den Orden des heiligen Ignaz getreten — und auch jetzt erst heißt er Pater Stanislaus. Allen denen, die etwa an der Richtigkeit dieser Darstellung zweifeln mochten, mußte dieselbe glaubhaft erscheinen, wenn sie die hohle Wange, das düster irrende Auge, den scheuen Blick, den fast verstummten Mund, eine erschreckende Vernichtung an einem Manne wiederfanden, der sonst durch die Gesellschaft wie Quecksilber glitt. Heute war es der dritte Donnerstag, wo der unheimlich brütende, willenlos gewordene — alte Mann bei Gräfin Sarzana saß. Mit dem Schlag der zehnten Stunde brach er jedesmal auf; er, dem sonst die Nacht gehören mußte. Punkt fünfzehn Minuten nach zehn mußte Pater Stanislaus hinter seinen düstern Mauern sein.

Lucinde urtheilte über diese Eindrücke, wie über etwas, was

sich von selbst verstand auf dem Gebiet ihres ganzen Wirkens und Lebens. Sie, die ja auch in dieser Weise zu den Wiedergebornen gehörte, ließ ebenso Terschka gelten. Sie begrüßte ihn ohne jeden Schein einer Kritik und gab dem Pater Stanislaus die Ehre, die seinem Stande gebührte.

Nur ein einziges nagendes Gefühl quälte Luciden unausgesetzt. Sie, die sonst die Reue als „unnütze Selbstquälerei" verwarf, bereute Eines. Es war ein Wort, das ihr einst bei ihrer ersten Bekanntschaft mit Cardinal Ceccone über den damaligen Bischof von Robillante entfallen war: „Ich besitze in meinen Händen etwas, was ihn auf ewig vernichten könnte!" Daß ihr dies Wort hatte einmal entschlüpfen können, war nur möglich gewesen im ersten Rausche über die ihr gewordenen neuen Erfolge — und im nachhaltenden Zorn über Bonaventura's damalige Abreise von Wien. Bonaventura hatte sie in einer Stadt, wohin sie ihm verkleidet durch ganz Deutschland nachgereist war, zurückgelassen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern.

Oft hatte sie diese Aeußerung, die sie auch aus Furcht vor den Drohungen des Grafen Hugo gethan, so oft sie daran erinnert wurde, in Abrede gestellt und den Sinn derselben als harmlos zu deuten gesucht; Ceccone jedoch, Olympia, die Herzogin von Amarillas hatten sich die Aeußerung wohl gemerkt, sie oft wiederholt und sogar so rückhaltlos wiederholt, daß sie Fefelotti bekannt wurde. Dieser, von Haß und Rache gegen Bonaventura seit Jahren unveränderlich erfüllt, hatte Bonaventura's früherem Leben nachgespürt, dem Verschwinden seines Vaters, dem beraubten Sarge auf dem Friedhof von St.-Wolfgang sogar. Nach ihrer fernern frühern Aeußerung: „Käme, was ich habe, zu Tage, so müßte der Unglückliche auf ewig in ein Kloster gehen!" fehlte nicht viel, daß die seit dem Tode Benno's zu einem großen Schlage der Rache Verbundenen, Fefelotti, Olympia,

die Herzogin, schon aus sich selbst heraus die volle Wahrheit trafen. Denn zu einer solchen Entsagung konnte ja nur jemand gezwungen werden, der mit einem dem Priesterthum widersprechenden Makel behaftet war. Selbst die Besuche Terschka's, sein lauernder Umblick und sein grübelndes Schweigen schien dem Privatgefühl Lucindens, das von ihrer öffentlich gespielten Rolle abwich, mit einer Verschwörung gegen Bonaventura und sogar mit ihrem Kästchen in Verbindung zu stehen.

Bonaventura war noch in Rom — mannichfach begnadet und höher noch gehoben, als er schon stand. Im Sommer angekommen, hatte er seine Mutter sterbend gefunden und sie aus dem Leben scheiden sehen. Er hatte von seinem Stiefvater, der nach Deutschland zurückkehrte, Abschied genommen und wollte eben nach Neapel reisen, als er durch einen jener plötzlichen Einfälle, die an dem inzwischen wieder auf den Stuhl Petri zurückgekehrten Statthalter Christi alle Welt kannte, zum Cardinal erhoben wurde. Quid vobis videtur? hatte es in Rücksicht auf den deutschen jungen Kirchenfürsten aus des heiligen Vaters Munde im Consistorium geheißen und alles blickte auf Fefelotti. Die alte Regel, in solchen persönlichen Willensacten des Papstes zu schweigen, ihm die volle Gerechtsame seines Herzens zu lassen, Cardinäle nach eigener Gemüthsregung zu ernennen, wurde auch hier innegehalten, so sehr sich die Zeiten verändert und die Porporati den Charakter einer Ständekammer angenommen hatten, aus deren Majorität weltlichverpflichtete Minister kamen. Die Trauer eines Sohnes um seine Mutter war die nächste Ursache dieser Erhöhung. Ein Erzbischof mußte nach Rom zu solchem Leide kommen —! Dafür allein schon mußte ihm der heilige Vater den Purpur schenken.

Fefelotti schäumte vor Wuth über die ewigen „Rückfälle" des „unverbesserlichen Schwärmers", der die dreifache Krone trug.

Er stürmte zu Lucinden, warf ihr die Veränderungen ihrer Gesinnungen für den Verhaßten vor, reizte sie durch die Schilderung der Glückseligkeit Paula's, die gleichfalls in Rom war, und verlangte von ihr geradezu — jenes Gewisse, das sie gegen die „Creatur einer ihm feindlichen Partei", wie er Bonaventura nannte, seit Jahren in Händen hätte.

Die düstern schwarzen Augenbrauen zusammenziehend stellte Lucinde ihre ehemalige Aeußerung wiederholt in Abrede. Jetzt zumal, wo sie mit Bonaventura auf dem Fuß neuer Hoffnungen stand. Ihre Jahre schreckten sie nicht. Sie hatte die drei verbundenen Freunde Bonaventura, den Grafen Hugo und Paula nie aus dem Auge verloren. Sie beobachtete scharf. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß sich im Herzen dieser seltsam Verbundenen Entscheidung bringende Kämpfe vollzogen; Bonaventura sprach für die Wünsche des Grafen, der ganz nach Wien übersiedeln oder wieder in Militärdienste treten wollte. Paula stand an einem Scheidewege — ob Rom, ob Wien. Ging sie nach Wien, so waren die Würfel gefallen. Ihre Ehe hatte dann ihre natürliche Ordnung gefunden. Und Bonaventura —? Lucinde war so erregt von dem Gedanken, Bonaventura würde als Cardinal nun dauernd an Rom gebunden sein, müsse dann und wann von Coni herüberkommen, könne sich ihr, ihrer Macht, ihrem Einfluß nicht entziehen, daß sie Fefelotti mit Indignation von sich wies und ihn diesen Gegenstand nie wieder zu erwähnen bat.

Es konnte auffallen, daß der neuernannte Cardinal, dem am Tage der Uebergabe des Purpurhutes eines der ersten Fürstenhäuser Roms die üblichen Honneurs machte — Olympia, die Herzogin von Amarillas wohnten diesen Festen nicht bei — längere Zeit noch in Rom verblieb. Der Herbst war gekommen — sogar auf den Winter kehrte der jüngste der Cardinäle noch immer nicht nach seinem Erzbisthum zurück. Niemand wußte die

Veranlassung dieser verzögerten Abreise. Bonaventura selbst schützte für sein Bleiben Studien über Rom vor. Sein einziger Umgang war Ambrosi und die Salem-Camphausen'sche Familie. Bonaventura blieb bis in das neue Jahr hinein, selbst als es mit Olympia zu den unangenehmsten gesellschaftlichen Reibungen gekommen war. Er will den Carneval sehen! hieß es. Man beruhigte sich scheinbar, nur Fefelotti umgab ihn mit Spionen.

Auch Lucinde forschte. Ganz leise hatte sie einige Fäden von einem Verkehr aufgegriffen, den der neue Cardinal mit Neapel, ja mit dem Silaswald unterhielt. Ende August schon hatte sie in Erfahrung gebracht, daß Frà Hubertus und jener Einsiedler, der vor Jahren ihnen soviel zu schaffen gemacht hatte, auf Befehl der Inquisition verhaftet worden war. Noch zuckte Fefelotti, den sie deshalb befragte, die Achsel und sagte: Die Jesuiten ließen diesen Ketzer allerdings gefangennehmen, sie mußten ihn aber mit seinen Genossen an die Dominicaner ausliefern! Sie kennen ja die Eifersucht der weißen Kutten gegen die schwarzen! Lucinde hörte, daß Bonaventura's Verbleiben in Rom mit Geheimnissen des Sacro Officio zusammenhing; die klare Uebersicht alles Thatsächlichen fehlte ihr noch. Sie durfte erbangen über ein Wiederbegegnen mit Hubertus; sie wollte aber glücklich sein, wollte hoffen und faßte alles im heitersten Sinne und fürchtete für nichts.

Heute saß sie in der allerlebhaftesten Spannung. Der Grund, warum sie heute noch nicht zur Ruhe gehen wollte und konnte, war kein anderer, als die noch wie im Sturm der Mädchenbrust gefühlte Spannung ihrer Ungeduld, ob die für morgen früh beim ersten Morgengrauen angesetzte endliche Abreise des Grafen — mit oder ohne Paula stattfand.

Das gräfliche Paar lebte sehr zurückgezogen in einem der großen Hotels an Piazza d'Espagna. In den meisten Dingen

war selbst für Lucinden der Schleier des Geheimnißvollen, der den bei Ambrosi wohnenden Bonaventura und die Freunde umgab, undurchdringlich. Auch für die gegenwärtige Situation hatte Lucinde nichts anderes erspähen können, als die Absicht des Grafen, in erster Morgenfrühe die längst beabsichtigte und immer wieder aufgeschobene Reise nach Deutschland anzutreten. In erster Morgenfrühe sollte ein Bekannter eines ihrer Bedienten von Piazza d'Espagna, wo er im Hotel aufwartete, die Nachricht bringen, ob Graf Hugo — mit oder ohne seine Gemahlin abgereist war.

Reiste der Graf mit Paula, so war es ihre Absicht, für ihre noch immer glühende Liebe eine Demonstration zu versuchen. Sie wollte beim Cardinal Ambrosi vorfahren, die Urkunde Leo Perl's, eingesiegelt, mit einem Schreiben an Bonaventura versehen, am Palast der Reliquien abgeben, die Bitte hinzufügen, ihr den Empfang durch eine ausdrückliche Meldung an ihren Wagenschlag oder einen Gruß am Fenster beantworten zu wollen. Reiste Paula mit nach Wien, so hatte sie die Absicht, sich aufs neue in der Glut ihrer nur mit dem Tode ersterbenden Liebe zu zeigen, selbst mit Gefahr, den Bund, der sich gegen Bonaventura verschworen zu haben schien, zu ihren eignen Gegnern zu bekommen und die Protection Fefelotti's zu verlieren. An ihre schon grauen Haare, an ihren gekrümmten Rücken, an ihre sechsunddreißig Jahre sollte sie dabei denken —? Was ist einem Weib von Geist der Spiegel! Liebesfähigkeit gibt ihr der Wille und des Willens ewige Jugend! Da scheut sie keinen Wettkampf mit der glatten Wange des Mädchens — eine „Jungfrau" war sie ohnehin geblieben bei allen ihren Herzensconflicten mit Oskar Binder, Klingsohr, Serlo, Nück, Ceccone, Fefelotti — Gräfin Sarzana war sie am Altar geworden.

Lucinde nahm aus ihrem Schreibbureau ihr Kästchen. Es

hatte die Form einer größern Reisecassette, war von schwarzgefärbtem Holz und mit einem guten Schloß versehen. Sie schloß es auf — blätterte in Serlo's Papieren — ließ einige Brochen von Türkisen und Diamanten am Lichte funkeln — verlor sich in Träume, überlegte den Brief, den sie schreiben wollte, verschloß ihr Kästchen wieder und wollte nun zur Ruhe gehen.

Als sie begonnen hatte sich in ihrem Schlafcabinet zu entkleiden, hörte sie in der Nähe ein Geräusch. Es war ein eigenthümlicher Ton, dessen Ursache sie sich nicht erklären konnte. Sie ergriff ihr Licht. Indem sie um sich leuchtete, fiel ihr ein, daß sie im Nebenzimmer ihr Schreibbureau offengelassen und ihr Kästchen nicht wieder eingeschlossen hatte. Zitternd trat sie ins Nebenzimmer, fand hier alles still, verschloß rasch ihr Kästchen und blickte um sich. Wieder erscholl der fremdartige leise Ton, der von irgendwoher draußen und dicht neben ihrem Fenster hörbar blieb. Jetzt hätte sie den Ton so erklären mögen, als bewegte der Wind einen Klingeldraht.

Da ein solcher nicht in der Nähe und die Luft still war, die Nacht eher schwül, als windbewegt, so konnte jenes Geräusch nicht vom Winde herkommen. Es dauerte fort. Sollten gar Diebe in der Nähe sein? Bei diesem Gedanken versagte ihr, ihren Dienstboten zu rufen, schon der Athem. Zwar wohnte sie in einer lebhaften Straße, aber mit dem Gegenüber eines alten unbewohnten Palastes. Ein lautausgestoßener Ruf hätte vielleicht die Diebe entwischen lassen.

Jetzt bemerkte sie, während jener leise schnurrende Ton fortdauerte, am Fenster einen Schatten, wie von einem Seil. Ihr Auge blieb auf diesen hin- und herschwankenden Schatten starr gerichtet. Heftig klingelte sie jetzt. Im gleichen Augenblick stürzte vom Dach über ihr auf die Straße ein Ziegel oder sonst ein Gegenstand, der unten zerbrach.

Auf ihren Balcon, der wol gar durch ein Seil von oben her sollte erstiegen werden, hinauszustürzen hatte sie keinen Muth. Der große weite Saal, zu welchem jener Balcon gehörte, war unheimlich; um zu den Bedienten und Mädchen zu gelangen, mußte sie ihn in ganzer Länge durchschreiten. Sie klingelte wiederholt und bekam endlich die Hülfe ihrer Leute.

Vom Balcon aus entdeckte man in der That einen vom Plattdach herabhängenden Strick. Die Diener, leidlich beherzte Bursche aus dem Gebirg, sprangen, ungeachtet alles Abmahnens, mit großen Küchenmessern einen Stock höher und von dort, wo sich die Waarenlager eines Tuchhändlers befanden, auf die Plattform. Hier regte sich nichts. Man hatte nur den freien, sternenhellen Himmel und ein unabsehbares Durcheinander von Schornsteinen. Der Dieb hatte sich demnach bereits in eines der Nachbarhäuser geflüchtet.

Luigi, einer der Bedienten, fand das Seil, das mit dreifachem Knoten um einen hohen Schornstein gewunden war und das jedenfalls einen Menschen halten konnte, der sich etwa auf diesem Wege zum Balcon hätte hinunterlassen wollen.

Ueber dem lauten Rufen und Erörtern wurde auch die nächste Nachbarschaft im zweiten und dritten Stock lebendig. Die Mägde machten sich Muth durch das lauteste Schreien.

Die Nachforschungen, jetzt von den Nachbarn unterstützt, führten zu keiner Entdeckung, die es hätte möglich machen können, den Strick zu erklären. Ohne Zweifel hatte sich der Dieb aus dem Staube gemacht, als er den Schein des von Lucinden in ihr Schlafcabinet getragenen Lichtes entdeckte. Die Gräfin mußte warnen, die Untersuchungen auf dem Boden fortzusetzen, da die Lichter unvorsichtig hin und her flackerten. Jetzt erst erkannte sie, in welcher feuergefährlichen Nachbarschaft sie lebte —! Die Tuchhändler des Ghetto hatten hier ihre Vorräthe an Tuch und

Wolle liegen. Das Parterre war allerdings so verfallen, daß dem Besitzer des Hauses auf anderm Wege für diese Räume keine Miethe mehr wurde.

Als es still geworden war, der Strick abgeschnitten, die Schlösser und Riegel der Schränke untersucht waren und alles wieder zur Ruhe ging, warf sich Lucinde in höchster Aufregung auf ihr Bett und ließ sich von den schreckhaftesten Bildern peinigen, die ihr diesen Ueberfall als schon wirklich vollzogen ausmalten. Und wenn er sich wiederholte —? Wenn wol gar der Dieb im Hause, in den Zimmern noch verborgen wäre? Sie hatte sich eingeriegelt und ihr kostbares Kästchen jetzt mit in ihr Schlafcabinet genommen.

Allerdings lag es nahe, an ihre wunderlichen Handelsgeschäfte, an ihren häufigen Verkauf von Pretiosen zu denken. Ihr aber bildeten sich andere Vorstellungen. Sie dachte an die abenteuerlichsten Absichten — sie sah einen Abgesandten Fefelotti's, der sich ihres Kästchens bemächtigen sollte. Die längst verbleichten Bilder Picard's, Hammaker's, Oskar Binder's tauchten mit frischen Farben vor ihren Augen auf.

Erst der Morgen bot Beruhigung, der ermuthigende, alles belebende Sonnenschein. Rings öffneten sich die an jedem Fenster in Rom angebrachten Marlisen, die sich Lucinde freuen konnte diese Nacht nicht geschlossen zu haben; denn nur so hatte sie hören können, was am Fenster vorging. Von allen Bewohnern der Straße schien das nächtliche Ereigniß erörtert zu werden. Neugierige sammelten sich, blickten nach oben und disputirten. Noch einmal suchte man auf den Dächern die Spur des Diebes und fand da auch manchen Ziegelstein losgerissen und manchen alten leeren Blumentopf zertrümmert. Die Oeffnung aber, wo der Dieb niedergestiegen und entkommen sein mußte, konnte in einer Häuserreihe, die sich bis Piazza Navona zog, nicht entdeckt werden.

Um sechs Uhr kam eine Botschaft, welche die Theilnahme Lucindens für jede andere Angelegenheit, selbst für den Besuch des Polizeimeisters (eines Prälaten) und die Untersuchung des von ihm als corpus delicti entgegengenommenen und vielleicht auf Entdeckungen führenden Stricks zurückdrängte. Ihr Kundschafter zeigte ihr an, daß Graf Hugo nach fünf Uhr in einem leichten Reisewagen, den drei Pferde zogen und dem sich ein hochbepackter vierspänniger, Gepäck und Dienerschaft führend, angeschlossen, abgereist war. Paula war nicht zurückgeblieben. Sie war ihrem Gatten nach Wien gefolgt.

So war denn die Entscheidung erfolgt — das jahrelang Keimende endlich zur Reife gediehen —! Neue Sterne — neue Bahnen! Paula folgte also den Mahnungen ihres einst gegebenen Jaworts und zahlte die lang gestundete Schuld der Ehe. Lucinde erkannte die Tragweite dieser Veränderungen; ihre Phantasie ging noch über sie hinaus. Nun galt es in Bonaventura's Leben die freigewordene Stelle einnehmen. Und wie ergriff sie die Aufgabe, die ihr ein neues Hoffen gestellt —! Entschieden und offen wollte sie den Geliebten vor den geheimen Conspirationen der Herzogin und der Fürstin warnen, die schon seine Heimat, Castellungo, Neapel und die Verließe der Inquisition in den Kreis ihrer Forschungen gezogen zu haben schienen. Sie wollte ihm den nächtlichen Ueberfall anzeigen, den sie heute erlebt hatte, und Veranlassung daraus nehmen, zunächst die Urkunde einzusiegeln und einen Augenblick zu erspähen, wo sie Bonaventura bei seinem Freunde sicher zu Hause fand. Auch sie hielt sich in seiner Nähe einen Spion, einen Priester, der dem fremden Kirchenfürsten seit einem halben Jahr von der Congregation der Bischöfe zur Verfügung gestellt war.

Ihre tägliche Messe hörte sie — „um es mit keinem zu verderben“ — bald hier, bald dort. Sie kleidete sich an und fuhr

zunächst an einen Ort in der Nähe des Ambrosi'schen Palastes, wo jener Priester an jedem Morgen ihrer harren und berichten mußte, wo sie den Freund den Tag über sehen konnte, was er beginnen, wo celebriren, wo in Gesellschaft sein würde. Der junge Abbate sprang regelmäßig einen Moment an den Wagenschlag; sie lehnte ihm ihr Ohr hin und erfuhr, wo sie hoffen konnte Bonaventura zu begegnen.

Heute hörte sie zwei Nachrichten. Eine erfreuliche, die, daß beide Cardinäle dem großen Sprachenfest der Propaganda beiwohnen würden, sie also Bonaventura sehen könnte — Dann eine erschreckende — beide Cardinäle würden einen Ausflug nach Neapel machen.

Es war Winterszeit und letzteres glaublich. Aber konnte sie denn nicht folgen? Konnte sie nicht ebenso gut wie andere den neuesten Ausbruch des Vesuv sehen wollen oder vom römischen Winter, der diesmal sogar Eis gebracht hatte, gleichfalls vertrieben werden? Andererseits sah sie mit zunehmendem Befremden die wichtige Rolle, die in Bonaventura's Leben Neapel zu spielen anfing!

Mit diesen wichtigen Kunden fuhr sie in die nächste Kirche — die des Al Gesù, wo eigentlich jeder die Messe hören mußte, der zum guten Ton, namentlich zum triumphirenden der Reaction gehören wollte — —

Während sie dort, über ihre nächsten Entschlüsse brütend kniete, saß Bonaventura in den düstern Zimmern des Katakombenpalastes in der That voll tiefster Trauer.

Die Unfähigkeit des Grafen, länger seine Liebe zu beherrschen, hatte im Wettkampf dreier Herzen den Sieg davongetragen. Noch vor einigen Tagen hatte Paula vom Eintritt in ein Kloster gesprochen. Der Tod der Präsidentin von Wittekind war unmittelbar und in der ganzen Herbigkeit eines sich nur ungern dem

Gesetz der Natur bequemenden Scheidens von den Freunden miterlebt worden. Nun erfuhr Bonaventura, daß das stille Gute Nacht! des gestrigen Abends der Höhe seines Lebens gegolten hatte. Es konnte jetzt nur noch abwärts gehen. Es war zwischen den Freunden so verabredet worden, daß sie sich ohne Abschied trennten.

Die nächste Zerstreuung, die nächste Füllung der Lücke seines Innern bot die Reise nach Neapel. Ambrosi kannte jede Beziehung im Leben seines Freundes. Als Bonaventura's Mutter gestorben war, ging eine Anzeige dieser Entscheidung in den Silaswald. Bonaventura würde die Botschaft in jene Wildniß selbst überbracht haben, hätte ihn nicht noch des Präsidenten Gegenwart und seine tiefste Betrübniß zurückgehalten — dann hielt ihn, als der Präsident abreiste und der Vater, wenigstens für ihn, auferstehen, der Sohn ihm an die Brust sinken konnte, seine Ernennung zum Cardinal zurück.

Federigo's Absicht, selbst nach Rom pilgern zu wollen, hatten die Freunde nicht erfahren können. Denn die jesuitische Reaction, die mit dem Jahre 1849 über Europa hereinbrach, drang selbst bis in jenen dunkeln Winkel eines calabrischen Waldes und brachte den Einsiedler in Gefangenschaft. Monsignore Cocle, der Bevollmächtigte Fefelotti's, hatte jene Versammlung des zwanzigsten August sprengen und sämmtliche Ketzer des Silaswaldes festnehmen lassen.

Ambrosi mußte das Aeußerste aufbieten, um Bonaventura nach dieser Kunde von unüberlegten Schritten zurückzuhalten. Sofort nach Neapel zu reisen, dort an die Pforte der Inquisition zu pochen, wie Bonaventura gewollt — es war für einen Cardinal und Erzbischof unmöglich, falls nicht Vater und Sohn zu gleicher Zeit die größten Nachtheile davon haben sollten. Ambrosi kannte aber den Haß der Dominicaner gegen die Jesuiten, die

Inquisition gehörte jenen; er zog den General-Inquisitor selbst ins Vertrauen.

Pater Lanfranco wirkte in der That im günstigen Sinne nach Neapel. Bald wurde, zur Wuth der Jesuiten, der alte Negrino freigegeben, selbst Paolo Vigo sollte unter gewissen Bedingungen zu Ostern das Sacro Officio verlassen. Von Frâ Federigo sowol wie von dem, auf Betrieb der Jesuiten, aufs heftigste von den Franciscanern reclamirten Hubertus hieß es, beide würden nach Rom geschickt werden, sobald die Acten spruchreif wären, und den letzten Spruch sollte das heilige Officium von Rom fällen.

Alles das wurde allerdings in einem Stil verhandelt, wie er den in solchen Fällen ehemals üblichen Scheiterhaufen entsprach. Doch im Geheimen gab Pater Lanfranco die Versicherung, daß schon bis zur Weihnachtszeit beide Gefangene in Rom sein würden; schon jetzt würden sie besser gehalten, als jemals andere in ähnlicher Lage.

Alles das geschah aus Achtung vor den Empfehlungen zweier Cardinäle und vorzugsweise den Jesuiten zum Trotz. Eine sofortige Unterbrechung der üblichen Proceduren war nicht möglich. Federigo galt für einen Waldenser, war beschuldigt, Proselyten gemacht zu haben, Bonaventura mußte sich in alles ergeben, was zunächst nicht zu ändern war.

Ambrosi bat den Freund, jedenfalls in Rom auszuharren. Er beschwor ihn, sein Interesse für den unglücklichen Vater nicht zu sehr zu verrathen — er würde ihn unfehlbar damit nur verderben. Die beiden Frauen, die vor Jahren die maßlosesten Huldigungen vor dem Bischof von Robillante zur Schau getragen hatten, saßen jetzt im Palast des alten, zum schäbigsten Wucherer gesunkenen Rucca, auf Villa Tibur und Torresani, und ersannen nichts als Kränkungen für einen Priester, dessen neue Erhöhung sie

nicht hatten hindern können. Die Herzogin hatte sich dem Präsidenten mit kalter vornehmer Haltung als seine Stiefmutter vorgestellt. Obschon Erbin des Vermögens, das Friedrich von Wittekind seinem natürlichen Bruder ausgesetzt hatte, gab sie sich doch die Miene, diese Mittel nicht zu bedürfen. Beide Frauen waren jetzt mit Fefelotti verbunden —! Sie sahen Terschka bei sich, sie hatten Geheimnisse, die selbst die schlau aufmerkende, freilich immer sanft erscheinende, demüthig ergebene Gräfin Sarzana nicht erfuhr. Ambrosi bat, alles seiner Führung und der nächsten, sicher nicht zu entfernten Zeit zu überlassen.

Mit Ambrosi war jener Austausch der Freundesbeichten, von welchem sie vor Jahren gesprochen hatten, nunmehr wirklich erfolgt. Einer sah auf den Grund des andern. Ja — Ambrosi war ein Schüler Federigo's und ein nur glücklicherer, als Paolo Vigo —! Ambrosi war ein Märtyrer geworden — um einst mehr werden zu können, als ein Mönch. Was ist ein Dorfpfarrer, der mit einem Bischof einen Streit beginnt! sagte er in der That, ganz nach Bonaventura's Ahnung. Nur ein mit dem Papste Streit beginnender Bischof reformirt die Kirche! Das war seine Losung. Die politischen Stürme unterbrachen seine Entwickelung, aber die Stunde reifte. Vor dem zwanzigsten August 18** hatte auch er dem Bruder Federigo geloben müssen, nichts zu sein, als ein Katholik wie die andern.

Bonaventura hatte dem Freunde offen gestanden, wer Federigo war. Mehr noch — er hatte ihm gesagt, daß ihm selbst — die Taufe fehlte —! Getauft bist du mit dem Geiste Gottes! war die Antwort des muthigen Priesters, der ihm ebenso offen gestand, er hätte sein Leben daran gegeben — einst Statthalter Christi zu werden.

Ambrosi's Gebet um Kraft und Ausdauer war trotz dieser bewußten Absicht, trotz dieses Maskenspiels ein reines und auf-

richtiges. Er bedurfte die Tugend und brauchte sie nicht zu heucheln. Einmal nur war er gestrauchelt, damals als Olympia von ihm gesagt hatte, im Beichtstuhl hätten seine Lippen ihren Mund berührt. Ach, er hätte sie wirklich geliebt! gestand er dem Freunde zu. Er hätte sein Bekenntniß darüber, als er bestraft werden sollte, nicht zurückgehalten — Aber — seltsam! selbst dieser Fanatismus, dem Geist einer Sache, nicht ihrem Buchstaben wahr sein zu wollen, hätte sich ihm in Segen verwandeln müssen — denn nur für um so heiliger hätte man ihn seitdem gehalten —! Wenn Bonaventura sagte: Die Welt erkennt noch Heilige an, wenn es ihrer nur gäbe —! überhoben sich beide nicht — ihr Sinn war der der Läuterung, Demuth und Entsagung.

Die Rettung der katholischen Kirche ist ein allgemeines Concil. In dessen Hände legt der Statthalter Christi seine Gewalt nieder — Das war ihre Losung und beide liebten das Kreuz. Daß die Religion nicht Philosophie sein könne, verstand sich ihnen ebenso von selbst, wie die Unmöglichkeit, daß der Katholicismus zum Lutherthum überging.

Der treuverbundene Freund hatte dem Trauernden, dessen Liebe zu Paula aufs tiefste von ihm aus den eigenen Entbehrungen seines Lebens nachgefühlt werden konnte, unausgesetzt Nachrichten vom Vater aus Neapel gebracht, hatte ihn um Mäßigung gebeten und alles gethan, um die Ungeduld des Sohnes von übereilten Schritten zurückzuhalten. Bis zur Weihnachtszeit wollte sich Bonaventura zufrieden geben.

Die Roratemessen kamen, die Weihnachtskrippen, das neue Jahr brach an — die Gefangenen kamen nicht. Nun wollten sie allerdings beide selbst nach Neapel.

Den Vormittag des sechsten Januar brachte Bonaventura mit geschäftlichen Briefen zu, die an sein erzbischöfliches Capitel gerichtet

werden mußten. Er speiste allein — Ambrosi war auswärts und durch sein Amt bis über Mittag verhindert.

Als Ambrosi zurückkam, begleitete er den Freund zur Piazza d'Espagna, wo die Missionäre der Propaganda ihr großes Sprachenfest hielten. Dort mußten sie Pater Lanfranco finden. Ertheilte ihnen dieser keine Beruhigung, so wollten sie am nächsten Morgen nach Neapel reisen.

Der Saal war überfüllt. Alle Welt ergreift in Rom jede Gelegenheit, anwesend zu sein, wenn sich Würdenträger der Kirche in reicher Anzahl versammeln. Erschienen sie hier auch nicht in ihren großen außergewöhnlichen Prachtgewändern, so trugen viele doch ihre regelmäßigen Ordenskleider. Griechen, Armenier, Kopten, Maroniten befinden sich immer in ihren eigenthümlichen Trachten. Auch für den Freund der Physiognomik gibt es schwerlich einen interessanteren Genuß, als markirte Priesterköpfe zu studiren.

Bonaventura und Ambrosi kamen an, als die Feierlichkeit schon im Gange war. Die Schüler der Propaganda, jüngere und ältere Scholaren, darunter manche bereits geweihte Kleriker, sprachen in all den Zungen, in welchen sie einst auf Missionsreisen die Botschaft des Heils zu verkündigen hofften. Wenigstens konnten Proben von einem Viertelhundert Sprachen vernommen werden. Ein erhabener Gedanke — ergreifend seine Bedeutung — aber die Ausführung brachte Späße mit sich! Drollig erklang es dem italienischen Ohr, wenn ihm auch nur Slawisch gesprochen wurde. Ambrosi hatte Bonaventura in eine Falle gelockt. Er wollte ihn aufheitern. Als beide ankamen, lachte die Versammlung gerade über die Art, wie sich eine Lobpreisung des Höchsten im Polnischen ausnahm.

Bonaventura glaubte anfangs in einen Concertsaal zu treten. Bald entdeckte er die kleine Fürstin Rucca, die in elegantester

Toilette neben ihrem Ercolano saß und so vertraulich mit diesem lachte, als hätte die zehnjährige Episode ihres Lebens mit Benno nicht stattgefunden. In einer gestickten ordenüberladenen Uniform saß Ercolano, lorgnettirte die Damen und klatschte wie im Theater Beifall, wenn eine gewandte Zunge rasch über die schwierigen Passagen der fremden Idiome hinwegkam. Neben Olympien saß die Herzogin von Amarillas mit schneeweißen Haaren; sie blickte mit unversöhntem Groll auf Bonaventura. Olympia beugte sich demuthsvoll dem Cardinal Ambrosi und verzehrte ihu noch jetzt mit ihrem süßlächelnden Gruß — eine Geberde, die ihr auch jetzt noch angenehm stand; gegen Bonaventura dagegen verwandelte sie die süßen Züge in jene ihr eigne plötzliche Kälte und verneigte nicht einmal ihr Haupt, wie wenigstens dies doch die Herzogin gegen beide that.

Gräfin Sarzana fehlte nicht. Sie hatte in ihrer Nähe so viele, die sich mit ihr unterhielten, daß ihr schon Olympia neidische Blicke zuschoß. Der von Ambrosi den Freunden bestellte Sitz war zufällig dem der Gräfin Sarzana so nahe, daß sie mit Bonaventura einige Worte wechseln konnte. Natürlich galten diese der Abreise Paula's. Schließlich sagte sie: Morgen in der Frühe, um zwölf Uhr — find' ich Sie da in Ihrer Wohnung, Eminenz? Zu keinem Besuch. Nur einen gewissen Gegenstand wollt' ich an Ihrem Portal abgeben und eine Beruhigung über den richtigen Empfang haben. Und denken Sie sich — diese Nacht sollte — bei mir —

Ein schallendes Gelächter machte ihre fernere Rede für Bonaventura unhörbar. Ein Neger hatte eben madagassisch gesprochen und Gurgeltöne hervorgebracht, die noch kaum der menschlichen Sprache anzugehören schienen.

Bonaventura war über Lucindens Anblick, über ihre Rede, ihr Bedauern wegen Paula's ergriffen. Welche glänzende Toilette

hatte die Gräfin gemacht —! Sie trug ein schwersammetnes Kleid von dunkelrother Farbe. Arme und Hals waren frei. Den allzu grellen Effect milderte ein schwarzer um den Hals festzugehender Spitzenüberwurf. Um den Nacken schlang sich eine Kette von schwarzen Perlen — mit jenem goldenen Kreuze, das sie nie ablegte. Hier und da war ihr Haar schon grau; ein kleines schwarzes Spitzentuch, das an beiden Seiten mit Brillantnadeln festgehalten wurde, bedeckte es. Die unter den Spitzen vorschimmernden immer noch wohlgerundeten braunen Arme trugen am Handgelenk kleine zierlich gewundene Schlangen aus schwarzer Lava.

Vorzugsweise schien Fürst Ercolano die Claque zu leiten. Eine Côterie ihm ähnlich aufgeputzter Dandies schlug auf seinen Wink die Hände zusammen, so oft eine halsbrechende Passage ohne Stocken von den Lippen der Sprecher glitt, unter denen sich Neger und Malaien befanden. Selbst das heilige Hebräisch fand keine Gnade vor den Ohren dieser Zuhörer, denen schon die andächtiger gestimmten Fremden zuweilen zischen mußten. Freilich klangen auch einzelne Sprachen komisch genug; andere desto melodischer; z. B. das Türkische. Als dies gesprochen wurde, schlug Gräfin Sarzana die Augen nieder. Fürchtete sie, um Abdallah Muschir Bei beobachtet zu werden —? Das Arabische klang schroff, rasch, „wie Rosseshufschlag".*) Ein syrischer Priester sprach kurdisch; in sanftem Wellenschlag flossen die Idiome der wildesten Völker. Dunkel dagegen und trübe erklangen die Sprachen des Nordens, das Englisch der Irländer und Schotten. Einige förmliche Wettreden wurden aufgeführt, an denen mehrere Sprachen theilnahmen. Auch das Holländische wurde hörbar — Deutsch durch den rauhesten oberbairischen Dialekt, der nicht im

*) Neigebaur: „Der Papst und sein Reich."

mindesten Anklang fand und vorzugsweise von Olympien lächerlich gefunden wurde, indem sie auf Bonaventura höhnische Blicke warf.

Ein unverkennbarer Blick aus den Augen der Gräfin Sarzana sagte: Sprächest das Deutsche Du, so wär' es eitel Wohllaut und die Sprache der Götter!

Die Stimmung, in der sich Bonaventura befand (vor ihm lagen die Fenster der von Paula heute verlassenen Wohnung; sie waren geöffnet, mit Spuren der Abreise ihrer bisherigen Bewohner), bestimmte ihn, ihren Blick durch milden Ausdruck des seinigen zu erwidern. War es eine durch die deutsche Sprache geweckte Rührung beim Gedanken an die Heimat, beim Hinblick auf alles das, was schon sein Leben, das Leben seiner Nachbarin auf dem Boden des Vaterlandes durchlaufen hatte und wie sie hier beide das Gewand einer fremden Nationalität angezogen hatten und jetzt in der That durch ihre Lage Verbundene waren — oder welches andere Gefühl ihn ergriffen haben mochte — sein Blick blieb voll Milde und Antheil. Lucinde hätte gewünscht, die Rückgabe der Urkunde schon für heute angesagt zu haben. Sie suchte nach einer Gelegenheit, sich ihm verständlich zu machen und auf alle Fälle mußte sie ihn wegen Neapels befragen.

Vor Bonaventura saßen mehrere Mönche in schlichten Ordensgewändern. Unter ihnen befand sich Pater Lanfranco, der General der Dominicaner.

Ambrosi blinzelte seitwärts auf Bonaventura und flüsterte ihm die Bitte, an den General keine Frage wegen Federigo's zu richten. Neben dem General saßen zwei fremde, wie es schien, angesehene Weltpriester, denen sich anmerken ließ, daß sie zu den Affiliirten der Jesuiten gehörten. Römischkatholische Geistliche haben dafür einen Blick, der sich selten täuscht.

Pater Lanfranco in seiner weißen Kutte saß mit gebeugtem

Haupte, unbeweglich; am kahlen Scheitel war ersichtlichermaßen nur sein Gehör in Thätigkeit. Ein südfranzösischer Kopf, scharf ausgeprägt. Ein Schädel nicht rund, eher länglich und nach oben viereckt auslaufend, wie die getrocknete Feige. Bei einem Lobgesang auf Maria in provenzalischer Sprache wurde seine unbewegliche Gestalt lebendiger.

Ein italienischer Zögling trat auf und sprach malaïisch — die Abwechslung blieb die bunteste —

Als der Redner in seinem wunderlich lautenden Vortrag stockte, sagte einer der Nebenmänner des Generals: Im Sacro Officio sollen jetzt Ihre Brüder in Neapel einen Mönch haben, der diese Sprache besser versteht!

Sie kommt mir vor, entgegnete Lanfranco in einem fremdartigen Italienisch, als balancirte ein Jongleur auf der Lippe mit geschliffenen Messern; es kann wol eines zur Erde fallen.

Bonaventura konnte nicht den Namen Neapels nennen hören ohne aufzuhorchen. Noch dachte er nicht an den Bruder Hubertus, von dem ihm hätte bekannt sein dürfen, daß er ehemals in Java lebte.

Nach einer Weile wurde auch ein auf dem Programm verzeichneter holländischer Vortrag gehalten, für den der General der Jesuiten, ein Holländer, competent gewesen wäre — er war nicht anwesend. Diese Probe ging geläufiger. Der General der Dominicaner sagte zu seinem Nebenmann: Ist Ihr Malaie nicht auch mit dem Holländischen vertraut?

Gewiß! sagten seine beiden Nebenmänner zu gleicher Zeit und einer fügte hinzu: Jener Bruder Franciscaner ist es, der vor Jahren den Pasqualetto erschoß.

Bonaventura, nun erkennend, daß von Hubertus die Rede war, wollte sich in die Unterhaltung mischen, als ihn Ambrosi mit einer heimlichen Handbewegung zurückhielt. Merkt Ihr denn

nicht, mein Freund, flüsterte er ihm zu, daß es nur darauf abgesehen ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen?

In der That warfen die beiden Weltgeistlichen flüchtig schielende Blicke auf die hinter ihnen Sitzenden und trugen ihre Plaudereien so stark auf, daß sich Ambrosi's Verdacht bestätigte.

Der General schien wie Ambrosi zu denken und schwieg.

Doch nun wurden von seinen Nebenmännern auch die Ketzer des Silaswaldes erwähnt. Frà Federigo's Name fiel, für beide, Bonaventura und Ambrosi, ein elektrischer Schlag.

Immer wieder unterbrach der Redeactus, das Beifallklatschen und das Lachen, das Blättern in den Programmen eine Unterhaltung, die offenbar der General auf andere Gegenstände zu lenken suchte, als die waren, an denen seine Nebenmänner durchaus festhielten.

Jetzt sagte der Gesprächigste von ihnen, der dem General zur Linken saß: Ew. Gnaden werden am besten die Bücher lesen können, welche bei jenem Hexenmeister im Silaswald gefunden worden sind; die meisten verbrannte er in seiner Hütte selbst. Sie sind in provenzalischer Sprache geschrieben.

Sind die Gefangenen eingetroffen? fragte jetzt der andere.

Ich hörte bei Monsignore Cocle, fuhr der erste fort, daß Einer von ihnen kaum die Anstrengung der Reise überleben wird.

Dennoch sind sie da! betonte Lanfranco scharf und bestimmt und schnitt damit das Gespräch ab.

Die Wirkung dieser Worte, wurden sie nun in berechneter Weise so gesprochen oder nicht, war keine andere, als daß sich Bonaventura sofort erhob und zum Gehen bereit machte.

Das Aufsehen dieser Entfernung, welcher sich auch Cardinal Ambrosi anschloß, war allgemein. Jetzt sah man erst, wie diese beiden Priestererscheinungen das Interesse der ganzen römischen Gesellschaft bildeten. Für ihren hohen Rang waren es zwei noch

jugendlich und männlich schöne Gestalten. Der eine schlank und ernst wie die Cypresse, der andere blühend wie der Rosenstrauch. Von manchem Maler, von mancher englischen Touristin, wurden ihre Züge verstohlen aufgefangen. Beide senkten jetzt ihre Augen. Jener, um nur überhaupt seiner Sinne mächtig bleiben zu können und im überfüllten Saal nicht ohnmächtig zu werden; dieser mit der ihm eignen lächelnden Schüchternheit, die ihm selbst in seinem jetzigen reiferen Alter zurückgeblieben war. Der Salonwitz nannte beide Freunde die „Inséparables", andere „Castor und Pollux", andere „Orest und Pylades" — nicht selten mit jenen verdächtigen Nebenbeziehungen, die dem katholischen Priesterstand zur Strafe anhaften werden, solange er das Weib verschmäht.

Im Vorsaal wurde dem Cardinal Ambrosi von einem Dominicaner ein Brief überreicht. Er erbrach ihn sofort.

Als die beiden Freunde in ihrer alterthümlichen vergoldeten Kutsche saßen, gab Ambrosi den Brief an Bonaventura. Er enthielt die Worte: „Die Männer von Calabrien sind angekommen! Dem Besuch des Erzbischofs von Coni bei seinem Diöcesanen, dem Einsiedler von Castellungo, steht nichts im Wege — Leider findet er den Mann, trotz aller ärztlichen Bemühungen, dem Tode nahe —"

Zum Vatican! rief Bonaventura dem Kutscher mit Lippen, die fieberhaft zusammenschlugen.

Beruhige dich —! sprach Ambrosi und zitterte doch selbst.

Wir treffen ihn sterbend —! Wie ich geahnt! — Meine Strafe das —!

Ambrosi versuchte Hoffnungen auszusprechen. Aber die Stimme versagte ihm. Wie eine Mutter nach ihrer Geburtsstunde von Fieberschauern erschüttert wird, so lag Bonaventura in Ambrosi's Armen. Selbst des Befremdens, das Ambrosi über die Reden

der beiden Geistlichen aus Neapel auszudrücken versuchte, konnte sein Ohr nicht mehr achten.

Der Wagen jagte über den Corso, der Tiberbrücke zu und zum Vatican —

Für viele der beim Sprachenfest Zurückgebliebenen hatte die Sitzung durch die Entfernung der beiden gefeierten jungen Cardinäle ihr Interesse verloren. Da sie nicht wiederkamen, so entfernten sich auch andere. Sogar Olympiens Wagen und der der Herzogin rollten bald von dannen. Vor ihnen hatten sich schon die beiden Weltgeistlichen entfernt. Nun ging auch der General der Dominicaner.

Lucindens scharfes Auge beobachtete, wie alles das in irgendeinem Zusammenhange stand und wie etwas vorgefallen sein mußte, das erschütternd in das Leben ihres Heiligen griff. Was nur konnte es sein —! Und Ihr konnte etwas verloren gehen —?! Was hatte Olympia im Werk? Auch ihr war nur ein flüchtiger Gruß von ihr zu Theil geworden — Schon oft hatte auch Olympia nach dem Inhalt ihres Kästchens verlangt — Schon oft hatte auch sie von den Geheimnissen der Inquisition gesprochen und ihre Thorheit verwünscht, die sie vor Jahren die Dominicaner, um Bonaventura's willen, beleidigen ließ.

Lucinde, hochaufgeregt, erhob sich. Daß sie am Palast der Katakomben halten und durch ihren Bedienten hinauffragen ließ: Gräfin Sarzana erkundigte sich, ob Se. Eminenz ein Uebelbefinden betroffen hätte? war in der Ordnung. Sie erfuhr, daß beide Cardinäle noch nicht zurück waren.

So konnte der Gesundheit des Freundes nichts Bedenkliches begegnet sein. Sie sann den Gründen seiner schnellen Entfernung vergeblich nach und verlor sich in Vorstellungen wunderlicher Art. Und wie es dem Menschen ergeht, daß er nur immer allein seine eigne Betheiligung am Schicksal andrer vor

Augen hat und, sei's im guten oder schlimmen Sinne, die eigne Betheiligung übertreibt, so stand ihr auch nur ihr Geheimniß über Bonaventura's Taufe vor Augen. Es ist entdeckt —! sagte sie sich. Sturla wußte davon. Es fehlt noch die authentische Bestätigung — die Urkunde aus meiner Hand —! Man wollte sie schon diese Nacht stehlen —! Sie hätte ihm Leo Perl's Brief noch heute zurückgeben mögen.

Bei alledem — welch glückliche Beziehung schien sich nun doch, ohne Paula, wiederherzustellen —! Die Wonnen eines liebenden weiblichen Herzens sind nicht zu ermessen. So nur allein am Fenster des Geliebten einige Minuten harren, so nur die Kunde empfangen zu dürfen, man würde die Anfrage ausrichten — dann sich vorstellen: er kommt — er denkt an Dich — er besinnt sich auf den gewissen Gegenstand — er lächelt — er erinnert sich der beiden Abschiede, die er von Dir nahm, jener beiden Male, wo Du vor ihm auf der Erde lagst — alles das schon allein kann eine Welt des Glücks für ein wahnbethörtes, für die größten Lebenshoffnungen geduldig von kleinen Almosen zehrendes Herz werden.

Die Gräfin kam in ihre heute aus Besorgniß doppelt erhellte Wohnung gerade zur rechten Zeit zurück, um sich mit dem Monsignore Vice-Camerlengo, dem Gouverneur von Rom, zu verständigen. Auch dieser war ein Priester. Er ertheilte den im Kirchenstaat in solchen Fällen üblichen Bescheid: Lassen Sie es auf sich beruhen, Eccellenza —! Denn entdeckt man die Sache, wie sie ist, so könnte es leicht für Sie noch schlimmer werden!

Lucinde kannte Rom. Der hohe Prälat blieb eine Weile zum Plaudern; dann war sie allein und frei. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und begann einen Brief, der die Urkunde begleiten sollte. Sie hauchte in diese Zeilen ihr ganzes Leben.

13.

Besucht man in Rom die Peterskirche, läßt sich ihre geheimen Kammern aufschließen, die Sakristeien, die fürstlichen Antichambren gleichen, und schreitet man dann über einen kleinen, der deutschen Nation uralt zu eigen gehörenden Kirchhof und an Gebäuden vorüber, in denen die Wäsche des heiligen Vaters und das Leingeräth zum Kirchengebrauch in St.-Peter gereinigt und getrocknet wird, so findet man in einer engen menschenleeren Gasse ein unschönes Eckgebäude mit kleinen, unregelmäßigen Fenstern — ein Gebäude, das einer alten Kaserne gleicht.

Vollends steht ein unförmliches Thor dem Eingang zu einer Festung ähnlich. Im düstern Hofe befindet sich ein Wachtposten. Man gefällt sich in Rom in dem Scheine, dies Gebäude der Welt als ein solches zu zeigen, das sich gleichsam überlebt hätte. Es ist der Palast der Inquisition.

Michael Ghislieri, als Pius V. Anstifter der Bartholomäusnacht, war einst der Besitzer dieses Palastes und machte ihn den Dominicanern zum Geschenk. Im vorderen Hause wohnen die Inquisitoren und ihre „Familiaren". Dann kommen zwei Höfe, die von einem Mittelgebäude getrennt werden. Im hintern Hause liegen die Gefängnisse des Sacro Officio.

Im achtzehnten Jahrhundert war auch in die katholische Kirche ein freisinniger Geist gedrungen — die Franzosen der Republik fanden 1797 die Gefängnisse der Inquisition leer. Ihre Folterkammern und unterirdischen Verließe allerdings hatten noch nicht entfernt werden können, diese waren geblieben und grauenvoll genug anzusehen, wie nur ein alter Hungerthurm von Florenz oder Pisa. Die Römlinge behaupten, die Revolution von 1848 hätte das Bedürfniß gehabt, wirkliche Gefangene, „Opfer der Inquisition“, jedenfalls menschliche Gebeine, Todtenschädel, Zangen und Folterinstrumente im Inquisitionspalast vorfinden zu lassen und die Dictatoren der Republik hätten zu dem Ende das Arrangement getroffen, daß dergleichen angetroffen wurde. Wenigstens sind noch jetzt einige Professoren der Sapienza bereit, zu erzählen, daß ein ganzer Vorrath von Gerippen, Knochen, unter andern das Skelet einer Frau, von deren Schädel noch das schönste Haar niederfloß, aus — der Anatomie zu diesem Zweck wäre geliefert worden.

Als einen noch lebenden Gefangenen entdeckte der stürmende Volkshaufe von 1848 nur einen einzigen. Es war ein ägyptischer Erzbischof, der seit Jahren hier eingekerkert saß. Widerrechtlich hatte er die erzbischöfliche Weihe empfangen, entkleidet konnte er derselben nicht mehr werden, der Duft der priesterlichen Salbung verfliegt selbst am Verbrecher nicht; so mußte der ägyptische falsche Kirchenfürst sich gefallen lassen, hier im lebenslänglichen Kerker Erzbischof eines Pyramidengrabes zu sein. Die Aegypter lieben und verehren die Thiere. Der Gefängnißwärter, ein Laienbruder der Dominicaner, besaß einen Vogel. Diesem hatte der falsche Erzbischof die schönsten Weisen gelehrt, ihn täglich gefüttert — einige Jahre lang. Da brach der Volkshaufe in den Palast, befreite ihn — der Aegypter kehrte in die Welt zurück, nicht wissend, was er in ihr anfangen sollte. Er

hatte Sehnsucht nach seinem Vogel und bat — ihn lebenslänglich in seinen Kerker zurückzulassen.*)

Die alten Verließe, in denen es einst nicht so idyllisch und nicht so zur Verherrlichung der humanen Inquisition herging, sind immer noch da; sogar die Reste des Neronischen Circus, auf denen diese ganze Umgebung des Vatican gebaut worden ist. Folterkammern, diese nicht aus heidnischer, sondern aus christlicher Zeit, eiserne Ringe an den Mauern, Inschriften an den Wänden, die von den Gefangenen herrühren, wie: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen leiden, denn das Himmelreich ist ihrer" — Alles das findet sich noch. Auch die Stätten sind da, wo die Bekenner des geläuterten Glaubens verbrannt wurden, wie jener Luigi Pascal aus dem Silaswalde. Hier liegen noch zu Tausenden die Exemplare jener oft kaum noch aufzutreibenden Bücher, die Rom verbrennen ließ. Die Proceßacten aller Inquisitionsopfer liegen hier beisammen zu Capiteln in der Geschichte des menschlichen Geistes, die noch geschrieben werden sollen. Und noch jetzt stehen über der Schwelle jedes Kerkers Bibelsprüche, die gewiß mit grausamem Hohn oft die Seele des Gefangenen verwundeten, wenn er sie beschritt und las: „Du wirst verflucht sein, wenn du eingehst, und verflucht, wenn du ausgehst!" —**)

Die Verurtheilung der Bibelleser und der Verbreiter des Protestantismus durch die Inquisition fehlt allerdings auch noch jetzt keineswegs. Die Dominicaner von Florenz, die einst ihren eigenen Prior Savonarola verbrannten, thaten auch noch gegen das Madiai'sche Ehepaar***) ihre „Pflicht". Aber die Folter-

*) Thatsache.

**) Wörtlich zu lesen.

***) 1856.

werkzeuge und Hinrichtungen sind jetzt in Italien an die politischen Gefängnisse übergegangen. Vorführungen und Verurtheilungen im schwarzverhangenen Saale des Tribunals mit dem Wappen Pius' V. und dem Porträt des heiligen Dominicus kommen nur noch selten vor. Die Qualificatoren und Familiaren der Inquisition sitzen in einem solchen Falle wie beim Gericht der Feme. Die Fenster sind verhangen — Altar und Crucifix stehen unter einem Baldachin von schwarzem Sammet — sechs Wachskerzen sind angezündet. Zur Seite erhebt sich eine schwarze Estrade, auf welche der Pater Ankläger tritt, um die Beschuldigungen vorzulesen. Beginnt ein Gericht, so öffnet ein Official der Inquisitoren die Thür und ruft: Ruhe! Ruhe! Ruhe! Es nahen die heiligen Väter! Dann treten diese, in ihren weißen Kutten, schwarzen Mänteln und Kapuzen, feierlich ein, knieen vor dem Altar, beten, erheben sich, und ihr Führer, der Inquisitor-Commissarius, beginnt den heiligen Erleuchtungsgesang: „Veni Creator spiritus." Dann ergreift der Vorsitzende die silberne Klingel und die Angeklagten müssen erscheinen — in braunen Kleidern, um den Hals den Strick, in der Hand eine brennende Kerze.

Auch ein aus Neapel hereingebrachter „waldensischer Geistlicher" und ein Laienbruder des heiligen Franciscus, der eines unsteten, abenteuerlichen Lebens angeklagt war, mit ihnen ein Geistlicher, der trotz seiner Clausur in einem Strafkloster zu mehreren von jenem Geistlichen verführten ketzerischen Seelen hielt, endlich ein alter Hirt aus Calabrien hatten in dieser Weise noch im vorigen Jahr vor einem Gericht der Inquisition Neapels gestanden. Das heilige Officium von Neapel lieferte sie auf höhere Weisung nach Rom — wohin drei von ihnen vor kurzem angekommen waren. Verschmachtet der Eine — nicht infolge der an ihm verübten Martern oder peinlicher Entbehrungen, sondern

10*

durch die Jahre. Die beiden andern gedrückt durch Kummer und Sorge um diesen ihren greisen Mitgefangenen. Negrino wurde in den Silaswald zurückgeschickt.

Einen Tag vor ihrer Abreise von Neapel standen sie alle vier zum letzten mal vor dem dortigen Gericht. Da schon mußten den Bruder Federigo die Laienbrüder der Dominicaner tragen. Was ihnen zur Last gelegt wurde, hatten die Gefangenen eingestanden. Der Spruch war nicht zu hart. Die Jesuiten wollten das Verderben dieser Leute — infolge dessen trotzten die Dominicaner. Das ist die innere hierarchische Welt. Hubertus sollte zu seinem gleichfalls in Alarm gebrachten Orden zurück in die Strafzellen auf San-Pietro in Montorio. Federigo sollte seinen Spruch in Rom empfangen. Paolo Vigo hatte geloben müssen, Italien zu verlassen. Negrino wurde auf einige Jahre excommunicirt und unter polizeiliche und kirchliche Aufsicht gestellt.

Die Oberaufsicht über die Gefängnisse der Inquisition hat nicht der General der Dominicaner allein, sondern mit ihm ein Maestro del Sacro Palazzo, gleichfalls ein Dominicaner, zu gleicher Zeit Haushofmeister des Papstes, nach unserm Sprachgebrauch Kammerherr und Oberhofmarschall. Die Aufsicht im Inquisitionspalast selbst führt ein einfacher Prälat des Officiums.

Dieser war keineswegs erstaunt, in so eiliger Hast zwei Cardinäle vorfahren zu sehen. Der General — dieser war es, der dem Cardinal Ambrosi geschrieben — hatte auch ihn bereits instruirt. Der Erzbischof von Coni hatte ordnungsgemäß die seelsorgliche Competenz für den ehemaligen Eremiten von Castellungo. Waren vollends beide Deutsche, so konnte der Besuch in der Ordnung erscheinen. Im Vatican waren Bonaventura und Ambrosi gern gesehen; der Maestro del Sacro Palazzo, Hofmarschall Pater Tommaso, hatte schon seit längerer Zeit zu allen, jene Ketzer

aus dem Silaswald betreffenden Wünschen Ambrosi's seine Zustimmung gegeben.

Cardinal Ambrosi stieg zuerst aus und erklärte mit bewegter Stimme, Monsignore d'Asselyno wünsche Einlaß in die Zelle des sogenannten Frâ Federigo.

Der Prälat setzte der Erfüllung dieses Wunsches nichts entgegen und machte dem noch im Wagen sitzenden Cardinal d'Asselyno die Anzeige, der General und Pater Tommaso hätten bereits die entsprechenden Befehle gegeben.

Bonaventura stieg aus. Seine Caudatarien mußten ihm aus dem Wagen helfen.

Ambrosi kannte Hubertus von ihrem Zusammenleben im Kloster San-Pietro in Montorio her. Nicht auffallen durfte es, wenn auch er wünschte, während dessen zu diesem gelassen zu werden. Hubertus war ein Mitglied des Ordens, dem er selbst angehörte.

Der Prälat erklärte, daß Hubertus und Paolo Vigo versprochen hätten, sich bis auf weiteres nach San-Pietro in Montorio zu begeben — aber der Aelteste der Gefangenen, Frâ Federigo, wäre bedenklich erkrankt und schiene seinem Ende nahe. In Ambrosi's Antlitz zuckte es schmerzlich auf — er wollte die vielleicht letzte Begegnung zwischen Vater und Sohn nicht stören. Obschon selbst von mächtigster Sehnsucht nach seinem alten Lehrer ergriffen, ließ er Bonaventura den Vortritt.

Der Prälat führte seinen hohen Besuch über den Hof, eine Stiege hinauf, wo sich die Cardinäle trennen mußten. Noch geleitete Ambrosi den halb ohnmächtigen Freund bis dicht vor die Zelle, die er bat für diesen aufzuschließen. Ueber derselben standen die grausamen Worte aus dem 109. Psalm: „Der Satan muß stehen zu deiner Rechten!"*) Wie auch die Jesuiten alles auf-

*) Vorhandene Inschrift.

boten, die Dominicaner zur Ausübung ihrer alten Gerechtsame zu zwingen, dennoch konnte man sagen: Der Katholicismus dieser Form ist todt und das Al Gesù kann und wird ihn nicht wieder lebendig machen.

Die Thür steht offen! sprach der Prälat. Zwei Väter sind beschäftigt, dem Unglücklichen die letzten Tröstungen zu geben. Aerzte hat er abgelehnt. Doch sind deren in der Nähe. Sie geben keine Hoffnung!

Die letzten Tröstungen! sprach Ambrost für sich und setzte laut hinzu: Ueberlaßt die Vorbereitung seinem Oberhirten! In der Stille der Einsamkeit wird die Seele des Armen seinen Mahnungen zugänglicher sein.

Der Prälat, einverstanden und verbindlich sich verbeugend, öffnete ohne Argwohn die Thür.

Zwei weißgekleidete Mönche saßen in einem dunklen Vorgemach und lasen mit lauter Stimme im Brevier. Der Prälat winkte ihnen aufzuhören und ihm zu folgen. Sie traten mit ihm hinaus.

Bonaventura's Seele drohte den Körper zu verlassen. Bewußtlos hob er den Fuß über die Schwelle. Die Thür wurde leise hinter ihm angelehnt. Hinter dem dunklen Vorgemach folgte ein Zwischenzimmer, erhellt durch eine Lampe, die in einem dritten Raum, in einem Alkoven stand. Noch konnte der athemlos und zitternd sich Nähernde nicht das Lager entdecken, wo jener ihm nun endlich zugängliche — „Begriff" lag, der einen Augenblick nach dem Gruß der Liebe und des Erkennens vielleicht für immer aus dem Leben schied. Ein Begriff —? Wenn nun die Person, die ihn erfüllte, dennoch eine andre war —?

Eine Weile verharrte Bonaventura in einer unbeweglichen Stellung. Alle Lebensströme schienen in diesem Augenblick ihm

zu stocken. Eine unendliche Freude und ein unendlicher Schmerz stritten in seinem Innern um die Herrschaft.

Qui — viene? erscholl es jetzt mit einem Ton, der dem Lauschenden durch die Seele schnitt, ob er ihm gleich nicht bekannt war.

Bonaventura schritt näher. Jetzt sah er, daß in einem Winkel des Alkovens ein Bett stand, worauf in einem braunen, warmwollenen Büßerkleide eine Gestalt lag. Er sah nur die langen weißen Haare des ihm abgewandten Hauptes. Auch eine erwärmende Decke lag auf dem ausgestreckten Körper.

Siete — voi, miei — cari — figliuoli? fragte die Stimme und setzte die Anwesenheit der Mönche voraus.

Die Stimme durchschnitt des Sohnes Herz. Nun war es dennoch wie ein Klang, den er kennen mußte — ein Klang wie die Erinnerung eines Weihnachtliedes der Jugendzeit!

Legite dunque! La vostra lettura — non mi dispiace, sprach der Greis mit matter Stimme — Die Bewegung, welche die Rede unterbrach, schien von Fieberfrost zu kommen.

Bonaventura trat einen Schritt näher und fragte, mit leiser Stimme und in deutscher Sprache: Habt Ihr es so kalt, mein — Vater —?

„Kalt“ und „caldo“ sind in beiden Sprachen Gegensätze. Bonaventura sprach so leise, daß vernehmbar nur das Wort „kalt“ von seinen Lippen kam.

Caldo! Caldo! sprach der Greis mit Misverständniß und deutete mit beruhigtem Tone an, daß ihm die Wärme der Decke genüge.

Bonaventura sah nun vollkommen die langausgestreckte Gestalt — die sich ein wenig wandte, da der Schatten, den der Angekommene auf die weißgetünchte Wand fallen ließ, den Greis zu befremden und aufzuregen schien.

Caldo — nahm Bonaventura, sich jetzt ein Herz fassend, das Wort wieder auf und setzte in italienischer Sprache die verhängnißvolle Frage, welche den Moment der Erkennung, wenn es sein Vater war, entschied, hinzu: Caldo come sotto una coperta di neve —! ...

Auf dies Wort: „Warm wie unter einer Schneedecke?“ — folgte erst eine Todtenstille.

Dann richtete sich der Greis auf, sank, da die Kraft nicht ausreichte, auf seine beiden Arme zurück, die sich gegen das Lager anstemmten, und richtete die mit weißen Brauen umbuschten Augen weit aufgerissen auf die im Glanz ihrer Cardinalswürde vor ihm stehende Gestalt. Er mochte denken: Kommt ihr endlich — und bist du Ambrosi oder bist du mein Sohn?

Nun sah Bonaventura das von den Spuren des Alters, des Kummers und der nahenden Auflösung zerstörte Angesicht, sah Züge, die nur mühsam aus dem weißen Barte, aus dem langhinflutenden Haar zu erkennen waren — aber es war sein Vater! Hatte ihm der Ton der Stimme schon die volle Bestätigung gegeben, jetzt bedurfte es keiner weiteren Versicherung mehr. Langsam sank Bonaventura zur Erde nieder und beugte sein Haupt vor dem Greise, der nur durch diese Zeichen der Liebe und die kostbaren Gewänder seinen Sohn erkannte. Durch die lange Reihe der Jahre hatte auch er eine Veränderung seines Ausdrucks erfahren, die jenen Jüngling, dessen Bild der Vater im Herzen trug, nicht wiedererkennen ließ.

Bona —! hauchte der Greis. Was weckst du — mich vom — Tode —! Ich liege — unter dem Schnee — der Alpen!

Und erst der Tod der Mutter — — durfte den Schnee schmelzen! wehklagte Bonaventura mit thränenerstickter Stimme und mit einem wie vorwurfsvollen, doch innigzärtlichen Tone.

Der Greis legte die magern, zitternden Finger auf das pur-

purrothe Sammetbaret und die Tonsur des Sohnes — wie ein Blinder, der sich erst durch Tasten erfühlen muß, was sein Auge nicht erkennt. Schon war er auf sein Lager zurückgesunken, als er mit Thränen die Worte hauchte: Der Mensch ist sich — seine eigene Welt! Was zürnst du mir —!

Dann — lange ihn betrachtend — fügte er fast scherzend und doch tief wehmüthig hinzu: Ich — kenne — dich nicht!

Mein Vater! rief Bonaventura, des Ortes, wo er sich befand, nicht mehr achtend, beugte sich über den Greis und bedeckte ihn mit seinen Küssen.

Die Thränen mehrten sich in des Greises Augen, die sich wieder schließen mußten. Leise sprach er: Nur eine — kurze — Auferstehung!

Lebe, mein Vater! Ist kein Arzt hier? Verschmähst du alles? Daß ich einen Heiligen Gottes nicht noch erhöht sehen soll —!

Die rechte Hand des Greises deutete eine Weile nach oben — warnte zur Vorsicht, wobei ein unendlich liebevoller Blick der Augen ihn unterstützte — dann sank die Hand auf die Decke kraftlos zurück.

Eine Pause trat ein, die nur vom stillen Weinen Bonaventura's und von den liebkosenden Bewegungen seines Vaters unterbrochen wurde.

Hat dich Gott so erhöht! sprach der Greis, die Gewänder des wiederholt vor ihm Niederknieenden berührend. Und als dieser schwieg und die Zeichen seiner Würde mit Geringschätzung betrachtete, setzte er hinzu: Als du — Bischof in Robillante wurdest, da — mußt' ich fliehen! Denn eines Mannes — That soll — nicht halb sein! Ich wollte nicht — mehr für die Welt — am wenigsten für die Meinen — am Leben sein... Deine Mutter — wollt' ich glücklich machen!

Sie wurde es nicht —! sprach der Sohn.

Der Greis erwiderte nichts.

Damals schon wollt' ich dich einem Schicksal entreißen, dem du nun erlegen bist —! fuhr der Sohn fort und betrachtete die elende Umgebung. Man wird dich herausgeben müssen! Man soll dich in einer Sänfte in meine Wohnung, in die Wohnung deines edeln Ambrosi tragen —!

Ambrosi! sprach der Vater und faltete voll Verehrung die Hände. Wo ist — er —?

Ich rufe ihn — fuhr Bonaventura fort.

Der Greis tastete nach seiner Hand und sprach: Zum — Ketzer — und mich — in das Haus — der Cardinäle? Ich sehe — auch so — mit Freuden auf meine — Saat! Herzen fand ich, in denen sie aufgegangen. Auch in den euern. Mein Geheimniß — bleibe bedeckt — vom — Grabe!

Vater! flehte Bonaventura, wir beide sehnen uns ja nach dem Martyrium! Auch Vincente ist angekommen an der Grenze seiner großen Gelübde. Nur auf der Höhe wollte er leiden, wie Jesus auf einem Berge litt —! Dank, Dank deiner Lehre! Er ist heilig — nicht ich!

Der Greis faltete, allen diesen Worten scharf aufmerkend, seine Hände und sprach: Die Zeugen des gekreuzigten — Lammes seh' ich — in weißen Gewändern. Sind das — die Glocken — der Peterskirche — die so läuten —? Kann — auf Erden — soviel Stolz wol für ewig — währen?

Mit bangem Herzen hatte sich Bonaventura erhoben und eine hölzerne Bank dem ärmlichen Bette nähergerückt. Erschüttert von dem Worte, das auch ihm aus der Seele gesprochen war, daß die Peterskirche nur den Eindruck des Stolzes mache, und beschämt vom Pomp seiner eignen bunten Kleider, bat er wiederholt: Schon die sechste Stunde ist es. Alles ist dunkel. Ich

lasse eine Sänfte bringen und sie tragen dich in die Wohnung Ambrosi's. Und das Officium gestattet es. Mehr noch, ich bekenne dich als meinen Vater —!

Mein Sohn! wiederholte abwehrend der Greis. Unser Geheimniß decke das Grab —! Schon um Wittekind's willen. Ich habe den seligsten Tod. Schöner, als ich je ihn geträumt. Konnt' ich nicht in meiner Wildniß — bittrer enden? In Castellungo —? Horch, was — läuten — so — die Glocken —!

Die Augen des Greises wandten sich wie innenwärts.

Jedes Wort ist ein ewiger Vorwurf meines Innern! nahm Bonaventura mit äußerstem Schmerz die abbrechende Rede des ohne Zweifel in Erinnerungen an Gräfin Erdmuthe und an seine Hütte bei Castellungo verlorenen Vaters auf.

Dieser betrachtete ihn und sprach liebevoll mit zurückkehrendem Bewußtsein: Nein, mein Sohn! Vor dem Tode — deiner Mutter dich wiederzusehen — das hätt' ich nicht ertragen. Lieber hätt' ich vor Scham mir selbst den Tod gegeben — den ich nun auch — in — Jesu Namen —

Gib uns nicht den Schmerz, daß du nicht mehr leben willst —! unterbrach Bonaventura.

Laß nur noch die beiden treuen Seelen — entgegnete der Greis, die mich so oft — erquickt, so oft dem Leben — erhalten haben, nicht ohne deinen Schutz — wenn du, hoff' ich, noch Schutz verleihen kannst, nachdem du — einem Ketzer — deine Theilnahme bewiesen!

Einem Ketzer! Vater! sprach Bonaventura und setzte dicht am Ohr des Greises hinzu: Ich selbst — bin ich — denn nicht — selbst — ein Ungetaufter!

Der Greis wandte die Augen auf den Sohn voll Bestürzung.

Was Leo Perl einst — dem Bischof von Witoborn — bekannte — ich sollte es ja erfahren! fuhr Bonaventura fort.

War es nicht dein Wunsch? Im Sarge deines alten treuen Dieners fand es sich ja —

Mein Wunsch? unterbrach der Vater seine letzte Kraft zusammenraffend.

Bonaventura hielt inne. Die Aufmerksamkeit des Greises war zu erregt. Auch machte ihn ein oberhalb des Zimmers wie von einem Fußtritt vernehmbares Geräusch einen Moment betroffen.

Dann begann er leise eine Erzählung vom ersten Eindruck, den damals das Verschwinden des Vaters auf die Welt und ihn gemacht hätte, vom neuen Bund der Mutter, von des Onkels Fürsorge für ihn, von seinem eigenen Entschluß, Priester zu werden, von seiner Pfarre in St.-Wolfgang, einem Ort, wo sich dann zufällig des Onkels Max ehemaliger Diener schon seit Jahren niedergelassen hatte. Bonaventura erzählte, wie treu der alte Mevissen sein Geheimniß gehütet — treu, falls er gewußt, daß der Verschollene noch lebte. Dann schilderte Bonaventura die beim Tode Mevissen's vorgefallenen Dinge, die durch Hubertus dem Vater nur unvollständig hatten bekannt werden können. Eben war er an die Beraubung des Sarges gekommen, als ihm der veränderte Blick des Vaters auffiel. Bonaventura mußte sich unterbrechen und fragen: Vater — wie ist dir —?

Dieser antwortete schon nicht mehr und lag wie betäubt. Bonaventura eilte, um Wasser zu suchen. Aus einem Glase, das er mit Wasser gefüllt fand, benetzte er dem Greise die Stirn.

Noch einmal schlug Friedrich von Asselyn die Augen auf. Liebevoll ließ er das Beginnen des Sohnes gewähren. Plötzlich starrten seine Augen nach einer Uhr, die an der Wand hing, und er sprach: Laß dir — von meinen Begleitern — die ich deiner Liebe empfehle —

Vater! unterbrach Bonaventura, voll Entsetzen, die Verän-

derung der Gesichtszüge, ein krampfhaftes Zucken des Kinns, ein Schütteln der Hände bemerkend.

Die — Stunde — ist — — hauchte der Sterbende mit kaum noch vernehmbarem Ton.

Bonaventura wollte die Mönche und heilkundigen Beistand rufen.

Der Vater hielt krampfhaft seine rechte Hand fest.

Bonaventura's Linke nahm mit seinem Taschentuch vom Mund des Sterbenden schon leichte Schaumbläschen hinweg. Zugleich vernahm er noch die Worte: Laß dir von meinen Begleitern — laß dir von ihnen — die Pilgerstäbe geben! Dort der meine —! Ich sehe ihn nicht . . . Ist's ein Baum —? Er grünt und wächst —! Sieh die kühlen — Schatten —! Die Zweige wie sie — dicht —

Vater, dich täuscht dein Auge!

Bonaventura sah die Kennzeichen des Todes, von dessen Kundgebungen er in kurzer Zeit so viele hatte kennen lernen müssen.

Ein Baum — wie die Eichen in — Castellungo —! Sieh — das Feuer! Sieh, von rosigen Wolken — alles bedeckt —! Von Licht — und — Wonne des Triumphs —! Sie kommen von allen Zonen und bekennen das Lob des Höchsten —! Ils — engendron — Dio — in lor — — mesêmes! In sich selbst Gott und — Gott — in — uns. Die Nobla Leyçon — hörst du — der — Waldenser — Lobgesang —!

Vater! flehte Bonaventura und mühte sich, dem Sinn dieser so dunkeln Worte zu folgen — — Ich rufe Ambrosi und — den Arzt —

Der Sterbende beherrschte noch einmal sein unaufhaltsam ihn fortreißendes Irrereden und fuhr fort: Die Nobla Leyçon nimm — öffne die Wanderstäbe — meiner — Führer! In ihnen — findest du — mein Leben — und deines — Kennst — du — die Nobla — Leyçon?

Ich kenne sie, hauchte Bonaventura mit stockendem Athem und die schweißbedeckte Stirn des Vaters trocknend. Er verstand, daß ihm in den Wanderstäben der Gefangenen ein letzter Gruß gesagt werden sollte.

In kurzen abgerissenen Sätzen sprach der Vater: Sie können nicht lesen, was die Chiffern sagen. Der Schlüssel — ist — die Nobla Leyçon. Im — Anfang — war das Wort — und das Wort —

Bonaventura's Lebensgeister blieben in fieberhafter Spannung, während die des Vaters immer mehr entschwanden.

Die Nobla Leyçon — macht die Chiffern — der Pilgerstäbe — zu Worten! O frayres — entende — una — nobla — A — und — B. Mein Alpha und — Omega — „Herr bleib — mit — Deiner — Gnade —!"

Der Irreredende erhob die Stimme zum Singen —

Die ersten Worte der Nobla Leyçon enthalten das Alphabet des Testamentes, das du mir — hinterlassen wolltest —? sprach Bonaventura dicht am Ohr des Sterbenden —

Amen! sprach der Greis und sank zusammen.

Und wieder regte es sich in der Nähe. Und wieder war es, als huschten oberhalb schleichende Fußtritte. Diesmal kam auch Geräusch von der Thür. Ohne Zweifel setzten die Harrenden voraus, daß die Beichte des Ketzers wol vorüber sein müßte. Wenn sein Seelenhirt noch länger blieb, konnte es sein, daß ihm auch aus seiner Hand die letzte Oelung und das Abendmahl ertheilt wurde. Deshalb öffnete sich die Thür. Der General der Dominicaner trat jetzt selbst ein, die Monstranz in der Hand. Ein Assistent stand hinter ihm mit den Werkzeugen der letzten Oelung. Die Thür blieb offen.

Draußen standen Cardinal Ambrosi, der Prälat des Hauses — Bruder Hubertus und Paolo Vigo — beide waren freigegeben,

um ihre Wanderung auf San-Pietro in Montorio anzutreten, wohin man auch Paolo Vigo zunächst verwies. Schon hielten beide ihre Habe und ihre Stäbe in den Händen. Alle Dominicanermönche murmelten draußen das Confiteor.

Der Sterbende erhielt noch einmal einen Augenblick seine Geisteskraft, übersah, was geschehen sollte, übersah die Lage des Sohnes. Mit letzter Kraft der Stimme murmelte er — zuerst das lateinische Confiteor, dann begann er italienisch und ging allmählich in die deutsche Sprache über mit den Worten: Lasset uns beten! Ich bekenne — an der — katholischen Kirche alles, was wir ihr — schuldig sind — aus dem Geist der Liebe — und der Dankbarkeit ... Wer in dieser Kirche — — geboren wurde —

Weiter vermochte der Sterbende nicht zu reden.

Schon wollte Ambrost von seinem Gefühl übermannt, vortreten, als ihn die laute Rede des calabrischen Priesters veranlaßte, diesem den Vortritt zu lassen. Paolo Vigo trat vor, beugte sich am Sterbelager nieder und erhob die Stimme, um zu vollenden, was zu sprechen nicht mehr in seines Lehrers Kraft gestanden.

Wer in dieser Kirche geboren wurde, sprach Paolo Vigo fest und bestimmt und des Generals und der Cardinäle nicht achtend, der hat sie gelernt unter dem Bilde einer Mutter verehren. Nun wohl — ein reiferer Verstand des erwachsenen Kindes erkennt die Schwächen seiner Aeltern; doch wird ein Sohn die silberne Locke des Vaters schonen und selbst Flecken am Ruf einer Mutter wird die Tochter übersehen. Was die Kirche an heiligen Gebräuchen besitzt, seh' ich allmählich — entkleidet seiner dunkeln, unnatürlichen Zauber. Priester! Legt die Gewänder der Ueppigkeit und des Stolzes ab! Werdet Menschen! Redet die Sprache, die euer Volk versteht, auf daß der Ruf: Sursum corda! wahrhaft

auch zum Empor der Herzen wird! Laßt die Messe bestehen, wenn sie geläutert wird! Ein Zwiegespräch sei sie mit Gott — Bilder des Gekreuzigten — tragt sie im Herzen —! Und solange die Völker der Erde nicht aus eitel Weisen bestehen, solange noch Heide und Muselman die strahlenden Ordenszeichen ihres Glaubens verehren, verehrt auch das Kreuz! Doch macht es lebendiger noch in euch —! Lebendig macht alle Ströme des Heils —! Hinweg mit Dem, was das Herz erstarrt —! Freiheit den Gebundenen! Sakrament sei nicht die eiserne Fessel —! Im Tod rufe dir den Arzt der Seele — wenn ein Zeichen und ein Wort von ihm statt — deiner reden soll! Netzt dem müden Wanderer, wie Magdalena dem Herrn, die Glieder! Erquickt ihn, wenn er es begehrt, durch — das Brot des Lebens —!

Die Umstehenden erkannten wohl aus diesen Worten der Verzückung die Irrlehren, für welche Paolo Vigo versprochen hatte, Italiens Boden zu verlassen. Doch warf der General einen beruhigenden Blick auf die Mönche, die Paolo Vigo umringten. Sein würdiges Benehmen gebot ihnen Ruhe. Er übergab dem Erzbischof das heilige Brot, das dieser dem Sterbenden reichte.

Auch mit dem Salböl benetzte Bonaventura die Stirn und die Hände des Entschlafenden. Heiliger, als dies Oel aus geweihtem Gefäß, ließ er auf die mehr und mehr erstarrenden Züge des Sterbenden seine Thränen rinnen, unbesorgt um die rings im Kreise ersichtliche Befremdung.

Die Ceremonie jener gewaltsamen Bekehrungen, wie sie hier in diesen Räumen oft genug vorgekommen sein mochten, war vorüber. Die überfüllten engen Räume entleerten sich. Ein Arzt hielt dem Sterbenden den Puls. Cardinal Ambrosi, der bisjetzt dem Sohne in allem den Vorrang gelassen hatte, beugte sich über den Entschlummernden, der ihn nicht mehr erkannt hatte, und sprach: Er ist — hinüber —!

Pater Lanfranco wußte, daß der Erzbischof in diesem Sterbenden einen nahen Verwandten getroffen hatte, und erzählte es wieder.

Bonaventura wandte sich. Als der Freund die Augenlider des Sterbenden geschlossen hatte, durchbrach sein Gefühl jede Rücksicht. Zu mächtig zerriß der Schmerz sein Inneres. Ueber die ausgestreckt liegende erstarrte Gestalt warf er sich und rief, daß alle es hörten, in italienischer Sprache: Lebe — wohl — mein theurer Vater —!

Somit hörten es die Priester, die Mönche und Aerzte bestätigt, daß der deutsche Cardinal in diesem waldensischen Prediger, der seiner Herkunft nach gleichfalls ein Deutscher war, einen nahen Verwandten — padre, einen „Freund", einen „Gönner" — wiedergefunden hatte. Jedenfalls war dies ein Wunder, das ganz Rom beschäftigen mußte. Aber selbst den Heiligen Vater durfte es rühren, zu hören: — Cardinal d'Asselyno hatte im Kerker der Inquisition einen ihm aus seiner Jugendzeit unendlich werthen Angehörigen gefunden und ihn noch in seiner letzten Stunde bekehrt —! So nur und nicht anders konnte die neue Mehrung seines Ruhmes lauten.

General Lanfranco hatte sich zuerst entfernt. Bonaventura war vom Freund emporgezogen worden. Hubertus und Paolo Vigo, jener in der Franciscaner-, dieser in der Büßerkutte, drückten ihre Lippen auf die Wange des Gestorbenen — und auch auf Bonaventura's beide Hände. Bedeutungsvoll gab ihm Paolo Vigo seinen Stab und sagte — er möge sich darauf stützen. Bonaventura ergriff den Stab. Der andere, den ebenso Hubertus trug, konnte gefunden werden, von wem er wollte — niemand hätte seinen Inhalt zu entziffern vermocht. Der dritte, der Stab Federigo's, war vielleicht in der That nicht zu finden. Niemand brauchte sich darum zu beunruhigen.

Daß die beiden Cardinäle nun noch länger blieben, war

nicht zu rechtfertigen. Das Leben des Greises war entflohen. Hubertus hatte sich über ihn gebeugt, hatte eine Wollflocke seiner Kapuze an seinen Mund gelegt, sie bewegte sich nicht mehr. Mit einem letzten Scheideblick ebenso sprachloser wie, falls auch die Sprache nicht versagt hätte, unaussprechbarer Rührung rissen sich beide Cardinäle von dem ärmlichen Lager los, wo sie einen der abenteuerlichsten Schwärmer, einen Märtyrer der Ehegesetze der katholischen Kirche, als Leichnam zurückließen.

Die Bestattung mußte freilich an jener Stelle erfolgen, wo die Asche der verbrannten Märtyrer, eines Pascal, eines Paleario moderte. Aber bei allem, was hier die Sachlage mit sich brachte, war für ein ehrenvolles Begräbniß, wenn auch innerhalb dieser Mauern, gesorgt. Schon morgen in allererster Frühe wollten die Freunde zurückkehren.

Das düstere Gebäude war jetzt von Kerzen erhellt, die von den Laienbrüdern der Dominicaner getragen wurden. Schon kamen einige derselben, um die Leiche in die Todtenkammer zu bringen.

Hubertus hielt den die steinernen Stufen hinunterschwankenden Bonaventura, den er in Witoborn als Domcapitular so oft gesehen und nun den leiblichen Sohn seines geliebten Federigo nennen durfte — Ambrosi hatte ihm auf seiner Zelle sein so lange verschlossenes Auge geöffnet, auch die Gründe genannt, die ein Verschweigen des Geheimnisses und selbst noch in dieser Stunde, um des Präsidenten von Wittekind willen, dringend anriethen. Nun begriff Hubertus, wie mit dem Tode der Mutter Bonaventura's die Sehnsucht des Eremiten sich hatte regen dürfen, in die Welt zurückzukehren; er begriff, wie ihm im August seine Gefangennehmung so willkommen, ja nach den Mittheilungen aus Rom, die von Ambrosi gekommen waren, nicht hatte unerwartet erscheinen dürfen; schließlich begriff auch Hubertus die Schonung, die ihnen allen zu Theil wurde.

Ambrosi nahm den zweiten Alpenstab. Die Uhr des Verstorbenen hatte der Prälat an sich genommen — sie gehörte, den Regeln des Hauses gemäß, den Laienbrüdern.

Bonaventura stützte sich nicht auf den empfangenen Stab. Er schritt voll Fassung, wenn auch tief sein Haupt zur Erde neigend, dem Ausgang zu.

Mit staunender Bewunderung vor zwei für ihre fromme Opferfreudigkeit so wunderbar belohnten Cardinälen stieg die Begleitung derselben die Treppe nieder. Da wurde plötzlich ihre Aufmerksamkeit von einem Lärm draußen auf der Straße in Anspruch genommen. Eine Glocke der Peterskirche läutete in unablässiger Hast. Es war die Feuerglocke des großen Doms. Andere Glocken fielen mit gleicher Eile ein. An der nahen Porta Cavallaggieri, wo die Kasernen liegen, erscholl das Blasen einer Trompete und fernhin lärmten Trommeln.

Eine Feuersbrunst! hieß es. Ein nicht zu häufiger Vorfall im steinernen Rom. Die erst langsam dahinschreitende Begleitung bewegte sich nun allmählich rascher. Bonaventura und Ambrosi blieben mit ihren nächsten Begleitern, langsamer durch die Höfe schreitend, allein zurück.

Da verschwand plötzlich auch Hubertus. Er war nicht dem Drängen nach dem Hausthor gefolgt, ja, es hieß, er wäre zurückgekehrt.

Seht da! Wer ist der Mann? rief plötzlich, alle erschreckend, seine Stimme von einer Galerie herab, die rings um den Hof ging. Er rief diese Worte einem Manne nach, der in gebückter Haltung an einer andern Stelle der Galerie durch eine Thür verschwand. Es war ein Mann in einem schwarzen, fast priesterlichen Oberkleid. Rasch war derselbe in eine hohe Glasthür, die auf die Galerie führte, zurückgetreten.

Ein einziger leidensvoller Blick, den Bonaventura vom Hofe

aus in die Höhe warf, ließ in Ambrosi den Gedanken entstehen: Glaubt mein Freund — daß er belauscht wurde —?

Hubertus blieb verschwunden. Inzwischen waren die Cardinäle zu sehr ergriffen, um dem Zwischenfall lange nachzudenken, und schon standen sie am geöffneten Schlage ihrer Kutsche. Auch die Caudatarien bestätigten den Ausbruch eines Feuers. Zugleich hatten sie von einem hier soeben gestorbenen deutschen Verwandten des Cardinals d'Asselyno gehört. Sie durften nichts Auffallendes darin finden, daß die Cardinäle tief erschüttert waren, herzlich von dem im Kreise einiger Dominicaner stehenden Paolo Vigo Abschied nahmen, ebenso wenig, wie ihnen besonders bedenklich erscheinen konnte, daß ihnen letzterer als Andenken an den Pilger von Loretto zwei Wanderstäbe in den Wagen nachreichte.

Hubertus war inzwischen nicht wieder aufzufinden. Die bestürzten Mönche, die ihn und Paolo Vigo nach San-Pietro in Montorio escortiren sollten, suchten ihn überall. Sie beide auf San-Pietro schon morgen zu besuchen und dem dortigen Guardian zu empfehlen, wurde von Ambrosi versprochen.

So stiegen die Freunde ein. Die Menschen ringsum rannten indessen der Piazza Navona zu. Dort sollte das Feuer sein. Ueber die Tiberbrücke von der Engelsburg abschwenkend sahen beide die Rauchsäule.

Bonaventura's Haupt lag auf den Schultern des Freundes. Ambrosi ließ ihn schweigend gewähren. In solcher Lage helfen Worte des Trostes nicht. Auch ihn betrübte es, daß er Frà Federigo nicht mehr hatte umarmen und ihm sagen können: Sieh, bis hieher kam ich durch deinen Rath und deine Lehre! Er hatte vorgezogen, alle Gefahren zu bewachen, alle mißlichen Zeichen draußen den Dominicanern zum Guten zu deuten und dem Freund die Vorhand zu lassen. Er hatte sich in allem, was seither geschehen, kraftvoll und entschlossen gehalten.

Was sollen die Stäbe? fragte er endlich sanft, während sich der Wagen in den Straßen mühsam durch das Gewühl der Menschen Bahn machte.

Bonaventura nahm sie und betrachtete sie voll Rührung. Noch konnte er nichts erwidern.

Inzwischen hatten sie den Corso erreicht, wo wenigstens Platz für die Wägen blieb.

Endlich in ihrer entlegenen Wohnung angelangt, schwankte Bonaventura aus dem Wagen und sank, als beide allein waren, ohnmächtig zusammen. Lange währte es, bis sich der Unglückliche erholte. Auf Ambrosi's dringendes Verlangen mußte er einige Stärkung zu sich nehmen. Dann trat ein stilles Weinen ein. Die Natur erholte sich erst, als sie ihre Rechte gefordert hatte.

Mit den ersten Worten, deren er fähig war, bat er um ein Exemplar der „Nobla Leyçon“.

14.

Zu seinem höchsten Erstaunen erfuhr der Freund die nähere Bewandtniß, die es mit den Stäben haben sollte. Es waren einfache Hirtenstäbe, wie sie in Calabriens Bergen getragen werden. Die Griffe sind gewunden — die Spitzen von Eisen.

Griffe und Spitzen, dies sah man bald, ließen sich abschrauben. Das Innere fand sich ausgehöhlt und die Höhlung mit einer in lateinischen Buchstaben beschriebenen Rolle Papier gefüllt. Das Geschriebene war ein Durcheinander von unaussprechbaren Wortformen.

Die „Nobla Leyçon" gab den Schlüssel. Die Buchstabenordnung war dieselbe, die bereits in dem zwischen Ambrosi und Federigo gepflogenen Briefwechsel gewaltet hatte. Beide Rollen hatten denselben Inhalt und schon entzifferte Ambrosi ein Wort nach dem andern und schrieb auf, was er gefunden. Er stockte; denn es war deutsch, was er herausbrachte — die Ausübung einer schon lange geläufigen Fertigkeit wurde somit gehindert.

Ambrosi bat den Freund, sich auszuruhen. Inzwischen, sagte er, wollte er versuchen, den Inhalt, soweit ihm möglich, mechanisch zu dechiffriren. Das Vertrauen des Freundes gehörte ihm in allem. Es konnte auch hier kein Geheimniß mehr geben, dessen Kunde sie nicht beide theilen wollten.

Nach wenigen Stunden schon, während die sonstige Stille der nach hinten hinaus gelegenen Wohnzimmer des alten Gebäudes anfangs noch vom Lärm der Glocken und Feuersignale gestört wurde, Bonaventura stillverzweifelnd sein Haupt stützend und bis zum Tod erschöpft auf einem Ruhelager sich wand und sein vergangenes und zukünftiges Leben an sich vorübergleiten ließ, unterbrochen vom Bild der letzten Liebesblicke des Vaters, kam Ambrosi in hoher Aufregung mit einer Anzahl Blätter, auf welche bereits ein großer Theil der Eröffnungen Federigo's an seinen Sohn mechanisch niedergeschrieben war. Die deutsche Sprache kannte er zu wenig, um vollkommen zu verstehen, was, Buchstabe an Buchstabe gereiht, seine Blätter bedeuteten.

Es war nun auch von draußen her still geworden. Schon mochte die zehnte Stunde geschlagen haben. Bonaventura konnte leicht die Buchstaben zu Worten fügen und die Sätze durch Punkte trennen. Durch gegenseitige Unterstützung kamen die Freunde zu folgender Entzifferung:

„Mein Sohn! Das ist ein Brief, den dein Vater dir aus dem Jenseits schickt —! Höre — richte und gedenke mein —!"

„Du erfuhrst von den Zeiten, wo ich einst beauftragt war, den Uebergang Witoborns an unsere Regierung zu regeln. Du kennst die Gründe, welche mich damals den Tod wünschen ließen. Oft, oft auch überfielen mich Gedanken an Selbstmord —! Sie hafteten nicht, weil Selbstmord nur denkbar ist im Zustand einer Verzweiflung, die mit dem Leben durchaus abzuschließen vermag — Das war nicht meine Lage. Wohl erstarrte mein Blut, wenn ich sah, wie mein Weib an dem besten meiner Freunde hing, dieser an ihr; dacht' ich aber an die Mittel, mich solcher Schmach zu entziehen, so lockte mich wol eine Weile die Welle des Stroms, der Blitz der tödtlichen, auf das eigene Leben gerichteten Waffe; bald aber erkannte ich dann wieder, wenn

nur die Gesetze unserer Kirche über die Ehescheidung andere wären, wie für mich der Anfang eines neuen Lebens und eines voll neuer Bewährung hätte anbrechen können. Ich wollte den Wunsch des geistig schon lange ehelich verbundenen Paares erfüllen und würde eine Scheidung durch Confessionswechsel möglich gemacht haben. Die Mutter hätte dann müssen meinem Beispiele folgen. Würde sie es haben thun können? Aus innerem Triebe nicht — auch ihres neuen Gatten wegen nicht, der sich schon aus Rücksicht auf den schlimmen Ruf seines Vaters kaum würde entschlossen haben, dem Geist der Provinz ein Aergerniß zu geben. So kam ich, ohnehin von manchem Misverhältniß zu meinem Beruf getrieben, auf den Entschluß, mir den Schein des Todes zu geben.“

Die Entzifferung ging bisjetzt noch aufs leichteste von statten.

„Ich ließ dich einem neuen Vater und die Mutter einem neuen Gatten zurück, der ein reicher Mann war und für euch beide sorgen konnte. Außerdem hattest du den Onkel. Hatte zwar mein Bruder Franz schon den Adoptivsohn meines Bruders Max, den dieser aus Spanien mitgebracht, in seine väterliche Obhut genommen —“

Wie? unterbrach hier Bonaventura seine Worteintheilung und Uebersetzung des Berichts für den aufmerkenden und in Bonaventura's Familienverhältnissen heimischen Freund; wie? kannte selbst der Vater nicht die Herkunft Benno's? Er las staunend weiter: „— so gestattete ihm doch sein gutes Herz und seine vermögliche Lage, auch dich in deiner Laufbahn zu befördern, welche dir ohnehin, da du Soldat werden solltest, bald die volle Selbständigkeit geben konnte. Zur Ausführung meines Vorhabens bedurfte ich Beistand. Ich konnte mich auf jemand verlassen, der, seines Zeichens ein einfacher Tischler, mit meinem Bruder Max unter Napoleon in Spanien gedient hatte, ihm eine Rettung seines Lebens dankte, jedoch auch ohne diesen Anlaß ein Muster von

Pünktlichkeit und Verschwiegenheit gewesen wäre. Ihr alle, die ihr mich überleben werdet, auch du, Benno von Asselyn, niemand von euch wird je geahnt haben, daß mit dem schweren Amt, einen kaum geborenen Knaben aus Spanien mitzubringen, dieser alte treue Mevissen in Verbindung stand —! Selbst mir bekannte der Brave nie, warum auf seinem Todbett Max die Weisung hinterlassen hätte, eine Summe, welche ich ihm noch schuldete, in besserer Zeit, wenn ich könnte, einem in der Nähe Kochers am Fall, in St.-Wolfgang, wohnenden und von dort gebürtigen Tischler, einem ehemaligen Soldaten seiner Compagnie, auszuzahlen. Da die Zahlung nicht drängte, ich auch die Summe sofort nicht besaß, so sprach ich davon zu niemand, am wenigsten zu unserm guten Bruder Franz. Letzterer würde die Summe sogleich vorgestreckt, aber nicht unmöglich auch die Verwendung derselben haben erfahren wollen. Benno war schon damals zum Hüfner Hedemann in Borkenhagen bei Witoborn gegeben worden. Ohne Zweifel ist Benno entweder das Kind einer spanischen vornehmen Frau oder einer Nonne. Mevissen kannte das Geheimniß; er hütete es wie ein Soldat die Parole seines Wachtpostens."

Bonaventura mußte voll Rührung ausrufen: Guter, kindlicher Sinn des Vaters —! Alle diese Dinge — wie waren sie so ganz anders und nur dir blieben sie verborgen! Er fürchtete die Neugier seines ältesten Bruders, meines freundlichen Erziehers. Und gerade in dessen Händen lagen, sogar dem Bruder verborgen, die Fäden aller der Veranstaltungen, welche für den armen geopferten Benno getroffen werden mußten —!

Ambrosi kannte die Beziehungen und vermochte voll gesteigerten Antheils zu folgen.

„Es drängte mich, endlich jene Schuld von einigen hundert Thalern an den alten Soldaten in St.-Wolfgang zu berichtigen. Als ich von meinem bisherigen Dasein und von meinem Namen

Abschied nehmen wollte, besuchte ich den kleinen Ort, den Mevissen bewohnte. Ich fand einen räthselhaft verschlossenen Menschen; einfach und würdig war sein Benehmen; obschon nicht mehr jung, hatte er geheirathet, sein Weib war gestorben; ohne Kinder hielt er eine ihn ernährende kleine Tischlerwerkschaft für die einfachen Bedürfnisse des Landlebens. Die Summe, welche ich ihm schuldete, mochte er früher mehr bedurft haben, als jetzt; dennoch hatte er damit nicht drängen wollen! Nach den ersten Verständigungen sah ich wohl, daß sich Mevissen jene Summe durch irgendeinen werthvollen Beistand, den er dem Bruder geleistet, verdient hatte. Ich suchte die Anlässe seiner Bewährung zu erfahren und zeigte mich von einer sonst meiner Natur fremden Neugier schon aus Interesse für Benno's Vater, meinen zu früh vollendeten Bruder Max. Ich grübelte, forschte — doch kein anderes Wort kam von den Lippen des schlichten Mannes, als — daß mein Bruder sein bravster Chef gewesen! Angezogen von soviel Ehrlichkeit und Charakterstärke, beredete ich ihn, mich als Diener zu begleiten auf einer Schweizerreise, die ich machen wollte. Er nahm diesen Vorschlag an und ihm verdank' ich die Ausführung meines gewagten Unternehmens. Es war die Aufgabe gestellt, den Schein zu erwecken, daß ich zu den Opfern der Lavinen des großen St.-Bernhard gehörte."

Ambrost seufzte. Bonaventura's Herz klopfte voll gespannter Erwartung. Es war die ihm noch nicht ganz enthüllte Stelle im Leben des Vaters.

„Im Canton Wallis, zu Martigny, legt' ich alles ab, was an mich erinnern konnte. Ich hatte mir neue Kleider angeschafft, die in einem Packet, das Mevissen trug, verborgen werden mußten. Wir hatten das Meiste von dem, was mein Koffer enthielt, verbrannt. Der Geruch, der von den verbrannten Papieren und den versengten Kleidern entstanden war, fiel im Gasthof zu Martigny auf;

so hielten wir mit unsern Zerstörungen inne. Einiges mußte auch für das Leichenhaus auf dem großen St.-Bernhard zurückbehalten werden. Mevissen's Handschlag durfte mir genügen, um die Gewißheit zu erhalten, daß von ihm mein Geheimniß würde mit ins Grab genommen werden. Unter dem Zurückbehaltenen befand sich vielleicht eine seltsame Urkunde, von welcher ich dir reden muß — aus Gründen, welche du erfahren sollst —"

Bonaventura verstand das schmerzliche Lächeln seines Freundes. Es galt der Erinnerung an die Qualen, die sich früher, auf seinem überwundenen Standpunkte, der unrichtig Getaufte über seine Lage bereitet hatte.

„Mein Sohn! Ich rufe dir mit der Schrift: «Wer Ohren hat, zu hören, der höre!» — — Ich hatte in Witoborn mit dem Husarenrittmeister von Enckefuß, dem neuen Landrath des neugebildeten Kreises, die Besitzergreifung, namentlich die Archive aus einer heillosen Verwirrung zu ordnen, worein sie während des Krieges gerathen waren, als man die wichtigsten Acten sogar als Streu für die Pferde benutzt hatte. Bischof Konrad war ein wohlwollender, aufgeklärter Mann. Ich hatte sein Vertrauen gewonnen; er liebte, wie ich, alte Drucke, Miniaturen, kunstvolle Heiligenschreine, ohne sich darum auch, wie ich selbst, unter den Ranken und Blüten der damals modischen Romantik und Phantastik heimisch zu fühlen. Auf einem Krankenlager, wovon er nicht wieder erstand, übergibt mir der Bischof einen soeben empfangenen Brief des am selben Tage zur Ruhe bestatteten Pfarrers von Borkenhagen, eines getauften Juden. Nehmen Sie das! sprach er. Es ist das Testament eines Narren! Ich sollte es nach Rom schicken! Wahnsinn! Da jedoch daran manches Geheimniß Ihrer Familie betheiligt ist, so lesen und zerreißen Sie die Stilübung —! Sie ist lateinisch geschrieben —"

„Ich las den Erguß eines melancholischen Gemüthes, das, mit sich selbst und mit der Welt zerfallen, in diesem Brief das Judenthum für die vollkommenste Religion erklärte, die Lehre Jesu nur eine von Jesus nicht beabsichtigte Abweichung vom Judenthum nannte und sich in seiner letzten Stunde von einem Gaukelspiel lossagte, das er behauptete, jahrelang mit Bewußtsein getrieben zu haben. In dieser Ueberzeugung, hieß es in dem merkwürdigen Briefe, hätte er zwar damals noch nicht gehandelt, als er den Glauben gewechselt — damals hätte er Jesus und dem Christenthum etwas abzubitten gehabt — aber die Erinnerung an seine Verwandte, die Thränen einer verlassenen Geliebten hätten ihn schon damals bestimmen sollen, wenigstens nicht auch Priester zu werden. Er hätte es aber werden müssen; er hätte die Weihen angenommen aus Furcht vor einem Tyrannen, er nannte den Kronsyndikus auf Schloß Neuhof. Mißhandlung, Drohung, sogar Weinen und Flehen dieses Mannes hätten ihm aus gewissen Gründen so lange zugesetzt, bis er Priester wurde. Jahrelang aber hätte er nun sein Amt mit Unlust und ohne Ueberzeugung geführt. In diesem Sinne, schrieb er, hätte er die Sakramente ertheilt, ohne die entsprechende Richtung des Willens. Getauft hätt' er in der bestimmten Voraussetzung, daß das, was er that, eine leere Formel sei. So zunächst alle Verwandte des Kronsyndikus — sogleich seinen ersten Täufling, Bonaventura von Asselyn. Seine erste Trauung, zwischen Ulrich von Hülleshoven und Monika von Ubbelohde, gleichfalls Verwandte seines Peinigers, auch sie wäre von ihm vollzogen worden, ohne den Willen und die Ueberzeugung, daß er wollte, was er that. Mit diesem bittern Hohn gegen sein Geschick, wozu sich die Andeutung über eine unrichtige Ehe gesellte, welche irgendwo von ihm vorher schon hätte geschlossen werden müssen — und wie zu vermuthen war, auch diese auf Anstiften des Kronsyndikus — wollte

der menschenfeindliche Mann, der ein Rabbiner, ja, wie man aus einigen Stellen seines Briefes ersah, ein Kabbalist geblieben war, aus dem Leben scheiden."

Bonaventura erkannte jetzt die Gründe, warum Lucinde vor Jahren, damals, als sie seinen Epheu zerstörte, auch von Monika's Ehe als von einer löslichen gesprochen hatte.

„Meine Empfindungen waren damals noch so katholisch, daß ich über diese Entdeckung den größten Schmerz empfand und darüber anders dachte, als mein hochbetagter freidenkerischer Bischof, der einige Tage nach Uebergabe der Urkunde an mich gleichfalls aus dem Leben schied. Aber sollte ich meiner Familie, meinem eigenen Kinde noch einen neuen, von mir mit Entsetzen empfundenen Makel anhängen? Ich dankte der Vorsehung für diese glückliche Wendung, die ein so wichtiges Document in meine Hand gelangen ließ. Sollte ich sie zerstören? Daran verhinderte mich mein rechtgläubiges Gemüth, ja der feste Entschluß, eines Tages deine richtige Taufe nachholen zu lassen! Und in diese Schrecken und Beunruhigungen meines Gewissens mischte sich die immer mehr gesteigerte Trauer um mein unseliges Verhältniß zu deiner Mutter. Ein treuer, aufrichtiger Freund, den ich um so mehr liebte, als seine kühle und verständige Natur zu meinem eigenen Wesen die heilsamste Ergänzung bot, konnte sich nicht von einer Leidenschaft frei machen, welche die einzige war, die ihn vielleicht je überkommen. Noch mehr, ich war von ihm abhängig; die Güter des Lebens, die ich nie zu verwalten gewußt hatte, verbanden uns, während uns alles andere hätte rathen müssen, uns zu trennen. Eine Lage entstand, die vor der Welt meine Ehre in einem Grade bloßstellte, der mich über mich selbst verzweifeln machte. Ich sprach nie von dem, was mich drückte, und doch erkannte ich alles, was vorging. Ich sah, daß Wittekind meinen Haushalt bestritt, meine Schulden bezahlte, in jeder

Frage, wo kaum noch meine Zustimmung begehrt wurde, die Entscheidungen gab. Schon gab ich mir die Miene, solche Zustimmungen von meiner Seite gar nicht mehr zu beanspruchen — ich vergebe deiner Mutter; sie folgte ihrem weiblichen Sinn; dieser will sich an Starkes und Verwandtes halten — es ist unwahr, daß sich nur die Gegensätze lieben."

Die Freundschaft der Lesenden war gerade aus dem Gefühl entsprungen, sich verwandt zu sein. Sie mußten diesen Ausspruch bestätigen. Bonaventura dachte an die Sterbeaugenblicke seiner Mutter, die in Einem Punkte ruhigere gewesen waren, als er erwartet hatte — ihr zweiter Gatte hatte mit der Ueberzeugung von ihr Abschied nehmen dürfen, daß ihr ganzes Glück und ihre wahre Lebensbestimmung er nur allein gewesen. Bonaventura gedachte des Tages, wo ihm auf Schloß Westerhof die Mutter gesagt hatte, gern beuge sich ein Weib dem Worte: „Und er soll dein Herr sein!" — wenn der Gatte es nur wäre —!

„O mein Sohn, damals verehrte ich noch eine Kirche, die einer Form zu Liebe zwei Menschen, und wenn sie sich hassen und wenn sie sich zum Anlaß ewig verlorener Verwilderung der Herzen und der Sitten werden, doch aneinanderschmiedet — eine Kirche, die dem frivolsten Priesterwillen eine Macht über unser ewiges und zeitliches Wohl läßt. Aber mein Sinn sollte sich ändern. Er änderte sich in dem Grade, daß ich auch nicht für mich allein der Wohlthat der Erleuchtung theilhaftig werden wollte. Als du Geistlicher wurdest, als ich hörte, du hättest dich den Römlingen angeschlossen, erfreute es mich zu vernehmen, daß Mevissen damals jene Urkunde beim Verbrennen meiner Effecten im Gasthof zur Balance zu Martigny zurückbehalten hatte. Mein braver Begleiter schrieb mir zuweilen. Unter anderm meldete er: «Einiges hab' ich nicht verbrennen mögen! Besonders auch Geschriebenes nicht. Es ist bei mir sicher wie im Grabe. Und sollte sich einst noch einmal

Ihr Wille ändern oder eine andere Zeit kommen, wo Sie bereuen, was Sie gethan — dann lassen Sie nur in Gottes und seiner Heiligen Namen mein Grab öffnen. Was ich nicht vernichtete, dort finden Sie's!»"

Bonaventura holte einen tiefen schweren Seufzer. Er galt der Last, die von seinem Herzen fiel.

„Und dies Grab ist erbrochen worden —! Ich weiß es — ein Räuber, dessen Hand mein treuer Hubertus gerichtet, hat die Witterung gehabt, daß ein Schatz — freilich nur einer der Liebe mit diesem armen Manne begraben war —! O daß es zu spät sein mußte, ihn noch zur Verantwortung ziehen zu können und mich zu beruhigen über das Verbleiben jener Urkunde —! In deinem eigenen Dorf mußte also ein Fluch zu Tage kommen, den deinem Leben ein wahnwitziger Priester geschleudert —! Hast du diese Kunde nie vernommen, so vernimm sie von mir!"

Ambrosi lächelte und suchte dem Freunde Muth zu geben.

„Bona, du bist Würdenträger einer Kirche, die ein Recht beansprucht, dich sofort aus ihrem Schooße auszustoßen. Warum? Weil ein Priester es so wollte —! Mit einem Zucken seiner Miene, einem tückischen Hinterhalt seiner Gedanken wollte —! Bona, verkünde diese Vermessenheit des katholischen Priesterthums —! Verkünde sie der Welt! Zeige, wohin die Anmaßung der Concilien und der Päpste geführt hat! Frage, ob alle die neugetauft werden müssen, die du getauft hast — alle die neuverbunden, die du verbandest — alle Sünden noch einmal vergeben, die du vergeben —! Ich wünschte, daß die dreifache Krone dein Haupt zierte und du sagen könntest: Höre, o höre, Christenheit — wenn Roms Gesetze Recht behalten, so ist sein oberster Priester jetzt — ein Heide —!"

Tieferschüttert hielten die Freunde in ihrer Arbeit inne. Schon schlug die mitternächtige Stunde. Eisige Schauer überliefen sie

doch. Ein Diener kam und schürte die schon erlöschende Flamme im Kamin. Einen kurzen Bericht, den er vom jetzt gelöschten Brande an Piazza Navona gab, hörten die Tiefergriffenen kaum. Abwesend war Geist, ergriffen Ohr und ihr Auge nur von dem, was sie dem entrollten Papier entzifferten, ebenso wie von den Andeutungen eines Zukunftbildes, das sich mit himmlischen Farben vor ihrem geistigen Blick entrollte.

„Doch“, fuhr Bonaventura fort, die Buchstaben zu lesen und zu übersetzen, die jetzt erst Ambrosi, doch mit immer gleicher Geschicklichkeit, zu Papier bringen mußte — „kehre mit mir zurück auf den Tag meines scheinbaren Todes! Gefahrvolle Schneestürme hatten geweht und mühsam erklommen wir die mächtige Höhe. In der Nähe des Hospizes warfen wir Pilgermäntel um und ließen uns die Morgue aufschließen. Während Mevissen beschäftigt war, den führenden Augustinerbruder nach einem der dort aufgestellten Gerippe, vor welchen alles, was an und bei ihnen gefunden worden, beisammen lag, zu fragen und ihn zu zerstreuen, legte ich vor einen der jüngst Verunglückten, der mir an Wuchs ziemlich glich und an dem durch seinen Sturz zerschmetterten Kopf völlig unkenntlich war, mein Portefeuille und den Trauring deiner Mutter nieder —“

Ambrosi sagte: Vor meinen Vater —! Wie hat das Schicksal uns so wunderbar verbunden —!

Bonaventura, erlöst von dem jahrelang ihn quälenden Bilde eines möglicherweise noch unheimlicheren Zusammenhangs der Todesarten ihrer Väter, der natürlichen des Professors Ambrosi, der künstlichen Friedrich's von Asselyn — konnte nur mit seinen beiden zitternden Händen die linke Hand Ambrosi's ergreifen und mit stummer Geberde aussprechen, was er empfand.

„Als ich außerdem dann noch die Portefeuilles vertauscht hatte, da fiel mir erst die ganze Schwere meiner That aufs Gewissen. Mein Führer, Mevissen, muthvoller als ich, mahnte zum Gehen — seine

Absicht mußte sein, soviel als möglich für die Augustiner unwiedererkennbar zu bleiben. Am Hospiz, wo uns die Mönche einluden, einzutreten, trennte sich Mevissen — er mußte es schnell thun, um unsere Physiognomieen sich nicht zu lange dem Gedächtniß der Nachblickenden einprägen zu lassen. Es war ein Abschied für ewig und dennoch ging Mevissen — wie zu einem Wiedersehn auf den folgenden Tag —"

Solche Treue lebte jahrelang neben mir und neben dem Onkel — ohne ihres Ruhmes zu begehren —! schaltete Bonaventura ein. Er mußte sprechen, um nur das Klopfen seines Herzens und dessen ängstliche Spannung bewältigen zu können.

„Aber, der Gedanke: Die Spur jenes Unglücklichen, für welchen nun du wirst genommen werden, blieb nun vielleicht den Seinigen auf ewig verloren — du hast ein Verbrechen auf dich geladen, größer, als dein Selbstmord gewesen wäre! — dieser Gedanke verfolgte mich bald mit allen Schrecken eines bösen Gewissens. Im Portefeuille des Todten, für den man meine Person nehmen konnte und sollte, fand ich keinen Namen, nur Höhenmessungen und Zahlenreihen. Noch im ersten Eifer meiner scheinbaren Selbstvernichtung warf ich diese Anklage gegen mich in die Tiefe eines Waldstroms! Ringend, mich in die Stimmung meines alten Leichtsinns, meiner romantischen Sorglosigkeit, meiner angebornen lässigen Natur zurückzuschmeicheln, umging ich Turin. Die Thäler, die ich mit meinen neuen Kleidern durchwanderte, waren zufällig Waldenserthäler. Ich kannte die romanische Sprache. Aber ich floh vor allem, was mich an Religion erinnerte. Nur mein romantischer Trieb gab mir Kraft, nur jener phantastische Sinn, der dem Schönen und Reizvollen sich ergibt und dabei der moralischen Imputationen nicht achtet. Ich wollte nach Genua, wollte mit dem Rest meiner Baarschaft zu Schiff gehen und mir in Südamerika ein neues Leben begründen. Ueber Coni hinaus wurde

ich aber krank; seelisch und körperlich angegriffen, schleppt' ich mich jetzt nur noch langsam hin. Scheu mied ich die große Straße und oft ruhte ich mich in Wäldern aus. Da war es, wo ich in einem einsamen Thal aus einem schönen Hause einen vollstimmigen Choral vernahm. Ich trat in einen neugebauten Raum, wo ein Redner geistliche Erweckungen hielt. Der Gottesdienst war bald zu Ende. Ich sah eine hohe stolze Dame, welcher alle, als sie aus dem Hause trat, ehrerbietig auswichen, ich grüßte sie und folgte ihr. Zu meinem Erstaunen sprach sie mit ihrem Diener deutsch. Ich redete sie in gleicher Sprache an. Dies gethan zu haben, bereute ich sofort, ich hörte ihren Namen und mußte erstaunen, mich in der Nähe eines entfernten Zweigs meiner eigenen Familie zu befinden. Entfliehen konnte ich nicht; ich war zu hinfällig, wurde auch krank, ich kam dem Tode nahe und befand mich monatelang in einem Zustand fast der Geistesabwesenheit. Als ich genas, war ich so von Dankbarkeit und Ehrfurcht vor dieser edlen Frau erfüllt, daß ich mich nicht mehr von ihr trennen konnte. Da ich mich als Katholiken bekannt hatte, durfte sie in meiner Absicht, als Einsiedler in ihrer Nähe leben zu wollen, nichts Auffallendes finden."

In Bonaventura's Innern klangen die Lieder des Dichters Novalis. Was des Vaters träumerischphantastischer Sinn hätte für sich aus dem Geist der Zeit zur Entschuldigung aufführen können, ergänzte nun die Liebe und Bildung des Sohnes.

„Die Gewissensschuld, der Schmerz um meine That auf dem Hospiz, die Gewißheit, daß bereits aus meinem geglaubten und bestätigten Tode ein neues Leben in der aufgegebenen Heimat erblüht war (die Gräfin erzählte mir von einer Heirath des Präsidenten von Wittekind, eines Cousins der reichen Erbin, mit welcher sie zu processiren angefangen — eine Zeitungsannonce nannte den Namen der Gattin Friedrich's von Wittekind —)

alles das gab mir eine tiefe Traurigkeit und mehrte den Abschluß mit dem Leben. So entstand die Neigung, mich um die Lehre der Waldenser zu bekümmern. Gräfin Erdmuthe gab mir die alten Schriften, die sie gesammelt hatte und die in ihrem Text vielleicht niemand so verstand, als ich —"

Auch Ambrosi war in ein tiefes Erinnern versunken und kaum noch schien er zuzuhören. Bonaventura chiffrirte inzwischen für sich weiter und las. Die Darstellung des Vaters lenkte auf jene Empfindungen zurück, die sich in Ambrosi's Innern angesponnen haben mußten; deshalb begann der Freund aufs neue die laute Mittheilung.

„Ich würde vergebens gerungen haben, aus meinen durch die Ehegesetze geweckten Zweifeln an Roms Hierarchie zu einer Versöhnung mit dem ewigen Grund aller Dinge, der in unserm Gewissen den einzigen Weg zu seiner Erkenntniß vorgezeichnet hat, zu gelangen, wenn nicht ein wunderbares Erlebniß mich zum Frieden mit mir selbst gebracht hätte. Alle Schätze der Erde sind doch nichts gegen die Seligkeit eines erlösten Schuldbewußtseins —! Dann streckt jubelnd die Dankbarkeit ihre Hände gen Himmel und ruft: Verhängniß, Zufall oder wie dein Name sein mag, ewiges Gesetz des Lebens, ich bringe dir den Dank einer befreiten Seele, ich bring' ihn dir mit einem Jubel, der bis in den Sphärensang der Sterne dringt —! Unter den vielen, die in meine Waldhütte kamen, um sich Raths zu erholen, wie ich ihn gerade geben konnte, kam auch ein anmuthiger Jüngling. Seine Mienen hatten einen melancholisch trauernden Ausdruck. Ich konnte ihn nicht sehen, ohne sogleich mit tiefster Wehmuth auch deiner zu gedenken. Es war den geistlichen Schülern von Robillante, überhaupt rechtgläubigen Seelen verboten, sich meiner Hütte zu nahen — dennoch geschah es — ich wurde ein Beichtiger wider Willen. Auch diese Schüler, die sich oft in den

Wäldern tummelten, gingen nicht, ehe ich nicht jedem gethan oder gerathen, wie und was er wollte. Vielen Umwohnern mußt' ich Briefe schreiben, andern über ihre Geldsachen rathen, manchen lehrte ich die Sprachen, auch deutsch — Knaben wie Mädchen."

Bonaventura gedachte der Gattin Hedemann's.

„Jener Schüler aus Robillante wollte Deutsch lernen. Die Gabe der Sprachen schien dem jungen Novizen versagt; desto reger war sein Forschereifer in Aufgaben der Phantasie und des Gemüths. Vincente Ambrosi wollte Mönch werden; ich that nichts, um ihn in diesem Entschluß wankend zu machen, kämpfte auch nicht gegen seinen Glauben, den er mit Hingebung und durchaus innerlich ergriff. In ihm liebte ich dich! Schon lange bewohnte ich meine einsame Hütte und war noch ohne Seelenruhe. Immer war ich gefoltert vom Hinblick auf den St.-Bernhard und meinen Betrug! Oft feuchteten meine Thränen mein nächtliches Lager. Oft trieb es mich, nach dem Hospiz zurückzukehren und nach allem zu forschen, was seither dort geschehen war. Aber die Vorstellung: Deine Gattin hat sich mit dem Freunde vermählt und darf nicht in Bigamie leben! schreckte mich; man konnte mich erkennen; diese einsam wohnenden Mönche behalten die wenigen Eindrücke, die ihnen werden, desto lebhafter. Immer und immer aber sah mein gefoltertes Gewissen die größten Verwickelungen entstanden aus den verwechselten Portefeuilles, aus dem Hinlegen meines Ringes unter die Sachen, die einem andern gehörten, einem, dessen Spur nun verloren war, indem er, für mich geltend, begraben wurde. Was half mir das Glück meines äußeren Schicksals, die liebevolle Sorge und der Schutz meiner Gräfin —! Mir fehlte Seelenfriede. Diesen fand ich erst, als mich wieder jener Priesterzögling besuchte, der oft in diese Gegend Almosen zu suchen ausgeschickt wurde. Er klagte über die Nichtbefriedigung seines Innern und erschloß mir zum

ersten mal, warum sein Gemüth so krank, sein Sinn so traurig war. Er hatte bei unserer ersten Begegnung Deutsch von mir lernen wollen; wie er jetzt erzählte, weil er nur zu sehr bedauerte, es in einer ernsten Sache, von welcher er damals nicht sprach — es ließ sich an einen Selbstmord seines Vaters denken — nicht verstanden zu haben. Er wäre das einzige Kind seiner Aeltern; seine Mutter, eine Frau von hoher Bildung, wäre eben aus dem Leben geschieden, als sein Vater, Lehrer der Mathematik am Colleg zu Robillante, um sich in seinem tiefen Schmerz aufzurichten, ihn ins Seminar gegeben und eine Fußreise in die Alpen angetreten hätte. Um die Savoyer und Deutschen Alpen zu vergleichen, hätte er vier Wochen ausbleiben wollen und wäre nicht zurückgekehrt. Da die Nachforschungen ohne Resultat blieben, machte sich nach einigen Monaten der Sohn selbst auf den Weg, um des Unglücklichen Schicksal in Erfahrung zu bringen. Der Vater war die Straße über den kleinen Bernhard, den Bernhardin, gegangen, hatte von da aus die Walliser, die Berner Alpen besucht — überall noch fand er des Vaters Spuren, auch noch auf der Heimkehr am Genfersee, noch in Martigny, ja bis zum Hospiz hinauf. Dort aber war dann plötzlich derjenige, von welchem er geglaubt hatte, daß es unfehlbar nur sein unglücklicher Vater hätte sein müssen — ein anderer, den gleichfalls der Schneesturm überfallen, ein von einem deutschen Domherrn und seinem Diener damals erst vor einigen Wochen in St.-Remy Begrabener, ein Deutscher, Friedrich von Asselyn genannt —! Den Namen hatte er deutlich und richtig aufgeschrieben; er stand in St.-Remy auf meinem vom Bruder Franz gesetzten Leichenstein —"

Die Freunde konnten an dieser Stelle nichts thun, als sich über die wunderbare Verknüpfung ihres Lebens gerührt die Hände drücken.

„Weinen durfte ich bei der Erzählung des Jünglings — denn sein Leid hätte an sich schon jeden gerührt. Mein Weinen war aber ein Weinen der Freude, das der junge Geistliche nicht begreifen konnte. Ich sprach ihm, da mein Entschluß, mein Geheimniß zu hüten, so lange deine Mutter lebte, feststehen sollte: Ich kann dir nicht sagen, mein Vincente, daß dein Vater lebt; aber glaube mir, die Stunde der Trauer, als dir alles zu sagen schien: Du findest ihn, wenn auch im schreckhaftesten Bild des Todes, und du sahst dich dann doch in deiner schmerzlichen Hoffnung getäuscht — diese Stunde, mein Sohn, wird dir gelohnt werden mit ewigen Himmelskronen! Der Jüngling deutete alles im Bilde. Ich wurde ihm näher verbunden und tiefer verloren wir uns in die großen Aufgaben des Lebens. Von dieser Zeit an erhob sich mein Inneres zum Dank gegen Gott. Denn Dank gegen Gott, das ist das Gefühl, dessen Ausdruck wir tausendmal im Munde führen und welches wir doch nur selten verstehen, selten in die Ursachen seiner wahren Beseligung zu zergliedern vermögen —!"

Wieder hielten die Freunde inne. Wieder besiegelte ihr Händedruck den gottgeschlossenen Bund ihres Lebens.

„Nun wagte ich, auch an die Läuterung Anderer, an die der Kirche zu denken. Gräfin Erdmuthens Glaube überträgt unser Glück auf die Wohlthat der Erlösung durch die Gnade. Das Bild der Gnade begriff ich jetzt und pries am Glauben der Protestanten, daß sie, die so Vieles aufgaben, was sie noch wie andere Christen hätten hüten und tragen sollen, sich das Bewußtsein einer fast persönlichen Wahl und Führung Gottes gewonnen hatten. Ich sah die Hand der Vergebung wie greifbar vor mir, ich fühlte an mir selbst die wider Verdienst geschenkte Gnade des großen Erlösungswerks. Nun verstand ich die reinen, andächtigen Bücher der Waldenser, diese kindlichen Hingebungen an die Schrift. Die Bibel wurde mir das Buch der göttlich geführten

Menschenschicksale. Liebe, Glaube und Hoffnung wurde mein Evangelium. Wozu bedarf es mehr? Und wozu irgendetwas, was nicht auf diesem Grunde ruhte? So lehrte ich an manchen Tagen unter meinen alten Eichen und die Menschen kamen von nah und von fern, bis sie durch die Verfolgungen daran gehindert wurden. Da hätt' ich denn schon den wirklichen Tod suchen können, da in dieser Welt auf solchen Drang noch immer der Tod gesetzt ist. Immer entschlossener theilt' ich die Ueberzeugung der Gräfin, daß das Verderben der Welt der Stuhl des Antichrists in Rom ist. Die Fortschritte der Bibelverbreitung, das Wirken englischer Missionäre gerade auf italienischem Boden, die enge Verbindung zwischen Politik und Religion gerade in diesem Lande, der erwachende Freiheitsdrang Italiens, der nur allein über die Zerstörung der Priesterherrschaft Roms hinweg sein ersehntes Ziel der Volks- und Bürgerfreiheit erringen kann, alles das erfüllte mich mit hoher Spannung. Ja, in einer solchen Stunde kam mir der Gedanke, nicht allein meinen zweiten Sohn, Vincente Ambrosi, für die Sache der großen Reform zu gewinnen — ihn nannt' ich auch in diesem Sinn schon den Meinen — sondern auch meinen ersten, der, wie ich hörte, in die Netze der Römlinge gefallen war. Noch schob ich es auf, bis ich hörte, daß sich sogar an den Unternehmungen jenes Kirchenfürsten dein Wahn betheiligte, von denen mir die Gräfin in höchster Aufregung ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für den gekrönten Vorkämpfer des Protestantismus in Deutschland erzählte. Da schrieb ich dem Bruder Franz und dir, Bonaventura, sub sigillo confessionis eine Aufforderung zu einem Tag des Concils unter den Eichen von Castellungo. Es war eine That, die selbst die Möglichkeit, mich, deine Mutter, uns alle unglücklich zu machen und tief zu beschämen, nicht scheute, gewiß eine That der Uebereilung, geschehen ganz in jener alten Hast, die ich noch nicht überwunden

hatte — Ach, es sollten Prüfungen kommen, die mein Blut in ruhigere Wallung, mein Denken in kühlere Bewegung brachten —"

Cardinal Ambrosi mußte bestätigen, daß Bonaventura's Vater schon damals von seiner baldigen Entfernung aus Castellungo gesprochen hatte. Die Geständnisse kehrten auf ihn selbst, der in heftigste Erregung gerathen war und zuweilen, wenn er dechiffrirt hatte, auf- und niederschritt, zurück.

„Wie aber erreicht man ein allgemeines Concil? Wie setzt man die Majestät dreier Jahrhunderte des Lichts zum Richter über das Concil von Trident? Arme Mönche und Landpfarrer haben keine Stimme im Rath der Kirche! Ein Cardinal, ein Papst muß es sein, der dem Schöpfer das Wort nachstammelt: «Es werde Licht!» Und wie wird man Cardinal, wie Papst —? So sprach mein Schüler eines Tags mit bebender Stimme. «Dazu sind alle Wege offen!» erwiderte ich lächelnd. «Keiner ist freilich sicher!» Einer, setzte ich hinzu, wäre neu, der: In Rom ein Mönch im alten Sinne der Väter zu sein! «Werde ein Heiliger, mein Sohn!» sprach ich. Das will ich werden! antwortete Vincente. Ich erschrak, ergriff seine Hand und fuhr fort: Mein Sohn, kein Urtheil über die Menschen und Dinge dieser Erde darf dann früher über deine Lippen kommen, bis die kühle Erde oder der Purpur deine Stirn deckt! «Das schwör' ich zum dreieinigen Gott!» sprach Vincente Ambrosi und ging nach Rom —"

Ambrosi legte sein Haupt auf den Tisch und faltete die Hände. Auch Bonaventura's Schweigen war wie ein Gebet. Nach einer feierlichen Stille sagte er: Und ich, ich mußte dir das letzte Wiedersehen deines Vorläufers und Apostels rauben —! Den Blick der Bewunderung —!

Er ist jetzt unter uns! sprach Ambrosi mit verklärtem Blick gen Himmel. Und wie bald — wie bald einigt uns alle — das große Gottesherz —!

Eine lange Pause trat ein. Dann mahnte Ambrosi selbst, daß der Freund fortfahren möchte. Es war tiefe Nacht ringsum. Bonaventura las, was Ambrosi aufzuschreiben fortfuhr:

„Als mein treuer Schüler nach Rom zu den strengen Alcantarinern gepilgert war, hätte ich in hoher, göttlicher Freude in meiner Klause leben können, wenn ich mich nicht einige Jahre später hätte zu jenen Briefen hinreißen lassen. So lebte ich mit Zittern unter den Eichen von Castellungo, hoffend und wieder erbangend, erbangend, daß meine Entdeckung näher und näher rückte. Mevissen mußte todt sein — ich hörte nichts mehr von ihm. So ging noch ein Jahr, noch ein zweites hin. Da kam die mich geradezu bis zum Wahnsinn verwirrende Nachricht, daß mein eigener Sohn als Bischof in Robillante erwartet würde —! Wie war das möglich geworden! Ich wußte nichts vom Zusammenhang dieser geradezu unbegreiflichen Wendung, ich sah nur die Wirkung meiner Mahnung an die Eichen von Castellungo, die Entdeckung meines Aufenthalts —! Dein Denken, dein Fühlen entnahm ich aus dem, was ich allein von dir wußte —! Dein Bekenntniß war mir verhaßt; hatten dich andere in meine Nähe mit Absicht gebracht? Ich hätte fürchten müssen, dich in die traurigsten Conflicte zu verwickeln. So entfloh ich. Ich bot alles auf, dir, deiner Mutter, deinem zweiten Vater die volle Freiheit eueres Lebens zu lassen, mir nur den Schein meines Todes."

Ambrosi hatte schon lange dem Freunde seinen fortgesetzten Zusammenhang mit Federigo erzählt. Jetzt erfolgte die Bestätigung.

„Ambrosi wurde der neue Vermittler zwischen deiner Liebe und meiner Furcht! Ich hörte von deiner veränderten Richtung, von deinen Kämpfen, von deinen Siegen. Ist es nicht gut, zu entbehren um einen Gewinn? Sah ich dich nicht, ob hier, ob dort,

in meinen Armen, vereint mit dir durch jene großen Opfer, die nicht ausbleiben, solange die Erde in ihren Bahnen der Dunkelheit und der Sehnsucht nach dem unsterblichen Lichte rollt —! Ich fürchtete nichts von den Schrecken dieser Welt — nichts von den Schrecken Italiens. Müssen sich nicht selbst die Drohnisse der Natur in Quellen der Freude verwandeln, wenn sie uns die Gemeinsamkeit des Erdenlooses lehren und das Bild eines großen Zweckes aufstellen, welchem an der ewigen Schöpfungsquelle erst aus Tod die Erfüllung wird! Wenn ich dir schildern sollte, wie ich auf meinem Pilgergang nach Loretto, in der Gefangenschaft der Räuber, im Silaswald in jener Waldeinsamkeit, die ich in meinen Jugendträumen so oft gepriesen und ersehnt und nun bedenklich genug zum ewigen Aufenthalt erhalten hatte, hin- und herbewegt wurde von einer Welt andringender, mich stets beschäftigender Thatsachen, wie ich namentlich im Hinblick auf dich und deine große Laufbahn von Zweifel, Hoffnung, innigster Vater- ja Freundesliebe bewegt wurde — dann soviel freundliche Genien fand, die mich wiederum einen Jüngling wie Ambrosi, entsagungsmuthig, willensstark und willensrein finden ließen — Paolo Vigo — wie ich nun schon drei einem Gottesreiche gewonnen sah, das mit klingenden Harfen näher und näher den Nebeln der Erde kommt —"

Bis hierher hatten die Freunde entziffert und gelesen, als die Lampe erlosch und sie sahen, daß der helle Morgen tagte. Sie hatten das Schwinden der Zeit nicht bemerkt. Auch das Verglimmen des Feuers im Kamin nicht. Nun meldeten sich die Rechte der Natur im Gefühl nicht der Müdigkeit, sondern in der Entdeckung, daß es Winter und kalt war.

Draußen läuteten die Morgenglocken. Die Freunde waren so selig von Freundschaft, Liebe und Hoffnung ergriffen, daß ihnen die Besinnung auf die Welt, sogar der Hinblick auf die in den

öden Mauern des Inquisitionspalastes liegende Hülle der edlen, schwärmerischen Seele, die hier zu ihnen sprach, wie ein Traum, wie eine märchenhafte Jugenderinnerung war. Den Rest der Blätter wollten sie auf den stilleren Abend lassen und noch wenige Stunden ruhen. Dann hatten sie die Absicht, zunächst zum General der Dominicaner zu fahren und diesem für seine überraschenden Indulgenzen zu danken. Hierauf wollten sie in den Inquisitionspalast, später nach San-Pietro in Montorio.

Schon hörte man von der Straße her den Lärm des Tages. Eben wollten sich die Freunde trennen, als sie bemerkten, daß der Diener (er hatte die auf dem entlegenen Zimmer Eingeschlossenen nicht ferner stören dürfen und sie dann, nachdem er inzwischen geruht, staunend noch nicht zu Bett gegangen wiedergefunden), noch eine Eröffnung für sie bereitzuhalten schien. Er sagte, daß die trübe Nachricht erst nach Mitternacht gekommen wäre und er sie sofort nicht zu melden gewagt hätte.

Welche trübe Nachricht?

Es war verhängt, daß sich heute keine Ruhe auf die leidüberladenen Herzen senken sollte. Die Feuersbrunst hatte auf Via dei Mercanti stattgefunden. Sie war seit Jahren eine der größten, die in Rom stattgefunden. Die daselbst in einem alten Palast befindlichen Waarenmagazine waren von den wüthenden Flammen zerstört worden. Von oben und unten sich begegnend hatten sie die Stiegen unbetretbar gemacht. Man beklagte Verlust an Menschenleben.

Ambrost und Bonaventura fragten nach Gräfin Sarzana. Der Diener berichtete ihren Tod. Ein Franciscanerbruder, erzählte er und die sich mehrende Dienerschaft ergänzte seinen Bericht, hätte retten wollen. Muthig stürzte sich der Mönch in die Flammen, zumal als man zu sehen geglaubt, daß eine Dame, die oben aus der Zerstörung einen Ausgang suchte, einem Räuber

ein Käſtchen entriß, das ſie mit Verzweiflung und hülferufend vor ihm zu wahren ſuchte. Auf einer mit Eiſenblech beſchlagenen Leiter erreichte der Mönch den Balcon, der ſchon mit brennendem, zur Rettung beſtimmtem Geräth überhäuſt war, kletterte in ein vom wirbelnden Qualm und mit kniſternden Funken erfülltes Zimmer, wo deutlich durch die zerſprungenen Fenſterſcheiben hin-durch das Ringen der Dame mit einem Mann erblickt werden konnte, dem ſie jenes Käſtchen nicht zur Rettung überlaſſen zu wollen ſchien. Der Mönch machte ſich Bahn, ergriff den Schrein, warf ihn auf die Straße — in die verzehrende Glut, die ihn ſofort zerſtörte. Denn die Flamme loderte ſo hoch auf, daß bereits die glühend gewordene Leiter brannte. Man verſuchte eine neue anzulegen. Vergebens! Noch einmal hörte man aus dem allgemeinen Lärm der Verwüſtung und Zerſtörung heraus die Stimme des Mönchs, der ſeine ſchon brennende Kutte abgeriſſen hatte, hörte den mächtigen Ausruf: „Schon einmal gelang es, Brüderchen!“ Da verloren ſich die italieniſchen Worte, die noch zu allgemeiner Verſtändlichkeit der Muthige gerufen hatte, in eine fremde Sprache. Mit dem einen Arm ergriff er den Räuber, mit dem andern die Gräfin Sarzana, hob beide hochhinweg über die brennenden Geräthſchaften auf dem Balcon und ſchickte ſich zum Sprunge an. Die Balken des Daches ſtürzen, die Flamme ſucht mit gierigem Schlund die ſchon Erſtickenden. Jetzt, mit dem Ausruf: Noch einmal in Jeſu Namen! ſpringt der Rettende in die Tiefe. Mit zerſchmetterten Gliedern lagen drei Menſchen auf der Straße — bedeckt von den brennenden Balken und dem Schutt der Zerſtörung — Sie lagen todt.

Während Bonaventura erſtarrt zur Bildſäule, von Ambroſi gehalten, jedes Wort wie die Spitze eines Dolches fühlte und doch mit dem innigſten Antheil dem Grauenerregenden ſein Ohr entgegenhielt, fuhr der Bericht fort: Nun ſtellte es ſich heraus, daß

der eine der beiden Männer jener deutsche Mönch gewesen, der einst den Grizzifalcone erschossen, Frâ Hubertus. Der andere hat sich keineswegs als Räuber herausgestellt. Es war — ein Freund der unglücklichen frommen Gräfin, der allein nur zum Helfen gekommen war — ein Priester des Al Gesù, Pater Stanislaus. Die Gräfin Sarzana wurde über die Engelsbrücke getragen, noch hatte sie einige Besinnung; sie erreichte das Krankenhaus der Deutschen nicht mehr. An den Stufen der Peterskirche mußte die Bahre halten. Dort ist sie verschieden. Den todten Pater Stanislaus, hieß es, holten seine Ordensbrüder ab. Frâ Hubertus hätte, versicherte man, mit seinem Muth und seiner unbändigen Kraft den schreckhaften Ausgang auf alle Fälle verhindert, wär' er gleich anfangs auf dem Brandplatz verblieben. Aber mitten im Gewühl behauptete er die Spur eines Mannes verloren zu haben, dem sein leichtbeschwingter Fuß schon aus Gründen aus dem Sacro Officio gefolgt war und den er im Gedräng der Menschen aus den Augen verlor. Darüber verstrich die Zeit. Endlich erblickte er in vermeintlichem Kampf mit Gräfin Sarzana den Gesuchten, rief Worte in einer unverständlichen Sprache hinauf, kletterte in die Höhe — worüber allein schon alles entsetzt stand. Dann kam er zurück. Es war — als wenn der Tod, ein Knochengerippe, beleuchtet vom blutrothen Schein der Flammen, die schon brennenden Sprossen der Leiter herabklimmen wollte, zwei Leben in seinem Arm — Der Erfolg des Sprunges gab dem Sensenmanne, was er vielleicht suchte —!

Die Erzählenden hielten auf einen Wink Ambrosi's inne. Vom Schmerze bewältigt vernahm Bonaventura nichts mehr.

Ende des achten Buchs.

Neuntes Buch.

18??

Der Vogel nistet selbst am brausenden Donnerton des Wassersturzes in seinem traulichen Versteck. Auch die ermüdete Menschenseele, Erquickung bedürfend, sucht sich ihre Ordnung aus den Schrecken der Zerstörung sogar heraus, sucht — und findet dann auch ihre alte, ihr so wohlbekannte Gewöhnung an Freud' und Leid — selbst bei Sturm und Ungewitter.

Am Fuß eines alten unschönen Gemäuers in Rom, die Pyramide des Cestius genannt und, der Inschrift zufolge, das Grabdenkmal eines wohlhabenden — Kochs aus Kaiser Augustus' Zeit, schmettert in die blaue sonnige Frühlingsluft eine Nachtigall. Vielleicht würde die Sängerin der Haine entfliehen, wenn sie die Fittiche der luftbewohnenden Nachtunholde, das ringelnde Schleichen einer Schlange umkreisten — aber die Wildheit der Menschen störte sie nicht.

Kanonen donnern —! Wilde Lieder erschallen —! Tausende von Menschen üben sich im Dienst der Waffen — Die Nachtigall singt dennoch ihre Klage unter den Rosenbüschen.

Am Fuß des alten Gemäuers breitet sich ein Kirchhof aus. Wohlgewählt der Platz beim alten Cajus Cestius, Koch und vielleicht Gastwirth im alten Rom —! Auch Herberge gab er vielleicht den Fremden — den Griechen, Persern, Afrikanern. Sein Grundstück gibt jetzt den Juden und Ketzern Herberge, wenn sie

in Rom ihr Auge schließen. Diese Rosen und Lilien an dem alten Gemäuer, wo die Nachtigall schlägt, gehören dem Kirchhof der Protestanten.

Rom ist in Waffen. Ein Dictator ist erstanden. Eben befindet er sich oben und überschaut an diesem entlegenen Ende der Stadt, vom Monte Testaccio aus, die Ebene mit seinem Fernrohr. Eine kräftige, gedrungene Gestalt mit gebräuntem Antlitz, mit schlichtem, schon weißem Haar und mit fast deutschen Augen. Ein Italiener ist's mit dem grauen Reiterhut und einer rothen wallenden Feder darauf. Sein militärischer Stab begleitet ihn.

Von hier aus sieht man deutlich drei Heere zu gleicher Zeit, die in Latiums großer Ebene, der Campagna, so lagern, wie hier einst die Cimbern und Teutonen und zur Zeit der Völkerwanderung die Hunnen lagerten. Dem Meere zu liegt das Heer der Franken. Dem Gebirge zu das Heer der „Deutschen“ — was eben „Deutsche“ unter Oesterreichs Fahnen sind. An der südlichen Seite liegt das Heer der Italiener, im Bund mit der Erhebung in Rom und seinem sieggewohnten Führer.

Der Monte Testaccio ist ein seltsamer Berg. Vom Abfall der Küchen, den hier eine Verwaltung, die im Alterthum sorgsamer als die spätere päpstliche war, auf einen Haufen an die Thore der Stadt schaffen ließ, hat sich ein Hügel gebildet, wo Unkraut wuchert auf angeflogener Erde, die, in die Ritzen eingedrungen, den Mörtel dieser zu einem Ganzen vereinigten Scherben bildet. Wie mancher schöne Henkelkrug liegt da in Trümmern —! Wessen Hand mag ihn einst an die dürstende Lippe gesetzt haben —!

Noch sind die Götter des friedlichen Hauses nicht ganz von diesen Gefäßen gewichen, die ihnen einst geweiht waren. Der Monte Testaccio wurde ausgehöhlt und verbreitet aus Weinkellern süßen Kelterduft. Vielleicht hatte hier schon Cajus

Cestius seine Weinvorräthe. Ueber diese Trümmer gibt es Treppen, Estraden, Lauben von Akazien- und Hollunderbüschen, wo die, die einen „Guten im Kühlen" zu schätzen wissen, in Hemdärmeln sitzen und das schöne „Aller Weisheit sich entschlagen" üben, das in Rom von je beim Becher geliebt wurde.

Auch heute fehlen, wie nicht die Nachtigall und die Rosen unter den Gräbern, so auch die Trinker nicht. Massenhaft durchforschen sie die heiteren Katakomben des Testaccio. Wilde und sanfte Gestalten gemischt — Priester und Mönche sogar — alle in Waffen, die meisten mit rother Blouse — die Büchsen sind in Haufen zusammengestellt. Der nahe Kirchhof stört niemanden — doch hat der Tod seit Jahren in Italien furchtbare Ernten gehalten —! Throne brachen zusammen. Völker kämpften gegen Völker. Die letzte Entscheidung über Italiens Wiedergeburt ist nahe herbeigekommen.

Die gegenwärtige Waffenruhe trat ein durch den Tod des Stellvertreters Christi. Ihrer mehre sind sich seither nun in kurzer Frist gefolgt. Einige Greise sanken in stürmischer Zeit dahin, wie schon sonst ein Stephan II. nur drei Tage auf jenem Stuhl saß, wo man, nach Innocenz' III. Wort, „zwar weniger, als Gott, aber mehr, als ein Mensch ist" — Bonifaz VII. ermordete ihn. Auch dieser wich in einem Jahre schon vor Donus II. Auch Clemens II. Freiherr von Horneburg, ein Deutscher, war vor Jahrhunderten in jener Schwebe zwischen Himmel und Erde nur ein Jahr geblieben; Gregor VIII. nur wenige Wochen. So herab bis zu Pius VIII., der gleichfalls nur wenig über ein Jahr an den schweren Himmelsschlüsseln getragen hat. Seitdem kamen andere und schon hatte Frankreich in Avignon, Oesterreich in Salzburg einen Papst wählen und krönen lassen.

Das neuntägige Trauergeläut unterbrach den Kanonendonner in der Campagna und Roms Dictator, bestürmt von seinen

Kriegern, bestürmt vom freisinnigen Theil Europas, Er möchte doch am wenigsten in Rom noch einmal eine Papstwahl dulden, erhob dennoch sein Schwert und sprach: Der Letzte der Reihe! Doch hört sein Wort! Ist es ein Prätendent auf die weltliche Herrschaft Roms, wie sie alle gewesen, so senden wir ihn zu den beiden Heeressäulen draußen hinaus, deren Bajonnete ihn halten mögen, den Schatten ohne Macht und Würde! Ist es aber ein Nachfolger Petri im Geiste Petri, ein Friedensfürst und Apostel, so soll die Welt seine segnende Hand nicht entbehren. Dann wird unser Schild ihn tragen. Unser ihm zujubelnder Beifall feiert vielleicht die Erlösungsstunde der Menschheit!

Drei Tage nun dauerte schon das Conclave von nur noch dreißig Cardinälen. Immer noch eine ausreichende Anzahl von Anwesenden unter den nie ganz vollständig gewesenen Siebzig — Und vollends in solcher Zeit —! Offen und ehrlich hatte der Dictator in die Welt gerufen, daß jeder, der den Purpur trüge, unbekümmert an die Thore Roms pochen dürfe; Rom würde ihm öffnen und ihn bei Ausübung seiner Gerechtsame schützen.

So ruhten denn nun seit zwölf Tagen die Waffen und an das Schreckensvolle, an brennende Dächer, stürzende Thürme, an die Verheerungen der Seuchen, hatte sich schon wieder die bedrängte Stadt so gewöhnt, daß zwölf Ruhe- und Trauertage Festtage erschienen. An die Thore, die mit haushohen Barrikaden befestigt waren, hinter die Schanzkörbe der Mauern wagten sich die Frauen, die Kinder, die Greise. Bang und erwartungsvoll umstanden sie die Batterieen, die mit brennenden Lunten den Monte Cavallo umgaben, wo die Cardinäle eingemauert und den Heiligen Geist erwartend saßen.

Der Dictator hatte jetzt sein Roß bestiegen und sprengte mit seinem Stab vom Fuß des Testaccio dem Thor der Bocca della Verità zu und zur Stadt zurück. Er blickte sorglos. Durch

nichts verrieth er, daß die Welt in diesem Augenblick einer Mine glich, die ein einziger Funke in die Luft sprengen und vor allem ihn selbst vernichten konnte.

Lächelnd grüßte er zwei ihm wohlbekannte Damen in Trauer, welche die allgemeine Erlösung vom Schrecken dieser Tage benutzten, um den Sonnenschein, die Nachtigall, die Rosen und die Gräber zu besuchen. Von bebenden Hoffnungen, schmerzlichen Erinnerungen bewegt, suchten sie Erholung auf dem Friedhof. Ein blühender Knabe von sieben bis acht Jahren saß vor ihnen munter und ruhig.

Die Reiter bogen aus und ließen den offenen Wagen hindurch. Mitten durch die Zelte und Gruppen der singenden oder sich im Kriegsspiel übenden Krieger hindurchfahrend, stiegen die Frauen, der Knabe und ein Diener am Thor des Friedhofs der Protestanten aus. In den Händen trugen sie Kränze.

Der kleine grüne Fleck dieses Todtenackers war in den letzten Stürmen sichtlich verschont geblieben. Zwar lagen manche der Ahornbäume, die seine Alleen bildeten, niedergesägt; ebenso Sträucher mit verwelkten Schneeballen oder Jasmindolden; aber die Gräber selbst waren verschont geblieben. Der stille Geisterhauch, der doppelt geheimnißvoll über diese Gräber, die in der Fremde Gestorbene bedecken, hinweht, schien ruhige Grüße der Sehnsucht nach dem Vaterlande hinüber oder von dorther zurückzutragen. Aeltern, Geschwister, Kinder der hier Ruhenden weilen in der Ferne —! Manchem jenseits der Alpen Weinenden ruht hier sein ganzes Glück — unter einem — wie oft! — nur einfachen grünen Hügel. Doch prangen auch auf marmornem Monument die Bildnisse berühmter Künstler, Gelehrten, hochgefeierter Staatsmänner. Meist sind die Züge der Abgebildeten leidend — man sieht es, der Geschiedene hat noch zuletzt auf diese milde weiche Luft, auf diesen heitern Sonnenschein seine

Hoffnung gesetzt und die Hoffnung betrog ihn. Dürftige Holzkreuze mahnen an manchen armen jungen Maler, der in Italien sein Ideal gesucht und es in einem römischen Spital in einer einzigen Fiebernacht finden sollte!

Jetzt halten die beiden Damen in Trauer — hohe, schlanke, edle Gestalten, gefolgt vom Diener und geführt vom voranspringenden Knaben — vor einem Denkstein, auf welchem der Name zu lesen steht:

„Graf Hugo von Salem-Camphausen."

Sie nehmen dem Diener ihre Rosen und Lorberkränze ab, die aus dem Wagen dieser mitgebracht, und legen sie auf das Grab, das erst kürzlich seine Vollendung erhalten hatte. Graf Hugo, nicht in die Dienste seiner Armee zurückgetreten, hatte seither auf Schloß Salem seiner Gattin und dem Sohne gelebt, den sie ihm geboren: Benno Thiebold Bonaventura Graf von Dorste-Salem-Camphausen! Er wurde lutherisch getauft. Graf Hugo starb bei allem Glück an einem Siechthum des Herzens — er hatte seit Jahren der Kämpfe zu viel bestanden. In Rom hatte er Genesung gehofft und heute vor einem Jahr war sein Auge erloschen. Das da ist sein lieber Sohn — er wird erzogen von zwei Müttern statt einer —! Von Paula und von Armgart. Letztere ist nun auch schon von grauen und nicht verfrühten grauen Locken — wie bei ihrem auf Castellungo noch mit dem Vater lebenden streitbar rührsamen Mütterchen.

Das heutige Opfer der Freundschaft und Dankbarkeit konnte nicht lange währen; denn die bangen weiblichen Herzen entdeckten bald, daß sie denn doch in so wildem Kriegerjubel zu allein waren. Es war eine einzige Stunde Allerseelen. Sie gedachten voll Innigkeit aller Todtenhügel, die sich ihnen in der Welt schon erhoben —! In der Ferne das noch immer von Armgart mit

Rosen und Vergißmeinnicht umfriedigte Grab des Onkel Dechanten —! Benno's —! Der Tante Benigna, des Onkel Levinus —! Des Präsidenten von Wittekind —! Auch in der Nähe gab es trauervolle Erinnerungen. Nicht weit von hier, auf dem Kirchhof der Laterangemeinde, lag ein Hügel, unter welchem die Herzogin von Amarillas ruhte. Man sagte von ihr, daß sie ein Jahr vor ihrem Ende nachts wie ein verstörter Geist in ihren Zimmern umirrte und die Ruhe suchte, die ihr nur noch der Tod geben konnte. Am Vatican befand sich Lucindens Grab —! Im Inquisitionspalast ein Hügel, der Bonaventura's Vater deckte —! Bruder Hubertus' Asche ruhte auf San-Pietro in Montorio —! Terschka's Ruhestätte kannte man nicht. Die Frauen suchten und forschten auch nicht nach ihr — ebenso wenig, wie nach den Umständen, unter denen Lucinde, Terschka und Hubertus aus dem Leben gingen. Es gab darüber grauenvolle Sagen — Armgart und Paula glaubten diese nicht; nicht um der Religion willen, sondern um deshalb nicht, weil ein weibliches Herz die Schleier böser Dinge ungern gelüftet sieht. Wo ist der Widerhall zu finden, die ganze Grabesrede, die jedem dieser Menschen gebührte! Nur in Gott mögen sie ruhen; nachfühlen und von ihnen träumen mag der Dichter! Paula und Armgart waren gerechter als andere — was man noch lange, lange in Rom und Deutschland von Lucinden sprach, erschöpfte selbst ihrem strengen Urtheil nicht die ganze Wahrheit.

Oder sollte Lucinde wirklich den Tod gefunden haben, überrascht bei einem Briefe, den sie damals gerade an Bonaventura geschrieben —? Vor einem offenen Kästchen, in welchem Documente lagen, die — mit den Schicksalen der Familien Wittekind und Asselyn zusammenhingen, mit Benno's Ursprung, wie man glaubte, mit seines Vaters betrügerischer zweiter Ehe, mit dem

scheinbaren Tod des weiland Regierungsraths von Asselyn —! Was ließ sich nicht alles an unheimlichen Stellen im Leid dieser Familien auffinden —!

Oder sollte es wahr sein, daß Fefelotti, das Al Gesù und Olympia im Bunde jenes Kästchen bei Gelegenheit einer Feuersbrunst ebenso wollten verloren gehen lassen, wie einst die verhängnißvolle falsche Urkunde, die Hammaker geschrieben, bei jenem Brande zu Westerhof gefunden wurde —? War es wirklich Terschka, der diesen Raub hatte auf sich nehmen wollen — sollen — und ihn auszuführen schon lange versuchte —? Hatte Terschka's Ohr im Inquisitionspalast, in den nur die Verschlagenheit des ehemaligen Anwohners der Porta Cavallaggieri sich einzuschleichen wußte, die Beziehungen belauschen sollen, die zwischen Bonaventura und dem deutschen Einsiedler aus dem Silaswald obwalteten —? Und hatte die Feuersbrunst zu früh begonnen und der Mönch mit dem Todtenkopf, der alte Freund aus ihrer Jugendzeit, der zwischen Westerhof und Himmelpfort so oft im wogenden Kornfeld traulich mit ihnen geplaudert und scherzend ihnen Cyanenkränze gewunden, seinen seit Jahren gesuchten zweiten Schützling in dem Augenblick wiedergefunden, wo ihn zugleich auch über diesen der Himmel zum Richter machte — freilich nunmehr mit dem Einsatz seines eignen Lebens —?

Wandte sich alledem ein grübelndes Forschen und Staunen der Menschen zu, so ließen die beiden Frauen von andern diese so geheimen Fäden offen und klar darlegen; sie selbst verglichen schon sonst wol das Meiste, was im Schoose Gottes ruht, dem stillwaltenden Naturgeheimniß, das oft ein einfaches Summen schwärmender Käfer im heißen Sommerbrand tiefer auszudrücken scheine, als Bibliotheken voll Menschenwitz. Mochten sie nicht glauben, daß ein Falter, der von Blume zu Blume fliegt, schon vom All mehr erfahren hat, als wir Menschen es je ver-

mögen —? So war es ihnen wenigstens immer, wenn man von Lucinden sprach.

Eine Stunde verging. Alle düstern Vorstellungen schwanden im Hinblick auf die Enthüllungen des Conclave. Bonaventura, der muthige Bekämpfer der jetzt überall aus Italien vertriebenen und nur noch in Spanien und Deutschland nistenden Jesuiten, Bonaventura, der noch immer in Coni wohnende Gegner alles dessen, was Fefelotti von Trident und Brixen, zuletzt von Salzburg, Wien und Würzburg aus verdammte — auch er war angekommen und eingezogen in den wiederum vermauerten Palast des Quirinal.

Von ihrer Wohnung aus, die sie in Palazzo Ruspigliosi genommen, hatten die Frauen den Einzug der Cardinäle mit angesehen. Die lange Procession war hindurchgeschritten durch die Krieger, deren drohendes Toben der Dictator hatte beschwichtigen müssen. Tausende bis in die höchsten Dächer und Schornsteine hinauf blickten auf die seit lange zum ersten mal wieder zusammengekommenen höchsten Würdenträger der in Auflösung begriffenen Hierarchie. Noch befanden sich unter ihnen manche der Alten und Unverbesserlichen. Da eine hagere, leichenfahle Gestalt, gebeugt von der Last der Jahre, doch noch funkelnden ehrgeizigen Auges —! Dort eine beleibte, freundlich lächelnde, selbst wie mit dem Bäuchlein grüßende und nicht minder hoffnungsvolle — trotz der Sorgen, die auf dieser erledigten Krone lasteten —! Hier eine mit wirklichem Schmerz niederblickende, der schweren Zeit gedenkend —! Geprüft waren sie alle, diese „letzten Märtyrer", wie sie sich nennen ließen, durch die bittersten Erfahrungen, zum mindesten durch ihre ungewohnten Entbehrungen. In dieser diesmaligen Wahl entschied sich die Frage der Hierarchie für immer.

Unter ihnen schritt auch Cardinal Vincente Ambrosi — oft

als ein künftiger Stellvertreter Christi bezeichnet und noch jedesmal mit großer Stimmenzahl bedacht. Noch immer gab er ein wohlthuendes Bild männlicher Schönheit. Schneeweiß zwar sein Haar, aber schwarz die scharfe Augenbraue. Ihm galt der Zuruf der Römer zumeist. Um so mehr, da man wußte, daß das alte Recht der drei großen rechtgläubigen Dynastieen Frankreich, Oesterreich und Spanien gegen ihn geübt werden sollte — das Recht, daß, als Bevollmächtigter einer dieser Monarchieen, ein Cardinal gegen ihn protestiren darf. Gegen Einen nur und Einmal nur durfte protestirt werden — dann „stirbt die Biene, wenn sie den Stachel in ihren Feind gesenkt", wie Cardinal Wiseman sagt.

Auch Fefelotti folgte. Krumm, ganz vom Alter gebeugt, citronengelb, geführt von zwei Conclavisten. Ein Zischen und Höhnen der Masse verfolgte ihn, wie mit Spießruthen; jeder Mund hatte eine andere böse That von ihm zu erzählen. Auch die Feuersbrunst vor Jahren auf Strada dei Mercanti wurde nur ihm, nur der Fürstin Olympia Rucca, die mit ihm im Bunde stand, zugeschrieben. Letztere war nach Spanien entflohen und lebte ihre angeborne Natur, vielleicht auch einen innern Schmerz, jedenfalls die Zerstörung und den gänzlichen Verfall, den solchen Naturen das Alter verhängt, in den Stiergefechten von Madrid, im Muth der Espadas und Picadoren aus. Alle Trümmer des ehemaligen Rom verendeten in Spanien. Der junge Rucca befand sich dort mit seinen Orden, mit seinen Titeln und mit dem klingenden Werth seiner verkauften Güter.

Ein Glück für Fefelotti, daß ihm im Zug der Cardinäle Bonaventura d'Asselyno folgte — sein Gegner, ein Name, den Italien verehrte. Sogleich verstummte der Hohn, als die rollenden Augen dieser wilden Menschen den Erzbischof von Coni sahen. Auf Bonaventura paßten die Worte Samuelis: „Sieh nicht auf

sein Angesicht, noch auf die Höhe seiner Gestalt — sieh auf sein Herz!“ Angesicht und Gestalt ragten im Zuge majestätisch hervor und doch sprach nur jeder von seinem muthigen Geist, von seinem edlen Herzen. Nach des Präsidenten von Wittekind Tode wußte alle Welt die Geschichte Federigo's.

Drei Tage hatte das Volk durch einen kleinen Schornstein am Quirinal den aufsteigenden Rauch beobachtet. Er kommt vom Verbrennen der Wahlzettel im Ofen der Kapelle des Conclave. Im kleinen Garten, der zu dem von seinem Besitzer verlassenen und deshalb leicht zu ermiethenden Palast Ruspigliosi gehörte, wandelten Paula und Armgart schon seit drei Tagen auf und nieder wie mit Flügeln, die ihr Wille gewaltsam niederhalten mußte; bangfrohe Sehnsucht und Erwartung hob ihre Seelen, als wäre ihr Reich nur noch der Aether.

Die dreifache Krone gewinnt nur Er —! sprach Armgart zur Freundin, der sie eine Führerin und Lenkerin aller ihrer Lebensentschlüsse geworden war. In deinen Jugendträumen hast du ihn so gesehen; so wird es sich auch erfüllen!

Was sah' ich nicht alles und die Erfüllung — blieb doch aus! sprach Paula.

Alles kam anders — als wir erwarteten, aber es traf zu — zum Guten —! Armgart durfte gewiß so sprechen in Rücksicht auf den eigenen Frieden, der in ihr Inneres eingezogen war. Thiebold's Hand hatte sie abgelehnt, aber die fortdauernden Beweise seiner Freundschaft ließ sie sich nicht entgehen; wenn die Trennungen zu lange dauerten, konnte sie seine erheiternde Nähe nicht entbehren. Thiebold, reich und guter Laune, gefällig, alles zum Besten wendend, reiste zwischen den „Trümmern seiner schöneren Vergangenheit“ hin und her.

Sein Pathenkind, Benno, wie er genannt wurde, hatte jetzt nur die Krieger im Auge, die Kanonen an den Schanzkörben

hinter dem braunen Gestein der Cestiuspyramide, die dreifarbigen Fahnen und die blitzenden Bajonnete auf dem nahegelegenen alten Römerthor.

Als ich heute in unserm Hause das Bild des Guido an der Decke betrachtete, sprach Paula, den Anfgang Aurorens über die Gewässer, mußt' ich deiner Erzählung gedenken, die du nach dem Schreckenstage des westerhofer Brandes vom Jagdgelag auf Münnichhof gegeben — an des seligen Onkels Schilderung der Farben, die dem Aufgang der Sonne über südliche Meereswogen vorangehen. So schwimm' ich auch heute ganz in Licht und Purpur —!

Armgart drückte die Hand der Freundin und sprach: Wir sind nur bis zu Gräbern gekommen und haben immer noch für diese Erde Hoffnungen —!

Während sie so plauderten auf dem marmornen Sarkophage, versunken in Träume und Erinnerungen, und ihre Augen dem Knaben folgten, der nach Schmetterlingen haschte, erbebte plötzlich die Luft vom Donner eines Kanonenschusses. Die Krieger ringsum griffen zu den Waffen. Auch auf dem Monte Testaccio wurde es lebendig. Der Schuß kam von der inneren Stadt.

Bald fielen, während die Kanonenschüsse sich wiederholten, Glocken ein. Immer mehr und mehr der ehernen Zungen begannen auf allen Thürmen zu sprechen. Ueber die ganze Stadt wehte es wie ein einziger klingender Luftstrom.

Die Wahl ist vollzogen! rief Armgart und brach auf. Der Knabe wurde gerufen. Sicher war es jetzt kaum zum Hindurchkommen, wenn man auf den Monte Cavallo zurückfahren wollte. Es mußte gewagt sein. Paula mußte geführt werden. Sie schwankte schon in zitternder Erwartung.

Der Donner der Kanonen, das Lärmen der Glocken währte

fort. Pfeilgeschwind schoß der Wagen durch die Vorstädte. Im Innern der Stadt mußt' es langsamer gehen.

Haben wir das versäumt! klagte Armgart und zugleich erwartungsvoll forschend, so oft der Wagen im Gewühl der Truppen, der Bivouaks, der Volksmassen still halten mußte. Sie fragte, was man wisse.

Man hörte nur Trommeln, Commandowörter, Drohungen sogar — Zu den Waffen! schrie das Volk und von Trastevere stürmten die Menschen in wilder Wuth über die Brücken. Was mag es geben! fragten sich die Frauen, voll Bangen über eine unerwartete Wendung.

Daß zur bestimmten Stunde aus dem kleinen Schornstein nicht Rauch gekommen war, galt bisjetzt für das einzige Zeichen, daß jemand für die Wahl das richtige Zweidrittel der Stimmen erhalten hatte. Wer es war? wußte noch niemand. War es Fefelotti oder ein anderer der Gekennzeichneten — dann Tod und Verderben —!

Dem Monte Cavallo zu, wo nur denen Platz gelassen wurde, die beweisen konnten, daß sie dort wohnten, hieß es: Fefelotti ist es nicht —!

Aber auch Ambrosi war es nicht. Man hatte gehört, daß von den drei weißen Gewändern, die für den neugewählten Papst bereitgehalten werden müssen, nicht dasjenige geholt worden war, das zu einer kleinen Gestalt paßte. Anfangs hieß es: Man holte das mittlere. Endlich, schon an dem von Truppen umlagerten vermauerten Palast, lärmten die Rufe wie bei den Vorbereitungen zu einem Bühnenspiel durcheinander: La roba grande!

Halb ohnmächtig über die Schlußfolgerungen, die sich aus diesem üblichen Vorspiel eines überlebten Vorgangs ziehen ließen,

kam Paula am Thor des Palazzo Ruspigliosi an. Armgart sprang aus dem Wagen — eilte durch die Säle, riß eines der von den Dienern und den Freunden und Angehörigen derselben nicht belagerten Fenster auf und blickte in den schon vom Abendlicht beleuchteten nicht großen, aber menschenübersäeten Platz. Hoch und herrlich bäumten sich über dem Gewühl von Menschen, Rossen, Kanonen, Waffen aller Art, wehenden Fahnen die Kolosse der Dioskuren, die Phidias und Praxiteles geschaffen haben soll. Jeder der ehernen Rossebändiger hatte in der einen freien Hand die dreifarbige Fahne.

Armgart rief nach Paula. Diese schwankte näher — krampfhaft ihren Sohn umfassend. Ueber dem Portal des päpstlichen Palastes am großen Fenster wurde es lebendig. Eine Mauer, vor wenig Tagen erst aufgeführt, rissen in wilder Hast Arbeiter im Schurzfell nieder. Stein auf Stein fiel. Die Balconthür wird frei. Ein lieblichster Abendsonnenstrahl fällt auf die bunten Gewänder der Männer, die jetzt auf dem Balcon erscheinen.

Cardinal Ambrosi tritt hervor, jubelnd vom Volk bewillkommt. Er trägt eine Rolle in der Hand. Auch ohne den Purpurstrahl der Sonne und den Abglanz seiner Gewänder würde er vor Aufregung hocherröthet erschienen sein.

Das Jauchzen, das Rufen der Menge, die ihn gleichsam für eine getäuschte Hoffnung schadlos halten wollte — er konnte nicht der Gewählte sein — hörte endlich auf. Todtenstille trat ein, unterbrochen vom Krachen der Kanonen auf der Engelsburg, vom Läuten der Glocken.

Ambrosi, wie einst Johannes der Täufer den Ruhm seines Freundes Jesus verkündete, rief mit lauter Stimme: Annuncio vobis gaudium maximum! Habemus, habemus, habemus Papam eminentissimum Cardinalem Archiepiscopum Cuneensem Dominum Bonaventuram d'Asselyno.

Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten — Fahnen flatterten. Von seinem Roß herab salutirte der Dictator mit seinem im Sonnenstrahl blinkenden Schwert dem neuen Bischof Roms, einem Deutschen.

Wohlgefällig und neugierig murmelnd ging es durch die Reihen. Der Name war bekannt und in seinem Rufe bewährt. Es war eine Wahl, die zugleich als ein Symbol der Universalität und Unparteilichkeit der Kirche erscheinen durfte.

In italienischer Sprache fuhr Ambrosi fort: Der erste Papst, der nicht heilig gesprochen wurde, hieß einst Liberius I. In Demuth nennt sich deshalb der neue Bischof von Rom Liberius II.

Die Spannung mehrte sich.

Ambrosi fuhr fort: Liberius II. nimmt die Wahl unter der von den Cardinälen zugestandenen Bedingung an, daß seine erste That als gekrönter Bischof von Rom die Berufung eines allgemeinen Concils ist!

Der Dictator schwang sein Schwert. Ein Sturm der freudigsten Unterbrechung folgte. Die Krieger riefen wie mit ehernen Zungen: Evviva!

Ambrosi fuhr fort: Damit sich jedes katholische Herz auf die seit dreihundert Jahren ruhende Frage der Kirche und Lehre, auf eine Kirchenverbesserung nach dem Worte Gottes, Christi und der Apostel vorbereite, gibt das versammelte Conclave der zweiten Bedingung des neuen Herrschers der Kirche die Zustimmung: In allen Sprachen der Christenheit ist das Lesen der Bibel gestattet! Von allen Kanzeln der katholischen Christenheit sollen die Völker ausdrücklich sieben Wochen und in jeder Abendstunde dazu aufgefordert und angeleitet werden —!

Der Dictator nahm seinen Reiterhut mit der wallenden Feder vom greisen Haupte. Geisterhaft lag ein heiliges Schweigen über dem Menschenmeer.

Endlich schloß Ambrosi: Und daß das Concil in heiliger Stille, fern vom Geräusch der Waffen und weltlichen Störungen gehalten werde, so ist dafür ein stilles Alpenthal Italiens bestimmt in der Erzdiöcese des Gewählten. Zwischen Coni und Robillante im Piemont liegt das Schloß Castellungo. Dorthin, in einen Eichenhain und zum zwanzigsten August dieses Jahres, zum Tag des heiligen Bernhard von Clairvaux ist die Versammlung der Bischöfe der Christenheit ausgeschrieben —! Betet, daß der Geist Gottes die Stätte und die gewählte Stunde segnen möge!

Der Jubelruf nahm an Kraft und lufterschütternder Macht noch zu, als, von den üblichen Gewohnheiten der Papstwahl abweichend, diesmal der Gewählte selbst vom Cardinalvicar vorgeführt wurde und an dem riesigen Fenster bereits in den Kleidern seiner Würde erschien.

Allerdings, diese Kleider sind für uns eines Zauberers Tracht — in Persien tragen sich so die Eingeweihten der Geheimnisse der Natur. Aber der neue Zauberer von Rom erschien, ob auch unter silbergesticktem, weißem Traghimmel, ob auch in der Sottana von weißem Moor, ob auch mit dem rothsammetnen Baret auf dem edlen Dulderhaupt, doch wie ein Mensch der Demuth und Schwäche, wie ein Vater, ein Freund, ein Bruder aller Menschen. Alle blickten zu ihm auf voll Liebe. Lang umflossen die weißen Locken das allmählich freudig niederlächelnde Haupt des Gewählten. Die Hände streckten sich segnend über die in endlosen Jubel ausbrechende Menge; an der Rechten blitzte der mächtige Fischerring Petri.

Die Abendsonne beglänzte einen Verklärten. Als ihre Strahlen sein braunes Auge trafen, da mußte er es schließen. Auch schloß er es um des thränenvollen Blickes willen auf jene beiden Frauen am wohlbekannten Fenster, deren weiße Tücher

ihm ein: Hosiannah, Sieger und Ueberwinder —! entgegenwinkten.

Das sah — wie konnte das Concil anders enden, als mit dem Ende des Papstthums! — „der Letzte der Päpste" wol nicht, wie hinter den Frauen ein kräftiger Männerarm sich Bahn brach und einen Knaben emporhielt. Thiebold war es, der plötzlich angekommen, keine Gefahr des Krieges gescheut hatte. Wie konnte auch Er fehlen bei einem solchen Augenblick der Verheißungen und Erfüllungen —!

Endlos war der Jubelruf des Volkes. Ging es zum Frieden mit der Welt oder zur letzten Entscheidung mit dem Schwert — die hier Versammelten riefen die Forderung der Jahrhunderte, die unvertilgbar ewige Losung und das gottgegebene Erbe der Menschheit: Freiheit —! Freiheit —! Freiheit —!

Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

